415



Anna Palmer Draper
Fund
to the memory of
her father
Courtlandt Palmer, Sr.

W

Bernec

Neues Soldatenbuch.

I.

Otto Spamer's

Illustrirte Jugend- und Hausbibliothek.

Neue Folge.

Die Welt in Waffen.

I.

Heldenzeit, Ritterthum und Kriegswesen

im Alterthum und Mittelalter

von

K. G. v. Berneck.



Mit etlichen hundert Text-Abbildungen, mehreren Tonbildern ꝛc.

Nach Zeichnungen von A. Beck, H. Leutemann, H. Scherenberg, A. Toller und Anderen.

Leipzig & Berlin.

Verlagsbuchhandlung von Otto Spamer.

1869.



Soldatenbuch I. Titelbild. Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Karl der Grosse und seine Paladine.

Neues Soldatenbuch.

Die Welt in Waffen

von der

Urzeit bis zur Gegenwart.

I.

Heldenzeit, Ritterthum und Kriegswesen

im Alterthum und Mittelalter

bis zur Verbreitung der Feuerwaffen.

Von

K. G. v. Berneck,

Königl. Preuß. Major und Mitglied der Obermilitärstudienkommission.

An Stelle R. von Berndt's Illustrirtes Soldatenbuch.

Dritte Auflage.

Mit 120 Text-Abbildungen, einem Buntbilde und fünf Tonbildern.

Leipzig.

Verlag von Otto Spamer.

1869.

Druck von Bär & Hermann in Leipzig.

Vorwort.

Das „Illustrirte Soldatenbuch“ hat sich bei seinem ersten Erscheinen so viele Freunde erworben, daß nach den großartigen Kriegsereignissen und Veränderungen im ganzen Militärwesen, die sich seitdem zugetragen haben, mehrfach der Wunsch nach einer dritten Auflage des Werks ausgesprochen worden ist. Eine solche herzustellen, bot nach Eintritt der heutigen völlig veränderten Verhältnisse ganz besondere Schwierigkeiten, und um endlich doch einen Ersatz für jenes beliebte Buch zu beschaffen, ließ sich der Unterzeichnete durch die freundliche Aufforderung der Verlagshandlung dazu bestimmen, dieses „Neue Soldatenbuch“ zu bearbeiten, welches allerdings als ein völlig neues Werk zu betrachten ist. Dasselbe geben wir unsern Freunden nach allen Richtungen, besonders der deutschen Jugend mit dem Bewußtsein in die Hand, daß vornehmlich die Wehrkräftigen unter derselben, welche fortan zu der heiligsten Pflicht, zur Vertheidigung des Vaterlandes berufen sind, zur Uebung dieser Pflicht durch die nachfolgenden Schilderungen mit vorbereitet werden.

Immer schon hat sich das Interesse den Bildern aus dem Soldatenleben im Kriege und im Frieden, den Erzählungen kriegerischer Begebenheiten, wenn sie gut dargestellt waren, mit Vorliebe zugewendet; dies Interesse hat sich in neuester Zeit, als nach langem Frieden in Deutschland die Kriegsdonner wieder rollten, in hohem Maße gesteigert und wird noch mehr wachsen, weil nicht einzig und allein, wie bisher, das preußische Heer, sondern die zum Schutz und Trutz vereinigte Kriegsmacht von ganz Deutschland künftig das Volk in Waffen bilden wird.

Unser Soldatenbuch will dazu beitragen, das Interesse unsers starken wehrhaften Volks am Kriegswesen, das ihm sein Ansehen unter den andern Nationen sichern soll, immer lebendiger zu wecken, indem es die Welt in Waffen von der Urzeit bis in die Gegenwart schildert und aus den zahllosen Kriegen, welche die Blätter der Geschichte füllen, die wichtigsten und interessantesten mit ihren bedeutendsten Helden und Heerführern und ihren Hauptwaffenthaten darstellt.

Jede Beschreibung oder Erzählung wird am anschaulichsten, wenn sich ihr ein erläuterndes Bild beigesellt. Darum hat sich unsere Gegenwart auch so entschieden für illustrirte Werke ausgesprochen. Das „Neue Soldatenbuch“ ist in Würdigung dieser berechtigten Vorliebe von der Verlagshandlung mit dem reichsten Illustrationenschmuck ausgestattet worden, dessen Auswahl und künstlerischer Werth wol selbst weitgehende Erwartungen befriedigen dürfte. Diese Bilder beginnen in den frühesten Zeiten, wo sie uralten Monumenten entnommen sind, und reichen bis zu unseren Tagen; sie bieten mannichfachen Stoff zu interessanten Vergleichen zwischen Heute und Sonst.

Die neuere und neueste „Welt in Waffen“ wird ein zweiter Band, welcher diesem baldigst nachfolgt, besprechen und bildlich darstellen. Er wird die Soldatesca des Dreißigjährigen Krieges, die Heere und Feldzüge des großen Kurfürsten und Turenne's, des Prinzen Eugen und Friedrich's des Großen, den nordamerikanischen Freiheitskampf, die Kriege der französischen Revolution und Napoleon's I. und die glorreichen deutschen Freiheitskriege schildern. Dann werden den Lesern die Kämpfe der Franzosen in Afrika, der Russen gegen die Pforte und im Kaukasus, der Krimkrieg und die Belagerung von Sebastopol, die Erkämpfung der Einheit Italiens bis auf Rom, der Bürgerkrieg in Nordamerika, der die gesprengte Einheit herstellte, die verunglückte Expedition zur Aufrichtung eines neuen Kaiserthrons in Mexiko, die Kämpfe um Schleswig-Holstein und endlich der deutsche Krieg von 1866 vorgeführt. So bis zu den neuesten Tagen gelangt, schließt unser Buch mit einem Ueberblick der jetzigen Heerverfassungen in Europa und den Fortschritten auf dem Gebiete der Feuerwaffen. Die prachtvollen Illustrationen dieses Bandes sind nach Zeichnungen des rühmlichst bekannten Schlachtenmalers A. Beck aufs sorgfältigste in den Ateliers der Verlagshandlung hergestellt worden.

Wir bemerken weiterhin noch, daß unsere Darstellungen der hauptsächlichsten militärischen Typen bis zum Juni 1868 reichen, bis zu einem Zeitpunkte also, zu welchem in Ausrüstung und Uniform noch mancherlei Veränderungen in Aussicht standen. Diese unsern Lesern in Buntdruckbildern vorzuführen, müssen wir demnach auch uns für die nächste Zeit vorbehalten.

Möge denn das „Neue Soldatenbuch“ mit Freundlichkeit aufgenommen werden und zu den alten Freunden viel neue gewinnen!

Berlin im Juni 1868.

Der Verfasser.

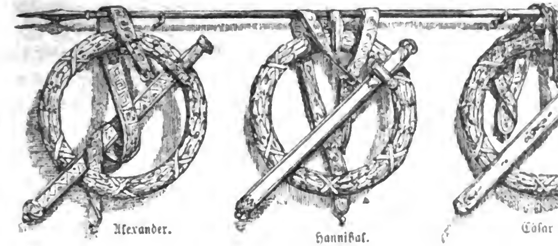
Inhaltsverzeichniß.

	Seite
Einleitung	1
1. **Die Urzeit und das Morgenland**	5
Kriegerkaste bei Indern und Aegyptern	7
Das indische Kriegswesen, die Kriegerkaste	10
Bewaffnung indischer Krieger und Zerstörungsmittel	10
Kriegerstand bei den Hebräern und Assyriern	11
Perser	16
Stehende Heere der Perser	17
2. **Die Griechen und Makedonier**	22
Ausrüstung griechischer Krieger in ältester Zeit	23
Streitwagen	24
Sparta als Kriegerstaat	27
Ausrüstung und Führung des spartanischen Heeres	29
Athen	32
Schlachtordnung bei den Hellenen	35
Makedonien	37
Alexander der Große	38
Demetrios, der Städte-Belagerer	43
3. **Weltherrschaft der Römer**	46
Bildung und Zusammensetzung des römischen Heeres	48
Einübung und Ausrüstung, Eintheilung des Heeres	50
Marschordnung	54
Hannibal	58
Römisches Lager	64
Schlacht bei Cannä	66
Karthago's Niedergang nach der Schlacht bei Zama	68
Aenderungen in der Wehrverfassung	72
Julius Cäsar	73
Kriegsausrüstung der gallischen Kelten	76
Der gallische Krieg	78
Prätorianer	80
4. **Aus den Zeiten der Völkerwanderung**	83
Bewaffnung und Kampfweise der Germanen	84
Allgemeine Völkerwanderung	87
Alarich's Heereszug durch Italien	88
Der Zug der Hunnen unter Attila	90
Die Ostgothen unter Theodorich	93
Die Longobarden in Italien	94

Seite
5. **Das deutsche Mittelalter** 95
Die Zeit der Karolinger 85
Die Sachsenkriege 98
Das Kaiserhaus der Sachsen 103
Die Zeit der Hohenstaufen 109
Friedrich's I. Nachfolger und Untergang der Hohenstaufen 119
6. **Die Kreuzzüge** 121
Der erste Kreuzzug 123
Der zweite Kreuzzug 127
Der dritte und vierte Kreuzzug 129
7. **Das Ritterwesen** 132
Turniere 134
Ausartung des Turnierwesens 139
Geistliche Ritterorden 140
Der Deutsche Ritterorden 141
Ritterorden auf Rhodos und Malta 145
Einbruch der Mongolen 147
8. **Normannen, Engländer und Franzosen** 160
Wilhelm von der Normandie, der Eroberer 162
Der Schwarze Prinz 166
Jeanne d'Arc 170
9. **Volkskriege der Schweizer und Böhmen** 173
Die Schweizer 174
Die Böhmen 179
Söldnerkriege 186
10. **Schießpulver und Feuerwaffen im Mittelalter** 191
11. **Die Zeit der deutschen Landsknechte** 202
12. **Die Spanier in Mexiko** 223

Die hierzu gehörenden Tonbilder sind einzuheften:

Seite
Karl der Große und seine Paladine (Buntbild) . . . . Titelbild
Makedonische Phalanx 37
Einzug des Triumphators 71
Unterwerfung der Sachsen nach der Zerstörung der Irmensäule 98
Otto von Wittelsbach in der Veroneser Klause 113
Die Spanier vor Mexiko 230



Einleitung.

Vor Jahrtausenden — wer mißt ihre Zahl! — ist die Krone der Erdenschöpfung, das Menschengeschlecht, entstanden. In die ersten Zeiten seines Daseins und seiner allmäligen Entwickelung fällt für unsere Erkenntniß auch nicht der schwächste Dämmerschein. Wann und wie auch der Mensch seine Entstehung gefunden, ob wir diese nach dem Wortlaut der Heiligen Schrift annehmen oder ob wir hier irgend einer der vielen aufgestellten anderweitigen Erklärungen folgen, — das undurchdringliche Dunkel, welches Jahrtausende der Urgeschichte umhüllt, wird für uns nicht gelichtet. Wir werden wol nimmer erfahren, wie der erste Mensch zum Bewußtsein gekommen ist, wie die frühsten Menschengeschlechter gelebt, was sie getrieben, wie sie ihre Sprache, ihre geistigen Kräfte gewonnen und weiter entwickelt, Erfindungen gemacht und ihr Dasein allmälig besser gestaltet haben.

Reste der Urwelt hat zwar die neuere Erdforschung aufgedeckt und danach auch über das Alter des Menschengeschlechts Berechnungen angestellt, Denkmäler sind aufgefunden worden, stumme Zeugen aus vorhistorischer Zeit: aber diese zeugen in ihren Skulpturen und bildlichen Darstellungen schon von geordneten Zuständen, sie geben Kunde von Königsherrschaft in Staaten und Reichen, von Völkern in Waffen, vom Kriege. Was mußte vorangegangen sein, ehe die Menschheit in naturgemäß langsamer Entwickelung so weit gediehen war! Und wie spät erst nach den unbekannten Epochen, in denen die Königsgräber in Aegypten, die Monumente in Indien und Mexiko, die Pfahlbauten in den Seen Mitteleuropa's entstanden sind, fällt das Zeitalter der Mythen und Sagen, aus denen die ältesten Geschichtschreiber ihren Stoff zu den Anfängen der Historie geschöpft haben!

Von Kriegen erzählen sie, fast nur von Kriegen! Die Schicksale der Völker und Reiche werden durch Kriege entschieden, und es ist nicht anders geworden bis in unsere neuesten Zeiten. Seit in der Urzeit des Menschengeschlechts die Leidenschaft zur ersten Gewaltthat geführt hat, ist Streit und Kampf wie ein böses Erbtheil von Geschlecht zu Geschlecht in ewig erneuter Gestalt fortgeübt worden. Als sich aus Familien und Geschlechtern allmälig Stammgenossenschaften, dann Völker und Staaten entwickelten, wurde der Streit des Einzelnen zur gemeinsamen Angelegenheit. In Zeiten, wo noch der Entschluß und die That

sich mehr durch rohen Antrieb als durch geistige Kräfte bestimmte, wo kein Sittlichkeits- und Rechtsgefühl die Leidenschaften zügelte, war es natürlich, daß stets nur Gewalt die Streitfragen entschied. Der Kampf aber mit Waffen in der Hand zwischen verfeindeten Parteien, zwischen Völkern und Staaten ist Krieg genannt worden.

Von ihrer Urzeit an hat die Welt in Waffen gestanden und der Krieg mit verhältnißmäßig kurzen Friedenspausen auf Erden gewaltet. Wird es je anders werden? Der Frieden, dessen Segnungen die Welt erst erkennt, wenn der Krieg verheerend durch die Länder schreitet, wird er in unserer Zeit der Gesittung, der Kunst und Wissenschaft, der blühenden Industrie und des Handels, der werkthätigen Bestrebungen für das Volkswohl, in der Zeit gerühmter Humanität, sich endlich einmal zum Glücke der Menschheit auf längere oder gar auf ewige Zeiten befestigen? Wir zweifeln daran. Bei der Vieldeutigkeit des internationalen oder sogenannten Völkerrechts, bei den sich kreuzenden Interessen der Staaten und Völker werden immer wieder Fälle eintreten, wo die Gewalt der Waffen in letzter Instanz schwebende Streitfragen entscheiden muß. Ein Blick in die Zukunft ist keinem Sterblichen vergönnt; um aber den Kämpfen, welche sie bringen kann, gewachsen zu sein, wollen wir nicht vom ewigen Frieden träumen, sondern wehrhaft und waffenfähig bleiben: davon hängt die selbständige Existenz jedes Volkes ab. Möge darum die Ueberzeugung mehr und mehr in der deutschen Jugend sich befestigen, daß der Waffendienst für das Vaterland eine ehrenvolle Pflicht ist, keine widerwillig zu ertragende Last! Dazu soll in Uebungen aller Art der Körper frühzeitig gestählt werden, wodurch schon manches Soldatenleben in Noth und Gefahr gerettet worden ist. Aber von größerm Vortheil noch ist es dem jungen Soldaten, auch demjenigen, welcher nicht den Kriegerstand bleibend zu seinem Lebensberuf wählt, nicht Offizier und höherer Befehlshaber werden will, wenn er das Wesen des Krieges kennt, wenn er weiß, wie es im Kriege zugeht, wie der Soldat im Felde lebt, sich durchhilft und kämpft, wie der Krieg geführt wird, mit welchen Mitteln und Kräften, worauf es in jedem Gefechte ankommt und was den Sieg verschafft. Nur durch diese Einsicht wird der einzelne Soldat, statt wie in früheren Zeiten eine willens- und urtheilslose Maschine in der Hand seines Führers zu sein, selbstthätig handeln können, wie es die heutige Kampfweise verlangt, und er wird dann oft einen wichtigen ruhmvollen Antheil an der Entscheidung der Gefechte nehmen. Lernen wir daher das Wesen des Krieges aus der Vergangenheit kennen, um für die Zukunft gerüstet zu sein. Der Krieg ist sonst anders geführt worden, mit anders gebildeten Heeren, mit andern Mitteln und Waffen, als jetzt; aber was er fordert und bringt, ist immer dasselbe geblieben, und es kommt darauf an, dies zu erkennen. Wir wollen daher unsern Blick in die Vergangenheit richten und die Welt in Waffen von der Urzeit bis auf die Gegenwart betrachten, um für diese letztere die richtige Auffassung zu gewinnen, was dem Vertheidiger des Vaterlandes zur Erfüllung seiner heiligen Pflicht nothwendig ist und wie er sich dafür tüchtig machen kann. Das wird der Inhalt unsers Soldatenbuchs sein.

Heldenzeit,

Ritterthum und Kriegswesen im Alterthum und Mittelalter
bis
zur Erfindung und Verbreitung der Feuerwaffen.


Untergang eines Pfahldorfs.

1. Die Urzeit und das Morgenland.

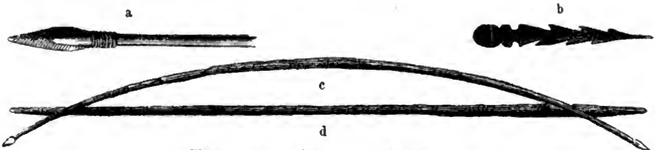
In vielen Wanderströmen haben in der urältesten Zeit die Menschenstämme sich über die Erde verbreitet, Wohnsitze genommen und wieder gewechselt, einander verdrängt und bekämpft. Waffen dazu sind schon frühzeitig erfunden worden — wann und wie das geschehen, in welcher Reihefolge, ist an manche Sage geknüpft, doch niemals mit Sicherheit zu ermitteln. Nur nach dem Material, aus welchem die Waffen seit der Urzeit verfertigt worden sind, lassen sich in den aufgefundenen Alterthümern ganz bestimmt drei Perioden unterscheiden. Zuerst, als die Bearbeitung der Metalle noch unbekannt war, sind alle zu Schnitt und Schlag dienenden Werkzeuge, deren die Menschen in ihrem Schaffen und Treiben oder zum Kampfe bedurften, aus scharfen Steinen hergestellt worden, meist aus Obsidian, oft auch aus Basalt und mitunter aus Aërolith (Meteorstein). Diese Periode, die Steinperiode, reicht unberechenbar bis in die ersten Zeiten des Menschengeschlechts hinauf. Nach neuern, jedoch keineswegs zweifellosen Ermittelungen von Menschenskeletten im angeschwemmten Nilschlamm und am Mississippi haben die Gelehrten versucht, aus dem stetigen Fortschritt der Alluvionen, Anschwemmungen

oder Ablagerungen das Zeitalter festzustellen, in welchem die Träger jener Skelette einst gelebt haben: sie sind dabei auf die schwindelerregenden Zahlen von 60—200,000 Jahren gekommen — wir überlassen ihnen das!

Der Steinperiode folgte, nachdem die Menschen gelernt hatten, Metalle zu bearbeiten, dann die Zeit, in welcher Hausgeräth, Werkzeuge und Waffen aus Erz oder Bronze, meist zu 9 Theilen Kupfer und 1 Theil Zinn, verfertigt wurden. Man nimmt an, daß die Bronzeperiode in Europa etwa um 2000 v. Chr. eingetreten ist. Natürlich sind die Waffenperioden bei den einzelnen Völkern sehr verschieden gewesen: so fanden die Spanier im XVI. Jahrhundert die Azteken in Mexiko, ein in der Kultur sonst schon weit vorgeschrittenes Volk, noch mit Bronzewaffen, die Australier sogar noch in der Steinperiode.

Nach der Bronzezeit kam endlich die dritte Periode, in welcher die Waffen aus Eisen, zuletzt aus Stahl geschmiedet wurden.

Bronzewaffen haben sich in Europa besonders in den schon erwähnten Pfahlbauten-Anlagen gefunden, welche neuerdings in den Seen der Schweiz und der Lombardei, in Süddeutschland, auch an den Ostküsten und in Skandinavien entdeckt worden sind. Diese Wasserburgen, auf Rosten von Pfählen erbaut, waren ohne Zweifel Zufluchtsstätten und Vertheidigungspunkte der Landesbewohner bei feindlichen Einfällen.



Waffen aus dem Zeitalter der Pfahlbauten.
a, b Speerspitzen, c Jagd- und Kriegsbogen, d Wurfspieß.

Ihre Reste, von denen die erste Spur bei dem niedrigen Wasserstande des Zürichersees im Winter 1853—1854 bemerkt worden, geben die interessantesten Aufschlüsse über die Einrichtungen und über das Leben des längst untergegangenen Volkes, das diese Pfahldörfer einst gebaut hat. Außer den massenhaften Bronzewaffen, die sich in den Wasserbauten der Westschweiz gefunden, sind auch einige Waffen aus Eisen, in der Ostschweiz aber nur Steinwerkzeuge entdeckt worden, z. B. Steinbeile, so haarscharf, daß angeblich noch jetzt Bleistifte damit gespitzt werden könnten. Meist sind diese Pfahldörfer durch Brand zerstört, was durch Feinde, welche sie erobert, oder durch die eigenen Bewohner, wenn sie dieselben aus irgend einem Grunde verließen, geschehen sein mag.

Nicht in Europa dürfen wir aber die älteste Kunde von der Welt in Waffen suchen, wir müssen uns nach dem fernen Morgenlande hinwenden. Im Orient haben sich die ältesten Reiche gebildet, dort sind die ersten Kriege geführt worden, von denen uns die Geschichtschreiber Nachricht geben. In diesen Kriegen erscheinen ganze Völkerschaften, auf das Machtgebot ihrer Herrscher, zu Eroberungs-

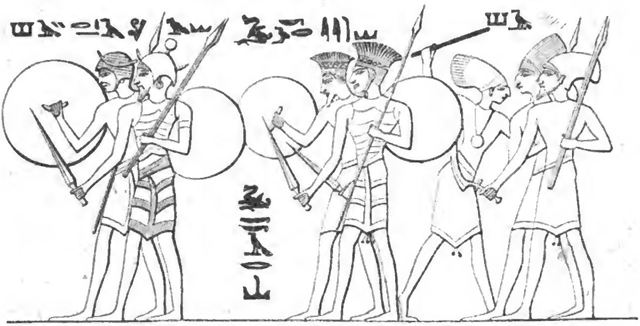
zügen in Waffen; die Reiche schwellen dadurch zu ungeheurer Größe an und stürzen ebenso wieder zusammen, oft in Folge einer einzigen verlorenen Schlacht. Nur an festen Städten bricht sich die feindliche Kraft und der Krieg tobt oft Jahrelang um ihre Mauern, ehe diese erobert werden. Auch das Meer wurde zum Schauplatze des Krieges, seit die Phönizier die Schiffahrt erfunden. Es waren anfangs, als das Meer, besonders da wo eine reiche Küstenentwickelung mit vielen Buchten und Landzungen, kürzere Wasserwege gezeigt, nur schüchterne Küstenfahrten auf gebrechlichen Booten gewesen, bald aber hatten sich jene Stämme kühn auf die hohe See hinaus gewagt und Nachfolge gefunden. Wo sich dann Fremde — jeder Fremde wurde als Feind betrachtet! — auf dem Meere begegneten, kam es zu Kämpfen, und neben dem Landkriege wurde dann auch der Krieg zur See geführt.

Kriegerkaste bei Indern und Aegyptern. Die Mittel zum Kriege vervielfältigten sich mit der zunehmenden Kultur, und wo sich Staaten gebildet hatten, nahmen sie in ihre Verfassung als bedingendes Element ihres Bestehens ein geordnetes Kriegswesen auf. Bei zwei Völkern, den Aegyptern und Indern, hatten sich seit uralter Zeit bestimmte Kasten, d. h. abgeschlossene, erbliche Stände von einander gesondert, deren eine, die Kriegerkaste, ausschließlich zur Vertheidigung des Landes und zum Schutz der andern Kasten, welche friedlichen Beschäftigungen lebten, berufen war. Dadurch ward hier der Krieg zu einem Handwerk, das nach festen Satzungen und Regeln betrieben wurde. Die Wandbilder in den Monumenten Aegyptens und die reiche Sanskrit-Literatur Indiens geben davon Kunde; die ersten Nachrichten aber verdanken wir Herodot, dem Vater der Geschichtschreibung, welcher auf seinen weiten Reisen auch nach Aegypten gekommen ist und hier gründliche Forschungen angestellt hat. Freilich war das zu einer Zeit, als das Land bereits achtzig Jahre unter Herrschaft der Perser stand und ein großer Theil seiner Alterthümer auf Befehl des Kambyses vernichtet war, aber die Nationalität und die Eigenthümlichkeiten eines Volkes lassen sich nicht so leicht vernichten und Herodot konnte daher für die Mit- und Nachwelt die wichtigsten historischen Nachrichten sammeln. Durch die neuern Forschungen sind jene Nachrichten ergänzt und berichtigt worden.

Das von Asien aus eingewanderte Volk der Aegypter, dessen unvermischte Reste noch die christlichen Kopten sind, hatte schon frühzeitig eine hohe Kultur erlangt. Seine Kasten waren nicht so streng geschieden, als bis jetzt angenommen worden, doch bildeten die Priester und Krieger die Aristokratie des Landes, welche sich nicht mit den Ureinwohnern vermischte und den ursprünglichen edlen kaukasischen Typus der Körperbildung rein erhielt, wie noch viele Denkmäler zeigen. Das Kriegswesen scheint erst nach Vertreibung der Hyksos („Hirtenkönige"), syrischer Nomadenstämme, welche sich der Herrschaft in Aegypten bemächtigt hatten, geordnet worden zu sein, als Könige aus der ruhmvollen Dynastie, welcher das Land seinen höchsten Aufschwung, auch in der Baukunst verdankt, Eroberungszüge nach Asien unternahmen. Es waren Sethos I. und Rhamses II.,

welche die Griechen später, weil Herodot beide Sesostris genannt, ganz in Eine Person verschmolzen haben. Noch heut nach 3000 Jahren zeugen Felsentafeln in Syrien, welche Rhamses II. im Anfange seiner 66jährigen Regierung eingraben ließ, von jenen großartigen Kriegszügen.

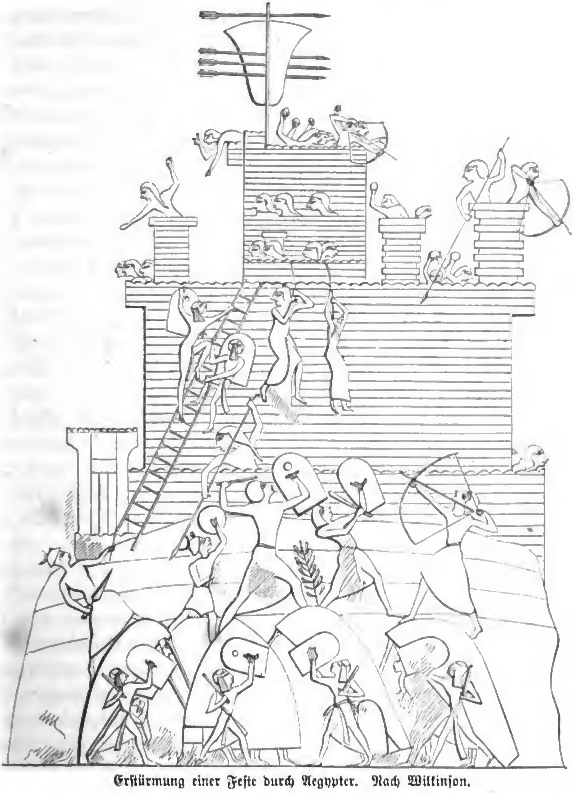
Die über das ganze Land angesiedelte Kriegerkaste trieb im Frieden nur Ackerbau, jedes Handwerk war ihr verboten. Jährlich wurden 2000 Mann als Leibwache des Königs ausgehoben, für den Krieg aber nur so viel Abtheilungen aufgeboten, als nöthig waren. Zu jenen großen Heerfahrten mußte freilich die Kriegerkaste zahllose Scharen stellen. Da zogen denn die rothbraunen Söhne des Nilthals fast unbekleidet oder nur mit einem Linnengewande angethan, aber trefflich bewaffnet, in tiefen geordneten Haufen daher; Panzer trugen sie nicht allgemein, dafür zuweilen über einander genagelte Lederstreifen als eine Art Schurz oder auch nur ein ledernes Blatt vor dem Unterleibe, gewöhnlich bunt bemalt, wie auch der Schild, nach Herodot eine ägyptische Erfindung.



Aegyptische Krieger und Bundesgenossen derselben.

Den Kopf deckte eine helmartige Kappe. Bogen, die Lieblingswaffe aller Orientalen, kurze Spieße und Schwerter, diese oft in Form gekrümmter Messer und „Sicheln der Schlacht" genannt, waren die Trutzwaffen. Das Fußvolk, naturgemäß die älteste Kriegergattung und die Hauptmacht der Heere, wurde unterstützt durch Streitwagen, deren es immer bei den Aegyptern eine große Menge gab. Die Pferde dazu wurden von den Pharaonen in großer Menge aufgestellt. Jeder Streitwagen war mit zwei Männern besetzt, die Führer kämpften vom Wagen; am prächtigsten ist der des Königs abgebildet, dessen Rosse mit Straußfedern geschmückt erscheinen. Rhamses soll 27,000 Streitwagen in das Feld geführt haben, sie ersetzten die Reiterei, welche das ägyptische Heer nicht kannte. Kein Wandbild zeigt uns wenigstens eine berittene Kriegerschar. Diodor, der Geschichtschreiber aus Cäsar's Zeit, erzählt zwar, daß Rhamses bei 600,000 Mann Fußvolk auch 24,000 Reiter gehabt, doch sind diese jedenfalls aus den überwundenen asiatischen Völkern herangezogen worden.

Wie das ganze Leben der Aegypter durch strenge Ordnung und Regelmäßigkeit ausgezeichnet war, so mußte auch das Kriegswesen bald feste Formen gewinnen; die Wandbilder geben davon Kunde.



Erstürmung einer Feste durch Aegypter. Nach Wilkinson.

Waffenübungen, Scheibenschießen, Märsche, wobei ein Gleichschritt erkennbar (wenn der Maler nicht der Symmetrie wegen die gleichen Beine vorgestreckt zeichnete), Lager, Truppenmassen in mehreren Treffen, Kampfscenen, besonders Wagenkämpfer, auch aus dem Städtekriege Mauerersteigungen auf Sturmleitern u. s. w. sind bildlich dargestellt. Aehnliche Erscheinungen bietet die Kriegerkaste der Inder.

Das indische Kriegswesen. Die Kriegerkaste. Sie war nicht über das ganze Land, sondern nur im Norden der vorderindischen Halbinsel am Fuß der Gebirge, am Indus und Ganges angesiedelt, von wo einst die herrschenden Arier (d. h. die „Ehrwürdigen“) in das Land eingebrochen waren und die Ureinwohner unterjocht hatten. Die Sage läßt die Kriegerkaste bezeichnend aus Brahma's Armen, die Priester aus dem Haupte des Gottes hervorgehen. Die Krieger wurden Xatrija genannt, „die Starken“, gewiß ein schöner Name, wenn er immer wahr bleibt. Den altindischen Kriegern wird ein besonders edler und hochsinniger Geist nachgerühmt. Von ihrer Kriegsweise geben Schriftwerke aus dem Sanskrit, der heiligen Sprache der Hindu, manches Zeugniß. Historische Nachrichten haben wir jedoch von diesem alten Kulturvolke erst aus später Zeit, genauere erst seit dem Zuge Alexander's des Großen und nachher wiederum während des ganzen Alterthums fast gar keine mehr, weil Indien sich selbst überlassen blieb. Von den indischen Heeren wissen wir, daß sie aus Fußvolk, Reiterei, Streitwagen und Kriegselephanten zusammengesetzt waren. Der Orient ist die Heimat der edlen Pferderassen, welche hier frühzeitig zum Reiten und Fahren gebraucht wurden. Bei den Orientalen zuerst entstand Reiterei und war derjenigen der Griechen und Römer bei weitem überlegen. Noch in viel spätern Zeiten haben die Reiter des Abendlandes im Konflikt mit den Orientalen deren Uebergewicht im Einzelkampf zu Pferde gefühlt. Die Streitwagen der Inder waren mit je 6 Mann besetzt, 2 Schwergerüsteten, 2 Bogenschützen und 2 Rosselenkern mit Wurfspeeren. Zuweilen waren Fahnen und Standarten mit ihren vergoldeten Palmenstangen an den Kriegswagen befestigt, auf denen die Heerführer stritten, wenn sie nicht hoch auf einem Elephanten ihren Scharen voranleuchteten. Alljährlich wurden große Elephantenjagden angestellt und von den gefangenen Thieren die größten und stärksten zum Kriege abgerichtet. Man beschlug ihre Zähne mit Eisen, schützte ihre Rüssel durch Stepp- oder Panzerdecken und machte sie ihren Führern gehorsam. Auf dem Rücken dieser Thierkolosse fanden einige Speerwerfer oder Bogenschützen Platz, welche durch hohe Sattelkissen mit Lehnen vor dem Herabfallen geschützt waren. Die vielbesprochenen, in Bilderbüchern abgebildeten Thürme auf den Elephanten sind auf die eben geschilderte Einrichtung zurückzuführen. Wenn in der Schlacht die Thiere zur Wuth gereizt waren, gebrauchten sie ihre Rüssel und Stoßzähne gegen die Feinde und zerstampften diese mit ihren wuchtigen Beinen. Doch konnte es nicht schwer sein, ihnen auszuweichen, sobald nur erst der Schrecken, den sie einflößten, überwunden war. Auch die Streitwagen mochten leicht unschädlich gemacht werden.

Bewaffnung indischer Krieger und Zerstörungsmittel. In Waffen erschienen die indischen Krieger gut gerüstet; auch sie führten neben Spieß und Schwert, Kolbe und Streitaxt, als Hauptwaffe den Bogen, der im Sanskrit vorzugsweise „der Tödter“, Dhanus, heißt, wie die ganze Kriegskunst Dhanurveda, „Tödtungs-“, speziell Bogenkunde. Außerdem hatten die Inder viele andere Fernwaffen: Wurfspieße, eiserne Wurfkeulen und scharfe Wurfscheiben, wie

sie noch unter einer fanatischen Sekte der Sikhs in Indien und bei einigen wilden Völkern üblich sind. Auch haben sie wol in früher Zeit schon Wurfstäbe mit Zündstoffen besessen; die erste Erfindung der letztern, wenn sie auch dem spätern Schießpulver nur ähnlich waren, ist jedenfalls im hohen Alterthum und im Orient zu suchen, bei den Chinesen vielleicht oder bei den Indern, von wo sie zu den Arabern und durch diese nach Westeuropa gekommen. Indische Schriften sprechen ausdrücklich von „Hunderttödtern", „mit Feuer tödtenden Waffen". Als Deckung dienten den Kriegern Indiens Kettenpanzer, wie überhaupt im heißen Morgenlande leichtere Panzer getragen wurden, oder gesteppte Jacken, welche einigen Schutz gegen feindliche Waffen gewährten. Herodot nennt sie linnene Panzer, was uns sonderbar klingt, obgleich der Panzer nicht nothwendig von Metall sein muß, da es auch Schuppenpanzer von Holz oder Roßhuf gegeben hat.

Die Schlachtordnung der Inder, wie sie aus alter Zeit überkommen war, schildert uns Arrian, der Geschichtschreiber Alexander's des Großen, als ein indischer König, Porus (Pauruscha, im Sanskrit: Held), mit einem Heere den Makedoniern den Uebergang über den Hydaspes (heut Behut) streitig machte. Diesen bewirkte jedoch Alexander bei stürmischer Nacht auf einer Brücke, die von ausgestopften Thierhäuten getragen wurde, schlug die indischen Vortruppen, 2000 Reiter mit 120 Sichelwagen unter dem Sohne des Porus, und fand nun das feindliche Heer so aufgestellt, daß im Centrum das Fußvolk in getrennten Haufen, vor deren Zwischenräumen 200 Elephanten in einzelnen Gruppen vertheilt waren, die Reiterei auf den Flügeln mit je 150 Streitwagen stand. König Porus erschien in strahlender Rüstung über dem goldgelben Gewande — goldgelb war die Königsfarbe — auf dem größten Kriegselephanten. Aber seine Kriegerkaste konnte vor der makedonischen Taktik nicht bestehen, der König sah zwei seiner Söhne fallen, die Sichelwagen zertrümmern, die Elephanten verscheuchen und einfangen, den größten Theil seines Heeres in furchtbarer Niederlage erschlagen und ergab sich endlich selbst dem Sieger, der, gerührt durch die Würde, womit er seinen Sturz ertrug, ihm sein Reich ließ.

Viele Elemente altindischer Kriegsweise mögen sich bis auf spätere Zeiten erhalten haben; sie traten wieder hervor, als die Muhamedaner erobernd in Indien eindrangen, und die Kastenabsonderung blieb auch unter fremder Herrschaft, sie verlor aber für das Kriegswesen alle Bedeutung.

Kriegerstand bei den Hebräern und Assyriern. Wenden wir uns aus jenen fernen Regionen nach West- oder Vorderasien, so begegnen wir zu der Zeit, als in Aegypten dem großen Rhamses sein schwacher Sohn gefolgt war, den Hebräern als einem streitbaren Volke. Nach der Heiligen Schrift waren die zwölf Söhne Jakob's, des Patriarchen, in Aegypten eingewandert und die Stammväter von zwölf sich schnell ausdehnenden Stämmen geworden. Neuere Forscher bringen diese Einwanderung mit dem Einfall der Hyksos in Verbindung, nach deren Vertreibung die Hebräer hart gedrückt endlich ihre Sitze in Unter-

ägypten verließen, um das „Land der Verheißung", Kanaan, zu erobern. Nachdem sie anfangs in die Wüste zurückgeworfen, wo sie noch 40 Jahre lebten, dann aber siegreich vorgedrungen waren, erstarkte ihre Wehrkraft und bald bildete sich bei diesem Volke ein geordnetes Kriegswesen, das unter David und Salomo seinen höchsten Glanz erreichte. Alle waffenfähigen Männer waren zum Kriege verpflichtet und nach den 12 Stämmen gab es 12 Heeresabtheilungen, die nach dem Bedürfniß des Aufgebots stärker oder schwächer waren. Vor David sollen keine Eisenwaffen benutzt und diese auch später nicht allgemein gewesen sein. Streitwagen erbeutete dieser König eine gewisse Zahl, und Salomo vermehrte sie durch Ankauf in Aegypten auf 1400, führte auch Reiterei ein, da die Hebräer vorher nur zu Fuß gekämpft hatten, und umgab sich mit prächtigen Leibwachen, welche Purpurkleider, vergoldete Schilde und das Haar mit Goldstaub gepudert trugen. Auch fremde Söldner nahm er in seinen Dienst, wie sein Vater bereits eine Leibwache aus Kretern und Philistern gehabt, welche als Fremdlinge verachtet, als Vollstrecker seiner Strafurtheile verhaßt waren. Ihr Name Krethi und Plethi ist als Ausdruck der Geringschätzung noch heute sprüchwörtlich.

Viel kriegerische Tugenden besaßen die alten Hebräer, eine gute Disziplin, welche den strengen Vorschriften und Satzungen ihres Volkslebens entsprach, und große Tapferkeit. Abweichend von den übrigen Morgenländern suchten sie im Gefecht baldmöglichst den Schwertkampf statt unwirksamen Pfeilschießens und führten ihn mit kurzen, breiten, etwas gekrümmten Schwertern. Zum Angriff gingen sie unter Trompetengeschmetter und gewaltigem Geschrei; Gefangene wurden getödtet. Die ganze Kriegsweise des Volks war von seinem leidenschaftlichen Charakter bedingt. Nach dem Zerfall des Reichs in zwei getrennte Staaten wurden diese nach einander eine Beute der assyrischen und babylonischen Eroberer.

Seine letzte Heldenzeit hatte das Volk, das im Exil allmälig vom Stamme Juda den allgemeinen Namen Juden erhielt, unter den Makkabäern, als diese sich 164 v. Chr. von dem syrischen Reiche losrissen. Auch die verzweiflungsvolle Vertheidigung von Jerusalem gegen den römischen Kaisersohn Titus im J. 70 v. Chr. war ruhmvoll. Seitdem hat das über die ganze Erde verstreute Volk — verdient oder unverdient — den kriegerischen Ruf verloren. Wir glauben aber, daß seine traurigen Schicksale, seine lange Knechtung und Entwürdigung die Schuld tragen. In neuerer Zeit haben Juden, welche in die Heere aufgenommen wurden, z. B. bei den Franzosen und Oesterreichern, tapfer gekämpft, und im polnisch-russischen Kriege 1831 ist bei der Vertheidigung von Praga ein jüdisches Bataillon bis auf den letzten Mann gefallen.

Semitischen Stammes (nach Sem, dem ältesten Sohn Noah's genannt), hatten sich die Juden über Syrien, Arabien, überhaupt das südliche Vorderasien ausgebreitet, während nach der Sage die Nachkommen Cham's, des zweiten Sohnes, Afrika, die des jüngsten, Japhet, Nordasien und Europa bevölkerten. Wir bezeichnen aber jetzt die große Völkerfamilie, welche von ihrem Ursitze in

Hochasien auswandernd Westasien und Europa, Indien und später auch einzelne Theile Nord- und Ostasiens, Afrika's und Polynesiens, sowie Amerika und Australien überzogen hat, mit dem allgemeinen Namen der Indogermanen.



Assyrische Krieger. Nach Catanacci.

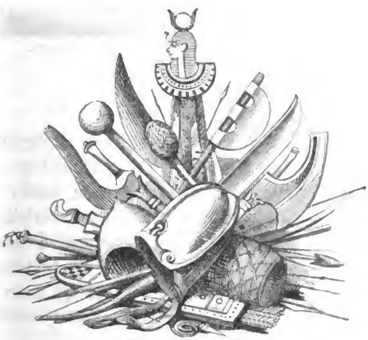
Die großen Reiche in Westasien wurden von ihnen gegründet, unter diesen war Jahrhunderte hindurch der mächtigste Kriegerstaat Assyrien. Seine Geschichte, wenn auch in ihren Anfängen mit Sagen vermischt und noch in ihren spätern

Ereignissen vielfach dunkel und widersprechend, erzählen uns die historischen Bücher der Bibel und die Geschichtschreiber des Alterthums; alle Nachrichten über das Volks- und Kriegswesen der alten Assyrier waren aber bis jetzt sehr dürftig. Seit etwa zwanzig Jahren sind nun die Ruinen der assyrischen Königsstädte Ninive und Nimrud, deren Lage man sogar vergessen hatte, aufgefunden und durch eifrige Ausgrabungen aus dem Schutte von zwei Jahrtausenden wieder zu Tage gefördert worden; in ihnen hat sich ein überraschender Reichthum von kunstreicher, sauberer Bildhauerarbeit gezeigt, welche das ganze Leben des Volkes in charakteristischen Darstellungen klar erkennen läßt. Zugleich tragen jene Denkmale überall Inschriften, wie sie sich auch in Felsen der Umgegend vorgefunden haben, alle in der eigenthümlichen Keilschrift, welche in ganz Vorderasien üblich war. Diese ist sehr schwer zu entziffern; dem Scharfsinn gelehrter Forscher ist es aber gelungen, bis jetzt schon über 3000 zu erklären. Uns kann ihr Inhalt, welcher meist die Thaten der Könige verkündigt, hier nicht beschäftigen, unsere Aufmerksamkeit ziehen nur die Kriegsbilder an.

Der König bildet auf diesen überall den Mittelpunkt. Wie in allen asiatischen Reichen, war derselbe unbeschränkter Gebieter über die Person, das Eigenthum und das Leben seiner Unterthanen. Willkürherrschaft stützt sich immerdar auf ein unbedingt botmäßiges Soldatenthum, und die Assyrier, ohnehin ein kriegerisches Volk, hatten ein solches ausgebildet. Betrachten wir uns zuerst den assyrischen Kriegsherrn wie er in vielen Sälen der ausgegrabenen Paläste in Alabaster fein ausgeschnitten ist. Ein stattlicher, meist wohlbeleibter Herr mit stolzen Gesichtszügen voll unnahbarer Majestät, Haupt- und Barthaar wohl gekämmt und gelockt, erscheint er angethan mit einem langen Gewande, an welchem sich ein tressenartiger Besatz erkennen läßt, darüber trägt er einen doppelten, mit Jagd- oder Kriegsscenen durchwirkten oder gestickten Ueberwurf, der an beiden Seiten aufgeschlitzt das Unterkleid zeigt, auf dem Haupte eine hohe Tiara. In der rechten Hand führt er das Scepter, die Linke ruht auf dem geschmackvoll verzierten Griffe des Schwertes und drückt dasselbe in wagerechte Lage, wie es in der Rococozeit unsers 18. Jahrhunderts bei den Galanteriedegen der Hofkavaliere Mode war. So ist der assyrische Herrscher inmitten seines Hofstaats abgebildet, man findet ihn aber häufiger im Kampfe dargestellt, sogar einmal, wie er einem gefangenen Fürsten eigenhändig die Augen aussticht! Sein Kriegsvolk zeigt in den Skulpturen der Fußböden, Wände und Decken der Ruinen die verschiedensten Trachten, denn das Reich der Assyrier hatte sich durch Eroberung weit ausgedehnt. Auch die Bewaffnung ist sehr mannichfaltig, man sieht Helme in Halbei- oder Kegelform mit Spitzen, hohen Kämmen oder Federbüschen verziert, Panzerplatten als Brustharnisch, und Schuppenhosen. Reiterei machte die Hauptstärke der Heere aus, welche aber auch zahlreiche Streitwagen mit sich führten. Die Reiter sind theils als Speerreiter auf gutgezäumten, mit Sattelkissen versehenen Rossen, theils als Bogenschützen auf Pferden ohne Sattel und Decke sitzend abgebildet. Sehr viele Scenen aus dem

Belagerungskriege finden sich auf den Monumenten, sie zeigen uns schon Kriegsmaschinen, wie wir sie später bei den Griechen und Römern im Gebrauch sehen, Wandelthürme, Sturmböcke, Steinschleudern; sie stellen die Untergrabung von Stadtmauern, die Ausfüllung von Gräben und manchen Sturm dar. Flußübergänge auf Kähnen oder verbundenen Schläuchen sind ebenfalls dargestellt, und wenn auch noch keine Schlachtordnung zu erkennen ist, so beweist doch die Fülle der verschiedensten Kriegsmomente, wie weit das Kriegswesen bei den Assyriern schon vorgeschritten war. Widerwärtig sind die Bilder, welche das Schicksal besiegter Feinde schildern, wir wollen sie unsern Lesern nicht vorführen. Der König feiert seinen Sieg mit großem Gepränge, man sieht ihn beim Festmahl auf hohem Prachtsitze, wie er seiner niedriger sitzenden, recht füllreichen Gemahlin huldvoll zutrinkt, und dann findet man ihn wieder zum Nachspiel des Krieges auf der gefahrvollen Löwen- oder Büffeljagd.

So haben uns in lebensvoller Darstellung die Ruinen von Ninive die Heere des neuassyrischen Reichs gezeigt, das um 606 v. Chr. den Medern und Babyloniern erlag. Von dem altassyrischen Reiche, dessen Ursprung die Sage von Ninus herleitet, dem Gemahl der Semiramis (Täubchen), die ihn ermorden ließ und Eroberungszüge bis Indien unternahm, sprechen die Monumente von Nimrud, wo einst Calach, ein anderer Königssitz, vier Meilen von Ninive gelegen und schon im 13. Jahrhundert v. Chr. Salmanassar I. Paläste erbaut hat.



Altägyptische Waffen.



Persischer König, umgeben von seinen Heerführern.

Perser.

Sollen wir nun noch bei den andern Völkern Vorderasiens einzeln verweilen? Sie alle wurden dem Reiche der Perser einverleibt und erscheinen in ihrer Eigenthümlichkeit in den großen persischen Heeren, welche zur Unterwerfung Griechenlands auszogen. Der Großkönig Darius Hystaspis hatte demselben seine weitesten Grenzen und der Kriegsmacht eine feste Organisation gegeben. Von dieser haben wir verbürgte historische Kunde: wir beschließen damit unsere Ueberschau des Orients im Alterthum, der sich zuletzt unter persischer Herrschaft in Waffen vereinigte und von Alexander dem Großen in Einer Entscheidungsschlacht niedergeworfen wurde.

Darius Hystaspis verdankte nach der Sage dem Wiehern seines Rosses den Thron, welchen derjenige unter den Bewerbern erhalten sollte, dessen Pferd bei der Zusammenkunft der Sieben, die den falschen Smerdis erschlagen, zuerst der Sonne entgegen wiehern würde. Hystaspis kommt entschieden von Asp, persisch: Pferd, her, doch ist die Sage darum doch nicht verbürgt. Darius selbst berichtet in den aufgefundenen Inschriften von Bisutun, daß er erst nach Besiegung von

neun Gegenkönigen die Herrschaft erlangt habe. Bisutun ist ein Berg im Kurdenlande, dessen senkrecht aufsteigende Felswand König Darius 300 Fuß über dem Erdboden mit Skulpturen und Keilinschriften versehen ließ, in denen er seine 19 Siege über die Empörungen in den verschiedenen Theilen seines Reiches verkündigt. Dies Denkmal ist, obgleich über 2300 Jahre alt, noch ziemlich gut erhalten und jedenfalls das bedeutendste historische Dokument aus altpersischer Zeit.

Stehende Heere der Perser. Die Ausdehnung des Reichs, das in Afrika Aegypten, in Vorderasien alle Lande bis zu den Skythen hinauf und im Osten auch indische Grenzmarken umfaßte, war so ungeheuer, daß es nur durch eine stets waffenfertige Heeresmacht erhalten werden konnte. Hier zuerst, wenn die Leibwachen der Fürsten außer Betracht bleiben, finden wir daher stehende Heere, welche im römischen Reiche erst unter den Kaisern aus gleichem Grunde gehalten wurden, im Mittelalter ganz wieder verschwanden, und nun erst seit etwa zweihundert Jahren aus ganz andern Ursachen in den Monarchien Europa's als eine bleibende Institution eingeführt worden sind. Die alten Perserkönige bedurften stehender Heere, um ihre Eroberungen voll widerwillig gehorchender Völker festzuhalten und die fernen Grenzen zu schützen. Das Reich war dazu in große Heerbezirke getheilt, vergleichbar den jetzigen Militärbezirken (corps d'armée) in Frankreich; diese fielen in ihrer Begrenzung nicht mit den Provinzen oder Satrapien zusammen und waren von Heerstraßen durchzogen, auf denen in gewissen Abständen Stationen für Eilboten eingerichtet waren, wie etwa die heutigen Tatarenposten in der Türkei, sodaß die Befehle schnell befördert werden konnten. Die stehenden oder königlichen Truppen lagen theils in festen Städten oder Plätzen in Garnison, theils waren sie auf dem Lande vertheilt und hier regelmäßigen Musterungen unterworfen, um stets waffentüchtig zu bleiben. Zu einem großen Reichskriege, wie die Heerfahrten gegen die Skythen und Griechen, bildeten sie aber nur den Kern der Heeresmassen, welche durch ein allgemeines Aufgebot aller Streitbaren, die das Machtwort des unumschränkten Herrschers zu den Waffen rief, und durch raubgierigen Zuzug vieler fremden Nomadenstämme zu ungeheurer Größe anschwollen, wenn man auch die Zahlen, welche uns von ihnen berichtet werden, stark reduziren muß, um der Wahrheit näher zu kommen.

Der König zog selbst mit ins Feld, umgeben von seinen Leibwachen, welche die Unsterblichen hießen, weil sie immer vollzählig erhalten wurden, nach der gewöhnlichen Angabe auf 10,000 Mann — für die Garden eines Selbstherrschers über ein so unermeßliches Reich immer nur eine bescheidene Zahl. Auch über die persischen Könige, ihren Hofstaat, ihre Haupt- und Staatsaktionen und ihre Kriegsheere haben wir in neuer Zeit zu den historischen Nachrichten der griechischen Schriftsteller einheimische Darstellungen, gewissermaßen Illustrationen, in den aufgefundenen Denkmälern und den Ruinen der Königstädte, vorzüglich in denen von Persepolis, gewonnen. Hier, in der „Perserstadt", wie der Name wörtlich heißt, wurden die großen und feierlichen Staatshandlungen vorgenommen. Der Palast, amphitheatralisch mit drei Terrassen in Basaltfelsen

gehauen, zu welchem breite Treppenfluchten hinaufführen, ist in allen seinen Räumen mit Skulpturen bedeckt, welche darzustellen scheinen, was bei besondern Feierlichkeiten: Huldigungen, Audienzen u. s. w. in jedem derselben vorging und welche Würdenträger und Krieger zur Ehrenwache darin aufgestellt waren. In steigender Pracht setzt sich das fort, bis im Thronzimmer der König selbst in aller seiner Herrlichkeit abgebildet ist, umgeben von den Vornehmsten seines Reichs, über ihm schwebend sein Schutzgeist, der sein in unbestimmten Umrissen gehaltenes Ebenbild ist, wie jeder Sterbliche nach den religiösen Darstellungen des arischen Zendvolks, zu dem die Perser gehörten, einen guten Dämon besitzen sollte.



Persische Bogenschützen.

Zog der König ins Feld, so wurde ihm das heilige Feuer des Ahura Mazda (Ormuzd), des „gütigen Gottes", vorgetragen. Die zahllosen Scharen des Heeres wälzten sich regellos auf den bezeichneten Straßen dahin, an welchen schon lange vorher Lebensmittel durch Zufuhr aus den Provinzen aufgehäuft waren. Erst an der Reichsgrenze wurden die Völker in bestimmte Kriegshaufen abgetheilt und ihnen Heerführer gegeben, deren Vornehmste gewöhnlich aus dem königlichen Stamme der Achämeniden (altpersisch: Hakhamaniden) genommen wurden. Dann folgte wol eine Heerschau, wie Herodot uns eine solche schildert, welche Xerxes bei Doriskos in Thrakien gehalten, nachdem er angeblich mit 1,700,000 Kriegern den Hellespont zur Unterjochung Griechenlands überschritten.



Die persischen Kriegselephanten, unschädlich gemacht in der Schlacht bei Gaza. Aus Wägner's „Hellas" II. Bd.

Wer hat sie gezählt, diese mehr als anderthalb Millionen Menschen? Gezählt sind sie auch nicht worden, sondern gemessen. Tausend Mann wurden im Quadrat dichtgedrängt aufgestellt und mit einer Hürde eingepfercht, dann herausgelassen und in den abgesteckten Raum so viel andere hineingeschoben, als er fassen konnte. — Das waren dann wieder tausend Mann. Und so immer von neuem fortfahrend, soll nach ungefährer Schätzung der dritte Theil des Heeres nach Tausenden gemessen und danach die Stärke des Ganzen gefunden worden sein! Wer's nicht glauben will mag's bleiben lassen.

Wir können das Völkergewimmel, das bei der besagten großen Heerschau an König Xerxes vorüberzog, nicht einzeln betrachten — der König hat es vielleicht auch nicht gethan. Herodot, welcher damals, wenn auch noch ein Knabe, schon lebte und als Mann alle Nachrichten zu seinem unsterblichen Geschichtswerke gesammelt hat, schildert uns das Heer des Xerxes in seiner ganzen Zusammensetzung. Begnügen wir uns mit den königlichen Truppen.

Das Fußvolk derselben war mit Spießen, Schwertern und Dolchen bewaffnet, vorzüglich aber mit Bogen. Die persischen Bogenschützen waren selbst den Kretern, welche sonst für die besten galten, überlegen; sie schossen mit Elevation (im hohen Bogen) bis auf hundert Schritte ziemlich sicher. Als Kopfbedeckung trugen die Krieger aus Persis hohe Mützen, wie solche noch bei den Neupersern üblich sind, sonst die gewöhnlichen Schutzwaffen, dabei viel Flechtschilde. Es waren aber die regelmäßigen oder königlichen Truppen nicht blos in der kleinen Landschaft Persis, sondern in allen Provinzen des weiten Reichs ausgehoben, daher sah man unter den goldenen Adlern, ihren Feldzeichen, eine große Verschiedenheit der Bewaffnung, sowol der Form als der Art nach, und ebenso verschiedene Trachten, wie sie bei den einzelnen Völkerschaften üblich waren.

Reiterei war sehr zahlreich vorhanden: schwergerüstete Speerreiter in Panzerhemden aus Ringen oder Schuppen, und leichte Bogenschützen. Auch die Pferde der erstern waren mit Panzerdecken versehen. Unter diesen Geharnischten zeichneten sich besonders die armenischen, baktrischen und skythischen aus. Von den Skythen, welche in Asien an den Grenzen des Perserreichs um den Aralsee, in Europa im heutigen Südrußland wohnten, machen uns die Schriftsteller eine sehr verschiedene Beschreibung: es mögen wol unter dem gemeinsamen Namen Völker begriffen sein, die auf sehr verschiedenen Bildungsstufen standen. Nach Herodot waren die Skythen, gegen welche Darius seinen bekannten Zug richtete, ein wildes Reitervolk, das vom Blut seiner Feinde trank, deren Köpfe zu Trinkschalen und ihre Häute zu Pferdedecken verarbeitete. Als Fetisch oder Symbol ihres Kriegsgottes verehrten sie ein uraltes Schwert, das an einem heiligen Orte in einem ungeheuern Reisighaufen aufgerichtet war. Von den unterworfenen Stämmen dieses Volks, oder auch freiwillig, ritten später mehrere Scharen mit den Perserheeren, noch in der Schlacht bei Arbela oder richtiger Gaugamela kämpften skythische Reiter mit.

Streitwagen, auf welche die Orientalen so viel Vertrauen setzten, fehlten natürlich nicht, die Naben ihrer Räder waren mit scharfen krummen Klingen versehen, um beim Einbruch in den Feind viel Schaden anzurichten, davon hießen sie Sichelwagen. In der erwähnten Schlacht waren deren zweihundert, deren Anlauf aber gar keinen Erfolg hatte, ihre Pferde wurden durch Waffengeklirr scheu gemacht oder von Speerwürfen verwundet, sie gingen meist durch und ein großer Theil der nicht umgestürzten Wagen wurde hinter dem rechten makedonischen Flügel, den sie umfahren, von dem Rückhalt Alexander's gefangen.

Auch Kriegselephanten waren dabei, denen es ebenso erging; das Heer des Xerxes, fünfzig Jahre früher, hatte noch keine.

So gewaltige Heeresmassen, von denen nur ein verhältnißmäßig kleiner Theil in Ordnung sich aufzustellen, zu bewegen und zu fechten verstand, waren weder zu lenken, noch zu leiten, am wenigsten im Getümmel der Schlacht, wo selbst in unserer Gegenwart, welche die Kriegskunst zu einem hohen Grade der Vollkommenheit entwickelt hat, vielen Feldherrn die Zügel der Heeresleitung entgleiten. Was sollte ein Perserkönig oder dessen Satrap mit seinen Hunderttausenden anfangen, wenn er sie in einer Art von Schlachtordnung nach Völkern und Stämmen neben- und hintereinander aufgestellt hatte und das wüste Toben und Ringen des Kampfes begann? Er mußte sie ihrem eigenen Willen überlassen, und wenn der Schlachtengott, wie es in den Griechenkriegen immer geschah, gegen die Perser entschied, so diente ihre wirre aufgelöste Menge nur dazu, die Größe ihrer Niederlage zu steigern. Denn Eins fehlte diesen Horden, was dem kleinen Griechenvolke den Sieg gegen die erdrückendste Uebermacht verlieh und noch später, bis auf den heutigen Tag, selbst eine Minderzahl tapfrer Krieger gegen den mächtigsten Feind stark und sieghaft macht: das ist die Begeisterung für die Sache, für welche sie kämpft, die Vaterlandsliebe, das Gefühl der Pflicht und Waffenehre, die Hingebung und Freudigkeit, mit welcher sie ihr Herzblut einem hohen und heiligen Interesse opfert. Wie konnte das den asiatischen Horden innewohnen, welche nur der Wille ihres Despoten wie Sklaven in den Krieg trieb, dessen Anlaß und Ausgang ihnen gleichgiltig war, wenn sie nur ihrer Mord- und Raubsucht und allen Gelüsten dabei fröhnen und ihr Leben aus dem Kampfe retten konnten?

Im Orient ist es seit dem Sturze des Perserreichs und vieler anderer Staaten, die ihm im Laufe der Zeiten gefolgt sind, nicht anders geworden. Wir verlassen ihn und wenden uns edlern Bildern vom Kriegerthum zu, an denen sich der Geist und das Herz erfreuen kann.



Angriff hellenischer Krieger.

2. Die Griechen und Makedonier.

Hellas! Welches jugendliche Gemüth ist so kalt und nüchtern oder unfähig jedes höhern Aufschwungs, daß es nicht von den Erinnerungen an die klassische Vorzeit und ihre Heroen mächtig angeregt würde! Die Sagen aus der Urzeit Griechenlands, welche die Poesie ausgeschmückt hat, Homer's unsterbliche Gesänge vom Trojanischen Kriege und von den Irrfahrten des Odysseus, die Werke der großen Tragödiendichter der Griechen — wie vielen, welche sie gelesen, da sie auch in trefflichen deutschen Uebersetzungen vorhanden sind, haben sie einen hohen geistigen Genuß gewährt! Was wir aus den Ueberlieferungen der ältesten Geschichtschreiber von den Stammvätern der Griechen, von der Ausbreitung ihrer Nachkommen in den Wanderungen der vier Stämme der Hellenen, wie später das Volk im allgemeinen genannt wurde, bisher in den Schulen gelernt haben, ist durch neuere Mythen- und Sprachforschungen, verbunden mit örtlichen Studien auf klassischem Boden, aus dem Halbdunkel der Sage in das hellere Licht, wenn auch nicht der unumstößlichen Wahrheit, doch der Wahrscheinlichkeit gestellt worden.

Demnach hat sich aus den Sitzen eines bereits in der Kultur über die ersten Stufen vorgeschrittenen Urvolks, welches Arier oder Indogermanen genannt wird, ein Theil in vorgeschichtlicher Zeit aufgemacht und ist über Kleinasien nach Europa gewandert, wohin ihm schon früher ein anderer Zweig um das Kaspische Meer herum vorausgegangen war.

Der ältere Wanderzug nach Europa hat sich dann in die Germanen, die Litauer und die Slaven geschieden. Der zweite, welcher später auszog und südlicher nach Europa kam, ließ sich theils auf der Balkan-, theils auf der Apenninenhalbinsel nieder, während aus seiner Mitte ein Volksstrom bis in das mittlere und westliche Europa vordrang. Das waren die Kelten, von deren Urzeit die schon erwähnten Pfahlbauten Kunde geben; die Stämme auf der Balkanhalbinsel bildeten das Volk der Griechen, die auf der gegenüberliegenden, vom Apenninengebirge durchzogenen hießen dann Italer.

Die Griechen hatten in früherer Zeit keinen gemeinsamen Namen, ihre Stämme sind nicht gleichzeitig, sondern durch lange Zwischenräume getrennt eingewandert und so nacheinander zur Bedeutung gelangt. Zuerst haben sich die Pelasger, von Asien herüberkommend, angesiedelt, viel später folgten andere Stämme, welche ihren gemeinsamen sagenhaften Ursprung von Hellen, dem Sohne des Deukalion aus der Zeit der großen Flut ableiteten und darum später Hellenen genannt wurden. Sie unterdrückten die Pelasger und breiteten sich weithin aus, in viele kleine Gemeinden zersplittert, die sich gegenseitig bekriegten und vertrieben. Von ihren vier Stämmen wurden im Laufe der Zeit die Achäer die angesehensten, wie sie auch vor Troja als die Repräsentanten aller vereinigten Stämme erschienen, dann aber ragten als besonders kriegerisch die Dorier und die Jonier hervor, während die Achäer, und früher schon die Aeolier, in den Hintergrund traten. Unter den vielen kleinen, von Burgen geschützten Städten erhoben sich einige mächtigere Staaten und verbanden sich gelegentlich zu großen nationalen Unternehmungen, wie die Sagen vom Argonautenzuge und Trojanischen Kriege beweisen. Von dieser Zeit, welche das Heroenzeitalter genannt wird und mit der großen Dorischen Wanderung aus den nördlichen Landschaften nach dem Süden abschließt, geben uns die Gedichte Homer's, wenn sie auch später entstanden sind, ein anschauliches Bild. Wir erkennen daraus, wie die kleinen Staaten eingerichtet waren, wie ihr Kultur- und Volksleben sich gestaltet hatte, und wie ihre Kriege geführt wurden.

Ausrüstung griechischer Krieger in ältester Zeit. Sehr einfach gerüstet und bewaffnet gingen in ältester Zeit die griechischen Krieger in den Kampf. Homer schildert sie glänzend genug, wenigstens die hervorragenden Helden, aber die prachtvollen, kunstreich gearbeiteten Rüstungen derselben sind Gebilde der Dichterphantasie, welche die wirklichen Waffen der eigenen Zeit verschönt in die Vergangenheit zurückgetragen hat. Doch sind bei den Griechen, welche frühzeitig einen hohen Sinn für Schönheit und die Kunst der Gestaltung (Plastik) entwickelten, die Waffen viel eher als bei andern Völkern auch in ihrer Form und Verzierung vervollkommnet worden.

Der schwere Speer aus Eschenholz mit der scharfen blattförmigen Spitze, zum Wurf wie zum Niederstoßen geeignet, das kurze Schwert, der Schild, der anfangs kreisrund war und erst später in den mannichfachsten Formen erscheint, dazu ein Brustpanzer, der nur bis zur Taille reichte, ein Lederhelm und Beinschienen — das waren die Trutz- und Schutzwaffen der Krieger. Nach Homer's Darstellung kämpften sie aber schon in geordneten Reihen, welche wahrscheinlich in den Thebanischen Kriegen, etwa ein Menschenalter vor dem Trojanischen, angenommen worden sind. Es gab aber auch neben diesen Speerleuten andere Kämpfer, die keine Panzer trugen und mit Schleudern oder Bogen dem Feinde zu schaden suchten. In spätern Zeiten, als die Heere der griechischen Staaten aus deren besten Bürgern bestanden, war der Fernkampf verachtet, sie gingen dem Gegner immer dicht auf den Leib; vor Troja, überhaupt in alten Tagen, scheint jedoch die Fernwaffe, wenigstens die Geschicklichkeit im Pfeilschießen, mehr Ansehen genossen zu haben, denn Troja konnte nach dem Orakelspruch nicht ohne die Pfeile des Herkules, die mit dem Blute der Lernäischen Schlange getränkten, genommen werden, darum wurden die Krieger des Philoktet, welche jene Pfeile besaßen, zur Entscheidung herbeigerufen.

Reiterei gab es bei den Griechen noch nicht. Wenn auch die thessalischen Hirten ihre Rinderherden schon zu Pferde hüteten, wie es noch heut die Hirten in der römischen Campagna und in Apulien thun, für den Kriegsdienst wurde das Pferd von den Griechen nur vor den Streitwagen gespannt, nicht geritten. Man hat die Sage von den Kentauren (Dämonen mit menschlichem Oberkörper auf einem Pferdeleibe) auf Reiter der griechischen Urzeit deuten wollen und das Wort Kentaur wird bezeichnend in moderner Ausdrucksweise von einem guten Reiter gebraucht, der mit seinem Pferde gleichsam Eins ist; dies Wort Kentauros ist aber in neuerer buchstäblicher Analyse „Stacheltreiber" übersetzt und auf jene thessalischen Hirten bezogen worden. Die Thessalier stellten dann in spätern Zeiten allerdings die beste Reiterei für die griechischen Heere und wurden als Bundesgenossen wie als Söldner eifrig gesucht.

Streitwagen. Edle Pferde waren aus Asien durch die griechischen Kolonien, deren blühende Städte wie ein schimmernder Saum die ganze Küste Kleinasiens schmückten, nach Griechenland gekommen, mit ihnen die Pferdezucht, welche in den Landschaften, die sich dazu eigneten, mit Eifer betrieben wurde. Die Reitkunst hatte sich allmälig ausgebildet, sie diente aber noch nicht zum Kriege. Dafür gab es viel Streitwagen. Vor der Schlachtreihe fuhren sie auf, mit Kämpfern besetzt, und die Heerführer und Helden, hoch auf ihren Wagen stehend, zogen allen voran, bis zum Zusammenstoß mit dem Feinde, wo sie dann gewöhnlich herabsprangen, um einen würdigen Gegner im Zweikampfe zu bestehen. Die Wagen, sehr einfach von Pappel- oder Feigenholz, meist zweirädrig gebaut, waren mit zwei oder vier Pferden bespannt, deren Zäumung etwas Aehnliches von den neuern Kappzäumen, jedoch zuweilen auch Mundstücke auf den antiken Darstellungen zeigt.

Die geordnete Schlachtreihe wurde von den Griechen allgemein, ganz abgesehen von ihrer Formation und Gliederung, Phalanx genannt. Nestor soll im zehnten Jahre des Trojanischen Krieges zuerst vorgeschlagen haben, die Phalanx nach Geschlechtern und Stämmen aufzustellen; es ist dies aber bei allen Völkern die ursprüngliche und älteste Gefechtsordnung gewesen, weil sie auf natürliche Verbindungen gegründet war.



Griechischer Streitwagen.

Die Unzuverlässigen, denen man wenig Kampflust zutraute, wurden dabei in die Mitte genommen, wie es ja auch in den regelmäßigen Armeen viel späterer Zeit zweckmäßig geschieht.

Wie eine Schlacht in jener Zeit durchgekämpft wurde, schildert Homer ganz anschaulich. Wir sehen „die streitfertige Jugend

Zieh'n zur blutigen Schlacht in dichtgeordneten Haufen
Schwarz einher, von Schilden umstarrt und spitzigen Lanzen."

Ehe sie an den Feind kamen, gebrauchten sie ihre Fernwaffen:

„Auf ihn spannten den Bogen die hauptumlockten Achaier,
Zieleten mit Wurfspießen daher und schleuderten Steine."

Dann kam der Zusammenprall der Massen:

„Als sie nunmehr anstrebend auf Einem Raum sich begegnet,
Trafen zugleich Stierhäut' und Speere zugleich und die Kräfte
Rüstiger Männer in Erz und die hochgenabelten Schilde
Naheten dichtgedrängt und umher stieg lautes Getös' auf.
Jetzt erscholl Wehklagen zugleich und Siegsgeschrei miteinander
Würgender dort und Erwürgter und Blut umströmte das Erdreich."

Die Heerführer und andere Helden stürmten auf den Wagen stehend gegeneinander an und suchten den Feind mit den geschleuderten Wurflanzen zu treffen; fehlten diese, so sprangen die Krieger herab und fochten zu Fuß ihre Zweikämpfe mit den langen Speeren und den Schwertern aus, sie suchten dabei die unbeschützten Körpertheile zu treffen. So zog Thoas, der Aetolier, nachdem er seinen Feind mit dem Speer verwundet, das Schwert,

„Schwang es und haut ihm über den Bauch und raubte das Leben."

In der modernen Fechtkunst sind dergleichen tiefgehende Hiebe mit einem höchst verächtlichen Namen belegt.

Nach verlorner Schlacht wurden die Wagen zur Flucht und von den Siegern zur Verfolgung gebraucht:

„Also der Greis, und wandte zur Flucht die dampfenden Rosse
Durch die Verfolgung zurück; nach stürmten die Troer und Hektor·
Mit grauenvollem Geschrei und schütteten herbe Geschosse."

Hektor ermahnt dabei sein Viergespann, das er mit Namen nennt, die reichliche Pflege zu vergelten, welche Andromache, die Gemahlin des Helden, den Rossen mit „lieblichem Weizen" hat zu Theil werden lassen, auch mit Wein, den sie ihnen, „nach Herzenswunsche zu trinken", eher gemischt als dem Gatten. Es galt, die Flüchtigen, Nestor und Diomed, einzuholen, zu erlegen und ihr Waffengeschmeide als Trophäe zu erbeuten. Die Donner, welche Zeus über den Himmel rollen ließ, machten jedoch der Schlacht ein Ende.

Nach dieser Zeit der Götter- und Heroensagen, aus denen der Kern geschichtlicher Wahrheit nicht mehr zu ermitteln ist, folgten neue unter Kämpfen durchgeführte Wanderungen, durch welche viele der alten Gemeinwesen zertrümmert und die Sitze der meisten Stämme verändert wurden. Die Dorier zogen nach dem Peloponnes und unterwarfen den größten Theil desselben, wo sie neue Staaten bildeten, Messenien, Sparta, Argos, Korinth. Am hartnäckigsten war der Widerstand in Lakonien, dessen bezwungene achäische Bevölkerung, so weit sie nicht auswanderte, dann in dem neugegründeten Staate Sparta als

Landbewohner (Periöken, „Umwohner") nur beschränkte Rechte behielt und theilweise bei spätern Empörungen zu rechtlosen Leibeigenen (Heloten) gemacht wurde. Diese waren Eigenthum des Staats und die Achäer hatten früher schon die unterjochten Ureinwohner in gleicher Weise geknechtet.

Die nächsten Folgen der Eroberung waren großartige Auswanderungen. Achäer, die sich nicht unterwerfen wollten, gingen nach dem Norden der Halbinsel und verdrängten die am Meerbusen wohnende jonische Bevölkerung, welche nun über die Landenge zu ihren Stammgenossen, den Athenern, zog. Andere, meist Aeolier, verließen den Peloponnes ganz und wanderten nach der Küste von Kleinasien aus, um dort Kolonien zu gründen; ihnen folgten später von Athen aus viele Jonier, durch welche an der kleinasiatischen Küste eine Reihe von Städten entstand. Zuletzt kamen auch Dorier herüber. Vor allen gelangten die jonischen Kolonien zu hoher Blüte und Macht, wenn letztere auch nicht stark genug war, ihre Selbständigkeit zu schützen. Sie mußten die lydische und nach Krösus die persische Oberherrschaft tragen, bis sie dann den Anlaß zu den weltgeschichtlichen Perserkriegen gaben.

Sparta als Kriegerstaat. Unter den dorischen Staaten wurde Sparta durch die Verfassung des Lykurg ein Kriegerstaat, welcher seine Nachbarn unterwarf und die Führerschaft (Hegemonie) über die meisten andern Staaten für eine lange Zeit gewann. Wie Sparta's Frauen die schönsten in Griechenland, wurden seine Krieger die berühmtesten. Alle Einrichtungen des Familien- und öffentlichen Lebens waren darauf berechnet, ein starkes und hartes Geschlecht heranzuziehen, das nur für den Staat lebte und keine persönlichen Interessen verfolgte. Schwächliche Kinder wurden deshalb nach der Geburt gar nicht am Leben erhalten, sondern ausgesetzt, dem Hunger oder den Thieren und Vögeln zur Beute. Nur bis zum siebenten Jahre blieben die Kinder den Eltern überlassen, dann wurden sie als Staatseigenthum öffentlich erzogen, Knaben sowol als Mädchen. Die dazu bestimmten Gebäude und Uebungsplätze wurden, weil diese körperlichen Uebungen nackt geschahen, von dem Worte gymnos, nackt, Gymnasien genannt. Erst in gebildeteren griechischen Staaten als Sparta, ist in diesen Anstalten auch für den Geist gesorgt worden, spätern Zeiten blieb es jedoch überlassen, die Gymnasien zu dem Begriff zu entwickeln, den sie gegenwärtig haben.

Die Knaben waren in bestimmte Abtheilungen gesondert, sie wurden streng gehalten, bekamen schmale Kost und schliefen auf Schilf, das sie selbst vom Ufer des Eurotas, welcher Lakonien durchfließt, holen mußten. Nur im Winter durften sie Kräuter zu einiger Erwärmung unter die kalten Blätter mischen. Der Hunger trieb die Jungen zuweilen, sich Lebensmittel zu stehlen, was als Uebung der List für ihre künftigen Kriege nicht getadelt und nur dann bestraft wurde, wenn sie sich auf der That ertappen ließen. Die Züchtigungen waren hart, jährlich wurden sogar an Schuldlosen öffentliche Geißelungen vorgenommen, um die Knaben an Ertragung von Schmerzen zu gewöhnen. Sie durften dabei, wenn sie sich nicht größere zuziehen wollten, keinen Klagelaut ausstoßen. Ihre Uebungen, welche

man eben „nackte", gymnastische, nannte, waren theils Waffenübungen, theils körperliche im Laufen, Springen, Ringen u. s. w., theils auch Tänze in besondern Reigen oder Chören. Auch diese hatten ihre Bedeutung als Vorübung für den Krieg: sie wurden im Gleichschritt ausgeführt, sie lehrten Schwenkungen, Durchziehen der Glieder und andere Bewegungen ausführen, welche in geordneter Kriegsschar nützlich werden konnten. Noch zu Xenophon's Zeit erregten die spartanischen Chöre wegen ihrer Sicherheit den Neid der übrigen Stämme. Bis zum 18. Jahre blieben die Knaben, die zu Jünglingen wurden, dieser Zucht unterworfen, aber damit war die Erziehung des jungen Spartaners noch nicht vollendet, sie währte vielmehr bis zum Mannesalter, zum 30. Jahre, und nahm nur einen höhern Charakter an. Die Uebungen wurden gesteigert, auch Jagden kamen hinzu. Es wird sogar von Helotenjagden erzählt. Dazu mußte aber der spartanische Jüngling ganz allein, nur mit einem Dolche bewaffnet, bei Nacht ausgehen, wo er selbst Gefahr lief, von Heloten, die er anfiel, erschlagen zu werden. Daß er dabei Mordthaten beging, scheint dem sonst strengen, ernsten, religiösen Sinne der Spartaner nicht anstößig gewesen zu sein: waren doch die Gemordeten elende Sklaven, die keine Rechte, nicht einmal ein Recht auf das Dasein besaßen, und durch ihre stets wachsende Zahl dem Staate gefährlich werden konnten.

Krieg und Jagd waren überhaupt die einzigen Beschäftigungen der eigentlichen Spartiaten: Handwerk und Gewerbe überließen sie den Periöken, ihre Aecker mußten von den Heloten bestellt werden. Zur Erweckung des Gemeinsinns speisten sie täglich in ihren Abtheilungen zusammen, auch die Könige mußten an diesen Mahlzeiten, deren Kost sehr einfach und wol ziemlich unschmackhaft war, Theil nehmen; die spartanische oder schwarze Suppe, Bapha genannt, mag ein seltsames Gemisch gewesen sein. Ernste Gespräche in scharfsinniger, möglichst kurzer Redeweise (die noch heut lakonisch heißt) sollten die Würze der Speisen geben.

Alle Spartiaten waren bis zum 60. Jahre zum Kriegsdienste berechtigt — (es war ein Vorzug!) doch wurden meist nur jüngere Männer, in den Dreißigern, ausgehoben. Diese Aushebung geschah vor den Perserkriegen nach den fünf alten Gemeinden, welche die Spartiaten in der Stadt, wo sie allein wohnten, gebildet hatten. Die ausgehobene Mannschaft einer Gemeinde hieß Lochos (Rotte). Die Könige — bekanntlich standen zwei an der Spitze des Staats — später die fünf Gemeindevorsteher (Ephoren), welche bald einen großen Einfluß erlangten, bewirkten die Aushebung sowol der Spartiaten, als der Periöken, welche seit den Messenischen Kriegen zum Waffendienste verpflichtet waren. Waffen, Feldgeräth und Lebensmittel hatte jeder selbst mitzubringen. Nach den Perserkriegen wurde, unabhängig vom Gemeindeverbande, die ganze waffenfähige Mannschaft in sechs Abtheilungen oder Moiren und durchgehend in vier Rotten (Lochos, Haufe, Herde, Schar) behufs der Aushebung eingetheilt. Nie kamen mehr Periöken als Spartiaten in das Heer, beide blieben auch in gesonderten Scharen unvermischt. Die Heloten waren vom Kriegsdienste, der bei den Griechen wie bei den Römern als ein Ehrenrecht, nicht als eine drückende Last angesehen

wurde, ausgeschlossen. Sie wurden nur als Diener und Waffenträger mitgenommen, oft in großer Zahl; so hatte im Feldzuge von 479 gegen die Perser jeder Spartiat oder Periök deren sieben. Nach ihrem Aufstande bei Gelegenheit des verheerenden Erdbebens 464 wurden aber keine Heloten mehr beim Heere geduldet.

Ausrüstung und Führung des spartanischen Heeres. In allen kriegsgerecht organisirten Heeren bildet das Fußvolk die Hauptmacht, nicht blos der Zahl, sondern auch ihrer Bedeutung und Gefechtskraft nach. So war es schon bei den Griechen und ganz besonders bei den Spartanern. Die herrschenden Dorier dienten nur im regelmäßigen Fußvolk, niemals in der Reiterei, welche es überhaupt vor dem Peloponnesischen Kriege nicht in bestimmter Formation gegeben zu haben scheint. Das regelmäßige Fußvolk, Hopliten (Speerträger, von hopla, Speer) war mit den gewöhnlichen Schutzwaffen ausgerüstet, ihre Trutzwaffen zeichneten sich vor denen der übrigen griechischen Stämme durch Kürze aus, so der Speer, welcher als ein besonderer auch „der Dorier" genannt wurde, so auch das Schwert, das bei den Spartanern leicht gekrümmt war. Auf den Schild legten sie großen Werth; ihn zu verlieren, war eine Schmach — darum sagte jene spartanische Mutter auch zu ihrem in den Krieg ziehenden Sohne, auf den Schild deutend: „lieber auf ihm (als Todter heimgetragen), als ohne ihn!" Das Kriegsgewand der Spartaner war roth, es war der grobe Mantel aus roher Wolle, Tribon genannt, der als einziges Kleidungsstück im Volke getragen wurde, roth gefärbt als kriegerisches Ehrenkleid. Spätere Pedanten haben ausgeklügelt, daß die rothe Farbe gewählt worden, damit bei Verwundungen das Blut nicht gesehen werde und die Männer entmuthige; so weibisch nervenschwach waren doch Sparta's stahlharte Krieger nicht.

Die Bundesgenossen, welche zu den spartanischen Heeren stießen, stellten außer dem schweren auch leicht bewaffnetes Fußvolk, das mit Wurfspießen, Bogen und Schleudern kämpfte. Diese Waffen waren nun schon in Mißachtung gerathen, weil der Nahkampf mehr Muth erforderte und allein die Entscheidung im Gefecht gab.

Wenn das Heer versammelt war, wurde es eingetheilt; die Benennung der Abtheilungen finden wir zu verschiedenen Zeiten verschieden angegeben. Moira heißt, wie schon bemerkt, allgemeine Abtheilung (nichts anders als das moderne Wort Division), in solche war das Heer gegliedert und diese wieder in Grundabtheilungen, welche die heutige Kriegslehre „taktische Einheiten" nennt. Für diese wurde bei den Spartanern das Wort Lochos in bestimmter Bedeutung gebraucht, es war eine Schar von etwa 500 Mann, also vergleichbar den neuern Halbbataillonen auf voller Kriegsstärke. Wie aber die moderne Kriegssprache leider auch noch viele Ausdrücke von mehrfacher Bedeutung hat (was so leicht zu ändern wäre!), so hieß bei den Griechen Lochos 1. die gestellte Mannschaft einer Gemeinde, 2. eine Altersklasse, 3. eine taktische Einheit, und auch noch 4. die taktische Rotte, d. h. die hintereinander in einer Reihe (auf Vordermann) stehenden Leute. Der Mann im ersten Gliede war der Rottenführer, Lochagos; dazu wurden immer versuchte, starke, gutbewaffnete Krieger ausgewählt.

Wir haben nun schon das Wort taktisch mehrmals erwähnt und wollen daher gleich angeben, daß die Griechen das Wort Taktik eingeführt und seinen Begriff weiter entwickelt haben. Wörtlich heißt Taktik die Aufstellung, dann Aufstellungskunst. Nun haben andere Völker in Waffen seit ältester Zeit sich natürlich auch schon aufgestellt, aber eine grundsätzliche Anordnung dazu findet sich zuerst bei den Griechen und der Begriff der Taktik erweiterte sich auch auf die Bewegungen (jetzt Evolutionen und Manöver genannt), welche mit einer aufgestellten, in zweckmäßige Unterabtheilungen gegliederten Kriegsschar auszuführen waren. Davon nachher.



Hellenische Krieger. Nach Wägner's „Hellas".

Das spartanische Heer wurde von einem der beiden Könige befehligt; die Geschichte hat viele Namen von solchen aufbewahrt, welche sich in den Kriegen Sparta's ausgezeichnet haben: Leonidas, der sich an den Thermopylen für die Rettung des abziehenden Heeres aufopferte, Pausanias, den Sieger von Platää, der freilich nachher seinen Ruhm durch Verrath befleckte und im Tempel, wohin er sich geflüchtet hatte, eingemauert Hungers starb — seine Mutter hatte den ersten Stein dazu herbeigetragen! — vorzüglich aber wird Agesilaos hervorgehoben, ein kleiner, lahmer Mann, von seinen Kriegern angebetet und als Feldherr hochberühmt. Nachdem das Orakel wegen des Krieges befragt worden war und ein Opfer — der Artemis eine Ziege — die Gottheit gnädig gestimmt hatte, marschirte das Heer ab. Kriegs- und Marschlieder erhöhten seine Stimmung. Bruchstücke von denen, durch welche der Dichter Tyrtäos sie im zweiten Messenischen Kriege begeistert, sind noch vorhanden, z. B.

„Nun so zieh' denn hin zu der Feldschlacht Tanz,
Du gewappnete Heerschar Sparta's!"

Das ist Marschtakt im Liede und muß beim Singen von selbst in Gleichschritt bringen, der den Spartanern schon nachgerühmt worden ist, während andere Stämme ihn noch nicht kannten. Die Lagerordnung war kreisförmig, was Lykurg gelehrt haben soll. Alles schlief in voller Rüstung, bequem durfte man es sich nicht machen. Zahlreiche Wachen wurden ausgestellt, sie durften keine Schilde mitnehmen, um, für den eigenen ungeschützten Leib besorgt, desto achtsamer zu sein.

In Feindesnähe marschirte das Heer im geschlossenen Viereck. Zur Schlacht schmückten sich die Krieger mit Kränzen, nachdem sie ihr Haar wohl gekämmt und gesalbt hatten — es war ja ihr höchster Ehrentag. Auch Napoleon I. ließ seine Garden zur Schlacht ihre Paradeuniform anlegen. Als das Perserheer vor den Thermopylen lag, deren Engpaß sie mehrmals vergebens gestürmt hatten, meldeten Späher eines Tages, daß die Spartaner ihr Haupthaar salbten und bekränzten. Da konnte der aus Sparta vertriebene Demaratos dem Perserkönig wol sagen, das sei ein Zeichen, daß die Spartaner eine Schlacht beabsichtigten. So kam es auch, Leonidas brach aus dem Engpaß hervor, sich seines Vortheils begebend, um die Perser anzugreifen und wenigstens einen Theil ihres Heeres festzuhalten, weil der Verräther Ephialtes ihnen schon den Pfad über das Oetagebirg gezeigt hatte, auf welchem sie den Griechen in den Rücken kommen konnten. Rechtzeitig gewarnt, hatten diese den Rückzug begonnen, es kam aber darauf an, ihnen einen Vorsprung zu verschaffen, deshalb griff Leonidas mit seiner kleinen Schar zurückbleibend die Perser im freien Felde an und opferte sich für das Heil des Ganzen. In gleicher Weise wird noch in heutiger Kriegsweise eine Nachhut, welche den Rückzug decken muß, bis auf den letzten Mann aushalten.

Die Schlachtordnung der Spartaner war nicht tief gestellt, vier Glieder höchstens. Wol mag der Heldensinn des Volkes, in welchem jeder danach strebte, vorn zu kämpfen, zu dieser flachen Aufstellung geführt haben, gewiß aber auch die geringe Streiterzahl, welche, tiefer gestellt, vom Feinde überflügelt und umfaßt werden mußte. Die hinter den Speerträgern auch in den Kampf mitgenommenen Heloten, wenn sie auch an diesem höchstens durch Steinwürfe oder Wurfspieße Theil nahmen, dienten doch dazu, der dünnen Phalanx mehr Halt zu geben. Nach dem dritten Messenischen Kriege, als die Heloten, wie schon gesagt, aus Mißtrauen ganz zu Hause gelassen wurden, scheint die Phalanx auch tiefer gestellt worden zu sein, den übrigen Stämmen gleich. Die Heere wurden dann durch viele Bundesgenossen verstärkt, sogar durch geworbene Söldner, auch durch Reiterei. So kämpften bei Leuktra in dem Heere des Königs Kleombrotos, welches 12,000 M. zu Fuß und 1000 Reiter zählte, nur 700 eigentliche Spartiaten.

Unter Schlachtgesang, der von den Horn- und Flötenbläsern begleitet wurde, im langsamen Schritt, mit festgeschlossenen Gliedern, Schild an Schild und gefällten Speeren ging die spartanische Phalanx zum Angriff. Ihre Ordnung streng bewahrend, rückte sie vor, ohne den Gang zu beschleunigen; die Lücken, welche feindliche Geschosse in das Vorderglied rissen, wurden gleich geschlossen,

während die Gefallenen von ihren Heloten zurückgetragen wurden. So stieß die Speerreihe mit der feindlichen zusammen, wenn der Gegner sich nicht schon vorher durch die Ruhe und ernste Entschlossenheit des Vorrückens imponiren und zum Weichen bewegen ließ. Es kam nun darauf an, ihn mit der Gewalt, welche geschlossene Ordnung immer hat, zurückzuwerfen, niederzustoßen und wenn die Glieder durch die Stürzenden doch getrennt wurden, im Kampfgedränge, wo es für den Gebrauch des Speeres an Raum fehlte, das scharfe Schwert seine Blutarbeit thun zu lassen. Floh der Feind, so wurde er nur wenig verfolgt; Beute an Gold und Silber, weil edle Metalle in Sparta verboten waren, durfte nicht heimgebracht werden; besiegte und gefangene Feinde wurden niedergemacht, Schonung gegen solche kannte das Alterthum nicht. Daraus erklärt sich der ungeheure Unterschied in den Verlusten der Sieger und Besiegten, der in den historischen, freilich oft einseitigen Angaben sich zeigt. Für den Sieg wurde ein Hahn zum Dankopfer gebracht, für einen Sieg durch List jedoch ein — Ochse! Man würde das heut für eine Ironie auf den Feind halten, der sich hatte täuschen lassen: den ernsten Doriern lag das aber fern, das Opfer für die Gottheit war ehrlich gemeint.

Athen. Ein ganz anderes, lebhafter gefärbtes Bild giebt uns Athen in seinen Kriegen. Der Staat, nach der Sage von Theseus gegründet und älter als Sparta, erhielt doch erst dreihundert Jahre später als dieses eine geregelte Verfassung durch Solon. In Athen gab es nicht, wie dort, mehrere durch Eroberung entstandene Volksschichten (wenn auch ansässige Ausländer und viele Sklaven), sondern vier altionische Stämme oder Phylen. Solon theilte bekanntlich das ganze Volk nach der Grundeinnahme jedes Familienhauptes in vier Klassen und begründete darauf das Waffenrecht und den Kriegsdienst. Die drei obersten Klassen stellten das Kriegsheer, wenn ein solches aufgeboten wurde, die vierte Klasse, welche weniger als 150 Maß jährlichen Bodenertrag oder gar keinen hatte, war ganz ausgeschlossen. Erst später wurden zuweilen Mannschaften aus ihr ausgehoben und als Leichtbewaffnete (Bogenschützen) auf Staatskosten ausgerüstet. Nach der damaligen Anschauung konnte nur derjenige Bürger das Vaterland vertheidigen, der etwas zu verlieren hatte. Auch mußte sich jeder zum Kriegsdienst berufene Bürger seine Waffen und ganze Ausrüstung auf eigene Kosten beschaffen. Sold wurde erst zu Perikles' Zeit eingeführt.

Auch in Athen gab es öffentliche Anstalten, Gymnasien, in denen die männliche Jugend für den Krieg geübt und ausgebildet wurde, sogar in der Taktik, aber sie wurde deshalb nicht ihren Familien entzogen wie in Sparta. War hier der Einzelne nur für den Staat mit seinem Leben und seiner ganzen Kraft da, so galt in Athen die persönliche Freiheit alles. Mit dem erlangten 18. Jahre wurde der athenische Jüngling feierlich wehrhaft gemacht mit Schild und Speer und konnte nun zunächst bei der Besatzung der Grenzplätze verwendet werden. Vom 20. bis zum 40. Jahre war die allgemeine Kriegsleistung angenommen, die nicht blos zur Vertheidigung des Landes, sondern auch zu Heerzügen

in die Ferne gefordert wurde. Von allen waffenfähigen Männern wurde eine Liste (Katalogos) geführt; die Aushebung geschah, wenn die Volksversammlung den Krieg beschlossen hatte, nach den Stämmen, zuweilen durch das Loos, zuweilen aber auch nach dem Ermessen des Kollegiums der Strategen (Heerführer), welche jährlich gewählt wurden.

Zur Zeit des Perikles stand Athen auf dem Gipfel seiner Blüte und Macht; der Glanz derselben überstrahlte ganz Griechenland und wurde dessen Stolz und Gemeingut. Noch heut üben die Trümmer der alten Herrlichkeit auf jeden, der den klassischen Boden betritt, einen mächtigen Zauber. Ein französischer Feldprediger, welcher auf seiner Reise zur Krim-Armee in Athen verweilte, schreibt darüber von der Akropolis aus:

„Zu meinen Füßen die Stadt mit ihren Trümmern, vor mir der Areopag, im Hintergrunde die Höhen des vielbesungenen Hymettos, weit hinaus das Griechische Meer, das tiefblaue, grenzenlose! Wohin mein Auge schaute, boten sich ihm die großartigen Ueberreste aus der Blütezeit griechischer Kunst dar; hier die himmelhohen Marmorsäulen der Propyläen, dort das Parthenon, unter dessen Ruinen sich die ganze Herrlichkeit der klassischen Architektur ahnen läßt, mir zur Linken das Theatron, wo „Antigone", „Oedipos", „Die Wolken" aufgeführt worden sind, zur Rechten der Theseustempel, der trotz der venetianischen Kugeln, die ihn verstümmelt haben, noch ganz erhalten scheint; hinter mir die sechzehn korinthischen Säulen des schönsten aller griechischen Tempel, des Zeus-Olympos."

Das war der Mittelpunkt, aus welchem die streitbaren Heere Athens auszogen: sie hatten wohl Ursache, mit aller Kraft für den Ruhm und die Vertheidigung ihrer Vaterstadt zu kämpfen. Ein Heer zur Zeit des Perikles giebt das Bild der athenischen Streitmacht in ihrer höchsten Entwickelung. Die Wehrverfassung war mit den Veränderungen, durch welche Kleisthenes nach der Vertreibung der Pisistratiden im Jahre 510 die Verfassung des Solon noch demokratischer gestaltet hatte, ebenfalls verändert worden. Das Volk war jetzt in 10 Phylen, statt der alten 4 getheilt, das waren aber Landbezirke, in denen die alten Stämme durcheinander wohnten; ihre Zusammengehörigkeit, in welcher nach modernem Ausdruck viel konservative Elemente der wachsenden Demokratie widerstrebten, war dadurch zerrissen. Nach den neuen 10 Phylen geschah nun die Aushebung, und die Mannschaft jeder derselben hieß entweder auch Phyle oder Taxis, d. i. Gestellung. Für jede wurde ein Taxiarch und ein Stratege gewählt, also aus jeder Phyle einer. Die Taxiarchen („Obersten" der Taxis) hatten die Verwaltung und Verpflegung, die Strategen (Befehlshaber der „Streiter" von stratein) die eigentlichen Kriegsangelegenheiten. Es war Bedingung für die Wahl der Strategen, daß sie Grundeigenthum und eheliche Kinder als Bürgschaft für ihre Treue hatten. Ersteres verfiel beim Verrath dem Staate, letztere dienten zu Geiseln und mußten betreffendenfalls die Schuld des Vaters büßen. Die eigentliche Streitkraft (stratos) war das schwerbewaffnete Fußvolk mit langen Speeren und großen ovalen Schilden, auf denen als Wahrzeichen Athens eine Eule, der

Vogel der Pallas Athene (Minerva), angebracht war. Daneben gab es Leichte (Psiliten, was auch Nackte heißt, weil sie ohne alle Schutzwaffen waren); diese kämpften mit Bogen, zu denen sie einige zwanzig Pfeile im Köcher führten, oder mit Schleudern. Auch war noch eine Mittelklasse, ein geregeltes leichtes Fußvolk, aufgekommen, von seinen kleinen thrakischen Schilden (Pelta) Peltasten genannt. Sie waren mit fünf dünnen Wurfspießen bewaffnet, auch wol mit kurzen Speeren, und wurden auf den Flanken der vorgehenden Phalanx gebraucht, wie heut die Schützen sich beim Bajonnetangriff den Bataillonsmassen anhängen. Auch zu Entsendungen und besondern Unternehmungen dienten die Peltasten wegen ihrer Beweglichkeit. Angeblich hat leichtes Fußvolk, das sonst nicht viel ausrichtete, seinen ersten Erfolg im Peloponnesischen Kriege gehabt. Ein tüchtiger Flottenführer der Athener, Demosthenes, war nach der Küste Messeniens gesegelt, wo das Volk Sparta's Oberherrschaft nur widerwillig trug, und hatte sich hier festgesetzt. Die Spartaner wollten ihm den Rückweg abschneiden, ihre Schiffe wurden aber zerstreut und mehrere hundert Krieger, die sich auf das langgestreckte Eiland Sphakteria geworfen, von den Athenern, welche eine neue Expedition hierher schickten, auf demselben angegriffen. Dabei umschwärmten und umwickelten, während die Hopliten gerade auf die Front gingen, die Leichtbewaffneten beide Flügel der schwerfälligen Spartaner, die ihnen nichts anhaben konnten und so umfaßt eine Stellung nach der andern verlassen mußten, bis sie zuletzt an die Nordspitze der Insel gedrängt, hinter sich das Meer, sich gefangen ergaben.

Reiterei kam bei den Athenern erst während der Perserkriege auf, als sie den Werth guter Reiter bei den Feinden kennen lernten. Viel konnten sie deren nicht aufbringen in ihrem Berglande; es mag ungefähr in allen griechischen Heeren auch später die Reiterei zum Fußvolke nur wie 1 : 9 sich verhalten haben. Sie bekam Ausrüstungsgeld. Die für den Reiterdienst bestimmten Bürger (der ersten Vermögensklasse angehörig) wurden auch während der Friedenszeit, wo es kein Heer gab, durch Tagegelder verpflichtet, jeder zwei Pferde und einen Knecht zu halten. In Waffen erschienen sie dann mit Helm, Panzerkragen, Schurz und Armschienen, aber ohne Schilde, mit dünneren Speeren als das Fußvolk. Diese Speere brachen oft beim Zusammenstoß mit dem Feinde, wie es auch den Reitern des Agesilaos bei Daskylion erging, wo die meisten obenein beim Anlauf herunterfielen. Auf bloßer Decke, ohne Steigbügel, ist der Sitz freilich sehr locker, wenn die Reiter nicht, wie die Orientalen, die Ungarn und Litauer, ihr halbes Leben auf den Pferden zubringen. In kleinen Abtheilungen, Ilen genannt, gewöhnlich mit 8 Pferden Front und 4 Pferden Tiefe, die einzelnen Reiter mit Zwischenräumen, wurde die Reiterei auf beide Flügel der Schlachtordnung vertheilt.

Die Streitwagen, welche in den ältesten Zeiten bei den Kämpfen der Griechen eine so große Rolle spielten, kamen nur selten noch vor, doch geschieht ihrer Erwähnung, im Peloponnesischen Kriege sogar der Sichelwagen, die, von den Persern entlehnt, sich aber auch hier nicht bewährten.

Formirt wurde die Mannschaft zunächst in Haufen von ungefähr gleicher Stärke, wie bei den Spartanern. Eine solche Grundabtheilung hieß, ebenso vieldeutig wie dort, Lochos, Phyle oder, den Begriff schärfer bezeichnend, Syntagma. Tagma kommt wie Taxis und Taktik von dem Worte tasso oder tatto her, ich stelle, ordne; Syntagma heißt Zusammenstellung. Die Gliederzahl richtete sich wol immer nach den Umständen; bestimmt, wie heut in den Reglements, war sie nicht, doch mag sie meist auf acht gekommen sein. Ein viel späterer Schriftsteller, der zur Zeit des römischen Kaisers Hadrian lebte, Arrian, der Geschichtschreiber Alexander's des Großen, hat auch eine Taktika verfaßt, wenn diese nicht, wie neuerdings behauptet worden, nur dem genannten Autor zugeschrieben, in Wahrheit aber die in manchen Punkten ungenaue Abschrift einer andern Taktik, von Aelian, ist. Diese giebt ein förmliches Schema für die Formation der Phalanx, wonach das Syntagma mit 16 Mann Front und 16 Mann Tiefe, also quadratisch aufgestellt gewesen, 4 Syntagmen eine Chiliarchie (chilias, 1000) und 4 solche eine Phalanx gebildet haben. Das ist aber gewiß nur eine theoretische „beste Formation", wie neuere Lehrbücher der Taktik auch deren vorschlagen, ohne daß sie darum praktisch angenommen worden sind. Der Natur der Sache nach mußten freilich die mit kleinen Zwischenräumen nebeneinander in die Schlachtordnung rückenden Syntagmen wieder zu größern Abtheilungen unter höhern Befehlshabern vereinigt werden, um das Ganze, die Phalanx, zweckmäßig zu gliedern und sie bewegen zu können.



Schlachtordnung bei den Hellenen.

Schwerfällig blieb sie darum doch, die Massenstellung von mehreren tausend in Erz gewappneten Speerträgern. Sie konnte eigentlich nur Gesammtbewegungen ausführen: Vormärsche, Seitenmärsche, nachdem die Wendung rechts- oder linksum gemacht war, Rückmärsche nach der Kehrtwendung. Dazu waren schon Kommandowörter eingeführt, für die Wendung sehr praktisch: „nach dem Speer" (rechtsum) und „nach dem Schild" (linksum), wodurch die bedenkliche Frage: was ist rechts und was ist links?, deren verständliche Beantwortung für den Neuling immer Schwierigkeiten macht, vermieden wurde. Da die einzelnen Krieger nicht wie heut Arm an Arm, sondern um ihre Waffen zu gebrauchen, auch der Schilde wegen, mit Zwischenräumen standen, so konnte das Durchziehen der Glieder, wenn es z. B. zur Ablösung im Kampfe nöthig wurde, und die Verdoppelung der Glieder und Rotten mit Leichtigkeit stattfinden.

Schlachtordnung bei den Hellenen. Was bedurfte die Phalanx nach der alten Kampfweise auch mehr? Man bot sich die Schlacht auf möglichst freiem und ebenem Boden und stellte sich parallel dem Feinde auf, beide Flügel durch Leichtbewaffnete und Reiterei gedeckt. Dann ging die Phalanx in zusammenhängender Masse vor. Signale mit der Tuba und das Senken der Fahnen gaben das

Zeichen zum Angriff, besondere Befehle wurden durch Herolde, welche den Befehlshabern zur Seite gingen, überbracht; wie jetzt durch Adjutanten und Ordonnanzoffiziere. Die Leichtbewaffneten, welche das Gefecht mit ihren Fernwaffen eröffnet, wurden nun zurückgerufen und der Massenangriff mit gefällten Speeren ausgeführt, worauf ein blutiger und erbitterter Kampf begann, der mit der vollständigen Niederlage eines Theils endigen mußte, weil er in unmittelbarem Handgemenge nicht abgebrochen werden konnte und keine geschont gebliebenen Truppen da waren, den Rückzug zu decken. Die Reiterei spielte noch eine sehr untergeordnete Rolle in der Schlacht. Dem Angriff feindlicher Reiterei setzte die Phalanx eine dichtgedrängte Stellung entgegen, wo die Schilde sich zusammenschoben, halb übereinander„ wie Blätter einer Artischocke", sagten die Alten, oder nach einem modernen nüchternen Ausdruck, „wie Dachziegel". Zwischen ihnen starrten die langen Speere, an denen der Angriff abprallte. Diese Formation hieß der Synaspismos, d. i. Schildvereinigung.

Der Peloponnesische Krieg schon, in welchem bei 27jähriger Dauer nur fünf oder sechs Feldschlachten, aber desto mehr Unternehmungen, wir würden heut sagen des kleinen Krieges vorgekommen sind, gab schon, weil letztere oft in schwieriges Terrain führten, Veranlassung, die starre Masse der Phalanx, welche in solchem Terrain nicht recht fortkam, noch weniger geschlossen fechten konnte, zu trennen und durch größere Zwischenräume der Abtheilungen etwas beweglicher zu machen. Noch mehr war das der Fall auf dem weltberühmten Rückzuge des Xenophon von den Ufern des Euphrat nordwärts durch unwegsames Land unter beständigen Kämpfen mit den verfolgenden Persern und den wilden Einwohnern. Von den 13,000 griechischen Söldnern, welche von neun Hauptleuten in Scharen verschiedener Stärke (400—4000 Mann) geworben und dem jüngern Cyrus bei seiner beabsichtigten Thronrevolution zugeführt worden, waren nach der Schlacht bei Kunaxa, in welcher Cyrus gefallen, noch 10,000 übrig, an deren Spitze Xenophon trat, nachdem alle Hauptleute bei der gepflogenen Unterhandlung von den Persern verrätherisch ermordet waren. Er führte die Zehntausend in dem denkwürdigen Zuge, den er selbst in einem noch vorhandenen Werke beschrieben hat, glücklich nach der Heimat zurück. Unterwegs erwies sich die gewohnte Schlachtordnung der Phalanx im durchschnittenen oder bergigen Lande nicht brauchbar, er trennte sie daher in kleine bewegliche Abtheilungen, nicht stärker als 100 Mann, und stellte sie zum Gefecht mit größern Zwischenräumen auf, hielt auch gelegentlich mehrere davon zurück, um einem Ueberflügeln oder Durchbrechen von Seiten des überlegenen Feindes zu begegnen. Die Erfahrungen dieses Feldzuges in Asien, der ein volles Jahr dauerte, wurden durch die Heimgekehrten weiter verbreitet, wenn sie auch Zeit brauchten, das Altherkömmliche zu verändern. Das geschah aber endlich doch, und durch Epaminondas, den Thebaner, welchem seine Vaterstadt die kurze Erhebung zur Hegemonie (Führerschaft) in Griechenland verdankte, erhielt dann die Phalanx den höchsten Grad von Beweglichkeit, dessen sie, ohne ihre Grundformen zu



Die makedonische Phalanx.

Soldatenbuch I. 2. Auflage. Leipzig, Verlag von Otto Spamer.

ändern, überhaupt fähig war. Seine berühmte schiefe Schlachtordnung, die er bei Leuktra und Mantinea anwandte, ist von den Schriftgelehrten der Katheder, die nicht Soldaten waren, sehr falsch verstanden worden. Es war keine Aufstellung in schiefer Richtung gegen den Feind, auch keine keilförmige, wie es in Leitfäden sogar von der Phalanx gefabelt worden ist, sondern sie bildete sich aus der Parallelfront durch ein staffelförmiges Vorgehen der Abtheilungen von einem Flügel, so daß die äußerste zuerst antrat, die nebenstehende ihr einen gewissen Vorsprung ließ und erst dann anmarschirte und so fort, eine nach der andern, wodurch der entgegengesetzte Flügel anfangs ganz zurückgehalten (man nennt es heut versagt) wurde. So hat es auch Friedrich der Große verstanden und in seiner Musterschlacht bei Leuthen angeordnet, wie sich später zeigen wird.

Durch die Lösung der früher nie getrennten Phalanx und durch den Einzelngebrauch ihrer Abtheilungen kamen nun auch noch andere Gefechtsformen in Anwendung und die Taktik vervollkommnete sich immer noch; aber das Volk im ganzen hatte die sittliche Kraft nicht mehr, sich wie einst gegen die Perser zur Behauptung seiner Selbständigkeit einmüthig zu erheben und verlor darum seine Freiheit. Im Hause des Epaminondas war ein makedonischer Königssohn, welcher als Geisel für geschlossene Verträge nach Theben gebracht worden war, aufgewachsen und hatte, zu reiferm Verstande gekommen, die griechische Kriegskunst, die ihn im hohen Grade interessirte, genau kennen gelernt. Er hatte damals keine Aussicht, den Thron in Makedonien zu besteigen, als er aber, nach der Heimat zurückgekehrt, doch König geworden war, übertrug er die griechische Taktik auf sein kräftiges Volk und führte seine Kriege nach den Grundsätzen griechischer Strategie, durch welche er Griechenland unterwarf. Sein Sohn Alexander entwickelte dann die griechische Kriegskunst zu ihrer höchsten Vollkommenheit.

Makedonien. In dem monarchischen Makedonien wurden die Heere nicht aus freien Bürgern, wie in den griechischen Staaten gebildet, sondern den Unterthanen des Königs war der Kriegsdienst als Pflicht auferlegt und das ganze Reich behufs der Aushebung in sechs Militärdistrikte getheilt. Die großen und reichen Grundbesitzer, der Adel des Landes oder die Ritterschaft, nach modernen Begriffen, stellte die schwergerüstete Reiterei, auf welche Alexander einen großen Werth legte, an deren Spitze er in den Schlachten persönlich stritt. Aus den übrigen bemittelten Einwohnern wurde das schwere Fußvolk, die berühmte makedonische Phalanx, gebildet; König Philipp hatte mit ihr in der Schlacht bei Chäronea die Griechen niedergeworfen, sie bewährte sich gleich in dem ersten Feldzuge Alexander's gegen die Thrakier unter den ungünstigsten Gefechtsverhältnissen als unüberwindlich. Das ärmere Volk, auch mehrere halbwilde tributpflichtige Stämme, sowie die Bundesgenossen gaben die Leichtbewaffneten. Im ganzen waren die Heere, mit welchen Alexander der Große das Persische Reich eroberte und bis nach Indien vordrang, durchaus nach griechischem Vorbilde organisirt. Neben den schweren Hopliten der Phalanx gab es auch hier, den athenischen Peltasten entsprechend, ein regelmäßiges leichtes Fußvolk, von seinen

kleinen Schilden Hypaspisten (d. h. „Kleinschildner") genannt, außerdem viel andere Leichtbewaffnete. Bei der Reiterei, welche überhaupt weit besser war als die griechische, auch schon ein Sechstheil des Heeres ausmachte, hatte Alexander ebenfalls eine leichte geregelte Gattung gebildet, welche Sarissophoren d. h. Spießträger genannt wurde, weil sie den langen Speer des Fußvolks, die bis 16 Fuß lange Sarissa, nur viel dünner und darum leichter führten. Die schweren Reiter hatten einen starken, kurzen Speer, vergleichbar der Ritterlanze des Mittelalters, zum Niederrennen des Feindes im Gesammtanlauf. Irreguläre Reiterei mit Fernwaffen kam hauptsächlich erst in Asien durch die unterworfenen Völker hinzu, doch stellte auch Päonien, eine Provinz Makedoniens, berittene Bogenschützen.

Alexander der Große. Mit einem so zusammengesetzten Heere, kaum 34,000 Mann stark, aber Kerntruppen, unternahm Alexander der Große den Krieg gegen das ungeheure Perserreich, das ihm viele Hunderttausende entgegenstellen konnte. Es war ein Rachekrieg für die Angriffe der Perser auf Griechenland, das Perserreich sollte vernichtet und die makedonische Herrschaft bis an die Grenzen des Erdkreises ausgedehnt werden.

Wie ein Meteor plötzlich aufleuchtend den Himmel überflammt und ebenso plötzlich mitten in seiner Laufbahn wieder erlischt, ist Alexander seinen kurzen glänzenden Lebensweg gegangen. Geboren in der Nacht, als Herostrat, um seinen Namen, wenn auch durch schmachvolle That, unsterblich zu machen, den Tempel der Diana zu Ephesos, eines der Wunderwerke des Alterthums, in Brand steckte, mit 16 Jahren schon, in Abwesenheit seines Vaters, Regent, noch nicht 20 Jahre alt König, zum Oberfeldherrn der Griechen erwählt, zog er, nachdem ein Aufstand der Thebaner und Athener unterdrückt war, nach Asien, unterwarf in siegreichen Feldzügen das ganze persische Reich und drang, die Weltherrschaft zu erringen, in das indische Fünfstromland ein. Von seinem Heere, das ihm nicht weiter ins Unbegrenzte folgen wollte, zur Umkehr bewogen, langte er nach dreijähriger Abwesenheit wieder in Persien an, wo ihn mitten in seinen Riesenplänen zur Verschmelzung der Nationalitäten seines weiten Reichs und zur Unterwerfung des Abendlandes der Tod hinwegraffte in seinem 38. Lebensjahre. Kaum Einem unserer Leser dürfte Alexander's Heldenlaufbahn unbekannt sein, wir ersparen uns also, sie nochmals ausführlich zu erzählen.

Zu verstehen ist aber diese Laufbahn mit ihren herrlichen und doch mehrfach schlimmen Thaten nur aus Alexander's Persönlichkeit, seinem Wesen und Charakter. Er war der Sohn des thatkräftigen, mit klarem Blick und scharfem Verstande seine Zwecke verfolgenden Philipp und der leidenschaftlichen, üppigen Olympias; von beiden Eltern hatte er die Grundlagen ihrer Naturen geerbt. Ihm selbst war ein hoher Geist, Heldenmuth, Genialität und eine glühende Phantasie eigen, Gaben, welche sich mit jenen Erbanlagen wunderbar vereinigten und zu einem der außerordentlichsten Charaktere entwickelten, welche die Weltgeschichte kennt. Von Griechen, vorzüglich von dem berühmten Philosophen Aristoteles erzogen, gewann er eine durchaus griechische Bildung; seine Phantasie führte

ihn zum lebendigsten Interesse an der Mythe, die er in Zusammenhang mit der Gegenwart, mit seinem eigenen Leben und Thatendrang brachte. Der göttliche Held Achilleus wurde sein Vorbild, er fühlte sich zum Rächer aller Unbilden berufen, welche die Hellenen jemals von Asiaten erduldet, und übte diese Rache mit aller Strenge, ja Grausamkeit seines Helden vor Troja. Wie dieser den Leichnam des Hektor an seinem Wagen um die Mauern der Feste geschleift, so ließ er, der hochgebildete Zögling eines Aristoteles, nach der Eroberung von Gaza den tapfern Batis, welcher die Stadt zwei Monate lang gegen ihn vertheidigt, mit durchbohrten Fersen an seinen Wagen fesseln und unter dem rohen Jubel seines Heeres über das Feld schleifen. Bei der Einnahme von Athen durch Xerxes hatten die Branchiden einst dem Perserkönig den Tempel des Apollon überliefert und waren ihm aus Furcht vor der Rache ihrer Landsleute nach Asien gefolgt: ihre Nachkommen in Milet ließ Alexander deshalb tödten. Xerxes hatte Athen mit Feuer verwüstet — darum durfte die Hand der Athenerin, Thais, beim schwelgerischen Mahle Alexander's im eroberten Persepolis die Brandfackel hinschleudern, welche das Zeichen zur Zerstörung der prächtigen Königsstadt gab. Tief beschämt war der jugendliche Monarch dann freilich über diese sinnlose That des trunkenen Uebermuths — aber es blieb nicht die einzige, die er als aus gleicher Ursache entsprungen später bereuen sollte. In Baktrien bei einem Trinkgelage sprach sich Klitos, einer der besten Heerführer Alexander's, gegen die Annahme persischer Tracht und Sitten aus, durch welche der König das Volk seiner Eroberung zu gewinnen suchte, und rühmte dagegen Alexander's Vater. Da griff der König in raschen Zorn auflodernd nach der Wurflanze eines Leibwächters und schleuderte sie gegen Klitos, der ihm einst, vor fünf Jahren am Granikos, das Leben gerettet hatte! Der Wurf war tödlich. Wol kam Alexander zur Besinnung und verhüllte in bitterer Reue sein Haupt — aber er hatte den Freund getödtet und der phantastische Trost, daß ihn der Gott des Weines für die frühere Zerstörung Thebens, der dem Bakchos geweihten Stadt, durch den Rausch und dessen Frevelthat habe strafen wollen, konnte doch vor dem klaren Verstande nicht Stich halten.

Verweilen wir aber nicht bei den Schatten im Leben des schönen königlichen Jünglings, welche meist aus der Leidenschaft und Schwelgerei, dem bösen Erbtheil seiner Mutter, entsprangen, sondern wenden wir uns den Lichtseiten zu. Was Alexander gethan zur Verbreitung griechischer Kultur und Sitte im Orient, wie er neue Bahnen des Weltverkehrs gebrochen, welchen noch höhern Zielen er nachgestrebt hat, kann uns nach dem Zweck unserer Schilderungen nicht beschäftigen. Wir fassen Alexander nur als Kriegsheld und Feldherr ins Auge. Als Krieger leuchtete er seinem Heere in jeder Heldentugend voran, er stürzte sich an der Spitze seiner Reiterei stets der Erste in den Kampf, am Granikos, wie bei Issos und endlich in der Entscheidungsschlacht bei Gaugamela. Dort bestand er mehr als einen Zweikampf, und Mithridat, der Schwiegersohn des Perserkönigs, fiel mit andern von seinem Speere; hier, bei Gaugamela,

hatte er in der Mitte des Schlachtfeldes, als beide Flügel schon im Kampfe standen und sein linker unter Parmenio schwer bedroht war, ein erbittertes, langdauerndes Reitergefecht zu führen, das den Seinigen 1000 Pferde kostete, bis es ihm gelang, die Perser in die Flucht zu schlagen. Auf dem Rückzuge aus Indien theilte er alle Gefahren in den fortgesetzten Kämpfen, alle Entbehrungen in der unwirthbaren Wüste mit seinen Kriegern. Den Helm mit Wasser gefüllt, den man ihm einmal brachte, goß er aus, um nichts vor den Verschmachtenden vorauszuhaben. Dies schöne Beispiel, vor mehr als zweitausend Jahren gegeben, ist der Nachwelt nicht verloren gegangen. Im Kriege schließt sich das Band der Waffenbrüderschaft zwischen Führern und Untergebenen durch nichts so fest, als durch gemeinschaftliche Entbehrung und durch die Sorge wie Theilnahme der Befehlshaber für ihre Soldaten. Von Alexander's allen Gefahren trotzender Kühnheit möge noch eine seiner letzten Kriegsthaten, eine weniger bekannte, hier Zeugniß geben. Er war durch die Wüste in das Land der Mallier gekommen, welche Arrian „freie indische Völker" nennt. Eine Schlacht hatten sie nicht anzunehmen gewagt, als die Phalanx, welcher der König mit der Reiterei und seinen Leichtbewaffneten vorausgeeilt war, sich nahte: sie hatten sich größtentheils in ihre Hauptstadt geworfen, welche am andern Morgen bestürmt wurde. Als ein Thor aufgesprengt war, zogen sie sich in die Burg zurück. Leitern wurden herbeigeschafft, Alexander in seiner Ungeduld entriß dem Nächsten eine derselben, setzte sie an die Mauer und stieg, vom Schilde gedeckt hinauf, ihm folgte Peukestes, der die Aegide (den Schild) der Athene, die aus ihrem Tempel zu Troja genommen war, trug, und ein Leibwächter Leonnatos. Der Pfeilhagel der Inder hielt den König nicht auf, er schwang sich auf die Brustwehr, stieß mit seinem Schilde die Feinde zurück und mit dem Schwerte diejenigen nieder, die ihm Widerstand leisteten. Unterdessen hatten seine Hypaspisten, besorgt für ihn, sich in Massen auf die angesetzten Leitern gestürzt, diese brachen unter der Wucht der Stürmenden. Keine Möglichkeit war, dem König beizustehen, der auf der Höhe der Mauer kämpfte, nur von drei Kriegern unterstützt; außer den beiden genannten, hatte noch ein dritter die Zinnen erstiegen. Alexander, kenntlich an dem Glanz seiner Rüstung, wurde auf der Plattform, die er gewonnen, von den benachbarten Thürmen und allen Seiten mit Pfeilen und Wurfspießen überschüttet — er sah, daß ihm keine Hülfe kommen konnte, und sprang kühn in den Burghof hinab, entschlossen, wenigstens eines rühmlichen Todes zu sterben. An die Mauer gelehnt wehrte er sich gegen die Inder, welche auf ihn einstürmten, sein Schwert streckte ihren Häuptling nieder und sie wichen zurück, warfen und schossen aber auf ihn mit erneuter Wuth. Seine drei Begleiter waren ihm nachgesprungen, einer von ihnen fiel von einem Pfeile getroffen, ein anderer Pfeil drang durch Alexander's Rüstung in seine Brust. Von Blut überströmt hielt sich der König noch eine Zeit lang aufrecht, dann sank er zusammen, Peukestes deckte ihn mit der Aegide der Minerva, aber auch er wie Leonnatos wurden verwundet, und der König schien verloren.



Reiterei entscheidet die Schlacht. (Im Vordergrund persische Sichelwagen.) Aus Wägner's „Hellas" II.

Draußen erscholl inzwischen das Wuthgeschrei der Makedonier, welche alle Mittel versuchten, die Mauern zu erstürmen, Haken wurden eingeschlagen, die Krieger stiegen einander auf die Schultern — endlich erschien ein behelmter Kopf über den Zinnen, bald noch andere — die ersten, welche oben waren, sprangen hinab, dem König zu Hülfe, andere, welche gefolgt, liefen nach dem Thore zwischen den beiden nächsten Thürmen, um es von innen zu öffnen — jetzt ergoß sich der Strom wuthentbrannter Krieger in die Burg, und an Erbarmen gegen die Feinde war nicht mehr zu denken, alle wurden niedergemacht, selbst die Frauen und Kinder. Alexander war aber gerettet, er wurde auf einem Schilde hinweggetragen und seine Wunde ward verbunden. Bald konnte er sich am Bord des Fahrzeugs, in welches man ihn gebracht, dem Heere, das am Ufer des Hydraotes lagerte, wieder zeigen, und die allgemeine Besorgniß verwandelte sich in ungemessene Freude.

So war Alexander der Kriegsheld — als Feldherr aber ist er unstreitig der genialste gewesen, den das Alterthum hervorgebracht, — wenn ihn auch Cäsar in der Kriegskunst überragt. Er wußte seine Feldzugspläne mit der Klugheit seines Vaters zu entwerfen, seine Heeresmassen mit Besonnenheit bis zur Schlacht zu leiten, die einzelnen Truppengattungen richtig zu verwenden, besonders das leichte Fußvolk, wie vor ihm kein anderer — wenn aber der Moment gekommen war, ging er mit Ungestüm zum Angriff, den er meist mit der Reiterei, abweichend von der bisherigen Schlachtentaktik, eröffnete. Dann setzte sich die Phalanx in Staffeln, wie Epaminondas einst die seinige zur schiefen Schlachtordnung vorgehen ließ, abtheilungsweise (nach Taxen) in Bewegung und kämpfte die Schlacht durch. Nach dem Siege kam die Verfolgung, welche bei den Griechen aus Mangel an Reiterei nur schwach gewesen war, durch Alexander jedoch mit größter Energie betrieben wurde. Die Reiterei zeigte überhaupt unter seiner Führung schon, was sie vermag; ohne starke Reiterei, welche den Sieg zu benutzen versteht, kann wol eine Schlacht, aber keine Entscheidungsschlacht gewonnen werden.

Die Griechen sind nie als eroberndes Volk aufgetreten, sie haben sogar nur selten Angriffskriege geführt (wie unter Kimon und Agesilaos), darum ist auch die Strategie wenig von ihnen entwickelt worden. Die größten Feldherrn aller Zeiten: Alexander, Cäsar, Gustav Adolf, Prinz Eugen, Friedrich der Große, Napoleon, sind immer angriffsweise verfahren. Die Offensive ist der Nerv der Kriegskunst: sie fordert rasche Bewegung, Marschfähigkeit der Heere, und die Makedonier haben diese in hohem Grade besessen. Im Jahre der Schlacht von Arbela oder Gaugamela legten sie 200 Meilen in 3 Monaten zurück. Dann folgten die weitgehenden Züge zur Unterwerfung der Provinzen des kolossalen Reichs, wobei die früher erwähnten gebahnten Heerstraßen mit ihren Stationen gute Dienste leisteten. Eine Vermehrung der leichten Truppen, welche in Verbindung mit der Reiterei bleiben konnten, mußte stattfinden, die Schwergerüsteten der Phalanx hatten unterwegs manche Stadt zu besetzen, wir finden

auch ausdrücklich erwähnt, daß Alexander sie zuweilen bei raschen Unternehmungen ganz zurückgelassen habe.

Alexander's Weltreich zerfiel nach seinem Tode; die wenigen noch lebenden Glieder des Königshauses wurden vertilgt und die Feldherren, anfangs Statthalter, dann Könige in den Hauptländern, theilten sich in das Erbe nach schweren Kämpfen untereinander, welche die Kämpfe der Diadochen, d. h. Nach- oder Erbfolger genannt werden. In den einzelnen Reichen blieb der Kern des Kriegswesens natürlich makedonisch, dasselbe nahm aber viele orientalische Elemente auf, besonders die Kriegselephanten und eine vermehrte Reiterei. In der Schlacht bei Ipsos hatte Antigonos 75, sein Gegner Seleukos 400 Elephanten. Leichtes Fußvolk war denselben in der Schlacht beigesellt, gewiß eine seltsame Kombination von Extremen! Die Phalanx gerieth in Aegypten und Syrien immer mehr in Verfall und erhielt sich nur in Makedonien in aller Kraft, bis sie endlich den Römern erlag und dort, wie in Griechenland, als beide Länder römische Provinzen geworden waren, das alte Kriegswesen in dem römischen aufging.

Demetrios, der Städte-Belagerer. Unter den Diadochen war jedenfalls Demetrios, der Sohn des Antigonos, an kriegerischem Talent der bedeutendste, er bekam bei der Belagerung und Eroberung von Salamis, der schon viel ähnliche Thaten vorausgegangen waren, den Beinamen Poliorketes, d. h. Städteeroberer. Der Städtekrieg, von welchem wir bisher nur wenig gesprochen, hatte im Laufe der Zeiten sich schon zu großer Vollkommenheit entwickelt. Der Angriff wußte sich den Mauern gedeckt zu nähern und diese durch Kriegsmaschinen verschiedener Art, welche erfunden worden waren, zu erschüttern und niederzuwerfen. Es gab Sturmdächer, unter denen die Angreifer gesichert vorgingen, um die Mauern zu untergraben oder mit Mauerbohrern zu schwächen, damit sie mit großen Haken und Mauersicheln eingerissen werden konnten; Sturmböcke oder Widder wurden gebraucht zum Einstoßen der Mauern und Thore, Wandelthürme, welche mit ihren obern Stockwerken die Zinnen der belagerten Feste überragten, schafften die Stürmenden bis hart an dieselben, so daß sie auf Fallbrücken hinübergelangen konnten. Die wichtigsten Kriegsmaschinen, die man oft vorzugsweise als solche bezeichnet, waren die gewaltigen Schieß- und Wurfzeuge, die Geschütze der Alten, welche später Katapulten und Ballisten genannt wurden. Es waren Gestelle aus Balken, entweder mit einer kolossalen armbrustartigen Vorrichtung nebst Sehne versehen, um damit große Pfeile und andere schwere Geschosse im flachen Bogen zu schleudern, oder mit einem Klotz und Galgen, an welchem erstern ein senkrecht aufragendes Balkengefüge befestigt war. Dasselbe wurde zum Wurf durch eine Winde rückwärts wagrecht niedergezogen, das Lager, das an seinem freien Ende ausgehöhlt war, mit schweren Steinmassen beladen und dann losgelassen, worauf der Balken emporschnellend gegen den Querbalken des Galgens schlug und dadurch seine Steinlast mit großer Kraft im hohen Bogen forttrieb. Die erstern Maschinen, bei den Griechen Katapeltai, genannt, sollen etwa um 400 in Sizilien erfunden worden sein, und wurden in den Diadochenkriegen sehr vervollkommnet.

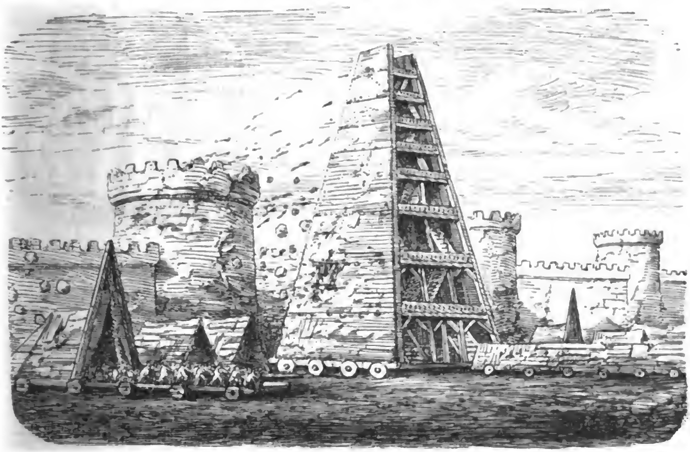
Eine der merkwürdigsten Erfindungen war die sogenannte Helepolis des schon erwähnten Demetrios Poliorketes, nach seinen Angaben von Epimachos erbaut. Es war ein riesiger Wandelthurm, unten breiter als oben, mit neun Stockwerken, der auf Rädern bewegt wurde. Angehängt zu beiden Seiten waren ihm Sturmböcke durch Dächer geschützt; Schieß- und Wurfzeug aller Art stand in den Stockwerken, welche mit Kriegern gefüllt waren. Die Stockwerke hatten breite Treppen, eine zum Hinauf- und eine zum Hinabsteigen, um alle Verwirrung zu vermeiden.



Belagerungsmaschinen.

König Demetrios hat zweimal einen solchen Belagerungsthurm, den er Helepolis („Stadtbezwingerin") nannte, erbauen lassen und zwar mit großer Wirkung gebraucht, das erste mal vor Salamis, das zweite mal vor Rhodos, doch ist keine der beiden Städte durch denselben bezwungen worden. Vor Salamis wurde seine Helepolis, welche schon eine breite Mauerbresche niedergelegt hatte, durch die Belagerten in Brand gesteckt und vernichtet. Die Stadt mußte sich allerdings nachher ergeben, als der zum Entsatz mit einer großen Flotte herbeieilende Ptolemäos von Aegypten geschlagen war. Um die Stadt Rhodos auf der gleichnamigen Insel zu bezwingen, ließ Demetrios wieder eine Helepolis bauen, kolossaler als die erste. Sie war fast 100 Ellen hoch, ihr unteres Stockwerk 50 Ellen im Quadrat auf 43 Balken ruhend, jedes folgende immer kleiner,

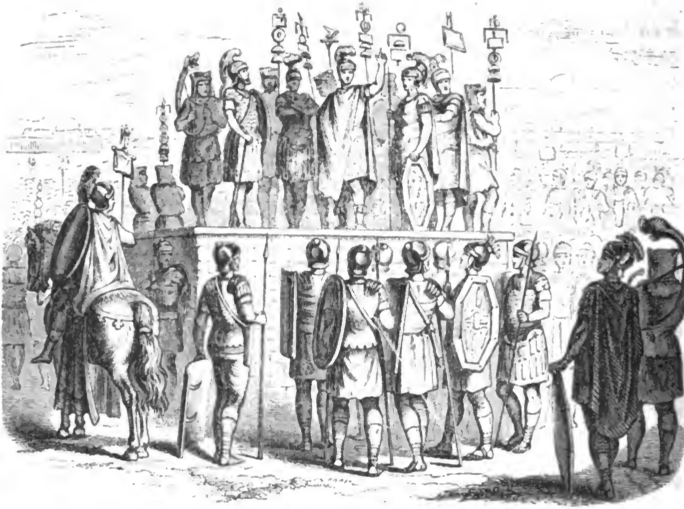
sodaß dem obersten nur 9 Balken zur Unterlage dienten. Zur Sicherung gegen das Feuer waren diesmal die drei ausgesetzten Seiten mit starkem Eisenblech beschlagen und alle Stockwerke reichlich mit Wasser versehen, auch mit Läden verschlossen, welche für die arbeitenden Kriegsmaschinen geöffnet werden konnten. Ueber 3000 Menschen setzten das Riesenwerk in Bewegung, das auch hier Thürme und Mauern niederwarf. Aber der Sturm wurde doch abgeschlagen, weil die Belagerten durch eine zweite Mauer für einen Abschnitt gesorgt hatten; in der folgenden Nacht beschossen sie die Helepolis mit aller Macht ihres Wurfzeugs, auch mit Feuerpfeilen, so daß sie das Eisenblech zertrümmerten und der Riesenbau, der schon Feuer gefangen, nur durch eiliges Zurückziehen gerettet werden konnte.



Helepolis des Demetrios Poliorketes.

Demetrios hob nachher die Belagerung auf, weil andere Kriegssorgen ihn nach Griechenland riefen; er schloß Frieden mit den Rhodiern und schenkte ihnen seine Helepolis als Anerkennung ihrer tapfern Vertheidigung.

Die griechisch-makedonische Kriegskunst hatte durch Alexander den Großen ihren Höhepunkt erreicht, nach ihm ist in beiden Ländern kein Fortschritt mehr sichtbar: Stillstand aber führt zum Rückschritt. Zu dieser Zeit gerade erhob sich im Westen, jenseit des Adriatischen Meeres, Rom, nachdem es seine innern Parteikämpfe vor kurzem beendigt hatte, gegen seine Nachbarvölker und betrat die Bahn der Eroberungen, welche ihm später die Weltherrschaft sicherten.



Anrede an das Heer.

3. Weltherrschaft der Römer.

Rom's Ursprung reicht nicht in das Dunkel vorhistorischer Zeiten hinauf; er fällt nach gewöhnlicher Annahme in die Mitte des 8. Jahrhunderts, wo in Griechenland die Hauptstaaten sich längst gebildet hatten, und Sparta gerade mit Unterwerfung der Messenier beschäftigt war. Auch haben uns die römischen Schriftsteller die Gründung Rom's und die Geschichte seiner sieben Könige sehr ausführlich erzählt. Dennoch ist dieselbe sagenhaft, vielfach erfunden und ausgeschmückt; neuere Forscher, Niebuhr, Mommsen und andere, haben sich bemüht, den Kern historischer Wahrheit in der bisherigen Ueberlieferung zu ermitteln, was aber doch nicht mehr zu unzweifelhafter Gewißheit führen kann.

Die erste Niederlassung von Latinern, mögen es Kolonisten, Flüchtlinge oder Ausgestoßene gewesen sein, auf dem palatinischen und kapitolinischen Hügel am Tiberfluß, wo sie einen Zufluchtsort wählten und befestigten, scheint den Ursprung Rom's anzudeuten. Der älteste Stamm der Römer hieß Ramnes, woher auch der Name Roma entstanden sein mag. Auf dem quirinalischen Hügel hatten sich Sabiner ansässig gemacht, die sich Tities nannten und nach einigen Kämpfen mit den Ramnes in Verbindung traten. Später kamen noch Flüchtlinge aus der zerstörten Stadt Albalonga hinzu und siedelten sich auf dem coelischen

Hügel an oder wurden durch das Gebot des Siegers hierher verpflanzt; diese bildeten unter dem Namen Luceres den dritten der drei alten Stämme in Rom. So ist die Entstehung der Stadt erklärt worden, während die römischen Schriftsteller die bekannte Sage von Romulus und Remus erzählen.

Eine geordnete Wehrverfassung wurde schon unter den ersten Königen begründet. Jeder der drei Stämme hatte aus seinen waffenfähigen Männern 100 Reiter zu stellen und mit jedem 10 Klienten (Hörige) zu Fuß, und zwar nach den 10 Geschlechtern oder Kurien, in welche der Stamm zerfiel. Die Benennung curia, gewöhnlich von curare (sorgen) erklärt (curia, die für sich sorgende Gemeinschaft), ist neuerdings (Napoleon's III. Geschichte Cäsar's) von curis, der Spieß (auch quiris, davon Quirinus, Quirites) abgeleitet worden. In alten Zeiten pflegte man allerdings nicht von abstrakten Begriffen die Bezeichnungen zu nehmen, sondern von realen Dingen. Die drei römischen Stämme brachten also 300 Reiter, Celeres, die Geschwinden, genannt und 3000 Fußgänger in Waffen auf, und diese Streitkraft in bestimmter Zahl hieß Legion (legio, Auswahl). Ihre Aufstellung soll in drei Gliedern, ebenfalls nach den Stämmen, und in jedem Gliede nach Geschlechtern gewesen sein und alle Fußgänger Hastaten, Speerträger (hasta, der Speer) geheißen haben. Doch läßt sich das nicht mehr nachweisen. Jedenfalls hatte das Fußvolk eine der griechischen Phalanx ähnliche Massenstellung.

Mit der Gesetzgebung des Servius Tullius, der das Volk in 6 Klassen nach dem Vermögen theilte und danach auch die Kriegsleistung der Bürger bestimmte, änderte sich die Bildung der Legion. Nicht mehr nach Geschlechtern, sondern nach den Vermögensklassen wurde die Mannschaft gestellt; aus den 3 ersten Klassen das regelmäßige Fußvolk, aus den 18 Rittercenturien die Reiterei, aus der 4. und 5. Klasse die Leichtbewaffneten. Die sechste Klasse hatte nur im Nothfall Ersatzmannschaften (accensi, Zugezählte) zu geben, die Besitzlosen (capite censi, nach der Kopfzahl Geschätzte, oder proletarii genannt, wörtlich: „Vielkindervolk") waren vom Kriegsdienste ganz ausgeschlossen. Das regelmäßige Fußvolk (legionarii) war mit dem Speer und dem Schwert bewaffnet; die am besten gerüsteten, aus der ersten Vermögensklasse entnommen, standen im ersten Gliede und hießen darum Principes, die Vordersten, die Vorkämpfer, sie allein führten Schilde und zwar von runder Form. Ein Panzer aus Riemen geflochten (wie schon der Name lorica, von lorum, Riem, besagt) deckte die Brust, zuweilen war er mit Metallschuppen besetzt; die Helme mit breiten Backenstücken waren zuerst von Leder, dann von Erz, plump und schwer. Die Reiter hatten kurze, starke Spieße (contus), welche sie nach dem Anrann im Handgemenge gewöhnlich fortwarfen, um das Schwert zu gebrauchen; ihre einzige Schutzwaffe war ein kleiner Schild von Leder. Die Leichtbewaffneten wurden rorarii genannt, angeblich von rorare, thauen, tropfen, weil ihre Geschosse (sie kämpften meist mit Schleudern) wie Thautropfen fielen. Ein sanftes, mildes Gleichniß für faustdicke Steine! Auch die andere Erklärung: „Wie Thau vor dem Regen, so die Leichten vor den Schweren", paßt schlecht, da bekanntlich, wenn es stark thauet, gar kein Regen kommt.

In den Kriegen der Republik, schon in den kleinen Kämpfen mit den Nachbarstädten, welche während des langen innern Parteistreits fast unausgesetzt fortdauerten, aber ganz besonders in den spätern Samniter-, Latiner- und Etruskerkriegen erstarkte das römische Kriegswesen und bildete sich, ohne gute Vorbilder zu verschmähen, doch in selbständiger Weise so trefflich aus, daß die Römer selbst der makedonischen Kriegskunst des Königs Pyrrhos von Epiros, wenn auch erst nach zwei Niederlagen, siegreich entgegentreten konnten. Dann folgten die schweren Kriege mit Karthago, deren zweiter den punischen Sieger fast bis an die Thore Roms führte und den Staat mit Untergang bedrohte, bis der glorreiche Umschwung stattfand; es knüpften sich daran Kriege in Makedonien und Asien — und alle dienten dazu, Rom zum ersten Kriegerstaate zu erheben. Das war seine schönste Heldenzeit, als noch seine besten Bürger freudig in Waffen erschienen, um für das Vaterland zu kämpfen, als noch keine Fremden, keine Miethstruppen und Zwangsaufgebote in römischen Heeren Aufnahme fanden und Bürgersinn und Kriegertugend fast gleiche Begriffe bildeten. Die Feldherrnkunst hatte zwar noch nicht den Gipfel der Vollkommenheit erreicht, sie dahin zu erheben war erst Cäsar vorbehalten, aber die Heeresorganisation, die Waffen- und Kriegsfertigkeit, die Gefechtsführung der Römer war vortrefflich. Ein Volk in Waffen fürwahr!

Zwei Schriftsteller des Alterthums haben uns vorzüglich das römische Kriegswesen in der Zeit vor den Bürgerkriegen beschrieben: Livius und Polybios. Der erstere, ein Zeitgenoß des Augustus, bekannt durch sein ausgezeichnetes Nationalwerk der römischen Geschichte, ist für unsern Zweck besonders in Bezug auf die ersten Zeiten der Republik wichtig. Polybios, ein Grieche, der nach der Schlacht von Pydna als Gefangener nach Rom kam, hier aus freier Wahl blieb, ein Freund des jüngern Scipio, des Zerstörers von Karthago, wurde und den alten Massinissa, den Numidierkönig, aus dem zweiten Punischen Kriege als hochbetagten Greis noch gekannt, hat in seinem Werke das Kriegswesen, wie er es in Rom gefunden, ganz objektiv und darum trefflich geschildert. Schauen wir uns nach diesen Angaben die Römer in Waffen, ihr Heer- und Kriegsleben an.

Bildung und Zusammensetzung des römischen Heeres. Alljährlich im Hochsommer wurde für jeden der beiden Konsuln, welche immer am 1. Juli auf ein Jahr gewählt wurden, ein Heer von zwei römischen Legionen ausgehoben. Wie bei den Griechen gab es auch in Rom keine stehenden Heere. Wenn der Feldzug vorüber war, wurden die Legionen entlassen, und die Krieger kehrten zu ihren bürgerlichen Geschäften zurück. Im folgenden Sommer konnten viele von ihnen bei der Aushebung wieder zu den Waffen gerufen werden, viele traf aber auch die Aushebung nicht, denn alle waffenfähigen Bürger waren vom 17. bis zum 45. Jahre zum Kriegsdienst, innerhalb dieser 28 Jahre aber nur zu 16 Feldzügen verpflichtet, für den Reiterdienst sogar nur zu 10, und es war nicht einmal nöthig, daß diese Feldzüge hintereinander abgethan wurden. An dem Tage der Konsulwahl wurden zugleich für jede der 4 Legionen 4, später 6 Kriegstribunen gewählt, welche dann an einem bestimmten Tage die Aushebung und Eintheilung der

Mannschaft zu bewirken hatten. Gewöhnlich geschah dies auf dem Marsfelde, nach einem daselbst befindlichen Marstempel so genannt, der weiten Niederung, welche der Tiber im Bogen halb umfließt, zuweilen aber auch auf dem steilabfallenden Hügel, welchen die uralte Burg des Kapitols krönte.

Dorthin sah man denn zur festgesetzten Stunde die waffenfähigen Jünglinge und Männer, welche in den kriegspflichtigen Jahren standen, aus den verschiedenen Stadttheilen wandern, ein starkes nerviges Geschlecht, wenn auch nicht jene schönen, oft idealen Gestalten, die das Volk der Hellenen auszeichneten. Sie kamen in ihrer einfachen Volkstracht, in der weißwollenen ärmellosen Tunica, die nicht ganz bis zu den Knien reichte, darüber den Mantel, die Toga, deren rechter Zipfel, um den rechten Arm freizulassen, unter diesem hinweggenommen und über die linke Schulter geschlagen wurde. Der Kopf war unbedeckt, nur bei der Arbeit in großer Hitze und bei den Saturalien trugen die Römer einen breitkrämpigen Hut, der den Sklaven ebenso wenig wie die Toga gestattet war. Beinkleider kannte man nicht, sie wurden nur in nördlichern Gegenden oder von denjenigen Völkern getragen, welche die Griechen und Römer „Barbaren" nannten.

Der Platz für die Aushebung des Fußvolks war durch ein grünes Panier bezeichnet, der für die Reiterei durch ein rothes. Da letztere nur aus den Rittercenturien genommen wurde, so wußte jeder, wohin er sich zu wenden hatte. Wenn alles versammelt war, begannen die 24 Kriegstribunen in einer gewissen Reihenfolge ihr Geschäft und zwar so, daß jeder Ausgehobene gleich einer der 4 aufzustellenden Legionen zugetheilt wurde. Nach dem Census, der Vermögensschätzung, welche alle fünf Jahre stattfand, wurden dann auch die Kriegerklassen bestimmt. Es gab deren jetzt drei in der Legion: die gut gerüsteten Principes, die weniger mit Schutzwaffen versehenen Hastaten (wie diese Klasse nun speziell genannt wurde) aus der jüngern Mannschaft und die Triarier, ältere versuchte Krieger. Ob ihr Name, wie neuerdings behauptet worden, davon herrührt, daß sie bei der frühesten als dreigliedrig angenommenen Stellung im dritten Gliede gestanden, und wer sie zuerst zu besonderer Bestimmung ausgeschieden hat, ob Camillus oder vor ihm ein anderer, mag auf sich beruhen. Sie waren nun die dritte und beste Kriegerklasse und bildeten, seit man die Formation der Phalanx aufgegeben hatte und in kleinen getrennten Haufen, manipuli genannt, drei Treffen dem Feinde entgegenstellte, das dritte derselben, den Rückhalt oder wie wir heute sagen, die Reserve. Manipel waren schon immer die Unterabtheilungen der Legion gewesen, eine Masse von 3000 Mann mußte natürlich solche haben, es gab deren anfangs 45 in der Legion, sie waren also sehr schwach. Später wurden sie verstärkt, und die Legion hatte dann nur 30. Bei der Aufstellung wurde die in 4 Legionen und innerhalb derselben in die drei genannten Kriegerklassen eingetheilte Mannschaft von den Kriegstribunen auch gleich in Manipel getheilt. Bei den Triariern hießen diese Grundabtheilungen pili, entweder von pila, Pfeiler (wie das moderne Kolonne von columna „Säule") oder pila, Ballen,

wahrscheinlicher jedoch von der Wurfwaffe, pilum, seit sie diese angenommen hatten. Die kleinen Geschwader der Reiterei wurden turmae (Haufen) genannt.

Nachdem die Aushebung, auch der Leichtbewaffneten, vollendet war, wurde die Mannschaft abtheilungsweise durch den Kriegereid (sacramentum militare) in Pflicht genommen, dann aber entlassen, um ihre häuslichen Angelegenheiten zu ordnen, und ein Ort außerhalb Roms zur Versammlung der Krieger an einem folgenden Tage bestimmt. Wenn aber Gefahr im Verzuge war, mußte das Heer schon am Tage der Aushebung abends zusammentreten und abmarschiren.



Römischer Exerzierplatz und Rekruten sich übend.

Einübung und Ausrüstung, Eintheilung des Heeres. Auf dem Sammelplatze erschienen nun die Krieger nicht mehr im Friedenskleide, der Toga, sondern in Waffen, die sie in der ältern Zeit selbst mitbrachten, wie es die Verfassung nach ihrem Vermögen vorgeschrieben hatte. Seit Camillus, dem Erretter Roms von den Galliern, der überhaupt im Kriegswesen manche Veränderung durchgesetzt, war aber Sold eingeführt, um die Kriegslast dem einzelnen Bürger zu erleichtern und noch die vierte Vermögensklasse in die Legion aufnehmen zu können. Da wurden fortan die Waffen aus einem Abzug vom Solde durch den Staat beschafft. Der Helm war leichter und gefälliger geworden, der Panzer nun meist aus Metallschuppen gefertigt, höhere Führer trugen oft schon Helme von Stahl

mit Roßschweifen oder schwarzen und rothen Federn, und Plattenpanzer, leichte Schienen deckten statt der frühern mit Ketten besetzten Riemen die Schultern und auch das rechte, vom Schilde nicht geschützte Bein. Der Schild der Legionare war nun groß und viereckig, mit Rindshaut überzogen, mit Eisen beschlagen, in der Mitte mit einer Metallspitze versehen, inwendig mit zwei Handhaben, durch welche der linke Arm gesteckt wurde. Ueber der Rüstung war der grobe wollene Kriegsmantel, das sagum, mit einer Spange an der Schulter befestigt, wurde im Gefecht aber meist abgelegt. Principes und Hastaten führten den 9—12 Fuß langen Speer mit dreikantiger Eisenspitze; aber das Schwert, in alter Zeit trotz seiner Kürze (1½ Fuß) nur zum Hauen, einschneidig, ohne Spitze, war jetzt zweischneidig und spitz, konnte also zum Stich gebraucht werden und wurde binnen kurzer Zeit die Haupt- und Lieblingswaffe der Römer. Den Triariern hatte man statt der Hasta eine von den Samnitern angenommene eigenthümliche Wurfwaffe, das pilum, gegeben. Es war ein dicker, meist vierkantiger schwerer Schaft, in welchen bis auf die Hälfte seiner Länge das Eisen, das vorn eine Spitze bildete, eingelassen und befestigt war. Dadurch sehr schwer geworden, konnte die Waffe nur auf eine geringe Entfernung, aber dann auch mit furchtbarer Wirkung gegen den Feind geschleudert werden. Die Leichtbewaffneten hatten keine Panzer, sondern Lederjacken bis zur Hüfte und kurze Mäntel, ihr kleiner runder Schild wurde parma genannt. Endlich die Ritter. Auf Tüchtigkeit und gute Pferde wurde großer Werth gelegt, sie wurden alle fünf Jahre bei der Schätzung vom Censor gemustert und zogen dabei einer nach dem andern zu Fuß, das Pferd am Zügel, an dem gefürchteten Staatsbeamten vorüber. Wessen Pferd schlecht im Stande, oder der, welcher persönlich zu dick geworden war, wurde abgesetzt. Ein sehr dicker Ritter führte einst einen elenden dürren Gaul vorbei und erregte allgemeinen Unwillen durch den Gegensatz. Er erklärte denselben ganz harmlos: „Das kommt, weil für das Pferd mein Sklave sorgt, ich selbst aber für meine eigene Person." Der Witz half ihm jedoch nichts, er wurde seines Ritterstandes entsetzt, und dies geschah auch solchen, welche sich Verbrechen zu Schulden kommen ließen.

Jeder Manipel war in zwei Centurien, diese wieder in Dekurien getheilt, die Centurionen, kenntlich an dem Rebstocke, den sie trugen, standen im ersten Gliede auf den Flügeln ihrer Centurien. Das Feldzeichen, für jeden Manipel ursprünglich eins, später zwei, war anfangs eine aufgerichtete Hand, vielleicht als Symbol für die „Handvoll" (manipulus), wie die Abtheilung genannt wurde. Auch später, als Fahnen mit Thier- oder Götterbildern und für die Legion ein Adler eingeführt wurde, blieb das alte Wahrzeichen, die Hand, als Zierrath in getriebener Arbeit aus edlem Metall auf dem Postament des Adlers. Die Fahnenträger wurden von den Centurionen erwählt und trugen oft statt des Helmes einen Bärenkopf oder auf dem Helm ein Wolfsfell. Die Leichtbewaffneten waren bei den Manipeln vertheilt, die Reiterei bildete zwei Flügel, jeder unter einem praefectus alae, die Turma unter ihrem ältesten Decurio (Zehntmann).

Bei der Legion waren, wie gesagt, zuletzt 6 Kriegstribunen; von diesen befanden sich immer zwei zusammen auf zwei Monate im Dienste und wechselten täglich im Kommando der Legion ab. Die übrigen, mit einer Anzahl junger Römer, die ihren ersten Feldzug machten und nicht in die Truppen eingereiht waren, blieben um die Person des Konsuls, welcher das Heer befehligte. Dem Feldherrn war eine große Machtvollkommenheit (imperium) anvertraut, er hatte das Recht über Leben und Tod, bei Feldzügen in fernen Gegenden sogar das Recht der Kriegserklärung. Als Ehrengeleit, zugleich aber auch als Vollstrecker seiner Strafurtheile, waren ihm 12 Liktoren gegeben, welche Beile, in Ruthenbündel eingeschnürt, trugen. In Zeiten großer Gefahr wurde auf 6 Monate ein Diktator gewählt, der für diese Zeit eine unbeschränkte Gewalt besaß. Diesem waren dann 24 Liktoren beigegeben; seinen Stellvertreter, den magister equitum (Reiterführer), wählte er selbst. Die Heeresverwaltung leitete der Quästor, dessen Personal mit der Ausdehnung der römischen Kriegsschauplätze in spätern Zeiten sehr wuchs.

Ehe das Heer abmarschirte, hielt der Konsul noch eine religiöse Feierlichkeit ab, lustratio (Versöhnung, Reinigung) genannt. Dann geschah der Abmarsch auf das Signal der Heertrompete (tuba) und des Hornes, in Manipeln und Turmen vom rechten Flügel. Zu tragen hatte der römische Soldat viel auf dem Marsche: außer den Waffen noch etwa 60 Pfund an Gepäck und Schanzzeug. Ein Korb enthielt Bekleidungsgegenstände, ein Lederbeutel auf 15 Tage Proviant, jeder Mann hatte sein Wassergeschirr, einige noch Kochgeschirre — das alles war um Schanzpfähle, welche zum Schutz des Lagers dienten, mit Riemen geschnürt und am Spieße befestigt. Dazu kam noch bei vielen Säge, Hacke und Sichel. Das war gewiß schwer genug, aber die Römer hatten Uebung darin. Kriegsübungen wurden auch auf dem Marsche, wenn das Heer einige Zeit rastete, täglich angestellt: vom Ueben, exercitari, wurde das ganze Heer exercitus genannt. Im Laufen, Springen, Schwimmen, Lastentragen u. s. w. fanden solche Uebungen statt, dazu gab es besondere Feldlehrmeister (campi doctores); der Waffengebrauch gegen Pfähle im Hieb, Stoß und Wurf wurde durch Waffenmeister (armaturae doctores) gelehrt. Was aber die römischen Heere von Sieg zu Sieg führte, das war ihr echt kriegerischer Geist, getragen von der alten Bürgertugend, die noch keine Verweichlichung und Entsittlichung kannte, der Geist, der in vielen Einzelthaten heroischer Aufopferung ihrer Vorzeit lebte. Noch immer erzählte man sich von den Horatiern, von Mutius Scävola, von Marcus Curtius, mochte ihre Geschichte auch von der Sage verklärt sein. Spätere begründete Thatsachen lebten in der Erinnerung des Volkes, so der Untergang des volksfreundlichen Heldengeschlechts der Fabier. Diese waren, wegen ihrer Bestrebungen für eine Vertheilung der Staatsländereien auch an die Plebejer von ihren patrizischen Standesgenossen angefeindet, mit Weibern, Kindern und Klienten ausgezogen, um auf feindlichem Gebiete der Vejenter zum Schutze Roms gegen deren Einfälle eine befestigte Niederlassung zu gründen, und hatten sich in ihrem verschanzten Lager lange siegreich behauptet, bis sie auf einem

Kriegszuge am Flusse Cremera von feindlicher Uebermacht aus dem Hinterhalt angegriffen wurden und bis auf den letzten Mann fielen. Nur einer aus dem fabischen Geschlecht, der nicht mit ausgewandert war, hatte dasselbe fortgepflanzt, und ein Fabier, der berühmte Cunctator, sollte später der Retter Roms gegen Hannibal werden.



Untergang der Fabier.

Während des Zeitraums vor den Punischen Kriegen, von welchem wir bisher gesprochen, wurden für die Heeresmärsche gegen die italienischen Völkerschaften, mit denen die Römer schwere Kriege führten, schon einige der berühmten Kunststraßen angelegt, deren Reste noch heut Bewunderung erregen. Die erste war die via Appia, vom Censor Appius Claudius etwa um 300 v. Chr. nach Capua gebaut und später (durch Cäsar wahrscheinlich) bis Benevent und Brundusium fortgesetzt. Sie ist von den noch vorhandenen die schönste.

Marschordnung. Wenn römische Legionen sich auf dem Marsche befanden, so zogen Reitertrupps voraus und durchstreiften die Leichtbewaffneten das Gelände, um für die Sicherheit zu sorgen. Das Lager wurde stets, selbst ein bloßes Marschlager für eine Nacht, mit einem Graben und Wall, bei längerm Verweilen auch mit Schanzpfählen (Palissaden) geschützt und durch zahlreiche Wachen gehütet. Noch war die Lagerkunst nicht so regelmäßig ausgebildet, wie sie Polybios aus den Punischen Kriegen beschreibt; ein verlassenes Lager des Königs Pyrrhos soll dazu das erste Muster gegeben haben — wir werden später davon sprechen.

Im Angesichte des Feindes, wenn ihm die Schlacht geboten werden sollte, stellte sich das Heer in Kampfordnung. Diese hatte sich gegen früher schon verändert. Wie bereits bemerkt waren im Berglande der Samniter, des kriegerischesten Volkes der Italer, die Manipel mit Zwischenräumen auseinandergezogen worden; ob die Bildung von drei Treffen schon damals oder zuerst beim Zusammentreffen mit der makedonisch formirten Phalanx des Königs Pyrrhos eingeführt wurde, ist zweifelhaft. Die Principes waren dabei ins zweite Treffen gezogen, die Hastaten bildeten das erste, um den Kampf zu beginnen, welchen die Principes durchführen und die Triarier, wenn der Sieg nicht ohne sie gewonnen wurde, entscheiden sollten. Auch in der Bewaffnung war eine Veränderung eingetreten: die vordern Treffen führten jetzt das Pilum, die Triarier die Hasta.

Zu den beiden römischen Legionen stießen im Kriege, seit die Römer die von ihnen besiegten Völker unter dem Namen Bundesgenossen, aber ohne Bürgerrechte, in ihren Staatsverband aufgenommen hatten, zwei Legionen von diesen, so daß ein konsularisches Heer dann aus vier Legionen bestand und zu der Stärke von etwa 6000 Mann anwuchs. Die Bundesgenossen waren genau ebenso formirt und bewaffnet, wie die Römer, um eine einheitliche Führung möglich zu machen. Dieser richtige Grundsatz hat auch in neuester Zeit wieder seine Anwendung in dem Norddeutschen Bundesheere gefunden.

Die Römer trauten aber ihren Bundesgenossen in Waffen nicht, darum befolgten sie auch in taktischer Beziehung den Spruch ihrer Politik: „Divide et impera!“ (Theile und herrsche!) Die beiden Legionen der Bundesgenossen, welche vereinigt noch etwas stärker als die römischen waren, weil sie mehr Leichtbewaffnete und Reiter mitbrachten, wurden in der Schlachtordnung wie im Lager getrennt, so daß die Römer als kompakte Masse mit ihren beiden Legionen die Mitte bildeten, die Bundesgenossen mit je einer Legion auf dem rechten und linken Flügel standen: Um dies Mißtrauen zu verhüllen, war ihnen die Ehre angethan, daß aus ihnen eine Kernschar unter dem Namen extraordinarii gezogen und zur unmittelbaren Verfügung des Feldherrn gestellt wurde und wiederum von dieser eine auserlesene Truppe (daher ablecti genannt) seine Leibwache bildete. Damit der Konsul aber nicht ganz in deren Händen war, mußte auch hier ein Gegengewicht geschaffen werden, und das geschah durch die römischen Veteranen, welche in besondere Cen=

turien formirt, ebenfalls um die Person des Feldherrn blieben. Veteranen waren diejenigen Krieger, welche bereits ihre richtige Zahl von Feldzügen abgedient hatten und wenn ein Krieg ausbrach, freiwillig wieder unter die Waffen traten. Gezwungen konnten sie nie werden, dem Aufrufe, wenn ein solcher an sie erging, zu folgen, doch kamen sie aus Vaterlandsliebe immer in großer Zahl.

Wie verschieden ist das Bild einer Römerschlacht von den regellosen Massenkämpfen der Orientalen und den Schlachten, welche die griechischen und makedonischen Phalangen geliefert haben! Schon die Schlachtordnung, wie ganz anders! In drei Treffen war das Heer aufgestellt, von denen das dritte, die Triarier mit den Kerntruppen der Bundesgenossen, einen großen Abstand vom zweiten hatte, damit es anfangs vom Gefechte zurückgehalten werden konnte, bis sein Eingreifen nothwendig wurde. In diesem Zwischenraume hatte der Feldherr mit seinem Gefolge, mit den „Auserlesenen" und den Veteranen seinen Platz, er konnte von hier die Vordertreffen überschauen und durch Befehle leiten. Während der Schlacht begab er sich dahin, wo seine Gegenwart nöthig war. Die Manipel in allen drei Treffen standen mit Zwischenräumen, die so breit als ihre Frontlänge waren — mit ganzen Intervallen, wie es jetzt bezeichnet wird; damals hieß das Intervall via, der Weg, weil es zum Durchziehen der Treffen benutzt wurde. Um dem zweiten Treffen dies zu erleichtern, stellte der Feldherr die Manipel desselben gleich auf diese Zwischenräume gerichtet auf, nicht auf Vordermann der Manipel ersten Treffens. Dadurch entstand eine Formation, welche wir jetzt die schachbretförmige nennen, die bei den Römern aber Quincunx, die Fünfordnung, hieß, weil durch 2 Manipel des ersten, 1 des zweiten und 2 des dritten Treffens die Figur der Fünf auf dem Würfel gebildet wurde.

Auf den Flügeln der Manipel, die Zwischenräume anfangs füllend, wenigstens verdeckend, standen die Veliten, ein regelmäßiges leichtes Fußvolk (veles, leicht), das an Stelle der frühern Rorarier gekommen war. Sie wurden aus den Jünglingen der ärmsten Volksklasse ausgehoben und rückten später, wenn sie sich tapfer zeigten, in die Legionare ein. Ihre Hauptwaffen waren Wurfspieße, nach Art der keltischen, welche die Römer in ihren Kriegen mit den Galliern kennen gelernt; sie hatten dünne scharfe Spitzen, welche tief eindrangen, beim Abprallen aber sich umbogen und daher vom Feinde nicht zum Zurückwerfen gebraucht werden konnten. Gewöhnlich führten die Veliten deren sieben in der linken Faust hinter dem Schilde, manche jedoch hatten Bogen und Schleudern. Beide Flügel des Heeres waren mit der Reiterei in tiefer Kolonne aus kleinen Geschwadern besetzt: die der Bundesgenossen hielt auf dem linken Flügel, die römische auf dem rechten, neben ihr auswärts die Schar der extraordinarii zu Pferde. Statt des kurzen Speers hatten die Reiter die längere Stangenlanze angenommen, bald auch vertauschten sie das kurze Schwert mit dem längern, das sich beim Kampf zu Pferde besser gebrauchen ließ.

Wenn die Schlacht beginnen sollte, gaben die Heerinstrumente und gesenkten Fahnen das Zeichen zum Angriff. Aus den Zwischenräumen waren meist

vorher schon die Veliten vorgegangen und in einer geöffneten Linie vor der Front ausgeschwärmt. Während das Treffen der Hastaten sich in Bewegung setzte, griffen die Veliten den Feind, der ihnen ebenfalls Leichtbewaffnete entgegengeworfen hatte, mit ihren Fernwaffen an. Dieses Vorspiel, das die geschlossenen Haufen noch unberührt ließ, konnte nicht lange dauern. Dem weitern Vordringen der Leichten setzte stärkerer Widerstand einen Damm entgegen, oder sie wurden durch Signale zurückgerufen und verschwanden durch die Intervallen der vorrückenden Hastaten, denen die Principes, zur Unterstützung bereit, auf etwa hundert Schritte Entfernung folgten.



Schleuderer. Fußsoldat. Liktor. Reiter.

Unterdessen hatte die Reiterei auf den Flügeln auch angesetzt, das war aber nicht der makedonische Angriff im vollen Lauf, durch welchen Alexander der Große seine Schlachten eröffnete, sondern ein Anreiten in mäßiger Gangart, die Ritterpferde von einheimischer Zucht waren noch schlechte Streitrosse. Auch sprangen die Ritter, wenn sie zum Handgemenge kamen, gern herab und kämpften lieber auf eigenen Beinen stehend, als auf dem Pferderücken schwankend, da noch immer keine Steigbügel zum festern Sitz erfunden waren. Um so furchtbarer war der Zusammenstoß des Fußvolks. Die Hastaten bis auf fünfzig Schritt an den Feind gekommen, setzten sich in Sturmlauf; aus ihren 10 Manipeln sausten auf höchstens zwanzig Schritt, von den beiden ersten Gliedern geworfen, die schweren Pila, rissen Lücken drüben oder hefteten sich in die Schilde — gleich hinterher warfen auch die

nächsten Glieder im Bogen über die Köpfe der vordern hinweg ihre Pila, und nun geschah der Einbruch mit gezücktem Schwert. Ein Vernichtungskampf, ein Morden entstand, wie die Phantasie grauenhafter kaum ersinnen kann; die Römer wußten ihre kurzen Waffen mit aller Fechtkunst, die sie gelernt hatten, zum Stoß und zur Abwehr zu gebrauchen; in der Linken den mächtigen Schild, mit dessen Spitze sie den einen Gegner zurückstießen, während das blutige Schwert in der Rechten die Brust oder den nackten Hals des andern suchte, arbeiteten sie sich immer tiefer in die feindlichen Massen hinein.



Testudo.

Aber sie fanden oft ebenbürtige Gegner und mußten im Kampfe weichen; dann rückten die Principes vor und nahmen diesen in gleicher Weise auf. Unterdessen hatten die Triarier, weit zurückgeblieben, in stolzer Ruhe am Boden gelegen, die lange Hasta in das Erdreich gestoßen, den Schild an diese gelehnt. Schwankte die Schlacht oder neigte sich gar zum Vortheile des Feindes, konnten auch die Principes, verbunden mit den wieder gesammelten Hastaten keinen Erfolg erringen, so kam „die Sache an die Triarier", wie Livius den ernsten Gefechtsmoment bezeichnet. „Surgite!" (Steht auf!) ertönte das laute Kommandowort; schnell waren die kleinen Haufen geordnet, nur halb so stark

als die in den vordern Treffen, aber an innerer Tüchtigkeit desto stärker, und mit gefällten Spießen drangen sie vor, um das letzte Gewicht in die Wagschale der Entscheidung zu werfen. Siegten die Römer, dann war meist völlige Vernichtung des Feindes Loos, und die Reiterei, wenn sie die feindliche aus dem Felde geschlagen hatte, konnte den Sieg vervollständigen helfen.

So wurden die meisten Römerschlachten durchgekämpft: Durchbrechen des Feindes war ihr Ziel, unbekümmert, ob das eigene Heer überflügelt würde. Eigentliche Vertheidigungs-Momente kamen selten vor; nur gegen Reiterangriffe oder starken Pfeilhagel wurde die „Schildkröte" (testudo) gebildet, indem alles dicht zusammenschloß, die äußern Glieder die Schilde vorhielten, die innern aber dieselben in die Höhe hoben, so daß alles gedeckt war und angeblich selbst Reiter oder leichte Wagen darüber hinstürmen konnten. Die Schilde mußten freilich von sehr starken Armen hochgehalten werden, wenn das je vorgekommen ist. Aber die Römer haben auch schwere Niederlagen erlitten, zwei durch Pyrrhos, den Epirotenkönig, welchen die Tarentiner zu Hülfe gerufen, und keine schwerer, als diejenigen, welche ihnen Hannibal, der karthagische Feldherr, im zweiten Punischen Kriege beibrachte — nur waren diese Niederlagen niemals die letzten Schlachten in den betreffenden Kriegen, sie wurden stets durch bald folgende Siege wieder gut gemacht, und Rom, obgleich mehrmals am Rande des Verderbens, ist aus allen seinen Kriegen als Siegerin hervorgegangen.

Eine solche gefährliche Krisis war der zweite Punische Krieg. Die Römer hatten im ersten auch zur See Erfolge errungen, obgleich sie der starken Seemacht Karthago's anfangs nichts entgegenzusetzen hatten und ihren Uebergang nach Sizilien auf Flößen statt auf Schiffen bewerkstelligen mußten. Ihre Energie und Opferwilligkeit hatte aber eine Flotte geschaffen und neue Hülfsmittel ersonnen, um den Seekrieg nicht blos durch Geschosse von Bord zu Bord, Anfahren und Zertrümmern der feindlichen Fahrzeuge, sondern auf gut römisch mit dem kurzen Schwert im persönlichen Kampfe wie zu Lande zu führen. Die Enterhaken, um das feindliche Schiff Bord an Bord heranzuziehen, die Enterbrücken, welche dann hinübergeworfen wurden, um die kampfdurstigen Römer auf die Planken des Gegners stürzen und zum Schwertkampf kommen zu lassen, in dem sie Meister waren, hatten ihnen den ersten Seesieg verschafft. Wol verloren sie ihre Schiffe später wieder, nachdem sie schon den Boden Afrika's betreten, dort aber ihr Heer und den Feldherrn Regulus eingebüßt hatten, indessen war zuletzt aus den opferfreudigsten Beiträgen der Bürger nochmals eine starke Kriegsflotte erbaut worden, deren Sieg Karthago zum Frieden gezwungen hatte. Sizilien war so eine römische Provinz, die erste außerhalb Italiens, geworden, und die Römer hatten sich auch der Inseln Sardinien und Corsica bemächtigt. Karthago suchte für seine Verluste Ersatz in Spanien, seine Eroberungen bewogen Rom, den Ebro als Grenze derselben zu setzen und mit spanischen Städten, besonders Sagunt, Bündnisse zu schließen.

Hannibal. An die Spitze der karthagischen Kriegsmacht in Spanien trat aber jetzt Hannibal, der Sohn des Hamilkar Barkas, welcher vordem den Krieg in

Sizilien geführt, dann in Spanien den ganzen Süden unterworfen hatte und in einem blutigen Treffen gefallen war. Wie der Vater die Römer grimmig haßte, hatte er seine Söhne, Hannibal, Hasdrubal und Mago in gleicher Gesinnung erzogen und den Erstgebornen schon als Knaben vor dem Altar der Gottheit ewigen Römerhaß schwören lassen. Nach dem Tode des Vaters war zuerst sein Eidam an seine Stelle getreten, als dieser aber durch Meuchelmord fiel, rief das Heer Hannibal zum Feldherrn aus, dessen ganzes Streben nur darauf gerichtet war, Vergeltung an den Römern zu üben, Rom in seinem eigenen Lande anzugreifen und zu vernichten. Mächtige Gebirge, große Ströme, weite Landstrecken von kriegerischen Völkern bewohnt, lagen zwischen ihm und seinem Ziele; sein Heldengeist kannte aber keine Hindernisse und forderte die Römer trotzig heraus, indem er Sagunt, die mit ihnen verbündete Stadt, trotz ihrer drohenden Abmahnung angriff. Die Saganter, von griechischer Abkunft, vertheidigten ihre Mauern tapfer, auf Roms Beistand vertrauend, aber dieser blieb aus, weil die Römer anderwärts beschäftigt waren, und die Stadt fiel nach achtmonatlicher Belagerung. Sie wurde zerstört, die reiche Beute diente Hannibal zu neuen Kriegsrüstungen. Er würde den Zug gegen Rom begonnen haben, auch wenn dieses an Karthago, nachdem es vergebens als Sühne für Sagunt Hannibal's Auslieferung verlangt, den Krieg nicht erklärt hätte. In Karthago nova (heut Cartagena), dem nach ihrer Hauptstadt genannten Waffenplatze der Karthager in Spanien, traf er seine umfassenden Anstalten für den kommenden Feldzug und brachte eine Streitmacht von 140,000 Kriegern zusammen. Ein buntes Gemisch von Nationalitäten, fast erinnernd an die Heere der orientalischen Despoten! Karthago war vorzugsweise ein See- und Handelsstaat, wie im Mittelalter Venedig und heutzutage, wenn auch der Vergleich nur theilweise paßt, England. Es besaß zum Schutze seines Handels eine Kriegsmarine von 350 Schiffen, aber eine Landmacht konnte es nicht aus seinen Bürgern allein bilden, weil es kaum einige tausend Wehrfähige besaß, daher mußte es zu Aushebungen unter den Libyern, seinen afrikanischen Unterthanen schreiten und geworbene Truppen, wo sie irgend zu haben waren, in seinen Sold nehmen. Dazu war der Staat reich genug. So bestand denn das große Heer in Spanien aus allerlei Volk, das nur durch eine strenge Disziplin geleitet werden konnte. Die dunkelfarbigen hagern Libyer bildeten als schwergerüstetes Fußvolk den Kern des Heeres, sie hatten auch schwere Reiterei gestellt. Unter den Söldnern waren fast alle keltiberischen Stämme Spaniens zu finden, selbst aus dem von den Karthagern nicht unterworfenen Westen und Norden der Halbinsel hatte der hohe Sold und die zu verhoffende Beute Krieger herbeigelockt. In der Tracht und Bewaffnung der Spanier zeigte sich große Verschiedenheit, schwarze zottige Mäntel des einen Stammes vom Gebirge neben weißen Gewändern von Leinwand des andern aus dem Süden, der auch hier sein Gefallen an leuchtenden Farben kund gab, da sah man Kleider von Purpur oder mit abwechselnd weißen und rothen Querstreifen. Die Schwerter der Spanier waren länger und spitziger, als die altrömischen und daher von den Römern als eine Verbesserung schon

angenommen; ihre Wurfspieße hatten oft Widerhaken, um die verursachten Wunden beim Herausziehen noch weiter aufzureißen. Von den Leichtbewaffneten konnten die Schleuderer von den Balearischen Inseln als die besten gelten: in ihren Schafpelzen schienen sie zwar nicht behend genug, aber im Gefecht waren sie dennoch gewandt und überaus geschickt im Gebrauch ihrer Schleudern, deren Sehnen meist von zähen Binsen, oft sogar von Menschenhaaren geflochten waren. Auch Reiter waren in Spanien, wo eine gute Pferdezucht war, geworben, unter den Lusitaniern die besten. Diese hatten besonders gut abgerichtete Pferde, meist getigerte Grauschimmel, und ließen gelegentlich je einen Fußgänger mit aufsitzen, um ihn rasch an wichtige Punkte im Gefecht zu bringen. Die trefflichsten leichten Reiter hatten die Karthager jedoch aus den Numidiern, den Söhnen der Wüste, mitgebracht, deren Fechtart von der noch immer dort üblichen, überhaupt aller Orientalen, wenig abwich. Ihre Pferde waren, nächst den arabischen, viele Jahrhunderte hindurch die besten der Welt. Die Numidier ritten ohne Sattel und Zügel, sie lenkten ihre Rosse, mit denen sie Tag und Nacht zusammenlebten, nur mit der Stimme und hielten sie mit der Gerte in Gehorsam. Das Symbol Karthago's, wie es sich auf punischen Münzen zeigt, war ein Pferd, weil die Stadt nach der Sage an dem Orte erbaut worden, wo ein Pferdekopf gefunden und von dem Orakel als ein glückverheißendes Wahrzeichen gedeutet worden war.

Mit einem Heere von 90,000 Mann zu Fuß, 12,000 Reitern und 37 Kriegselephanten brach Hannibal im Frühlinge des Jahres 218 von Karthago nova auf und überschritt den Ebro. Unter steten Kämpfen mit den kriegerischen Einwohnern drang er bis zum Fuße der Pyrenäen vor, ließ hier 10,000 Mann unter Hanno zur Behauptung des eroberten Landes zurück, wie er schon vor dem Abmarsch 20,000 Mann nach Afrika zur Bildung von Ersatztruppen entsendet und seinen Bruder Hasdrubal mit 15,000 Mann nebst einer Anzahl Elephanten und seiner ganzen Flotte zur Deckung Spaniens bestimmt hatte. Noch 10,000 Söldner, die keine Lust zu der weitern Heerfahrt zeigten, entließ er als Feiglinge; sein Heer war durch diese Abgänge und frühere Verluste schon auf 50,000 Mann Fußvolk und 9000 Reiter geschmolzen, doch hatte er nun durchaus zuverlässige Truppen. Ohne Widerstand bei den Bergvölkern zu finden, durchzog er darauf die Pyrenäen. Drohender verlegten ihm die Kelten im südlichen Gallien den Weg, auch waren schon zwei römische Legionen unter P. Cornelius Scipio in Italien eingeschifft, um bei Massilia (Marseille) zu landen und nach Spanien zu marschiren. Doch gelang es Hannibal, die keltischen Häuptlinge durch reiche Geschenke zu gewinnen, so daß sie ihm den Durchzug gestatteten. So kam er längs der Küste marschirend, um das Gebirge der Sevennen zu vermeiden, zum Rhonefluß und wandte sich stromaufwärts, weil unterdessen die Römer an der Mündung gelandet waren. Auf dem linken Ufer des Flusses hatten sich aber die anwohnenden Völker in Waffen aufgestellt, um ihm den Uebergang zu wehren. Dieser mußte erzwungen werden. Hannibal traf seine Anstalten dazu und entsendete gleichzeitig einen Heerhaufen am diesseitigen Ufer nordwärts, um den Fluß an einer unbewachten

Stelle zu überschreiten und durch einen Flankenangriff den Hauptübergang des Heeres zu erleichtern. Für diesen wurden viele Fahrzeuge herbeigeschafft, neue gezimmert, starke Flöße, mit Rasen bekleidet, für die Pferde und Elephanten gebaut. Zuerst gingen viele Boote mit erlesenen Kriegern ab, welche sich die Landung gegen die Kelten, die sie auf dem Flusse beschossen und am Ufer in den Fluß zurückzuwerfen suchten, muthig erkämpften.



Ueberschreitung der Rhone.

Als sie festen Fuß gefaßt, erfolgte nun der Uebergang der Hauptmacht. Die Elephanten gelangten ebenfalls glücklich hinüber, mehrere waren zwar scheu geworden und ins Wasser gesprungen, dessen Tiefe jedoch ihre Riesenleiber nicht verschlang, so daß sie Grund fanden und hindurchgehen konnten. Drüben am jenseitigen Ufer entspann sich ein wüthender Kampf, doch verkündeten schon die verabredeten Rauchsäulen das Nahen der Umgehungsschar, welche das Lager der

Kelten überfallen und in Brand gesteckt hatte und nun die im Kampf begriffenen Feinde im Rücken angriff. Diese erlitten eine vollständige Niederlage, und Hannibal konnte seinen Marsch fortsetzen. Eine Streifschar von 500 numidischen Reitern, die er zur Erkundung der Römer aussandte, stieß mit einem römischen Trupp zusammen und brachte nach hitzigem Gefechte die Nachricht, daß der Konsul seinen Truppen nach der Meerfahrt noch einige Ruhe gönnen wolle. Hannibal beschleunigte seinen Marsch, weil sich auch in seinem Heere, verursacht durch grauenhafte Gerüchte von den Schrecknissen der Alpen, denen man entgegenzog, eine bedenkliche Niedergeschlagenheit verbreitete. Da kamen Gesandte von den Galliern aus Oberitalien an, welches Land die Römer Gallia cisalpina (diesseit der Alpen) nannten und erst vor vier Jahren unterworfen hatten. Das unterjochte Volk erwartete mit Ungeduld seine Befreier, von deren Ankunft im jenseitigen Gallien Nachrichten über die Alpen gedrungen waren. Die Gesandten bestätigten zwar die Gefahren des Hochgebirges, erboten sich aber zu Führern und riethen nur zur Eile, damit das Heer nicht in den Bergen von dem früh einbrechenden Winter überfallen werde. Hannibal führte denn seine Krieger weiter stromauf durch fruchtbare Gegenden in das Gebiet der Allobroger, deren rechtmäßiger Häuptling eben vertrieben war und von ihm wieder eingesetzt, dadurch aber bewogen wurde, das Heer der Karthager mit allen Bedürfnissen zu versehen und bis an den nächsten Alpenpaß sicher zu geleiten. Wir werden die Kelten in Waffen später in ihren Kämpfen gegen Julius Cäsar kennen lernen, verweilen uns also jetzt bei ihnen nicht.

Der Weg, welchen Hannibal zu seinem weltberühmten Alpenübergang genommen hat, ist von Livius nicht so unzweifelhaft angegeben, daß keine abweichenden Ansichten darüber möglich wären. Während früher der Mont Cenis, dann der kleine St. Bernhard dafür galt, ist nach Rauchenstein's Untersuchung der Mont Genèvre als Hannibal's Uebergangspunkt anzunehmen. Gewiß mußte sich der Feldherr auf seine keltischen Führer verlassen, da er selbst des Landes unkundig war, doch durfte er nächst der kürzern Marschlinie auch die Rücksicht auf die äußerst schwierige Erhaltung seines Heeres nicht aus den Augen lassen. Nach der angegebenen Richtung wäre also Hannibal von der Rhone durch das Thal der Durance aufwärts bis Briançon oder durch das überaus fruchtbare Thal der obern Isère marschirt, um den Paß des Mont Genèvre zu überschreiten; dann wäre er in das abwärts führende Thal der Dora Riparia gelangt, statt in das der Dora Baltea. Wo aber auch der Uebergang stattgefunden haben mag, er ist eine der kühnsten Unternehmungen gewesen, welche je ein Feldherr durchgeführt hat. Jetzt führen gebahnte Straßen über alle Alpenpässe, und der über den Mont Genèvre nach Cesanne trifft sogar sehr bald im Thale der Dora eine Eisenbahn, welche von Turin heraufkommt. Vor zweitausend Jahren, zu Hannibal's Zeit, war das Hochgebirge noch in seiner vollen Ursprünglichkeit und seine Schrecknisse und Gefahren durch Menschengeist und Menschenkraft nirgends gemildert. Fünfzehn Tage trotz möglichster Beschleunigung dauerte der Uebergang, und als das

Heer im Thale der Dora anlangte, war es von 46,000 Mann, die es noch an der Rhone gezählt, auf 26,000 Mann herabgekommen.

Vielfach und trefflich ist der Alpenübergang Hannibal's beschrieben worden, wir wüßten aber keine bessere Schilderung desselben, als sie Wägner in seiner gediegenen Schrift über das Weltreich der Römer für Freunde des klassischen Alterthums, besonders die deutsche Jugend, gegeben hat. Einige Stellen mögen das beweisen. „Das Heer lagerte auf der öden Höhe, wo unwirthbares Gestein nach beiden Seiten zu noch höhern Zinnen aufsteigt. Nirgends war eine Spur von menschlichen Wohnungen, nirgends von Leben, als da oder dort ein scheues Gratthier, das schnell bei dem ungewohnten Geräusche der Kriegsvölker vorüberjagt, oder ein Paar Adler hoch in der Luft ihre Kreise ziehend, als wollten sie die dem Untergange verfallenen Wanderer zur Beute sich ausersehen. Doch hatte die Natur auch in dieser Einöde an hohen Abhängen, wo noch Winterschnee aufgeschichtet lag, Beete von Alpenrosen aufgepflegt, die mit ihren rostfarbenen Blättern und rothen Blüten die arme Erde schmückten; und abends und morgens, wenn die Dämmerung auf den Thälern lag, erglühten Firnen und Gletscher in wunderbarer Glut, wie wenn auf riesigen Altären der Geist der Natur dem Geber alles Guten Dank- und Freudenopfer in der unentweihten Einsamkeit darbringe. — Wol blickten die Krieger staunend auf das großartige Schauspiel; aber es erhob, es tröstete sie nicht, denn ihre Reihen waren gelichtet. Tausende hatten die feindlichen Waffen der Bergvölker hingerafft, Tausende lagen zerschmettert in den Abgründen, und noch immer war kein Ende der mühseligen Wanderung abzusehen. Indessen sammelten sich allmälig viele Versprengte, und auch Lastthiere, die abgekommen waren, fanden sich ein. Sodann verkündigten die keltischen Boten, der Weg gehe jetzt abwärts und unmittelbar in das Gebiet der befreundeten Salasser und Insubrer. Dies ermuthigte die Krieger, daß sie am dritten Tage willig dem Führer folgten."

Dann wird der weitere Marsch geschildert. „Die Jahreszeit war bedeutend vorgerückt, etwa Ausgang September; schon hatte frisch gefallener Schnee die Berggipfel in ein farbiges blendendes Weiß gekleidet, schon fing er an, auch den Thalweg zu überlagern, wodurch selbst die kundigen Führer oft irre wurden. Menschen und Lastthiere, die wegen der Menge an den Rand des Weges gedrängt wurden, stürzten rettungslos in die Tiefe. Ungeachtet der Beschwerden und Verluste bewegte sich der Zug langsam, doch unausgesetzt weiter."

Von der Höhe einer Bergmasse, welche Hannibal mit den vornehmsten Befehlshabern zur Auskundschaftung erstiegen, öffnete sich dann die freie Aussicht in die Alpenwelt. „Zu ihren Füßen zog sich das Thal hin, wo Gletscher an Gletscher ihre schillernden Krystalle niedersenkten; daraus erhob sich in ungeheurer Ausdehnung die Gruppe des Montblanc, ihre Pfeiler, Nadeln und Zinken, starre, steinerne Riesen, alle nach Süden schroff aufsteigend, so daß kein Schnee daran haftet, und über alle emporragend der Alpenkönig selbst, doch zum Theil von einem vorliegenden Gipfel verdeckt. Das ganze titanenhafte Bild, das man früher aus

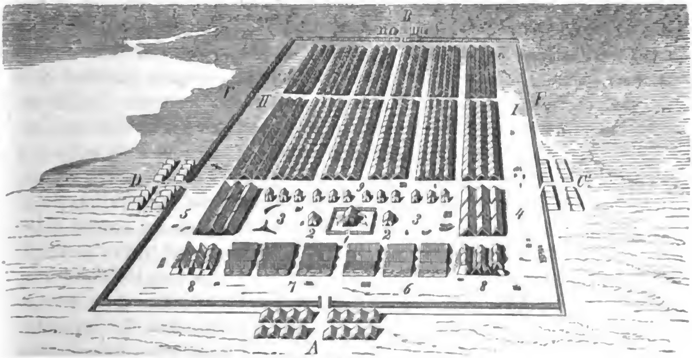
der Ferne gesehen, stieg jetzt in der Nähe der erstaunten Krieger aus der Unterlage von Schnee und Eis zu schwindelnder Höhe auf. Lawinen donnerten, Gletscher blitzten, regungslos standen die Berge, wie ein Rath von Königen, welche ein Zauber gebannt hat. Wer schildert uns die Gefühle, welche bei diesem Anblicke die Brust der Männer aus dem heißen Süden bewegten!"

Es kam nun aber darauf an, einen gangbaren Weg für das Heer aus dem wild verschlungenen Labyrinthe zu bahnen. Unter den größten Anstrengungen gelang es; schon am folgenden Tage konnten die Pferde, aber erst am dritten die hungernden Elephanten hinübergebracht werden. So gelangten die Karthager endlich immer absteigend in fruchtbare Gegenden, zu befreundeten Kelten, welche sie als ihre Bundesgenossen und Befreier jubelnd empfingen und ihnen Lebensmittel im Ueberfluß lieferten. Hannibal mußte nun zunächst an eine Reorganisation seiner Streitmacht denken und sie durch keltische Stämme verstärken, dann brach er gegen den Ticinus auf.

Wie sah es unterdessen im römischen Lager aus? Der Konsul Scipio hatte seinen Feind an der Rhone verfehlt; er war auf die Kunde, daß derselbe sich nach den Alpen gewendet, offenbar in der Absicht, in Italien einzufallen, mit einer kleinen Schar zur See nach Pisa zurückgekehrt, während er seine Legionen dennoch, dem frühern Befehle gemäß, nach Spanien geschickt hatte. Von Pisa war er, ungewiß über den Feind, mit einigen Truppen, die er zusammengezogen hatte, nach dem Padus (Po) aufgebrochen, hatte sich mit den beiden römischen Legionen, welche im diesseitigen Gallien gestanden, und treu-gebliebenen Kelten vereinigt und den Po überschritten, dann aber, als er den Anmarsch des feindlichen Heeres erfuhr, am Ticinus ein Lager bezogen.

Römisches Lager. Seit die Lagerkunst sich, wie schon erwähnt, mehr ausgebildet hatte, wurden die Feldlager stets in bestimmter regelmäßiger Weise, und zwar in Quadratform, aufgeschlagen. Ein freier Platz, das Prätorium, 200 Schritte im Quadrat, wurde zuerst abgesteckt; in der Mitte desselben stand das Zelt des Feldherrn. Neben diesem Platze war auf der einen Seite das Forum, wo die Zelte der beiden Legaten standen, welche in einem konsularischen Heere die beiden Flügel, jeder aus einer römischen und einer Bundesgenossen-Legion bestehend, befehligten. Diese Flügel der Schlachtordnung nannten die Römer die cornua, Hörner, derselben, nur der Reiterflügel hieß ala. Auf der andern Seite des Prätorium war das Quästorium, wo der Quästor mit seinem Verwaltungspersonal lagerte. Vor dem Hauptquartier, wie wir heut sagen würden, hatten die Extraordinarii, zu beiden Seiten die „Auserlesenen" (Stabswachen) und Veteranen ihren Platz. Hinter demselben kampirten die Tribunen der römischen, und die Präfekten der Bundesgenossen, nach der Schlachtordnung legionsweise getrennt. Dann kam eine hundert Schritte breite Querstraße, die via principalis, Hauptstraße, welche zu dem rechten und linken Hauptthor, porta principalis dextra und sinistra, führte und zugleich als Waffenplatz zum Antreten der Legionen diente. Diese lagerten dahinter, jede Legion in Manipeln, und zwar

treffenweise; (die Front nach auswärts gedacht), sodaß die Zeltreihen der Hastaten, Principes, Triarier sich von dort nach der Mitte folgten, wo die Reiterei stand. In gleicher Weise war es bei den Bundesgenossen auf beiden Flügeln. Die von der Hauptstraße durch die Mitte der Legionen (also zwischen den römischen Reiterflügeln hindurch) führende Straße hieß die via decumana (Zehnstraße), weil sie alle 10 Manipel betraf, das Hinterthor davon porta decumana (A.) Eine Querstraße, der Hauptstraße parallel, zog sich noch hinter den fünften Manipeln hindurch, wovon sie die via quintana (E u. F) hieß. Vom Prätorium, die Zelte der Extraordinarii in zwei Hälften trennend, lief die Prätorianerstraße nach dem vordern oder Prätorianerthor, via und porta praetoriana. Dies ist die genaue Beschreibung des Polybios, welche jedoch in Bezug auf die Benennung des Vorder- und Hinterthors von neuern umgekehrt verstanden worden.



Römisches Lager.

Ein 200 Schritt breiter Wallgang zog sich auf allen vier Seiten um die Zeltreihen, hier war das Velitenlager, hier standen die Lastthiere und das Schlachtvieh, hier waren auch die Wachen aufgestellt. Der Wallgang war so breit angelegt, damit von außen kein Feuer in die Zelte geworfen werden konnte. Vor den vier Thoren lagerten Wachen, welche meist noch durch eine halbmondförmige Verschanzung gedeckt waren. Brustwehr und Graben, bei längerm Verweilen sogar förmliche Befestigungen mit Wällen und Thürmen sicherten das ganze Lager.

Einen Angriff hatten die Römer darin so leicht nicht zu befürchten. Hannibal beabsichtigte auch am Ticinus keinen solchen, denn er ging nur mit seiner Reiterei gegen das Lager des Scipio vor, um dasselbe zu rekognosciren. Da stieß er im freien Felde auf den Konsul, der in gleicher Absicht mit seiner Reiterei und den Veliten ausgerückt war. So kam es zum Reitertreffen am Ticinus, in welchem Hannibal seinen ersten Sieg über die Römer errang. Viele andere Siege noch sollten demselben folgen und der große Feldherr, welcher mit der Kühnheit, die

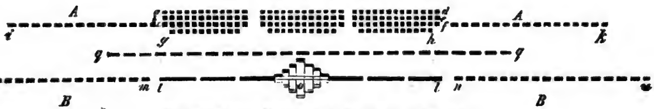
sein ganzer Kriegsplan bekundete, noch eine seltene Schlauheit, welche die „Punischen Listen" sprüchwörtlich machte, verband, würde sein hohes Ziel, die Vernichtung Roms, vielleicht erreicht haben, wenn ihn sein engherziges Krämervolk mit voller Freigebigkeit durch Geldmittel und frische Truppen unterstützt und das finstere Mißtrauen der Gewalthaber in Karthago, der Neid und die Furcht seiner Feinde ihn nicht verfolgt hätten. Noch in demselben Jahre gewann er einen zweiten Sieg, bedeutender als der erste, an der Trebia über die beiden nun vereinigten Konsuln, im folgenden einen dritten am Trasimenischen See in Etrurien (heut See von Perugia). Der Weg nach Rom lag dem Sieger offen: warum er die Hauptstadt jetzt nicht angegriffen, ist bei dem Mangel aller karthagischen Quellen über die Punischen Kriege nur durch Vermuthungen zu erklären versucht. Ueberschätzte er Roms moralische Kraft, die sich freilich nach jedem Unglück um so mächtiger erhob? Oder wollte er sich statt der unzuverlässigen Kelten an den latinischen und andern italienischen Bundesgenossen der Römer, auf deren Abfall er hoffte, bessere Hülfsvölker und in Unteritalien, Karthago näher, eine neue Basis seiner Operationen schaffen? Genug, aus Gründen, die wir nicht kennen, umging Hannibal Rom und zog, in seinen Erwartungen getäuscht, zuletzt nach Campanien. Die Römer stellten ihm nun in ihrer Noth einen Diktator entgegen, Q. Fabius Maximus, der jeder Schlacht auswich und seinen Gegner durch eine hinhaltende Kriegführung zu ermüden und zu schwächen suchte, bis die rechte Zeit zu einer Waffenentscheidung gekommen sein würde. Bekannt ist, wie er ihn sogar einmal in gefährlicher Lage einschloß und Hannibal sich nur durch die seltsame List rettete, bei dunkler Nacht 2000 Rinder mit angezündeten Reisbündeln über die Höhen treiben zu lassen, welch wunderbare Erscheinung die römischen Haufen, die ihn eingeschlossen hatten, voll abergläubischen Schreckens fliehen machte, während das feindliche Heer im Lager glaubte, daß er einen Weg über die Berge dennoch gewonnen habe und bei Fackelschein abziehe. Der Zauderer (cunctator), wie Fabius wegen seiner Kriegführung genannt wurde, fand keinen Moment, den er für günstig zu einer Schlacht hielt. Man erkannte seine Verdienste wol an, wählte aber doch für den folgenden Feldzug wieder zwei Konsuln, und diese rückten mit vereinigter Heereskraft, also 8 Legionen, gegen Hannibal, der in Apulien stand. Es war immer ein Nachtheil, wenn beide Konsuln sich beim Heere befanden, weil sie im Oberbefehl abwechselten und denselben nicht immer im gleichen Sinne führten. Diesmal, wo der eine besonnen und vorsichtig, der andere hitzig und übermüthig war, trat das Mißverhältniß um so stärker hervor, und die furchtbare Niederlage bei Cannä war die Folge.

Schlacht bei Cannä. Als C. Terentius Varro an die Reihe für das Oberkommando kam, bot er den Karthagern, denen die Römer am Aufidus (heut Ofanto) in zwei Lagern gegenüberstanden, sogleich die Schlacht. Hannibal sah dadurch seinen heißen Wunsch erfüllt, da er ihnen in ihren Befestigungen nicht beikommen konnte. Er hatte während der Winterquartiere seine afrikanischen Schwergerüsteten auf römische Art bewaffnet und nach römischer Fechtweise ausgebildet, deren Vorzüge er in den vorigen Schlachten kennen gelernt. Die dorische Phalanx, welche

bei den Karthagern im ersten Punischen Kriege durch den griechischen Söldnerführer Xanthippos, den Sieger über Regulus, eingeführt war, wurde für die römische bewegliche Manipularstellung aufgegeben.

Mit dem rechten Flügel an den Aufidus gelehnt, hatten die Römer ihre gewohnte Schlachtordnung genommen, nur daß die Manipel, wie es scheint, des Terrains wegen tiefer und mit kleinern Intervallen gestellt waren. Hannibal war dagegen von seiner bisherigen Schlachtordnung abgewichen, in welcher stets die Afrikaner, die Kerntruppen seines Heeres, das Centrum und die Söldner, Spanier und Kelten, die Flügel des Fußvolks gebildet hatten. Diesmal stellte er letztere in die Mitte und die Libyer auf beide Flügel. Die spanische und gallische Reiterei stand am Flusse, der römischen gegenüber, auf dem andern Flügel die numidische den feindlichen Bundesgenossen.

Beide Heere gingen gegeneinander zum Angriff, ihre Leichtbewaffneten voran. Mit Elephanten konnte Hannibal die Römer nicht mehr schrecken, sie waren in der Winterkälte alle umgekommen, bis auf einen. Der Feldherr hatte nicht einmal ein Roß bestiegen, er lenkte die Schlacht zu Fuß. In der Sumpfluft seines vorjährigen Marsches durch die Niederungen hatte er ein Auge verloren, aber den Scharfblick nicht, mit welchem er alle Verhältnisse beherrschte.



Aufstellung der Römer und Karthager bei Cannä.

Die Schlacht begann. Ein Hagel von Pfeilen, Wurfspießen und Steinen eröffnete dieselbe; am Flusse begann schon das Reitergefecht, auch die Schwärme der Numidier ergossen sich vom andern Flügel mit wildem Geschrei auf die Römer. Das schwere Fußvolk blieb unterdessen im Vorrücken, auf Hannibal's Seite staffelweise aus der Mitte, wie er dieses nach Polybios bereits in der Schlachtordnung vorgeschoben zu haben scheint. Hier kamen den Römern die riesigen halbnackten Kelten entgegen, neben ihnen die Spanier in ihren leuchtenden Gewändern — die Libyer waren von beiden Seiten zurückgehalten. Der erste Angriff der Römer fand noch keinen andern Gegner, als die vorgetriebenen Staffeln, welche sie trotzig herauszufordern wagten. Daher drängte sich in der römischen Schlachtordnung alles nach der Mitte, um mit dem Feinde zusammenzutreffen, die Zwischenräume gingen verloren, den Hastaten folgten die Principes dichtauf, und selbst die Triarier blieben nicht zurück. Ein furchtbarer Keilangriff traf Hannibal's Söldner und warf sie trotz ihres tapfern Widerstandes allmälig zurück, immer tiefer drang der Keil in das Centrum der Karthager ein, immer dichter preßte und drängte sich alles, sodaß, wie der römische Schriftsteller sagt, kein Schwert, kein Wurfspieß mehr gebraucht werden konnte. Da gab Hannibal seinen Afrikanern, die auf beiden Seiten noch nicht in den Kampf verwickelt waren, das

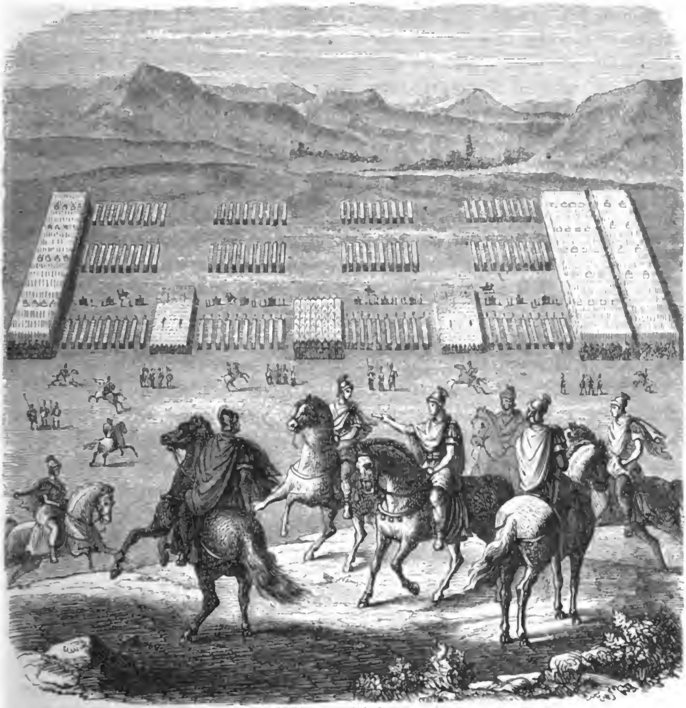
Zeichen zum Einschwenken in beide Flanken der römischen Masse. Im Lauf stürzten sie rechts und links schwenkend auf den Feind und schleuderten die schweren Pila, die sie auf den Schlachtfeldern an der Trebia und dem trasimenischen See erbeutet, den Römern mit schrecklicher Wirkung zurück; der Einbruch in die wehrlos zusammengepreßte Menge war aber dennoch unmöglich, die zum Tode Getroffenen hatten nicht einmal Platz zu Boden zu stürzen, und das Morden und Metzeln konnte sich nur allmälig von den äußern Schichten des Gedränges nach innen arbeiten, „wie bei einem mächtigen Eichstamm die Axt der Holzfäller.“ Unterdessen war die römische Reiterei auf beiden Flügeln überwältigt worden, die Numidier verfolgten, die Schweren griffen das feindliche Fußvolk nun auch im Rücken an. Da hörte der letzte Widerstand auf, und alles wurde erbarmenlos niedergemacht. Der Konsul, welcher die Schlacht dem Feinde geboten, sie aber nicht zu leiten verstanden hatte, rettete sein Leben mit wenigen, sein edler Kollege L. Aemilius Paullus wurde getödtet, mit ihm bedeckten 21 Kriegstribunen, 80 Senatoren, viele andere Staatsbeamten, im ganzen 45,000 Todte und Sterbende die Wahlstatt. Von den goldenen Armringen der gefallenen Ritter soll Hannibal drei Maß nach Karthago geschickt haben.

Das war der Gipfelpunkt seines Ruhmes und seines Glückes. Er benutzte den Sieg, welcher Roms Streitkraft zerschmettert hatte, aber auch diesmal nicht unter dem Eindruck des verbreiteten Schreckens zum Angriffe auf die Hauptstadt, und sein kühner Reiterführer Maharbal, der ihm schon das Siegesmahl auf dem Kapitol in Aussicht gestellt, konnte ihm auf seine vorsichtigen Bedenken antworten: „Den Sieg weißt Du wohl zu erkämpfen, ihn zu verfolgen hast Du nicht gelernt!“ Während der Feldherr vorerst, um sicher zu gehen, bei dem Ausbleiben der Verstärkungen von Karthago, die römischen Bundesgenossen an sich ziehen und fesseln wollte, erholte sich Rom von der Wirkung des Schlages unbeugsamer denn je. Die aus der Schlacht entronnenen Ritter wurden ihrer Würde entsetzt; statt für die Gefangenen Lösegeld zu zahlen, kaufte der Staat lieber 8000 Sklaven und stellte sie als Krieger ein, warb für die Reiterei 270 apulische Hirten, von denen wir schon früher erwähnt, daß sie ihre Herden zu Pferde hüteten, und bewaffnete selbst Greise und Knaben.

Karthago's Niedergang nach der Schlacht bei Zama. Und diesem energischen Aufschwunge gegenüber hatte Hannibal in Capua Winterquartiere genommen und der Zauber der Ueppigkeit, welcher in der schönen Stadt Campaniens herrschte, verweichlichte seine harten Krieger. Schon im nächsten Jahre wurde er zum ersten male von den Römern unter Marcellus geschlagen, und wiewol er sich noch zwölf Jahre in Italien hielt, auch abwechselnd wieder mit Glück kämpfte, konnte er doch keine Entscheidung mehr erringen; sein Stern war im Sinken.

Immer mehr Legionen stellten die Römer auf, die gewöhnlichen zwei konsularischen Heere weit überschreitend; sie verstärkten sich durch Hülfsvölker und Söldner, die sie jetzt auch an sich zogen und hatten einmal 23 Legionen unter den Waffen, da der Kriegsschauplätze mehrere waren: Italien, Sizilien, Spanien, zuletzt Afrika.

Hannibal, von seiner Vaterstadt schlecht unterstützt, von den Italiern verlassen, suchte nach fremden Bundesgenossen. König Philipp von Makedonien sagte ihm für künftige Gegenleistungen seinen Beistand zu, aber dieser ließ auf sich warten, Hannibal's Bruder, der ihm mit einem Theile des spanischen Heeres zu Hülfe ziehen sollte, wurde am Metaurus geschlagen und getödtet, die Römer machten Fortschritte in Spanien, und der jüngere Scipio setzte endlich gar 204 nach Afrika über.



Aufstellung bei Zama.

Da berief der karthagische Senat den Feldherrn zum Schutze des heimischen Bodens aus dem Lande seiner Eroberungen zurück, und Hannibal verließ 203 mit tiefem Schmerze Italien, das Land seiner Triumphe. Unzulänglich waren seine Streitkräfte, um den Römern sogleich eine Schlacht zu liefern, er mußte sie zuvor wieder verstärken, und erst im Oktober des folgenden Jahres, da auch Scipio die Entscheidung noch nicht suchte, entschloß sich der Held, von den Bürgern der Hauptstadt gedrängt, zum Kampfe.

Bei Zama kam es zur Schlacht. Die Stärke der beiden Heere finden wir nicht angegeben, nur ihre Aufstellung. Beide hatten drei Treffen gebildet: die Römer in ihrer bewährten Schlachtordnung; nur hatte Scipio die Manipel der Principes von der Quincunx abweichend, Vordermann auf die der Hastaten und alle größere Zwischenräume nehmen lassen, um den Elephanten des Feindes freiere Bahnen zum unschädlichen Hindurchtraben zu öffnen, da auch diese Thiere, wie die Pferde, wenn sie können, dieselben gern benutzen, statt auf dichte von Waffen starrende Menschenhaufen loszugehen. Die Veliten schwärmten vor dem ersten Treffen aus.

Ihnen gegenüber zeigten sich die balearischen Schleuderer und andere Leichtbewaffnete, nebst 80 Kriegselephanten, jeder von seinem bewaffneten Führer gelenkt. Das erste Treffen Hannibal's, der Zahl nach das stärkste, war von den neugeworbenen Söldnern gebildet, zu denen auch 4000 Makedonier unter Sopater, welche König Philipp endlich geschickt, gestoßen waren. Auf den Flügeln hielt die Reiterei, links, den römischen Reitern gegenüber die Karthager, darunter eine Heilige Schar aus tapfern Bürgersöhnen, rechts Numidier. Aber die Stämme der Wüste waren nicht alle bei Karthago geblieben, ein Häuptling oder König, Massinissa, hatte 6000 Numidier zu Pferde und ebenso viel zu Fuß den Römern zugeführt und hielt auf deren rechtem Flügel, seinen Brüdern gegenüber. Im zweiten Treffen der Schlachtordnung standen die neu ausgehobenen Libyer und die bewaffneten Bürger der Hauptstadt, welche für ihren Herd kämpften, im dritten die alten Kerntruppen, welche Hannibal noch aus Italien mitgebracht hatte.

Die einzelnen Momente der Schlacht lassen sich ziemlich klar in Polybios' Darstellung erkennen. Während des zerstreuten Gefechts vor den Fronten der langsam vorrückenden Heere sollten die Elephanten zum Angriff gehen. Sie wurden dazu von den Stacheln ihrer Führer gereizt und trabten auch mit gehobenen Rüsseln und ihrem wie Trompetengeschmetter klingenden Geschrei vor, aber die Veliten machten sie durch Speerwürfe und Waffengeklirr scheu, ein Theil von ihnen kehrte um und erregte namentlich auf dem linken Flügel des ersten Treffens Unordnung. Diesen Moment benutzte Massinissa, sich auf seine Landsleute drüben zu stürzen, er warf sie, und eine weitstäubende Flucht und Verfolgung der windschnellen Krieger auf edlen Rossen in ihren weißen flatternden Wollemänteln ergoß sich über das Feld. Auch die karthagischen Reiter auf dem andern Flügel wurden geworfen. Beide Vordertreffen des Fußvolkes kamen nun zum Zusammenstoß und Handgemenge, so dicht, daß auch hier fast keine Waffe mehr zu gebrauchen, die Römer gewannen endlich die Ueberhand, und die zurückweichenden Söldner, die sich von dem zurückgebliebenen zweiten Treffen verrathen glaubten, kehrten mit wilden Vorwürfen die Waffen gegen dasselbe, bis der erneute Angriff der Römer (durch die Principes) sie wieder versöhnte. Es entstand ein harter Kampf, die Karthager wichen auf ihr drittes Treffen, das Hannibal die Speere fällen ließ, um nicht von den Flüchtigen in Unordnung gebracht zu werden; der Strom derselben ging nun um die Flügel zurück. Vor der Mitte lagen viele Todte und Verwundete; es trat eine Gefechtspause ein.



Einzug des Triumphators in Rom.

Soldatenbuch I. 2. Auflage. Leipzig, Verlag von Otto Spamer.

Scipio ließ die Hastaten durch Signale abrufen und dem feindlichen Centrum gegenüber aufstellen, die Principes und Triarier mußten nach beiden Flügeln hin sich theilen und dann staffelförmig vorrücken. Auf gleiche Höhe mit den Hastaten gekommen, ging dann alles, in Ein Treffen geordnet, zum letzten Entscheidungskampfe, dem die Karthager gleichzeitig entgegenkamen. Während derselbe noch zu höchster Wuth entbrannt tobte, kamen die römischen Reiter von ihrer Verfolgung zurück und stürzten sich vom Rücken her auf die Karthager. Der Sieg konnte den Römern nicht mehr entrissen werden, sie machten keine Gefangene, alles was nicht fliehen konnte, wurde niedergemetzelt.

Karthago's Macht war gebrochen, es mußte die harten Friedensbedingungen, die ihm Scipio vorschrieb, eingehen, nachdem selbst Hannibal die Mahnung eines hochherzigen Bürgers zum äußersten Widerstande mit bitterm Hohnlachen zurückgewiesen hatte. Der Friede raubte der einst so mächtigen Stadt ihre Selbständigkeit und als sie nach fünfzig Jahren zur Verzweiflung getrieben zu einem dritten Kriege gegen Rom die Waffen ergriff, wurde sie erobert und zerstört. Hannibal erlebte diese Katastrophe nicht mehr, vom Mißtrauen und der Rache der Römer verfolgt, hatte er Karthago verlassen und von Land zu Land getrieben sich endlich, um der Schmach der Auslieferung zu entgehen, in Asien den Tod gegeben.

Mit den höchsten Ehren wurden die römischen Legionen bei der Heimkehr empfangen. Eine strenge Disziplin herrschte in Roms Heeren, jedes Vergehen wurde unnachsichtlich bestraft: die Kriegsgesetze verordneten körperliche Züchtigung, Todes- und Ehrenstrafen, von feigen oder menterischen Scharen wurde der zehnte Mann abgezählt und getödtet (dezimirt). Aber Rom wußte seine Krieger und Feldherren auch zu belohnen, jene mit Kronen von mancherlei Form und Bedeutung, Purpurfähnlein am Speer und Geschenken, die Feldherren durch Ehrenaufzüge (Ovationen) und die höchste Auszeichnung: den Triumph. Auf reichgeschmücktem, mit weißen Rossen bespannten Siegeswagen, welchem bekränzte Opferstiere, dann die erbeuteten Schätze und Trophäen, die vornehmsten Gefangenen in goldenen Ketten, und die Liktoren mit lorbeerumkränzten Ruthenbündeln vorausgingen, hielt der Feldherr im Purpurkleide, das Haupt mit dem Lorbeerkranze geziert, in der Linken einen Lorbeerzweig, in der Rechten das elfenbeinerne Scepter, von seinem siegreichen Heere im prächtigsten Waffenschmuck gefolgt, seinen Aufzug zum Kapitol. Sänger und Tänzer, Tempeldiener mit Opferschalen begleiteten den Zug, dem die unabsehbare Volksmenge folgte. Auf dem Kapitol brachte der Triumphator den Göttern Dankopfer dar, vertheilte Geschenke unter seine Krieger und gab seinen Freunden ein großes Gastmahl.

Der Sieger von Zama, der den gefahrvollsten Krieg zum glücklichen Ende geführt, feierte in Rom einen solchen Triumph.

Von dieser Zeit an dehnte sich Roms Herrschaft in stetigem Fortschritt durch ruhmvolle Kriege aus: die Makedonier, die Syrier, die Hellenen in einem letzten Aufschwunge erlagen den römischen Waffen. Nur in Spanien fanden diese den hartnäckigsten Widerstand. Die Lusitanier konnten nur nach begangenem Meuchel-

mord an ihrem edlen Anführer Viriathus bezwungen werden, und die Stadt Numantia vertheidigte sich acht Jahre lang gegen römische Heere, zwang sogar eins zum schimpflichen Vergleich, bis Scipio Aemilianus, der Zerstörer von Karthago, sie mit einer doppelten Linie von Verschanzungen einschloß und, alle Zufuhr abschneidend, aushungerte. Freilich lebte schon der altrömische Geist nicht mehr in den Kriegern; die Bekanntschaft mit Griechenland und dem Orient hatte bereits angefangen, ihren entnervenden sittenverderbenden Einfluß bei den einst so einfachen Bürgern Roms zu üben, und die Folgen auf das Heer blieben nicht aus. Scipio hatte vor Numantia eine schwere Aufgabe, die verfallene Kriegszucht und Abhärtung wieder herzustellen; er that es mit unerbittlicher Strenge, und die Leibwache, die er sich aus Freiwilligen, meist vom Ritterstande gebildet (cohors praetoriana), unterdrückte jede Widersetzlichkeit.

Aenderungen in der Wehrverfassung. In Rom ließ sich jedoch die Sittenverderbniß nicht mehr aufhalten, die Zeit der Bürgerkriege kam und die ganze bisherige Wehrverfassung wurde dadurch geändert. Wenn die Parteihäupter sich Heere schaffen wollten, so konnten sie dieselben nicht aus den römischen Bürgern ausheben, jede gesetzliche Form fehlte dazu. Aber auch für auswärtige Kriege war die Aushebung nicht mehr ergiebig, da sich die verweichlichten Römer, den frühern Bürgersinn verläugnend, dem Kriegsdienste auf alle Weise entzogen. Marius, als er zum Konsul und Feldherrn gegen Jugurtha, den Numidierkönig, erwählt wurde, zog daher schon viele Freiwillige aus den ärmsten Volksklassen in sein Heer und später selbst Sklaven. In seinem Bürgerkriege gegen Sulla, den Aristokraten, konnte er, von niederer Herkunft, gar nicht auf die höhern Klassen rechnen. Die Heere, welche die Parteihäupter dieser ganzen Periode, erst Sulla und Marius, dann Pompejus und Cäsar aufbrachten, auch für die äußern Kriege, welche sie ruhmvoll führten, wurden nicht wie sonst zur Winterzeit entlassen und im Frühlinge neu formirt, sondern blieben in Standlagern zusammen; die Römer, welche unter die Waffen getreten waren, dienten gleich ihre Zahl von Feldzügen hintereinander ab. Es läßt sich nicht läugnen, daß dadurch der soldatische Geist in den Heeren zunahm, indem die Krieger mehr und mehr von ihren bürgerlichen und Familienverhältnissen gelöst wurden; ein Volk in Waffen waren aber die römischen Heere nicht mehr. In diesen zeigte sich zwar der allgemeine Verfall noch nicht, so lange die Disziplin streng gehandhabt wurde, aber es waren nicht mehr die zur Vertheidigung des Vaterlandes aufgerufenen Söhne Roms, sondern Waffenknechte und Söldlinge, die nur für den Krieg lebten, in diesem ihren Vortheil und ihre Lust suchten, gleichgiltig, gegen welchen Feind der Imperator, dem sie dienten, die Fahnen flattern ließ.

Mit diesen Elementen wurde auch eine neue Heeresordnung nöthig. Die bisherigen Manipel, welche von den einzelnen Streitern viel Selbständigkeit und Intelligenz im Gefecht forderten, erschienen jetzt zu schwach — und wie früher schon von den Miethstruppen, gelegentlich auch in den römischen Legionen, stärkere Grundabtheilungen, die man Kohorten nannte, aus 2—3 Manipeln gebildet

worden waren, so machte Marius dies fortan zur Norm. In jedem Treffen ließ er 2 Manipel zu einer Kohorte zusammenrücken, die Legion erhielt dadurch deren fünfzehn, Hastaten, Principes, Triarier noch immer gesondert, doch gab er den letztern nun auch das Pilum statt der Hasta, sodaß in der ganzen Legion eine gleichartige Bewaffnung war. Er hob auch die Veliten auf, die Leichtbewaffneten nahm er aus seinen Miethstruppen. Römische Reiter konnte er nicht gut haben, der Ritterstand hielt zu seinem Gegner, wenn er überhaupt noch zum Kriegsdienste auffaß, es gab daher fast nur fremde Reitergeschwader in seinem Heere. Er führte dasselbe zu glorreichen Siegen gegen die germanischen Völker, welche Rom bedrohten, im Bürgerkriege jedoch erlag er dem Sulla und wenn er auch, als dieser gegen Mithridates von Pontus gezogen war, noch einmal in Rom die Oberhand gewann und im Besitz der Macht starb, wurde seine Partei doch von dem zurückkehrenden Sulla vernichtet.

Julius Cäsar. Schon aber lebte der Mann, der als Staatsmann wie als Feldherr gleich ausgezeichnet die höchste Gewalt in Rom erringen und die Staatsordnung wieder herstellen sollte, ohne die Krone anzunehmen: Julius Cäsar. Wir haben den Lebenslauf des ausgezeichneten Helden hier nicht zu schildern; er hat in neuester Zeit nochmals einen Geschichtschreiber in dem Kaiser der Franzosen, Napoleon III., gefunden. Mag das Urtheil über die Tendenz des geistvollen Werkes, welches in der Verherrlichung des großen Imperators zugleich bezweckt, das Streben seines Oheims, des Ersten Napoleon, in das glänzendste Licht eines von der Vorsehung für das Heil der Völker Auserkorenen zu stellen, noch so verschieden ausfallen: das Verdienst, auf dem Gebiete der Alterthumskunde und Kriegsgeschichte Vorzügliches geleistet, überraschende Aufklärungen gegeben zu haben, wird ihm wol niemand streitig machen.

Unser Interesse konzentrirt sich um Cäsar, den Feldherrn, welcher die Kriegskunst des Alterthums zur höchsten Vollendung gebracht hat; durch ihn strahlt sie im herrlichsten Glanze, bald nach ihm beginnt ihr Verfall. Als Cäsar das Triumvirat mit Pompejus und Crassus schloß, stand er in seinem vierzigsten Jahre. Sulla's Scharfblick hatte seine Charakterfestigkeit schon früh erkannt, als der siebzehnjährige Jüngling wagte, dem allmächtigen Diktator die Scheidung von seiner jungen Frau, durch welche er mit Sulla's Gegenpartei, der demokratischen, eng verbunden war, zu verweigern. „In Cäsar steckt mehr als Ein Marius!" hatte Sulla geäußert. Seitdem war der Jüngling in seiner Laufbahn zum bedeutenden Manne gereift, hatte sich im Kriege, wie in öffentlichen Aemtern ausgezeichnet, die Liebe des Volkes gewonnen, mit jenen Männern sich zum Triumvirat verbunden und das Konsulat erlangt. Nach Ablauf seines Amtsjahres ging er nach der ihm übertragenen Provinz Gallien ab. Vom transalpinischen Gallien besaßen die Römer nur erst einen geringen Theil, derselbe war gerade bedroht von einem Einfall der Helvetier und Germanen, und eine einzige Legion (die nachmals so berühmte 10.) stand dort Cäsar zu Gebote, um die Provinz gegen 2—300,000 Feinde zu behaupten und 8 Millionen Kelten in dem noch freien Gallien im Zaume

zu halten. Wenn man gemeint hat, sagt ein neuerer Schriftsteller, daß er nach Gallien gegangen sei, um sich eine Militärmacht zu schaffen, mit welcher er die Alleinherrschaft zu erringen gedacht habe, so heißt das, ihm übermenschliche Voraussicht zuschreiben. Der Krieg, den er führte, nahm die großen Dimensionen an, ohne daß es ein Sterblicher vorausahnen konnte. Auch Napoleon III. urtheilt ganz richtig, daß „Cäsar, als er nach Gallien ging, ebensowenig daran denken konnte, über Rom zu herrschen, wie der General Bonaparte, als er 1796 nach Italien ging, das Kaiserreich träumen konnte."

Zuerst galt es nur Behauptung. Er ordnete schleunige Aushebungen in der kleinen Provinz an, woraus zwei neue Legionen gebildet wurden und zog drei alte von Aquileja an sich, sodaß er nun 6 Legionen hatte. Dazu etwa 4000 gallische Reiter und 20,000 Mann Hülfstruppen gerechnet, betrug seine Streitmacht ungefähr 60,000 Mann. Vierzehn Jahre später, nach Beendigung seines Krieges gegen Pompejus, gebot er über 39 Legionen — natürlich auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen vertheilt.

Die Legionen wurden schon vor ihm mit Zahlen nach ihrer Errichtung bezeichnet, sie erhielten außerdem Beinamen nach irgendwelchem Anlaß: z. B. fulminatrix (die Blitzende), alauda (die Lerche) u. s. w. Ein auf dem Kapitol gefundener Stein aus jener Zeit enthält die Nummern und Namen von 32 Legionen. Cäsar gab den seinigen eine andere Kohorteneintheilung. Er ließ aus jedem Treffen ein Manipel, also drei, zu einer Kohorte zusammenrücken, in welcher daher nun Hastaten, Principes und Triarier vereinigt waren und bei der gleichförmigen Bewaffnung der Unterschied zwischen den Soldatenklassen aufhörte. Die Legion hatte nun 10 Kohorten zu 500 Mann und darüber, daraus wurden gewöhnlich drei Treffen gebildet, das erste zu 4, die andern zu 3 Kohorten, doch richtete sich Cäsar stets nach den Gefechtsverhältnissen, zuweilen stellte er seine Truppen nur in zwei Treffen auf, ausnahmsweise sogar einmal gegen überlegene Reiterei (bei Ruspina) 30 Kohorten in einem Treffen; bei Pharsalus in der Entscheidungsschlacht gegen Pompejus zog er dagegen aus dem dritten Treffen seiner Schlachtordnung, das 24 Kohorten stark war, 6 zurück, um noch ein viertes Treffen in Reserve zu haben, dessen meisterhafter Gebrauch ihm den Sieg verschaffte.

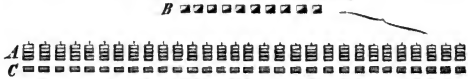
Die allmälige Entwickelung der römischen Schlachtordnung in der Legion bis auf Cäsar möge hier bildlich dargestellt ihren Platz finden.

I. Früheste Aufstellung.



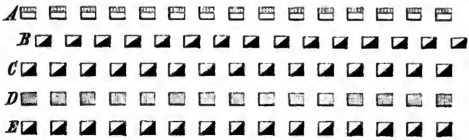
A die Reiterei, B das schwere, C das leichte Fußvolk.

II. Erste Manipular-Aufstellung.



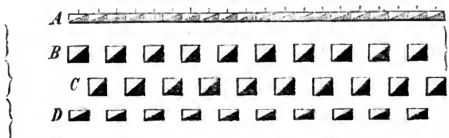
A die mit Zwischenräumen stehenden Manipel der Legion, B die Reiterei, C die Leichtbewaffneten.

III. Quincunxialstellung.



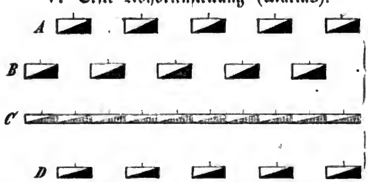
A Hastaten, vor ihnen Leichtbewaffnete, B Principes, C Triarier, D Rorarier (Bogenschützen und Schleuderer), E Accensen (Ersatzmannschaft). Die Reiterei auf den Flügeln ist in dieser und den folgenden Figuren ausgelassen.

IV. Quincunxialstellung des Regulus.



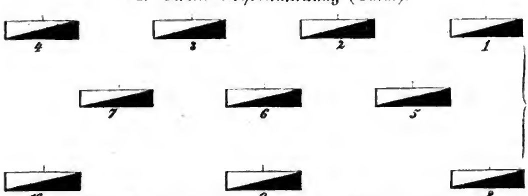
A Veliten, B Hastaten, C Principes, D Triarier.

V. Erste Kohortenstellung (Marius).



A Principes, B Hastaten, C Principes, D Triarier.

VI. Zweite Kohortenstellung (Cäsar).



Die 10 Kohorten aus den 3 Soldatenklassen gemischt.

Statt der von Marius ausgehobenen Veliten, welche durch die Hülfsvölker und Bundesgenossen nicht ersetzt wurden, schuf er sich aus den Legionen selbst durch Auswahl geeigneter Mannschaften eine Truppe zu besondern Dienstleistungen. Die dazu bestimmten Leute legten die schwere Rüstung ab und nahmen den leichtern Schild an, behielten aber ihre Legionswaffen, Pilum und Schwert. Sie wurden Antesignani genannt, weil sie vor den Feldzeichen, nicht in den Kohorten kämpften. In Britannien soll Cäsar zuerst den Versuch mit ihnen gemacht haben, er gebrauchte sie dann in verschiedener Weise, zuweilen, wie bei Pharsalus, stellte er auch Trupps von ihnen zwischen seine Reiterturmen, um diese durch ihre Wurfwaffen gegen die ansprengenden feindlichen Pferde zu unterstützen. Zur Schlachtordnung rückten die Legionen, jede in sich treffenweise formirt, nebeneinander, sie bildeten noch immer selbständige Truppenkörper und führten als Feldzeichen den silbernen Adler, aber für das Gefecht war die Kohorte die taktische Einheit, und nicht nach Legionen, sondern nach Kohorten wurden die Streitkräfte berechnet, wie heutzutage nach Bataillonen, nicht nach Regimentern.

Die Mannschaft war abgehärtet, an einfache Kost gewöhnt, gestählt durch Uebungen, an die schwersten Arbeiten im Felde gewöhnt, so in jedem Klima ohne viel Verluste kriegsfähig. Aber Cäsar sorgte auch in jeder Beziehung für seine Krieger. Er erhöhte ihren Sold und organisirte die ganze Verwaltung musterhaft; ein regelmäßiger Troß von Maulthieren, 250 für jede Legion, trug das Zeltgeräth, die größern Kessel, Handmühlen, Proviant auf 10 Tage und Schanzzeug; das schwere Gepäck, das auf Wagen fortgeschafft wurde, enthielt Lebensmittel auf 2—3 Monate, Brückengeräth, Vorrathswaffen u. s. w. Cäsar machte dadurch auch seine Märsche unabhängiger von allen Bodenverhältnissen. Er hatte viele Gewässer zu überschreiten, deren Brücken die Feinde zerstört hatten, es mußten neue geschlagen werden: Schiff-, Bock- oder Pfahlbrücken, je nachdem die Breite und Tiefe der Flüsse war.

Kriegsausrüstung der gallischen Kelten. Schauen wir uns nun nach den Gegnern in Waffen um, welche der große römische Feldherr zu bekämpfen hatte. Die Kelten in Gallien waren ein hochgewachsenes, schönes und starkes Volk, das Ackerbau, Weberei u. s. w. trieb und sich auf die Bearbeitung der Metalle verstand. In ihrer Tracht fielen den Römern die Hosen, die sie selbst nicht trugen, und der Kriegsmantel auf, der bei den Reichen prachtvoll mit Gold oder Silber gestickt war. Den Vollbart hielten sie mäßig lang, die Edlen aber schoren das Kinn glatt und hatten nur Schnauzbärte. Die Frauen vereinigten mit seltener Schönheit einen hohen Muth und ungemeine Körperstärke. Ein einziger Gallier nahm es, nach Ammianus Marcellinus, mit mehrern Fremden auf, besonders wenn er seine Frau zu Hülfe rief. „Sie wurde gefürchtet, wenn sie mit anschwellender Kehle und zähneknirschend ihre schneeweißen Arme schwang und mit Händen und Füßen so kräftig wirkte, wie eine Katapulte!“ Als Waffen führten die Gallier längere Schwerter als die Römer und zwar zweischneidige zum Hieb (meist ohne Spitze) in eisernen Scheiden, an eisernen oder bronzenen Ketten meist rechts wol aber auch links

getragen s. d. Bild; außerdem Speere mit sehr langen und breiten, oft wellenförmig geschmiedeten Spitzen, auch Streitkeile (ausdrücklich Kelt genannt), Wurfspieße, Bogen und Schleudern. Ihre Helme waren zum Theil von kostbarem Metall, mit Hörnern oder einem Kamm in Form von Raubvögeln oder wilden Thieren geschmückt, von einem hohen dichten Helmbusch überragt. Große Schilde, Brustharnische oder Schuppenpanzer vollendeten die Rüstung. Die Hauptstärke der Gallier bestand in ihrer Reiterei, welche von römischen Schriftstellern die beste der Welt genannt wird.



Keltische Reiter. Zeichnung von A. Beck.

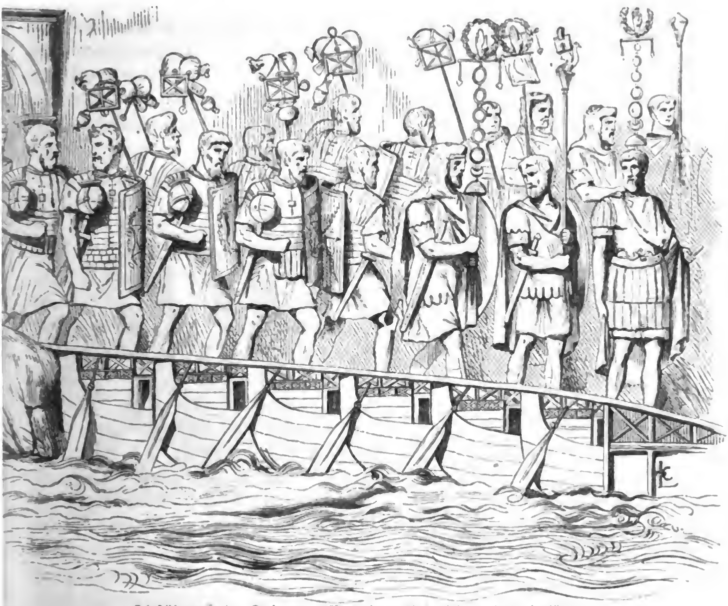
Zur Landesvertheidigung hatten sie Wehrplätze (oppida), durch Stein- und Holzwälle geschützt, in manchen Gegenden auch Erdwälle mit Hecken und Bäumen bepflanzt, deren Spitzen umgebogen in den Boden gesteckt, wiederum Wurzeln schlugen — wie es in der Vendée noch bis in unsere Zeit geblieben und sich auch im Norden Deutschlands, in den schleswigschen Knicks zeigt.

Wäre dieses starke streitbare Volk, das an Zahl der Krieger den römischen Heeren so unermeßlich überlegen war, nur einig unter einer einheitlichen Krieg-

führung von alters her gewesen, wahrlich, selbst dem Genius eines Cäsars mit seiner Feldherrnkunst und der ausgebildeten Taktik seiner Truppen wäre es wol nicht gelungen, Gallien zu unterwerfen. Es war aber zersplittert in einige achtzig Völkerschaften, wie sie sich nannten (spätere Schriftsteller sprechen gar von 3—400), und als im siebenten Jahre des Krieges der Arvernerkönig Vercingetorix bei der allgemeinen Erhebung an die Spitze von ganz Gallien trat, war es zu spät, dessen Kraft zu einer den Römern gewachsenen Kriegsmacht zusammenzufassen, und der tapfere Held mußte nach ruhmvoller Vertheidigung erliegen. Es ist ein trauriges Bild, wie er vor Alesia in prächtiger Rüstung in das Lager Cäsar's geritten kam, vor dem Imperator, der ihn vor seinem Zelte auf dem Sessel empfing, abstieg und schweigend das Knie beugte, sein Schwert ihm zu Füßen legend. Er wurde als Gefangener fortgeschafft, nach sechs Jahren im Triumph zu Rom aufgeführt und dann enthauptet. Sein Andenken ist in neuerer Zeit durch eine Statue bei Alise-Sainte-Reine auf dem Berge Auxois (wo das alte Alesia gelegen) geehrt worden.

Der gallische Krieg. Den gallischen Krieg hat Cäsar, wenn schon nicht rein militärisch und durchaus wahr, sondern zugleich mit politischen Rücksichten, selbst beschrieben, wonach Napoleon, unter gründlicher Erforschung des Kriegsschauplatzes und Ermittelung der betreffenden Oertlichkeiten, eine vortreffliche Darstellung gearbeitet hat, jedenfalls der Glanzpunkt seines ganzen Werks. Im ersten Jahre hatte Cäsar die Helvetier und Germanen bei ihrem Eindringen aus Gallien herausgeschlagen, im folgenden blieb ihm schon keine Wahl mehr zwischen Krieg und Frieden. Seine Siege über die fremden Völker hatten das Mißtrauen der Gallier erweckt, welche nun in jedem Jahre neue Versuche machten, die Römer aus dem Lande zu vertreiben. Cäsar warf in kühnen Zügen ein Volk nach dem andern nieder; eine neue Invasion deutscher Stämme führte ihn nach dem untern Rheinthal, wo er den Strom auf einer in drei Tagen gebauten Pfahlbrücke, wahrscheinlich in der Gegend von Bonn, nicht wie früher angenommen worden näher an Koblenz, überschritt. Napoleon giebt dafür Gründe, welche deutsche Forscher, namentlich General v. Peucker in seinem ausgezeichneten Werke: „Das Kriegswesen der Deutschen in der Urzeit", auch aufgestellt haben. Diesem Zuge folgten die beiden noch kühnern Expeditionen nach Britannien, wo er bei der letzten ernstliche Kämpfe zu bestehen hatte. Die Britannier, ebenfalls Kelten, und gleich tapfer wie die Gallier, aber in der Kultur diesen weit nachstehend, fast nackt, die Schwerter an ehernen Ketten am nackten Leibe tragend, Hüften und Arme mit eisernen Ringen geschmückt, traten den Römern auch mit Kriegswagen entgegen, welche, mit kleinen und wilden Pferden bespannt, die Kohorten in Unordnung brachten. Cäsar beschreibt die Britannier, wie sie sich in den Kampf stürzen, mit dem Angriff ihrer schrecklichen Pferde und dem Rasseln ihrer Wagen unter den römischen Soldaten Schrecken verbreiten, in stürmischer Hast vorüberjagen, ihre Pferde schnell anhalten, im engsten Raume umwenden und wie sie selbst auf die Wagendeichsel springen, darauf fest und sicher stehen und kämpfen und dann sich plötzlich wieder zurückziehen. Dieser Fechtweise hatten die Römer nichts entgegenzusetzen als ein

defensives Verhalten, da sie den flüchtigen Feind nicht zum Kampfe festhalten konnten. Ohne viel ausgerichtet zu haben, kehrte Cäsar nach Gallien zurück, wo er allen fernern Widerstand brach und noch einmal über den Rhein ging. Da loderte zu Ende des Winters plötzlich der Brand des allgemeinen Aufstandes empor; wir haben schon erwähnt, wie dieser Verzweiflungskampf endigte. Das Schicksal Galliens war dadurch entschieden.

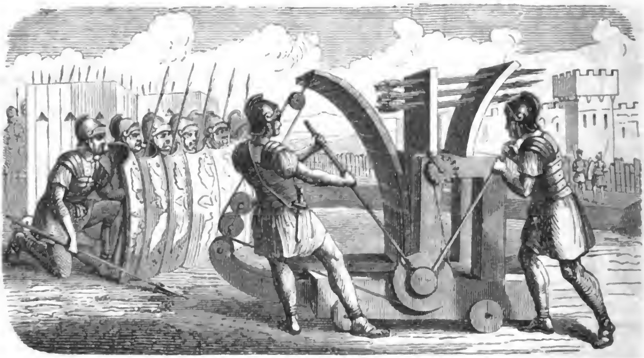


Flußübergang der Legionen. (Nach einem Basrelief der Antoninssäule.)

Nun aber wurde Cäsar durch seine Feinde in Rom, Pompejus und den Senat, zur Empörung gedrängt, zum Bürgerkriege getrieben. Nicht Er hat ihn verschuldet, denn er sah seinen Untergang vor Augen, wenn er sich, wie er selbst schrieb, unbewaffnet seinen bewaffneten Feinden auslieferte, da er sein Heer entlassen sollte, während Pompejus das Gleiche ablehnte.

So überschritt er den Rubikon. „Der Würfel ist gefallen!" rief er, und der Krieg begann: Römer gegen Römer, mit gleichen Waffen, gleicher Heeresordnung, unter ruhmgekrönten Feldherren, Meistern der Kunst. Aus Italien nach Spanien, Griechenland, Makedonien, Afrika, Pontus und wieder nach Spanien verbreitete sich der fünfjährige Krieg, welcher Cäsar auf den Gipfel des Ruhmes erhob.

Welche Anforderungen die Kriegskunst an den Feldherrn nur stellen kann, er hat sie alle erfüllt. Er wußte Streitkräfte zu schaffen und auszubilden: in Afrika lehrte er seinen Kriegern das Verhalten gegen numidische Reiter bis in das Einzelne, „wie ein Fechtmeister seine Gladiatoren unterrichtet" sagt Hirtius. In der Heerführung ergriff er stets die Initiative, d. h. er begann die Unternehmungen, nach welchen der Feind sich richten mußte. Seine Macht hielt er möglichst zusammen, und wenn er sie theilte, waren seine Legaten zu selbständigem Handeln von ihm angeleitet, auch wußte er auf dem entscheidenden Punkte die getrennten Theile schnell wieder zu vereinigen. Doch verstand er auch den Krieg hinzuhalten, wenn er den Vortheil der Schlacht nicht sah, und stets wirkte er auf das moralische Element, das im Kriege oft Wunder thut. Seine Bewegungs- und Schlachtenkunst gediehen zur Vollkommenheit, auch die Benutzung des Terrains und die Feldbefestigung machten Fortschritte in seiner Zeit.



Die Pfeilwurfmaschine.

Kriegsmaschinen, zu Belagerung von Städten mitgeführt, wurden nun auch zuweilen schon im freien Felde gebraucht, um feindliche Scharen z. B. von Flußufern zu vertreiben. Mit den Fortschritten in der Mechanik waren wichtige Verbesserungen bei den Wurfzeugen eingeführt worden, wie sich unter andern an der Pfeilwurfmaschine zeigt.

Als Feldherr hatte Cäsar das Höchste erreicht, und führen wir in dieser Beziehung die Worte eines deutschen Geschichtschreibers, Mommsen, an: „Wenn noch nach Jahrtausenden wir ehrfurchtsvoll uns neigen vor dem, was Cäsar gewollt und gethan hat, so liegt die Ursache nicht darin, daß er eine Krone begehrt und gewonnen, sondern darin, daß sein mächtiges Ideal eines freien Gemeinwesens unter einem Herrscher — ihn nie verlassen hat."

Prätorianer. Sein Tod von Mörderhänden stürzte Rom in Anarchie und neuen Bürgerkrieg, welcher die Republik bleibend in eine Monarchie verwandelte.

Die Grenzen des Kaiserreichs dehnten sich bis auf Trajan (Anf. 2. Jahrh. n. Chr.) immer noch aus, seine Kriegsverfassung war geregelt, stehende Heere, 23—25 Legionen, standen in den Provinzen, meist an den Grenzen in Standlagern (castra stativa), unter deren Schutz sich Ansiedelungen bildeten, die später zu Städten erwuchsen. In der Hauptstadt hatten 10 Kohorten Prätorianer (Leibwachen) ihre Kasernen; die Geschichte weiß von ihnen zu erzählen, welche Thronrevolutionen sie hervorgerufen und wie sie das Reich sogar einmal an den Meistbietenden verauktionirt haben. Sie waren prächtig ausgerüstet, doppelt besoldet (2 Denar täglich, etwas über einen halben Thaler), bei der Entlassung reich belohnt, in jeder Hinsicht eine bevorzugte Truppe.

In den Legionen dienten aber Roms Bürger immer weniger, auch die Provinzbewohner reichten nicht mehr aus, daher mußten Fremde in Sold genommen werden. Dieser wurde seit Alexander Severus alle 4 Monate in Gold ausgezahlt, die Goldmünze hieß solidus (ein „Harter"), davon bekamen die im Dienstgehalt stehenden Krieger den Namen soldarii, Soldaten.



Barbaren: Skythen.

Hart wurden sie noch immer gehalten, die Rekruten sollen sogar, um Desertionen zu verhüten, gezeichnet worden sein, Soldaten durften nicht heirathen, keine goldnen Ringe tragen u. s. w. Dagegen wurde besser für ihre Verpflegung gesorgt, jede Kohorte erhielt auch einen Feldarzt; ob die Soldaten dadurch besser kurirt worden sind, als früher, wo sie sich selbst halfen, steht dahin.

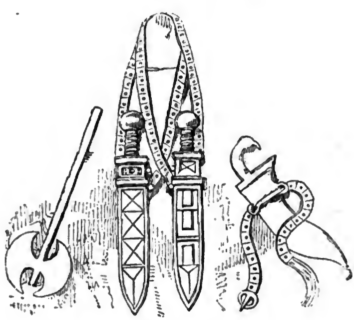
Im ganzen fing die innere Kraft der römischen Heere an zu sinken, schon wurde ein Stück der schweren Rüstung nach dem andern abgelegt, eine Zeit lang sogar der Helm mit einem Hut, der Harnisch mit einem dicken Filzkleide vertauscht. Der altrömische Schwertkampf, bei welchem der Harnisch sehr nützlich, war auch gar nicht mehr beliebt, es gab ganze Legionen, die mit Stockschleudern bewaffnet waren und allerdings deren Bleikugeln so mörderisch zu schleudern wußten, daß 2 solche illyrische Legionen Herkuliani und Joviani (vom Jupiter) genannt wurden. Das Fußvolk, das immer schlechter wurde, erhielt mehr Kriegsmaschinen bleibend zugetheilt, jede Kohorte eine große, Onager („Waldesel"), und 5 kleinere, Skorpione,

auch tormenta genannt, von torqueo, ich spanne. Die Onager hatten 10 Mann zur Bedienung. Es gab auch Handkatapulten, die von Einem Manne geführt wurden. Besser als sonst war nur die Reiterei, welche in den letzten Zeiten des Kaiserthums auch Sättel, im 6. Jahrh. jedoch erst Steigbügel (scalae) erhielt.

Die Schlachtordnung in den Heeren des Kaiserreichs wechselte vielfach; sie näherte sich eine Zeit lang der griechischen Phalanx wieder und nahm dann Massenstellungen an, bei denen jede Legion von ihrer Elitenkohorte (1000 Mann stark, davon Milliarkohorte genannt) in der Front gedeckt wurde. Zur Zeit der Völkerwanderung stand diese Kohorte aber getheilt auf beiden Flügeln und die Legion in zwei Treffen; in den Zwischenräumen der vordersten Kohorten waren die leichten Maschinen vertheilt, die schweren mit einem Rückhalt alter vollgerüsteter Soldaten hinter der Front aufgestellt.

Wie konnte aber die Kriegskunst gewinnen oder sich nur erhalten, wenn es seit Trajan nur noch Behauptung und Sicherstellung der Grenzen galt und diese, wo sie den Barbaren frei lagen, durch eine Linie von Befestigungen gedeckt wurden? Die Römer zogen sogar ganze Kriegshaufen von diesen Barbaren in ihren Sold; sie behielten dabei ihre nationale Bewaffnung und Tracht: so die aus Vorderasien ihre phrygischen Mützen oder flache Kappen, ihre verzierten Hosen und Stiefeln. Große Dienste haben sie nicht geleistet.

An den Grenzen häuften sich immer mehr die Völker zum Einbruch in das römische Reich, hier und da wurden sie noch zurückgeschlagen, aber die germanische Welt in Waffen sollte endlich die römische ersetzen und eine neue Ordnung der Dinge auch im Kriegswesen herbeiführen.



Römische und keltische Waffen.



Alarich's Bestattung im Flusse Busento.

4. Aus den Zeiten der Völkerwanderung.

Schon vor mehreren Jahrhunderten, als das siegreiche Rom nach der Unterwerfung Karthago's, Makedoniens, Griechenlands, Numidiens in der Fülle seiner Macht stand, waren zwei germanische Stämme, die Cimbern und Teutonen, aus dem fernen Norden an die römischen Grenzen vorgedrungen und hatten, von den Römern durch falsche Zusagen gereizt, mit den Waffen den Einbruch versucht. Mehrere römische Heere waren von ihnen geschlagen worden, und der Schrecken, der vor ihnen herging, hätte sie vielleicht zu Herren von Italien gemacht, wenn sie nicht aus unbekannten Ursachen nach Gallien und Spanien abgezogen wären, und sich bei der Rückkehr getheilt hätten. Die Römer hatten dadurch Zeit gewonnen, sich von ihrem Schrecken zu erholen und neue Heere zu rüsten, mit denen sie die furchtbaren Gegner einzeln schlugen.

Ueber die Völker jenseit der Alpen, besonders über die Germanen, hatte man in Italien bis dahin fast gar keine Kenntniß gehabt, und auch wir wissen von unsern Stammvätern aus der Urzeit nur, was spätere römische Schriftsteller, vorzüglich Tacitus, von ihnen erzählt haben. Deutsche Forscher, welche darauf weiter gebaut haben, sind den Urzuständen näher getreten, und haben das Bild derselben in Umrissen darzustellen versucht. Wir heben nur das Kriegswesen hervor.

In den Markgenossenschaften der Germanen hatte jeder wehrhafte Freie das Waffenrecht, das ihm zugleich gestattete, Wehrplätze und Burgen anzulegen. Wie die Süddonau-Kelten ihre Wasserbauten, so hatten die nördlicher wohnenden Germanen in den Bergen ihre Ringwälle, von denen noch im Taunus Spuren zu finden sind. Bei feindlichem Einfall flüchteten die Wehrlosen in die Waldgebirge, wo durch Verhaue und Steine jene eigenthümlichen Wälle entstanden. Die streitbaren Freien aber stellten sich dem Feinde zum Kampfe. In der Volksversammlung wurde aber auch oft eine Heerfahrt (d. h. Angriffszug) beschlossen, die schon früh von Landwehr (Vertheidigungskrieg) unterschieden wurde. Dann erfolgte das Aufgebot des Heerbanns, für welchen die Stämme in Hundertschaften (von soviel Höfen, daß sie zusammen hundert Krieger stellen konnten) eingetheilt waren. Die Heerführer, Herzoge, nur für die Dauer des Krieges, wurden nach dem Verdienst gewählt, wie Tacitus ausdrücklich bemerkt, die Könige (nicht bei allen Stämmen gab es solche) aus dem Adel, der sich in uralter Zeit aus Heroengeschlechtern, in weiterer Verzweigung, die hohen Eigenschaften der Vorfahren als Erbtugend voraussetzend, gebildet hatte. Zog ein ganzes Volk aus, um neue Wohnsitze zu gewinnen, so wurde es im ganzen als Heer angesehen und der Anführer auf der Wanderung war Heerkönig. Um einzelne Adalinge bildeten sich auch schon frühzeitig Gefolgschaften oder Kriegsgenossenschaften, meist jüngere, besitzlose Söhne, selbst Unfreie. Sie wurden von ihrem Gefolgsherrn erhalten, mit Waffen und Streitrossen versehen und dienten ihm, nicht, wie der Heerbann der Volksgemeinschaft.

Bewaffnung und Kampfweise. Die Waffen, mit welchen die Germanen kämpften, waren Speere und schwere Schlagwaffen — erstere mit Spitzen oder keilförmigen Eisen (die Framen), auch mit Widerhaken (die Angonen), letztere waren Streithammer, Streitäxte und Stachelknöpfe; breite Messer gab es bei ihnen wol auch, doch Schwerter erst in späterer Zeit. Schutzwaffen kannten sie früher gar nicht, höchstens hatten sie lange, schmale, buntbemalte Schilde, oft gingen sie nackt in den Kampf, barhaupt, oder in Thierfellen; über den Kopf zogen sie zuweilen die Schädelhaut des Auerstiers mit den Hörnern, die des Bären oder Wolfs. In keinem germanischen Grabe aus der Urzeit ist ein Panzerstück aufgefunden worden, die Angelsachsen in England trugen noch in der Schlacht bei Hastings 1066 gegen die gepanzerten Normannen keine Harnische. Reiterei gab es nur bei wenigen Stämmen, deren Gaue sich zur Pferdezucht eigneten. Caesar schildert die Pferde der Germanen als klein und häßlich, aber abgehärtet und ausdauernd. „Bei Reitergefechten", so schreibt er, „steigen die Germanen oft von ihren Pferden herab und kämpfen zu Fuß; ihre Pferde bleiben an einer und derselben Stelle ruhig stehen und warten geduldig,



Die Cimbern, ihre Wagenburg vertheidigend.

bis ihre Herren zu ihnen zurückkehren. Es ist bei ihnen nicht üblich, ja vielmehr schimpflich, auf Sätteln zu reiten." Bei den Sueven galt das geradezu für Feigheit.

Ehe der Heerbann auszog, wurden Wahrzeichen für den Krieg erforscht, das Wiehern der weißen, heiligen Rosse, die in den Götterhainen gehalten wurden, galt für Schicksalsstimme, Priester und Seherinnen verkündigten die Zukunft. Zuweilen wurde auch ein Zweikampf mit einem starken Gefangenen gehalten, dessen Ausgang den des Krieges anzeigen sollte. Frauen zogen mit als Priesterinnen oder Krankenpflegerinnen, sie wohnten den Schlachten als Zeugen bei, feuerten den Muth der Männer an, kämpften auch in großen Gefahren mit.

Zur Schlacht nach Geschlechtern und Stämmen geordnet, in tiefen Massen, gewöhnlich in Keilform, die bei den Germanen uralt ist, gingen die Heerhaufen unter Schlachtgesang vor. Derselbe, das Bardiet, begann „wie das Murmeln des Waldbachs und stieg, durch die vorgehaltenen Schilde verstärkt, bis zum Sturmesbrausen." Dann geschah der Angriff mit furchtbarer Gewalt.

Die Wandervölker auf ihren weiten Zügen durch das Keltenland nahmen bald eine bessere Bewaffnung, auch Reiterei an. Als die Cimbern aus Spanien zurückkehrten und bis Verona vordrangen, hatten sie schon 15,000 Reiter; diese trugen Eisenrüstungen, wunderlich gestaltete Helme mit Hörnern, Geierköpfen oder Adlerflügeln und großen Federbüschen, weiße Schilde und lange doppelschneidige Schwerter. Hinter der Schlachtordnung bildete bei allen Wandervölkern die Wagenburg, auf welcher sie ihre Frauen und Kinder, ihre ganze Habe und Beute mitführten, den Stützpunkt und im unglücklichen Kampfe den letzten Halt. So in der Teutonenschlacht bei Aquae Sextiae 102, so in der furchtbaren Schlacht bei Verona 101, in welcher Marius auch die Cimbern vernichtete. Hier halfen die Cimbernweiber und mit ihnen die starken Hunde, welche dem Heere folgten, die Wagenburg vertheidigen, welche die Römer, siegreich vordringend, endlich stürmten; die Frauen ermordeten, als alles verloren war, ihre Kinder und sich selbst, um der Schande und der Sklaverei zu entrinnen. Marius hatte durch jene Siege das Vaterland gerettet und hielt einen großartigen Triumph in Rom, bei welchem der gefangene Teutonenkönig Teutoboch in seiner Riesengröße die Trophäen hoch überragte.

Seitdem waren lange Zeiten verstrichen, ohne daß neue Wanderungen nordischer Völker die Grenzen Roms bedroht hätten, im Gegentheil waren die römischen Adler, wie schon erzählt, in ferne Gegenden getragen, und Deutschland nur durch Armin's Sieg im Teutoburger Walde vor Unterjochung gerettet worden. Seit Marc Aurel aber drängten die Germanen nach der Donau vor, der erste Markomannenkrieg 167 brachte Rom in große Gefahr; Aurelian schlug zwar hundert Jahre später die Gothen, mußte ihnen aber das Land jenseit der Donau, Dacien, das sich bis zum Steppenlande der Skythen erstreckte, überlassen. Im Verkehr mit diesem letzteren Volke hatten die Westgothen scharfgekrümmte hörnerne Bogen und die Vorliebe für pelzverbrämte Kleider angenommen. Seinen Sieg über die Gothen und den über die Königin der Palmenstadt in der Wüste, Zenobia, feierte Aurelian durch einen Triumph, bei welchem er auf einem mit vier zahmen Hirschen

bespannten Wagen fuhr, die einem Gothenherzoge abgenommen waren. Außer der unglücklichen Zenobia wurden zehn in Harnisch gefangene Gothenweiber dabei aufgeführt, viele andere deutsche Frauen, welche mitgekämpft hatten, waren auf der Wahlstatt gefallen.

Aber noch unter Aurelian's Regierung drangen die Markomannen über die Alpen bis Mailand vor, sodaß in Rom alles zitterte und die Mauern, die seit vierhundert Jahren keinen Feind gesehen, wiederhergestellt, ja in der Angst die sibyllinischen Bücher befragt wurden. Zum Glück kehrten die Deutschen wieder um. Bald nachher gab ein anderes Ereigniß von der Thatkraft derselben Kunde. Kaiser Probus hatte Tausende vom Rhein nach Pontus am Schwarzen Meere versetzt, diese bemächtigten sich dort vieler Schiffe und kehrten zum großen Theil auf einer kühnen Seefahrt durch die Säulen des Herkules (Meerenge von Gibraltar) nach der Heimat zurück. Im Anfange des IV. Jahrhunderts erschienen die Sachsen im Norden, etwas später die Alemannen am Oberrhein.

Allgemeine Völkerwanderung. Seitdem vergingen kaum fünfzig Jahre, als der letzte Anstoß zu der längst vorbereiteten allgemeinen Völkerwanderung gegeben wurde. Ueber die Wolga setzte im Jahre 375 ein unbekanntes Volk aus Asien, scheußlich von Ansehen und furchtbar in der Wildheit seines Angriffs: es waren die Hunnen. Die Alanen, wahrscheinlich skythischen Stammes, welche zwischen Wolga und Don wohnten, wurden in einer großen Schlacht geschlagen und versprengt, ihre Flüchtlinge brachten schauerliche Kunde über den Don zu den Ostgothen. Zahllose Horden seien über die Wolga gekommen, ihre Gesichter, eher Bestien als Menschen ähnlich, seien breite Fleischklumpen, mit kleinen tiefliegenden Augen, platter Nase und bartlosem Kinn; kleine, aber kräftige Gestalten, auf windschnellen Pferden, vor ihrer Mordlust und Grausamkeit sei kein Erbarmen zu finden.

Der hundertjährige König der Ostgothen, Hermanrich, der an einer Wunde darniederlag, gab sich auf die Nachricht von dem Sturme, dem er nicht trotzen konnte, den Tod; sein Volk, nachdem es eine Schlacht verloren, unterwarf sich zumeist den Hunnen, nur ein Theil floh über den Dniepr, wo die Westgothen wohnten. Diese wichen aus ihren Sitzen an die Donau, zur Grenze des Römerreichs, und baten durch eine Gesandtschaft den Kaiser Valens um Aufnahme in das römische Reich, dessen Grenzen sie dafür vertheidigen wollten. Der Uebergang über die Donau und die Niederlassung wurde ihnen gestattet, doch waren es die alten Feinde, welche man in das Reich ließ, darum sollten sie die Waffen vor dem Uebergange ausliefern und Geiseln stellen, auch Kinder ihrer Edeln in die innern Provinzen geschickt und römisch erzogen werden. Die erstere Bedingung wurde aber nicht erfüllt, dem tapfern Volke wäre es eine Schmach gewesen, waffen- und wehrlos zu leben. Durch Bestechung der römischen Befehlshaber gelang es ihnen, ihre Waffen zu behalten und 200,000 streitbare Männer, mit Greisen, Weibern, Kindern und Knechten, wol eine Million Köpfe, zogen über die Donau. Und solche gefährliche Gäste wagten die elenden römischen Beamten durch Bedrückungen aller Art, durch schamlose Erpressungen für die nöthigsten Lebensmittel, endlich durch versuchten Meuchelmord

an den Häuptlingen zu reizen, sodaß sie endlich die Waffen erhoben und ein schrecklicher Krieg begann. Ihre als Geiseln preisgegebenen Kinder wurden freilich von den Römern hingeschlachtet, dafür nahmen jedoch die Gothen furchtbare Rache im Lande und schlugen den Kaiser in einer großen Schlacht bei Adrianopel. Valens kam auf der Flucht in einer Hütte um, welche in Brand gerieth. Sein Nachfolger Theodosius führte den Krieg noch vier Jahre fort, und die Gothen, durch andere über die Donau gekommene Stämme, selbst Hunnen, verstärkt, drangen sogar bis an die Mauern von Konstantinopel vor, zu dessen Belagerung sie jedoch keine Mittel besaßen. Endlich wurde Frieden geschlossen, die Westgothen erhielten Wohnsitze in Thrakien und Mösien und wurden zum Kriegsdienste verpflichtet, im übrigen blieben sie ein selbständiges Volk. Christen waren sie bereits seit zehn Jahren.

Nun trat eine kurze Zeit der Ruhe ein. Die hunnischen Horden, unter mehreren Stammhäuptlingen ohne gemeinsames Oberhaupt, schienen sich mit den eroberten Ländern nördlich der untern Donau und des Schwarzen Meeres zu begnügen und unternahmen nur noch einzelne Raubzüge. Als der Kaiser Theodosius der Große gestorben war (395), nachdem er das Reich zwischen seine Söhne Arkadius und Honorius getheilt hatte, empörten sich die Westgothen von neuem und wählten den jungen Alarich aus ihrem alten Königsstamme der Balten („Kühnen") zum Heerführer. — Jetzt begann nach dem Vorspiele, das die Hunnen einst gegeben, die eigentliche Völkerwanderung mit dem Kriegs- und Verheerungszuge, den Alarich durch Makedonien und Griechenland bis in den Peloponnes hinein unternahm. Den Oströmern, die ihm keinen Widerstand entgegensetzen konnten, kam zwar der tapfere Staatslenker Westroms, der Vandale Stilicho, zu Hülfe und schloß die Gothen in den Gebirgen von Arkadien ein, aber Alarich wußte sich, wie einst Hannibal, aus der Gefahr zu befreien, und Rufinus, der oströmische Minister, schloß lieber mit ihm Frieden, als dem mit kleinlichem Neid gehaßten Stilicho etwas zu verdanken. Alarich wurde zum Präfekten des östlichen Illyriens ernannt und gewann dadurch neue Mittel, seine Eroberungspläne zu verfolgen.

Alarich's Heereszug durch Italien. Schon bei Adrianopel hatten die Westgothen viel römische Waffen und Pferde erbeutet, mehr noch ließ Alarich jetzt aus den Zeughäusern seiner Provinz unter seine Krieger vertheilen und richtete, zum Könige ausgerufen, seine Blicke auf das Abendland. In Italien, wo er verheerend einbrach, wurde er zwar einmal von Stilicho geschlagen, aber unmittelbar nach der Niederlage, die ihn fast sein ganzes Fußvolk, seine Schätze und viele Gefangene, darunter seine eigene Frau, gekostet hatte, streifte er mit seiner Reiterei bis vor Rom, und als er nach seinem Abzuge über die Alpen ein neues Heer gegen Italien gerüstet hatte, bewog ihn Stilicho durch Zahlung von 4000 Pfund Goldes zum Frieden, ja er schloß Freundschaft mit ihm. Der römische Feldherr aber wurde bei dem erbärmlichen Kaiser Honorius, dessen Vormund er gewesen, verdächtigt und infolge schändlichen Verraths ermordet. Darauf rückte Alarich mit Heeresmacht vor Rom, dessen feige Bewohner bald seine Gnade anflehten. Er forderte alles Gold und Silber, alle Kostbarkeiten, sowol des Staats als der Bürger, und als die Ge-

sandten ihn zagend fragten: „Wenn Du dies alles forderst, o König, was gedenkst Du uns denn zu lassen?" antwortete er kalt: „Euer Leben!" Doch ließ er sich endlich mit 5000 Pfund Gold, 30,000 Pfund Silber und einer bestimmten Menge von Kostbarkeiten abfinden und zog wieder von dannen. Als aber bei den Friedensunterhandlungen neue Ränke und Treulosigkeiten der römischen Bevollmächtigten hervortraten, zog er erzürnt zum zweiten male heran, und Rom mußte ihm seine Thore öffnen. Er setzte hier einen andern Kaiser ein, söhnte sich zwar nochmals mit Honorius, der nach dem festen Ravenna geflüchtet war, aus und ließ jenen fallen, aber bald wieder zum Bruch gereizt, nahm er die Hauptstadt im Jahre 410 mit Sturm und alle Schrecken des Blutvergießens, der Plünderung und Verwüstung kamen über die ehemalige Beherrscherin des Erdkreises.

Nach sechs Tagen wandte sich der Sieger nach Unteritalien, um von dort nach Sizilien und weiter nach Afrika überzusetzen. Da ereilte ihn unerwartet der Tod zu Cosenza, 34 Jahre alt. In dem schönen Gedichte Platen's: „Das Grab im Busento", wird die Bestattung des Helden im Flußbette also geschildert:

Allzufrüh und fern der Heimat mußten hier sie ihn begraben,
Während noch die Jugendlocken seine Schläfe blond umgaben.

Und am Ufer des Busento reihten sie sich um die Wette,
Um die Strömung abzuleiten, gruben sie ein frisches Bette.

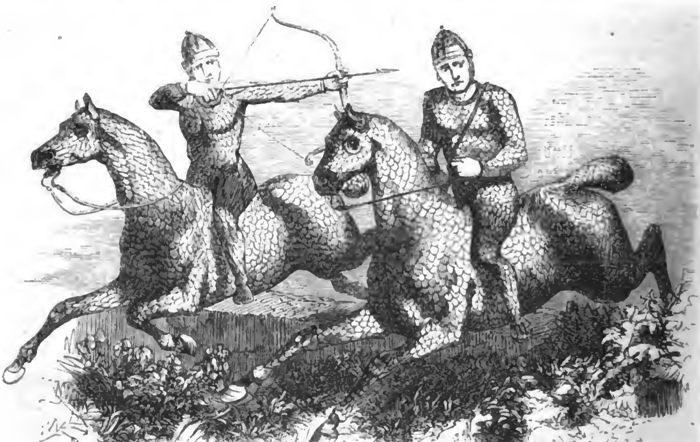
In der wogenleeren Höhlung wühlten sie empor die Erde,
Senkten tief hinein den Leichnam, mit der Rüstung, auf dem Pferde.

Deckten dann mit Erde wieder ihn und seine stolze Habe,
Daß die hohen Stromgewächse wüchsen aus dem Heldengrabe.

Abgelenkt zum zweiten male, ward der Fluß herbeigezogen:
Mächtig in ihr altes Bette schäumten die Busentowogen.

Nach der gewöhnlichen Erzählung wurde er in einem Sarge mit seinen Schätzen und nach germanischer Sitte auch sein Streitroß versenkt, die Sage behauptet, daß die bei der Arbeit gebrauchten Gefangenen getödtet worden seien, damit niemand erfahre, wo er begraben sei. — Die Westgothen erwählten dann Ataulf zum Könige, der die schöne Schwester des Kaisers, die gefangen war, heirathete und als kaiserlicher Feldherr sein Volk nach Gallien, später nach Spanien führte, um die eingedrungenen Fremden zu bekriegen. Sein zweiter Nachfolger, Wallia, setzte das fort und erhielt zum Lohne Aquitanien, das Land zwischen Pyrenäen, Rhône und Loire, als Niederlassung. Von hier später durch die Franken verdrängt, breitete sich das Westgothenreich über die ganze Pyrenäische Halbinsel aus. Die gothischen Krieger werden von Sidonius Apollinaris, einem aquitanischen Bischof und christlichen Dichter, als wohlgerüstet geschildert. Sie trugen kurze enge Röcke, gern von grüner Farbe, mit Inkarnat bordirt, und Wehrgehänge darüber; Hosen wie die Kelten und Sarmaten. Dieses noch ungewohnte Kleidungsstück kam durch sie nach Spanien.

Das weströmische Reich war durch Alarich's Angriffe bis in seine Grundfesten erschüttert; Stilicho hatte zum Schutze Italiens die Legionen aus den andern Provinzen herbeigerufen, sodaß letztere wehrlos den Wandervölkern preisgegeben waren. Vandalen, Alanen und Sueven drangen in Spanien ein, erstere setzten von hier nach Afrika über und gründeten ein Reich mit der Hauptstadt Karthago. Burgunder ließen sich am Mittelrhein nieder, Franken breiteten sich langsam und sicher vorrückend im nordöstlichen Gallien aus. Die Britannier, welche einst Julius Cäsar so kräftig widerstanden hatten, waren unter römischer Herrschaft der Waffen so entwöhnt, daß sie nach dem Abzug der Legionen sich der über den Grenzwall einbrechenden Pikten und Skoten nicht erwehren konnten und aus Norddeutschland die Angeln und Sachsen zu Hülfe riefen. Diese kamen unter Hengist und Horsa, wenn auch in geringer Zahl (drei „Kiele" sollen ihre Krieger getragen haben).



Jazygen.

Sie schlugen die Feinde der Briten zurück, warfen sich aber selbst zu Herren des Landes auf und verdrängten die Einwohner, die sich ihnen nicht unterordneten, in die Gebirge von Wales und Cornwallis.

Der Zug der Hunnen unter Attila. Da brach ein neuer Sturm über das Abendland los, welcher dasselbe mit Verderben, die ganze Gesittung und das Christenthum mit Vernichtung bedrohte. Es waren die Hunnen, deren Stämme unter einem gemeinsamen Oberhaupte vereinigt, ihren ersten Eroberungszug nach siebzig Jahren erneuerten, zuerst unter Rugilas, dann unter dessen Neffen Attila, dem der Name „Gottesgeißel" beigelegt ist. Von ihm ist gesagt worden: „Der Zauber seiner gewaltigen Persönlichkeit war so groß, daß sich der Glaube an seine höhere

Berufung und Unüberwindlichkeit verbreitete, den er durch das Vorgeben, das Schwert des Kriegsgottes gefunden zu haben, schlau zu nähren wußte." Es war aber nicht der Zauber einer Heldenschönheit, sondern die dämonische Kraft eines starken gebieterischen Geistes, denn der Hunnenkönig war nach dem Typus seines mongolischen Stammes von kurzem untersetztem Wuchs, breitschultrig und dickköpfig, sein Gesicht häßlich, flachnasig, bartlos. In seinen kleinen tiefliegenden Augen blitzte aber Geist und Kraft, seine Haltung war stolz, seine Stimme stark und volltönend. Er dehnte seine Herrschaft von der Wolga bis zum Rhein aus, sodaß ihm skythische und germanische Völker, unter diesen die Ostgothen, Longobarden, Thüringer, Burgunder u. s. w. Tribut zahlten und Heeresfolge leisteten.



Hunnische Krieger. Nach Zeichnung von A. Beck.

Jazygen („Pfeilschützen", von jasz, Pfeil) aus dem Lande zwischen Theiß und Donau, die schon im ersten Markomannenkriege mit gegen die Römer gekämpft hatten, stellten ihm gepanzerte Reiter, ebenso die Akatzyren (Chazaren), von türkischer Abkunft, die sich zwischen Wolga und Don, wo früher die ausgezogenen Alanen gewohnt, niedergelassen hatten. Attila selbst hatte sein Hof- oder vielmehr Hordenlager in der Gegend des heutigen Tokai, wo er den Raub der Nationen zusammenschleppen ließ und in einem hölzernen Palast ihre Huldigungen annahm. Selbst der oströmische Kaiser, der Attila's Macht durch Aufreizung der Chazaren zur Empörung zu brechen versucht, mußte sich vor ihm demüthigen, und durch

Gesandte, welche reiche Geschenke brachten, Abbitte leisten. Im Jahre 451 unternahm Attila, wie es heißt von dem Vandalenkönig Geiserich angereizt, der die Rache des von ihm schwerbeleidigten Königs der Westgothen fürchtete, den großen Heereszug, durch welchen er auch Westeuropa seiner Herrschaft unterwerfen wollte.

Er drang durch Süddeutschland, alle Völker, durch deren Land er kam, mit sich fortreißend, gegen den Rhein, welchen er an der Mündung des Neckar überschritt und verheerte Gallien mit Feuer und Schwert. Da zog endlich ein Heer gegen ihn, das der römische Feldherr Aëtius aus Westgothen, Alanen, Franken, Sachsen im Anschluß an seine Legionen zusammengebracht hatte. Attila, der gerade vor Genabum, dem heutigen Orleans, lag, zog sich bis an die Marne zurück, in die catalaunischen Gefilde, wo er die Schlacht annahm. Hier in der Ebene konnte seine Reiterei ihre ganze Kraft entfalten, in Schwärmen den Feind mit sichern Pfeilschüssen treffen, dann im Handgemenge die krummen Säbel gebrauchen oder die Gegner mit Schlingen niederreißen und im vollen Rosseslauf zu Tode schleifen. Ihr massenhafter Keilangriff zersprengte auch die Mitte der Verbündeten, während auf deren linken Flügel Römer und Gallier gegen Gepiden, Thüringer und Rugier, auf dem andern Flügel Deutsche gegen Deutsche kämpften, hier sogar Westgothen gegen ihre Stammbrüder, die Ostgothen. Die Westgothen warfen sich aber den durchgebrochenen hunnischen Reiterschwärmen in die Flanke, und zwangen sie umzukehren — bis zum Abend raste das Schlachtgetümmel, da zog sich Attila in seine Wagenburg zurück und ließ sich hier aus Sätteln und kostbaren Decken einen Scheiterhaufen bauen, auf dem er, wenn die Wagenburg erstürmt würde, mit seinen Frauen den Flammentod sterben wollte. Der römische Oberfeldherr griff ihn jedoch am andern Tage nicht an, beredete sogar den Führer der Westgothen, der nach dem Falle seines Vaters, des Königs, den Befehl übernommen hatte, heimzuziehen, um sich die Krone zu sichern, die keine Erbkrone war — und Attila konnte unverfolgt den Rückweg nach dem Rheine antreten. Mit ungebrochener Macht fiel er schon im nächsten Jahre, als ihm die Hand der Kaisertochter, die sich ihm heimlich angetragen haben soll, zum zweiten male verweigert wurde, in Italien ein. Vor ihm flohen Veneter vom Festlande auf die Lagunen, wo sie auf Rostbauten den ersten Grund zu Venedig legten. Attila überzog ganz Oberitalien, viele Städte: Padua, Vicenza, Verona, Mantua u. s. w. gingen in Flammen auf. Eine römische Gesandtschaft, der sich der Bischof von Rom, Leo der Große, angeschlossen, erschien jetzt in seinem Lager, ihn zur Umkehr zu bewegen; den ergreifenden Vorstellungen des Bischofs soll das gelungen sein, doch wird auch eine Seuche im Heere als Ursache des Abzuges erwähnt. Bald nachher starb Attila eines plötzlichen Todes.

Das Hunnenreich löste sich nach seinem Tode schnell auf. Seine Söhne wurden von den Gepiden in einer blutigen Schlacht am Flusse Netad geschlagen und mußten sich mit ihren Heertrümmern nach dem Schwarzen Meere zurückziehen. Die unterworfenen Völker waren wieder frei: in Pannonien, wo die Hunnen gehaust, ließen sich vorläufig die Ostgothen nieder, bis Theodorich der Große sie einige vierzig Jahre später nach Italien führte, um sich dort ein mächtiges Reich zu gründen.

Das oströmische oder byzantinische Kaiserthum bestand noch ein Jahrtausend. Wenn auch eine Provinz nach der andern verloren ging, war doch Griechenland durch das Balkangebirge und die Hauptstadt Konstantinopel durch ihre Lage geschützt. Völker tatarischen Stammes, welche das Land bis zu jenem Gebirge besetzten, drangen zwar mehrmals bis Konstantinopel vor (die Bulgaren), sodaß eine Mauer, den Hals der Halbinsel zu sperren, gegen ihre Einfälle erbaut wurde; Slaven gründeten an der Donau eigene Reiche (Serben, Kroaten u. s. w.), aber das griechische Kaiserthum hielt sich und einzelne gute Regenten und Feldherren gaben ihm auch wieder Tage des Glanzes. — Ruhmlos dagegen erlosch in Rom das Kaiserthum. Ein deutscher Söldnerführer, Odoaker, machte demselben im Jahre 476 ein Ende, indem er den letzten Kaiser, der wie durch Ironie des Schicksals den Namen des Gründers von Rom führte, Romulus Augustulus („Kaiserlein") verdrängte und sich zum König von Italien aufwarf.

Die Ostgothen unter Theodorich. Doch erfreute er sich seiner Herrschaft kaum länger als zehn Jahre. Zur selben Zeit, als er sie errungen, war Theodorich König der Ostgothen geworden, ein achtzehnjähriger Jüngling, welcher in Konstantinopel als Geisel seit seinem achten Jahre erzogen war. Der Kaiser hatte ihn nach seiner Thronbesteigung mit Ehren überhäuft und ihm die Vertheidigung der Donauländer übertragen; doch war Theodorich bald mit ihm zerfallen und nur durch abgetretene Ländergebiete beschwichtigt worden. Endlich beschloß er, sein ganzes Volk nach Italien zu führen und Odoaker's Herrschaft zu stürzen. Wiederum Deutsche gegen Deutsche! In drei Schlachten wurde Odoaker geschlagen, endlich in Ravenna nach dreijähriger Vertheidigung gefangen und trotz des Versprechens einer gemeinschaftlichen Regierung von Theodorich getödtet. Diese dunkle That, welche in unsern Tagen durch Gründe der „höhern Politik" erklärt werden möchte, wurde durch den Glanz einer ausgezeichneten Regierung überstrahlt, welche Theodorich mit Recht den Beinamen des Großen verschaffte. Seinen Hof hielt er in Ravenna oder Verona, von den Deutschen Wälsch-Bern genannt, daher der König in der deutschen Heldensage Dietrich von Bern heißt. Das Reich umfaßte Italien, Sizilien, die deutschen Süddonauländer, Dalmatien und einen Theil der Südküste Galliens.

Die Ostgothen blieben in ihrem Kriegswesen selbständig. Kein Römer wurde zum Kriegsdienste herangezogen, nur Gothen durften Waffen tragen und Festen besetzen. Mehr und mehr kam die Reiterei bei ihnen in Ansehen und bildete zuletzt ihre Hauptstärke. Die gothischen Reiter waren geübt, in voller Bewaffnung ohne Steigbügel auf die Pferde zu springen und sich von diesen zur Erde zu bücken, um eine Waffe aufzuheben — Künste, wie sie heut noch von Tscherkessen, Kurden oder Beduinen ausgeführt werden.

Auch diesem Reiche in Italien war aber keine lange Dauer beschieden. Nach dem Tode Theodorich's gab die Ermordung seiner Tochter durch ihren unwürdigen Gemahl, dem oströmischen Kaiser eine willkommene Gelegenheit, unter dem Vorwande der Rache Italien der Römerherrschaft wieder zu unterwerfen. Sein Feldherr Belisar hatte eben dem Vandalenreiche in Afrika ein Ende gemacht und

erhielt Befehl, nach Italien überzusetzen. So begann der zwanzigjährige Gothenkrieg, der nach heldenmüthigem Widerstande und vielen Wechselfällen mit dem Untergange der Gothen endigte. Belisar war mit Undank belohnt abberufen worden, nach ihm erhielt Narses, ein kleiner alter Eunuch, den Oberbefehl und siegte mit einem großen Heere, in welchem viele Germanen, sogar Hunnen, dienten, zuerst über Totilas, den erwählten König der Gothen und Rugier. Stundenlang standen sich die Heere gegenüber, ehe es zum Angriff kam; Totilas erwartete Zuzug und tummelte in Goldrüstung mit purpurbewimpeltem Speere sein Streitroß zwischen beiden Heeren in allerlei Reitkünsten, welche Bewunderung erregten. In der Schlacht wurde er dann tödtlich verwundet und starb. Sein Nachfolger Tejas, der letzte Gothenkönig, fiel in Campanien, als er den von eingedrungenen Wurfspießen starrenden Schild mit einem andern vertauschte und hierbei seine Brust den feindlichen Waffen preisgab. Nach Eroberung von Conza zerstreute sich der Rest des Volkes.

Die Longobarden in Italien. Italien war nun eine oströmische Provinz, auch in Spanien räumten die Westgothen vor der byzantinischen Flotte die Küstenstädte, welche siebzig Jahre von den Griechen behauptet wurden. Nicht so Italien, die werthvollste Eroberung Justinian's des Großen. Hier drangen schon nach 12 Jahren die Longobarden ein, Narses, der Statthalter, von der Kaiserin empfindlich beleidigt, soll jenes Volk selbst über die Alpen gerufen haben. Es hatte sich, nachdem die Rugier mit den Ostgothen nach Italien gezogen waren, in deren verlassene Sitze an der Donau eingedrängt, und mit den tatarischen Avaren im Bunde das Gepidenreich vernichtet. Jetzt führte König Alboin die Longobarden nach Italien. Sie waren in Faren (Geschlechter) und Hundertschaften getheilt allesammt Ari-(Heer-)mannen; bei ihnen gab es auch schon geharnischte Reiter, das Fußvolk hatte weite, linnene Kleider, ein Fahnenwagen mit aufgerichtetem Mastbaum trug das Hauptbanner des Heeres, das nur wenige tausend Mann stark war, aber ganz Oberitalien und im Süden Benevent binnen kurzer Zeit einnahm. Hier richteten sie sich nun auf Kriegsfuß ein. Das Land wurde unter den Heerkönig und die Herzoge vertheilt, deren jeder in einer der größern Städte Sitz nahm, wie auch jeder Heermann an eine bestimmte Wohnsitzgrenze gebunden wurde. Von seinem bedeutenden Landesantheil vergab der König an seine Gefolgschaft oder andere Krieger Grundbesitz zu Lehn, wofür ihm Kriegsdienst geleistet werden mußte. In die Städte kam durch diese Kriegsverfassung wieder kriegerischer Geist und mit der Zeit bildete sich hier ein streitbares Bürgerthum aus, das später den Hohenstaufen soviel zu schaffen machte. — Mit dem Einzuge der Longobarden in Italien wird die Völkerwanderung im ganzen als beschlossen angesehen. Ein gewaltthätiges Volk übrigens von jeher, diese „Langbärte!" Von ihren 22 Königen sind nur 8 eines natürlichen Todes gestorben. Rachsucht war der Grundzug ihres Charakters, der sich bei ihren romanisirten Nachkommen nicht viel geändert hat.



Karl Martell bei Poitiers.

5. Das deutsche Mittelalter.

Die Zeit der Karolinger.

In allen Provinzen des ehemaligen weströmischen Reichs waren nun germanische Staaten eingerichtet. Die Heerkönige, die bisher von ihrem Volke sehr abhängig waren, übertrugen die Gewalt, die ihnen über die römischen Landesbewohner zustand, bald auch auf ihre Germanen. Diese wurden allmälig, weil jene in der Kultur viel höher standen, romanisirt, so in Gallien, Spanien und Italien, nur in Britannien nicht, weil die Briten selbst der römischen Sitte und Sprache widerstanden hatten. Aber das Heerwesen blieb auch in jenen Ländern deutsch,

obschon es sich durch die Verringerung der echten Freien, die auf eigene Kosten zum Heerbann zogen, durch Aussterben der alten Adelsgeschlechter und den Anwachs der Gefolgschaften sehr veränderte.

Das war besonders bei den Franken der Fall. Ihr Staat, seit ihn Chlodwig, der Zeitgenosse Theodorich's des Großen, durch Vereinigung der nach Gallien gekommenen Stämme (salische Franken) begründet hatte, war mächtig geworden durch die Unterwerfung Aquitaniens, Burgunds und im alten Germanien durch die Vernichtung des großen thüringischen Königreichs, sowie durch die Ueberlassung der Süddonauländer seitens der Ostgothen beim Angriff der Römer. Noch war der Heerbann bei den Franken in voller Kraft. Alljährlich wurde im März eine allgemeine Waffenschau des Volksaufgebots gehalten, aber mit der Steigerung der königlichen Macht durch die vielen Mittelfreien auf den Krongütern und die neue Aristokratie der sogenannten Antrustionen (Freie, die dem Könige den Eid der Treue geleistet), sowie durch das starke Kriegsgefolge der Großen, wurde allmälig das persönliche Waffen recht zu einer Waffen pflicht, die an den Besitz geknüpft war.

Die fränkischen Krieger hatten keine langen Speere, sondern die bereits erwähnten kurzen Angonen, deren Schaft fast ganz mit Eisen beschlagen war, um nicht abgehauen zu werden und oben unter der Spitze zwei rückwärts gekrümmte Widerhaken hatte. Eigenthümlich war den Franken ferner die Francisca, eine zweischneidige Streitaxt, welche sie im Handgemenge, aber auch zum Wurf gebrauchten. Als Feldzeichen führten sie die Königslanze, welche nach der Einführung des Christenthums mit einem Banner und frommen Bildern geschmückt wurde.

Von dem alten Adel war nur noch das Königsgeschlecht, die Merowinger, übrig, aber dasselbe entartete nach grauenhaften Familienkriegen im getheilten Lande mehr und mehr. Die Könige überließen endlich alle Regierungsgewalt ihrem Majordomus (Hausmaier). Anfangs war derselbe nur der Hausbeamte über die Krongüter und Führer der Kriegsgenossenschaft des Königs gewesen, dann aber führte er in jedem der getrennten Frankenreiche Austrasien, Neustrien und Burgund die eigentliche Regentschaft. Als das Reich unter Clotar II. wieder vereinigt war, kämpften die Majores Domus der einzelnen Landschaften um die Oberherrschaft, bis der Austrasier Pipin von Heristal dieselbe durch eine Schlacht gewann und sein berühmter Sohn Karl, der Hammer (Martell) genannt, mit starker Hand die Gewalt behauptete. Er scheute sich nicht, diese durch Einziehung eines großen Theils der Kirchengüter und deren Verleihung an Männer, die er damit an sich fesselte, zu verstärken. Dafür rettete er auch das Frankenreich, ja das ganze christliche Abendland vor den Arabern, welche aus Spanien, das sie erobert, über die Pyrenäen eindrangen.

Die Westgothen waren im zweihundertjährigen Friedensleben so unkriegerisch geworden, daß sich Alarich seines Volkes hätte schämen müssen, wäre Kunde davon in sein Wellengrab gedrungen. Durch gemeine Privatrache aus Afrika, dessen ganze Nordküste sie erobert, nach Spanien gerufen, hatten die Araber durch eine einzige Schlacht das Westgothenreich über den Haufen geworfen und Spanien

gleichsam im Marsch eingenommen. Darauf drangen sie in Gallien ein. Bei Tours oder Poitiers stellte sich ihnen jedoch der Majordomus Karl mit der Heereskraft der Franken entgegen. Sieben Tage suchten die Heere einander Vortheile abzugewinnen, endlich am 18. Oktober 732 kam es zur Schlacht. Die Sarazenen mit ihrer ungeheuren Ueberzahl umschwärmten und überflügelten die Franken, daher von einer halbmondförmigen Schlachtordnung gesprochen worden ist, doch standen die Franken nach dem Ausdrucke ihres gleichzeitigen Geschichtschreibers wie „ein Eiswall" und trugen in dem langdauernden Mordgewühl den Sieg davon. Der Heerführer der Araber, Abd-ur-Rahman, fiel, seine Scharen traten am folgenden Tage den Rückzug an.

Karl, der gefeierte Held, der Ritter der Christenheit, wurde seitdem der Hammer genannt, seine Nachkommen heißen von ihm die Karolinger. Zur Macht fehlte nur noch der Titel des Königs: diesen gewann Karl's Sohn Pipin, indem er unter Beistimmung des Papstes, welcher das Volk seines Eides der Treue entband, den blödsinnigen Merovinger, der den Thron inne hatte, in das Kloster schickte und sich selbst zum König der Franken machte. Die Geschichte nennt ihn den Kleinen oder Kurzen, aber er besaß einen starken Arm, nicht blos in dem Sinne, daß er sein Reich kräftig zu schützen und seine Feinde niederzuwerfen vermochte, sondern auch wörtlich genommen. Bei einem Thierkampfe zwischen einem Löwen und einem Stier, der zur Belustigung des Volkes, wie einst bei den Römern, abgehalten wurde, soll er furchtlos hinzugetreten sein und den Löwen mit seinem Schwert erlegt haben.

Durch Pipin's Salbung erhielt die Königsgewalt im Frankenreich eine höhere Weihe, der König war fortan auch ohne Einwilligung des Volkes Herr über dessen Streitkraft oder Kriegsherr. Bisher wurde das Volk zum Kriegsdienste nur aufgemahnt, jetzt wurde er ihm befohlen.

Dem ersten Karolinger auf dem Frankenthrone folgte sein gewaltiger Sohn, Karl der Große. Als Kriegsheld, wie als Regent gleich ausgezeichnet, hat er die Grenzen des Reiches durch Eroberung weit ausgedehnt, das Christenthum unter den unterworfenen heidnischen Völkern verbreitet, seinem Volke weise Gesetze gegeben und für seine Gesittung und Bildung gesorgt. Seine Persönlichkeit war imponirend. Von hoher Gestalt — er maß sieben seiner eigenen Füße — und königlicher Haltung überragte er, wie an Geist, auch am Körper die meisten seiner Krieger, seine blauen Augen, welche im Kampfe furchterweckend blitzten, konnten auch gar huldvoll und herzgewinnend strahlen. Das Volk hat Karl's des Großen und seiner Thaten nach mehr als tausend Jahren noch nicht vergessen.

Im Reiche fand der König durch die Kraft und Einsicht seines Vaters alles wohlgeordnet vor, besonders das Heerwesen. Die alte Waffenschau, das Märzfeld, war in den Mai verlegt, um gleich in das Feld rücken zu können, wenn ein Krieg begonnen werden sollte. Der Heerbann war durch Bestimmung nach dem Grundbesitz geregelt; wer 4 Mansus (Hufen) besaß, war für seine Person heerpflichtig, die Besitzer von kleinern Grundstücken stellten in diesem Verhältniß gemeinschaftlich einen Mann. Noch war die Kriegsmacht meist Fußvolk; nur der Lehnsadel, der

noch im Entstehen begriffen war, erschien zu Pferde, wuchs aber mit der Ausbreitung des Lehnswesens sehr rasch. Bei der Verarmung der Freien und der zunehmenden Bedrückung durch mächtige Nachbarn traten viele, welche nicht mehr die Kriegskosten beim Heerbann tragen konnten, freiwillig in ein abhängiges oder ein Lehnsverhältniß, in welchem sie Schutz genossen und ihrem Lehnsherrn, Senior (davon seigneur), wol in den Krieg folgen mußten, aber von ihm ausgerüstet und erhalten wurden. Wer sich dem Kriegsdienste entzog, verfiel schweren Strafen. Vermögende, die keinen Grundbesitz hatten, mußten eine hohe Kriegssteuer zahlen. Alle diese Verhältnisse wurden unter Karl dem Großen noch strenger geordnet, er wußte die Wehrkraft seines Volkes auf das schärfste anzuspannen und bedurfte ihrer auch zu den vielen Kriegen, welche seine Regierung füllten.

Die Sachsenkriege. Den längsten und schwersten Krieg, wenn auch mit Unterbrechungen, hat er mit den Sachsen geführt. Beide Volksstämme, die Sachsen und Franken, lebten schon lange in Fehden, welche Karl nur vollendete. In ihrem ganzen Volkscharakter lag schon ein Gegensatz, der bis auf den heutigen Tag nicht ausgeglichen ist: betrachte man die Nachkommen der beiden Stämme: Westfalen und Rheinländer! Die Sachsen in sich abgeschlossen, zurückhaltend, mißtrauisch gegen Fremde, dem alten Herkommen treu, ausdauernd und zäh — die Franken lebhaft, offen, leicht ergriffen, rasch zur That, auch zur Gewaltthat. Beide Völker hatten sich einst einmal vereinigt, um dem mächtigen Reiche der Thüringer, das sich im 6. Jahrh. vom Unterharz bis zum Regenfluß an der Donau, von der Weser bis zum Böhmerwald erstreckte, ein Ende zu machen, bald genug waren sie aber wieder verfeindet gewesen. Karl der Große hatte viel Unbilden zu rächen, als er den Nationalkrieg begann, um die alten Gegner der Franken zu unterwerfen und zum Christenthume zu bekehren.

Die Sachsen standen nur in loser Markgenossenschaft, waren also trotz gleicher Tapferkeit den Franken mit ihrer einheitlichen Kriegsverfassung nicht gewachsen. Sie wichen daher anfangs großen Feldschlachten gern aus und lieferten solche erst in den spätern Jahren des langen Krieges. Ihre Waffen waren lange Speere und große leicht gekrümmte Messer, die sie an der Hüfte trugen. Diese Messer hießen Sax, entweder vom Volke oder umgekehrt dies von ihnen. Ihre Schilde waren klein, statt der Panzer hatten sie nur Kriegsmäntel. Ihr oberster Heerführer wurde durch das Los gewählt.

Karl der Große zog im Jahre 772 an der Spitze seiner wohlbewaffneten Kriegsmacht aus. Schon waren Eisenrüstungen mit Hüftschürzen von Schuppen und Beinschienen allgemein üblich, das ganze Heer soll zwei Jahre nach dem ersten Feldzuge gegen die Sachsen in Italien vor Pavia so erschienen sein. Die Schwerter waren lang geworden und hatten Kreuzgriffe bekommen. In Vertilgungskriegen wurde die Schwertlänge zuweilen als Maß der zu schonenden Einwohner genommen, also etwa zwölfjähriger und jüngerer Knaben. Gleich anfangs eroberte Karl die Eresburg (jetzt Stadtberg an der Diemel) und ließ die Irmensäule, das Hauptheiligthum der Sachsen, zerstören.



Unterwerfung der Sachsen nach Zerstörung der Irmensäule.

Soldatenbuch. I. 2. Aufl. S. 98   Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Irmin war, soweit die dunklen Nachrichten verständlich sind, der Himmels- und Schlachtengott, ihm geweiht die Irmensäule, entweder ein hochragender Holzbau oder ein uralter Baumstamm in einem heiligen Walde, bei welchem der Gottheit Opfer gebracht wurden. Es hatte auch bei den Thüringern eine Irmensäule gegeben, die bei der Königsburg Scheidungen an der Unstrut gestanden hatte und wahrscheinlich in der Riesenschlacht, welche der verrätherische Angriff der Sachsen entschied, zerstört worden war. Eine solche Zertrümmerung galt immer als das symbolische Zeichen der Niederwerfung eines Volkes und der Vernichtung seiner Selbständigkeit. So hatte die Zerstörung der sächsischen Irmensäule ihre große Bedeutung nicht blos in religiöser Beziehung. Die Sachsen gelobten, Christen zu werden und stellten zwölf Geiseln; als aber Karl abgezogen war und in Italien gegen die Longobarden kämpfte, erhoben sie sich wieder und drangen verheerend in das fränkische Gebiet ein. Sie wurden von neuem besiegt und Karl bezwang nach seiner Rückkehr alle drei Stämme der Sachsen: Westfalen, Ostfalen und Engern, die ihm wieder Geiseln stellen mußten. Aber jedesmal, wenn er zu einer fernen Heerfahrt abwesend war, empörten sich die Sachsen und errangen manchen Vortheil im Felde, sodaß der Krieg, obgleich sie schließlich stets unterlagen, über dreißig Jahre dauerte.

Karl wurde nämlich oft zu andern Kriegszügen bewogen. Fünfmal war er in Italien. Der König der Longobarden, Desiderius, sein Schwiegervater, durch die Zurücksendung seiner Tochter gereizt, hatte sich feindlich gegen Karl benommen und den Papst bedrängt, wofür er von Karl mit Krieg überzogen und vom Throne gestoßen wurde. Die longobardischen Herzoge huldigten dem Sieger, aber mehrmals mußte dieser in Italien Empörungen unterdrücken. Dann war er auch in Spanien, von maurischen Emiren gegen ihren Khalifen, der in Cordova residirte, zu Hülfe gerufen. Sie erschienen auf dem Reichstage zu Paderborn, wo sich fast alle sächsischen Edelinge unterworfen und viele die Taufe angenommen hatten. Der König glaubte den Krieg beendigt und folgte dem Rufe der Araber. Er eroberte dabei das Land jenseit der Pyrenäen bis zum Ebro und wie er seine Grenzen überall durch Marken, d. h. Landstriche mit besondern Vertheidigungsanstalten sicherte, richtete er auch hier das eroberte Gebiet als Spanische Mark ein. Auf der Rückkehr wurde seine Nachhut im Gebirgspasse von Roncesvalles von den Basken überfallen und vernichtet, wobei der berühmte Roland, der Held der Sage und mancher Dichtung, seinen Tod fand. Die Basken werden für Reste der Ureinwohner Europa's vor der Einwanderung der Indogermanen gehalten, wie auch die Finnen und Lappen; nach der Schädelbildung hat man neuerdings diese älteste europäische Menschenrasse Kurzköpfe genannt. In ihren Bergen hatten sich die Basken unabhängig von den Karthagern, Römern, Gothen und Arabern gehalten, und als nun die Franken durch ihre Pässe zogen, griffen sie dieselben an und bereiteten ihnen eine Niederlage. Noch heut werden Heldenlieder über diese That bei den Basken gesungen, wie der spanische General Graf Clonard, der kürzlich eine werthvolle Geschichte der spanischen Armee geschrieben, dort selbst gehört hat.

Eine Probe baskischer Dichtung in wörtlicher Uebersetzung möge hier stehen:

„Was suchen in diesen Bergen die Männer des Nordens?
Warum kommen sie, unsern Frieden zu stören?
Schon stürzen Felsstücke kreisend herab, zerschmettern die Scharen,
Das Blut fließt in Strömen, das Fleisch zuckt zerrissen,
O wie viel Knochen zerstückt! Welch ein Meer von Blut!
Flieht, flieht, die ihr noch Kräfte und Roß bewahrt!
Flieh' auch Du, König Karl der Große mit Deinen schwarzen Federn und Deinem rothen Mantel!
Dein Neffe, Dein geliebter Roland, ist erlegen, ist todt!"

Das deutsche Rolandslied, von dem „Pfaffen" Konrad, wahrscheinlich Kaplan Heinrich's des Löwen, ist erst im 12. Jahrhundert gedichtet. — Nach dieser Dichtung hielt König Karl in Aachen Gericht über den Verräther, welcher den Untergang des Helden bei Roncesvalles verschuldet hatte.

Trauriger, weil historisch begründet, ist ein anderes Gericht, welches Karl der Große später bei Verden an der Aller hielt. Die Sachsen empörten sich, wie schon erzählt, bei jeder Abwesenheit des Königs, und Wittekind, einer ihrer Herzoge, war die Seele aller Aufstände. Er hatte sich nicht auf jenem Reichstage zu Paderborn eingefunden, sondern war zu seinem Schwiegervater, dem dänischen Stammhäuptling oder König Siegfried geflohen und während Karl's Feldzuge in Spanien von dort zurückgekehrt, um sein Volk zur Erhebung zu entflammen. Als in einer Friedenspause ein fränkisches Heer, zu welchem Karl auch sächsischen Heerbann hatte stoßen lassen, auf einem Zuge gegen die Wenden am Berge Süntel von den Sachsen umringt und vernichtet worden war, zog der erzürnte König mit neuer Heereskraft in die sächsischen Gaue, die bereits ganz in fränkischer Weise unter Gaugrafen eingerichtet waren, berief die Volksversammlung und ließ bei Verden 4500 Sachsen als Rebellen zum Sühnopfer für jene That an Einem Tage enthaupten. Voll Wuth und Verzweiflung über diese blutige Strenge erhob sich nun das ganze Volk einmüthig gegen die Frankenherrschaft unter Wittekind und Albio, hielt jetzt endlich in großen Feldschlachten Stand und konnte sogar bei Detmold von Karl nicht besiegt werden. Aber sie wurden nachher an der Hase doch geschlagen und Karl suchte sie jetzt auf gütlichem Wege zu beruhigen, indem er zwei Jahre unter ihnen weilte. Die Geschichte berichtet nun, daß bei den angeknüpften Unterhandlungen Wittekind und Albio die Unmöglichkeit fernern Widerstandes einsehend, nach der Heimkehr Karl's sich ihm zu Attiniacum (Attigny) im Frankenlande gestellt, die Taufe empfangen, Treue gelobt und fortan gehalten haben. Anders die Sage. Sie erzählt, daß Wittekind als Pilger verkleidet ausgezogen sei, um König Karl zur Rache für sein Volk zu erschlagen, er habe ihn zu Aachen im Dome getroffen, und dem ganzen Gottesdienste mit Aufmerksamkeit beigewohnt, da sei das Wunder der Bekehrung an ihm vollzogen worden und als der Priester das Allerheiligste erhoben, habe er die Macht des alleinigen Gottes anerkannt.

Wittekind, Herzog der Sachsen, lebte fortan seinem Eide treu auf seinen Eigenhöfen in Engern und Westfalen, besonders auf seiner Burg zu Minden, obgleich

sein Volk unter andern Führern in immer neuen Empörungen den Kampf gegen die Franken noch fast zwanzig Jahre fortsetzte, bis endlich, nach vielfacher Verpflanzung von Sachsen mit Weib und Kind nach Franken und umgekehrt, sowie durch vermehrte Stiftung von Kirchen und Bisthümern im Sachsenlande der Krieg aufhörte, ob durch einen förmlichen Frieden zu Selz ist ungewiß. Wir besitzen über die ganze Epoche nur fränkische, also einseitige Darstellungen.

Unterdessen hatte aber König Karl manchen andern Kampf siegreich beendigt, den aufrührerischen Herzog Thassilo von Bayern abgesetzt, die Wilzen bekämpft, wobei er bis zur Elbe vorgedrungen, die räuberischen Avaren, ein Volk tatarischen Stammes, an der Raab hausend, vernichtet und dort die Ostmark (später Oesterreich) begründet. Das Höchste, was ihm zu Theil geworden, war die Kaiserkrone, welche ihm der Papst am ersten Weihnachtstage 800, als Karl in der Peterskirche zu Rom am Altare betete, unerwartet auf das Haupt setzte. Dadurch erhielt er in den Augen der Völker die volle Majestät der einstigen weltbeherrschenden römischen Kaiser. Nach dem Frieden mit den Sachsen führte er noch Kriege gegen Slaven und Dänen und dehnte nordwärts die Grenze seines Reichs bis zur Eider aus.

Aber so groß er als Feldherr gewesen, so unermüdlich hat er auch für das Wohl, für die Rechtspflege, für die geistige Bildung seines Volkes gesorgt. Er zog Gelehrte an seinen Hof und versammelte sie oft um sich, wo sie ihm Rath für seine Sorge um die Volksschulen und die Bildung der Geistlichen ertheilen mußten.

Seine Kriegsordnung ist in den letzten Jahren seiner Regierung zusammengestellt worden in den sogenannten Capitularien. Ueber Belagerungsmaschinen findet sich die einzige Bestimmung darin: die Marschälle sollten auf Saumrossen je 20 Steine mitführen. Marschall oder Marschalk (von March, altdeutsch: Roß, und Schalk: Diener) war ursprünglich der Aufseher über die Pferde, was jetzt Hofstallmeister, unter den Merovingern aber schon ein Führer von Reisigen. Zuletzt trug Karl auch Sorge für die Flotte. Die Normannen, welche auf ihren Fahrten auch die fränkischen Küsten berührten, erregten seine Aufmerksamkeit, und er weinte, als er sie einst vom Lande aus erblickte: „Nicht für mich“, sagte er, „sondern um das Unglück, das sie über meine Nachkommen bringen werden!“ Sein prophetischer Blick bewährte sich.

Nachdem der gewaltige Herrscher gestorben war, ging das Geschlecht der Karolinger bald seinem Verfall entgegen. Die besten Söhne Karl's waren vor ihm gestorben, der schwache Ludwig der Fromme, der ihn überlebte, konnte das Reich nicht zusammenhalten; seine Söhne, mit der Theilung unzufrieden, bekriegten sich untereinander oder gemeinsam ihren Vater, nach dessen Tode die Hauskriege der Karolinger fortdauerten und selbst durch den Vertrag von Verdun 843, durch welchen das Reich in drei Theile getrennt wurde, nicht beendigt wurden. In diesen Fehden wird nur die Gefolgschaft und der Lehnsadel, nicht mehr der Heerbann, aufgeboten: es fallen meist nur Reiterschlachten vor. Das Volk war nach der übergroßen Anspannung aller Wehrkraft erschlafft. Kriegswaffen (Lanze, Harnisch und Schild) durften schon früher nicht im Frieden getragen werden, nur die kurze

Wehr, das Schwert. Aber auch dies wurde jetzt dem niedern Volke verboten, das nun längere Zeit ganz waffenscheu wurde. Noch war der Heerbann — „im Prinzip" würde man heut sagen — nach der Gaueintheilung geordnet, aber wenn er zusammengerufen wurde, verlief er sich bald wieder, und unter den letzten Karolingern in Deutschland mußte schon der Strick für Ausbleibende angedroht werden, also ein schimpflicher Tod. So gewann denn Kaiser Arnulf die Schlacht bei Löwen 891 gegen die Normannen nur mit Reiterei, welche hier absaß und zu Fuß kämpfte, weil die Panzerpferde in der Niederung nicht fort konnten. Seitdem wurde das Absitzen und Fußgefecht der Reiterei, wo ihr das Terrain hinderlich war, Sitte; das Fußvolk, wenn es auch vorhanden war, wurde immer schlechter, der Kriegsadel, und damit die Reiterei, bildete das Heer: jedenfalls eine fehlerhafte Gestaltung des Kriegswesens.

Die Normannen, welche mit ihren flachen Booten aus der See weit in die Ströme hinauffuhren und die Länder ausraubten, waren von Kaiser Arnulf auf immer zurückgeschlagen, dafür hatte er aber ein anderes Volk, das bald viel furchtbarer wurde, nach Deutschland gerufen: die Magyaren. Sie hatten ihm Hülfe gegen das übermächtige großmährische Reich leisten sollen, das sich damals gebildet hatte; wol halfen sie ihm auch, aber von Stund an suchten sie Deutschland mit Raubzügen heim, welche sie auch über Italien, Griechenland und bis Frankreich ausdehnten. Einem stärkern Herrschergeschlechte, als den Karolingern war es beschieden, diese räuberischen Horden aus Deutschland zurückzuschlagen.



Normännischer Knappe.



Der Kaiser, seine Vasallen aufrufend.

Das Kaiserhaus der Sachsen.

Als der letzte Karolinger, ein Kind, auf dem deutschen Throne saß und Feinde von außen kamen, Zerrüttung im Innern herrschte, schlossen sich die Stämme der Deutschen einzeln zusammen und stellten die alten Volksherzogthümer, welche unter fränkischer Herrschaft abgeschafft waren, wieder her: in Sachsen, Franken, Bayern, Schwaben. Nach dem Tode Ludwig's des Kindes, wo nur noch in Frankreich Karolinger — sehr schwache! — lebten, war in Deutschland keine Erbfolge mehr, sondern die deutschen Stämme wählten wie in der Urzeit ihren König, zuerst einen Franken Konrad, und dann den Herzog Heinrich von Sachsen. So bestieg dies ruhmvolle Geschlecht den Thron und Heinrich's erste Sorge war der Wehrhaftigkeit Deutschlands gewidmet, um den Magyaren widerstehen zu können.

In sieben Horden war dies Volk, dem tatarischen Stamme angehörig und, wenn auch von edlerer Erscheinung, doch in allem, besonders in seiner Kriegs=

weise den Hunnen ähnlich, in Pannonien bis an die deutsche Ostmark eingewandert, nachdem es von Arnulf gerufen jenen mährischen Großkönig geschlagen hatte.

Die sieben Stammhäupter hatten für den Zug zur Besitznahme des neuen Landes den greisen Almus, Ujek's Sohn, zu ihrem erblichen Fürsten gewählt und sich ihm feierlich durch ihr Blut, das sie in ein gemeinsames Becken träufelten, angelobt. Unterwegs hatte aber Almus an seiner Kraft gezweifelt und die Führung seinem jungen kräftigen Sohne Arpad übergeben. Dieser, dessen Thaten von der Sage verherrlicht sind, ist der Nationalheld der Magyaren geworden, ihn nennen sie mit Recht den Begründer ihres Reichs, das er über das heutige Ungarn und Siebenbürgen ausdehnte. So lange Kaiser Arnulf, der Bundesgenosse, lebte, verschonten sie Deutschland, gleich nach seinem Tode begannen sie aber ihre verheerenden Raubzüge, deren sich die Deutschen nicht erwehren konnten, bis König Heinrich gegen Freilassung eines gefangenen Häuptlings einen neunjährigen Waffenstillstand von ihnen erlangte und diese Zeit trefflich zu Wehranstalten benutzte. Er befestigte die Grenzorte der Marken und baute Burgen im Lande, in welche ein Theil der kleinen Grundbesitzer (der neunte Mann) als Burgmannen oder Burger ziehen mußte. Sein Feld wurde ihm von den Nachbarn bestellt, während er ihnen für Feindesgefahr die sichere Stätte hütete. Aus diesen ältesten Bürgergeschlechtern wehrständischen Ursprungs sind die spätern Patrizier, der städtische Adel, erwachsen. Diese Burgmannen gaben ein neues tüchtiges Fußvolk. In den Gutshöfen mußten Waffenvorräthe, zum Grundstück gehörig, gesammelt werden, auch Kriegsübungen wurden angestellt: Heinrich ist daher als der Begründer der Turniere angesehen worden, mit Unrecht jedoch, denn Kampfspiele gab es schon unter den Karolingern. Die beste Uebung giebt immer der Krieg selbst und daran fehlte es nicht; Heinrich führte seine Streiter gegen die Dänen, Böhmen und Wenden. Er schuf sich noch eine ganz eigenthümliche, ihm unbedingt ergebene Kriegerschar. Im Lande trieben sich seit der rechtlosen Zeit viel freie Gesellen umher (Biesterfreie wurden sie genannt), die von Jagd und Raub lebten. Der König verfolgte sie, ihre Gefangenen aber schonte er und gab ihnen Aecker bei den neuen Burgen mit der Verpflichtung, diese letztern von außen zu vertheidigen. Zum Kriege wurde aus ihnen eine Schar gebildet, welche allerdings legio latronum (d. h. die Räuberlegion) hieß, ihm aber treffliche Dienste leistete, z. B. bei der Eroberung von Brannibor (Brandenburg) und der von Prag und in der Schlacht bei Lunkini (Lenzen) gegen die Obotriten und Wilzen.

So gerüstet konnte Heinrich dem Ablaufe des Waffenstillstandes mit den Magyaren ruhig entgegensehen und ihnen, als die Abgeordneten des Großfürsten Zoltan trotzig neuen Tribut forderten, statt dessen einen räudigen Hund schicken. Wie zu erwarten stand, brachen ihre zahllosen Reiterschwärme racheschnaubend in Deutschland ein und gegen sie wurde nun auch wieder der Heerbann der Sachsen aufgeboten. Bei Merseburg kam es 933 zur Schlacht. Den Deutschen war befohlen, Reih und Glied zu halten, auch die Reiter durften nicht einzeln anspornen, sondern alles mußte, vom Schilde gedeckt, den ersten Pfeilhagel über sich ergehen lassen.

Dann aber brachen sie mit altem deutschem Ungestüm los und errangen den vollständigsten Sieg.

Zwanzig Jahre hindurch vermieden die Magyaren Deutschland, wo es ihnen so übel ergangen war, dafür durchströmten sie in wiederholten Zügen Griechenland bis an die Thore von Konstantinopel, Italien und Burgund. Endlich wagten sie auch einen neuen Zug nach Deutschland, wo seit 936 Heinrich's Sohn, Otto der Erste die Krone trug. Gegen diesen hatte sich, nachdem er schon vielfach mit Empörungen selbst seiner Verwandten zu kämpfen gehabt, auch sein eigener Sohn Ludolf, dem er Schwaben verliehen, empört, weil er unzufrieden war über die zweite Heirath seines Vaters mit der schönen Königswittwe von Italien, die ihn zu Hülfe gegen ihre Feinde gerufen hatte. Der Pfalzgraf Arnulf von Bayern hatte dem treulosen Ludolf Regensburg geöffnet. Bei der Eroberung der Stadt durch Otto's Heer war dieser Arnulf getödtet worden, sein Bruder Werner, zu den Magyaren geflohen, hatte diese aus Rache zu dem neuen Einfalle in Deutschland gereizt und ihnen dasselbe, weil der König verhaßt und keine Einigkeit sei, als leichte Beute geschildert. In gewohnter unmenschlicher Weise mit Mord und Brand überschwemmten sie das wehrlose Land, da der König im Kriege gegen die Wenden beschäftigt war; aus dem Gebiete eines einzigen fränkischen Edeln, Ernust, sollen sie viele hundert leibeigene Familien fortgeschleppt haben. Mehr Elend hätten sie noch bewirkt, wenn sie der Rath des Abtrünnigen, der sie begleitete, nicht vor das feste Augsburg geführt hätte, das zu erobern sie keine Mittel besaßen. Hier wurden sie so lange aufgehalten, bis König Otto mit der Kraft des Reichs, die er gesammelt hatte, herbeieilen konnte. In der Schlacht auf dem Lechfelde war das kleine Heer der Deutschen, das nach den Stämmen geschart kämpfte, eine Zeit lang in Gefahr, von der Uebermacht umfaßt



Arpad, Großfürst der Magyaren.

und erdrückt zu werden, da einige Haufen der Magyaren über den Lech setzten und den Rückhalt, bei welchem auch 1000 Böhmen waren, von hinten angriffen. Aber König Otto an der Spitze seiner Sachsen gab der Schlacht die entscheidende Wendung und die Niederlage der Magyaren war so blutig, daß von einem ihrer drei Heerhaufen nur 7 Mann entkommen sein sollen. Wer hätte aber den kühnen Reitern auf ihren pfeilschnellen Pferden die Flucht wehren können? Die schweren deutschen Reisigen auf ihren plumpen Streithengsten hätten sie wahrlich nicht eingeholt!

Der Sieg auf dem Lechfelde befreite Deutschland auf immer von diesen gefährlichen Feinden. Nach einiger Zeit gewöhnten sich die Magyaren endlich an ein seßhaftes Leben, und als ihr König Geysa, Arpad's Urenkel, eine Christin heirathete, die wunderschöne Sarolta, welche die kühnste Reiterin war, das Schwert zu führen verstand und auch beim feurigen Wein so leicht von keinem Manne übertroffen wurde — ließ er sich bewegen, seinen Sohn Stephan christlich taufen zu lassen. Vielleicht hatten ihn jene Eigenschaften seiner Frau vorzüglich gefesselt, sodaß sie ihn gänzlich beherrschte. Stephan der Erste oder der Heilige wurde später als König von Ungarn gekrönt — seine Kroninsignien sind bis auf unsere Tage erhalten, von Kossuth 1849 vergraben und bei der Krönung des Kaisers Franz Joseph 1867 wieder gebraucht worden.

Wenden wir uns jedoch aus der Gegenwart um neun Jahrhunderte wieder zurück in das Zeitalter Otto's des Großen. Einige Jahre nach jenem glorreichen Siege am Lech gewann er die lombardische Krone, und nachher auch die Kaiserkrone zu Rom, welche fortan stets den deutschen Königen verblieb, deren Reich nun das Heilige Römische Reich deutscher Nation hieß. Den Dänenkönig Harald Blaatand (Blauzahn) hatte er in einer großen Schlacht geschlagen und gezwungen, sich taufen zu lassen, auch Dänemark von ihm zu Lehn zu nehmen. Noch trägt die Stelle am Liimfjord, wo er, von der Meerenge in seinem Heereszuge gehemmt, seinen Speer in die Flut schleuderte, den Namen Ottensund. In wiederholten Zügen besiegte er die Wenden an der Spree und bis zur Oder. Es war ein ackerbautreibendes, geselliges und fröhliches Volk, das seine Wohnsitze tapfer vertheidigte und in Sümpfen und Wäldern Wehrplätze hatte. Wendische Stein- und Erdwälle mit runden und viereckigen Schanzen, welche die geschichtsunkundige Tradition später hier und da Schwedenschanzen genannt hat, sind in ihren Ueberresten von der Mulde, zwischen Elster und Spree hindurch, zum Bober und über die Oder bis zur Warthe zu verfolgen. Die Gemeindeältesten waren die Führer im Kriege, der Stammfürst befehligte das Heer. Aber die Wenden erlagen überall den besser gerüsteten, kriegsgeübtern Deutschen. Der Kaiser errichtete zwei neue Marken im eroberten Lande zum Schutze des Herzogthums Sachsen, das er seinem tapfern Feldherrn Hermann Billung verlieh: Nord- und Ostsachsen. Ueberall waren von ihm zur Ausbreitung des Christenthums Bisthümer gegründet worden.

Zu so vielen kriegerischen Unternehmungen mußte eine starke Wehrverfassung dienen, doch wissen wir von derselben aus der ganzen Zeit der Ottonen sehr wenig. Der Heerbann kam nur in großen Nöthen, wo jeder um seine eigene Existenz

kämpfen mußte, zu Stande, wie gegen die Magyaren, zu Heerfahrten in Feindesland war er nicht mehr brauchbar. Mehr und mehr verschwand die Wehrhaftigkeit in denjenigen Volksklassen, aus denen immer die zahlreichsten und kräftigsten Soldaten zu nehmen sind — wie konnte es auch anders sein, wenn das niedere Volk mehr und mehr in Leibeigenschaft gerieth und herabgewürdigt wurde, wenn z. B. ein Gesetz noch aus letzter karolingischer Zeit befahl, einem Knechte, der mit einem Spieß betroffen würde, denselben auf dem Rücken zu zerschlagen? Die Geschichte weiß daher nur von Reiterheeren aus dieser Zeit zu erzählen. Otto II., des Großen kühner Sohn, zog mit einem solchen, 30,000 Pferde stark, nach Frankreich und kam bis vor Paris, in dessen Thor ein deutscher Ritter zur Herausforderung seine Lanze schleuderte. Im Zweikampfe erlegte er dann den Gegner, der sich ihm stellte, der Zug hatte aber keine größern Erfolge, nur Lothringen, dessen sich die Franzosen wieder hatten bemächtigen wollen, blieb bei Deutschland. Auch in Italien, wo Otto die ihm versprochene Mitgift seiner griechischen Gemahlin Theophano, Calabrien und Apulien erobern wollte, kämpfte er nur mit seinem Kriegsadel und dessen Mannen. Der griechische Kaiser rief aber die Araber, welche Sizilien erobert hatten, zu Hülfe und Otto wurde bei Basantello 982 geschlagen. Von den Arabern bis zum Strande verfolgt, sah er ein Schiff vorübersegeln und spornte sein Roß zum Sprunge in die Flut; es hob sich wieder und schwamm dem Schiffe zu, das ihn aufnahm. Aber seine Gesundheit war zerrüttet und er konnte nicht wieder genesen.

Sein Söhnlein Otto III. war beim Tode des Vaters erst drei Jahre alt, es erwuchs zu einem holden, ritterlichen Jünglinge, voll hoher Ideale, und wurde zum Kaiser gekrönt; aber schon in seinem 22. Jahre starb der jugendliche Herrscher, wahrscheinlich an italienischem Gifte. Er hatte die Absicht gehabt, das römische Kaiserreich in seiner alten Herrlichkeit wieder aufzurichten und Rom zur Hauptstadt der neuen römisch-deutschen Weltmonarchie zu machen, aber von den Italienern erfuhr er nur Undank, heimliche und offene Feindseligkeit.

Mit ihm erlosch der Mannesstamm seines Hauses. Sein Vetter Heinrich von Bayern, Urenkel König Heinrichs des Ersten, hatte ihn nach Italien begleitet, nahm bei seinem Tode die Reichskleinodien an sich und bestieg dann auch den deutschen Thron. Er hatte einen schweren Krieg gegen den Polenkönig Boleslaw zu führen, der nicht allein die Empörer im deutschen Reich mit den Waffen unterstützt, sondern auch Böhmen an sich gerissen hatte und dann, während der Kaiser nach Italien zog, in die Lausitz und Meißen einfiel. Boleslaw, der Große oder der Heldenmüthige genannt, der eigentliche Begründer des polnischen Reiches, wollte dasselbe über alle Westslaven, so weit diese einst irgend vorgedrungen waren, ausdehnen, also über die Schlesier, Mähren, Czechen, Sorben in der Lausitz und wo die Wenden einzelne Keile bis an das Fichtelgebirge und Thüringen vorgetrieben hatten: er forderte als natürliche Grenze seines Landes die Saale! Unsere Nachbarn im Osten sind auch nicht blöde gewesen, natürliche Grenzen zu fordern: Deutschland wäre also, klein und niedlich, zwischen Saale, Elbe und Rhein zusammengeschnürt worden. Auch Pommern und Preußen sollten polnisch sein. Boleslaw errichtete

wirklich eiserne Säulen als Grenzzeichen, wohin er drang: eine solche soll bei Roslau gestanden haben. Zum Glück wurden seine Pläne durch die deutschen Waffen vernichtet und nach mehrfach unterbrochenem Kriege der Frieden zu Budissin 1018 geschlossen, welcher Deutschlands Grenzen unversehrt ließ.

Aber auch gegen andere Feinde, äußere und innere, kämpfte Heinrich II. ruhmvoll. Er wußte Tapferkeit und Frömmigkeit, wie es recht und löblich ist, in schönster Weise zu vereinigen. Seine Ruhestätte fand er im Dome zu Bamberg, wo später auch seine Gemahlin Kunigunde, gleich ihm heilig gesprochen, beigesetzt worden ist.

Mit Heinrich war der letzte Sproß des ruhmreichen sächsischen Kaiserhauses zu Grabe getragen worden, aber Deutschland sollte darum nicht verwaist sein. Ein anderes, nicht minder kraftvolles Geschlecht wurde zum Throne berufen: die Franken oder Salier. Seine ersten Regenten hielten mit starker Hand das kaiserliche Ansehen aufrecht, besonders Heinrich III. oder der Schwarze. Unter seinem Vater Konrad II. schon war das Königreich Burgund, das seit der karolingischen Theilung seine eigenen Könige gehabt hatte, mit dem deutschen Reiche vereinigt worden und nur die Mark Schleswig für Deutschland verloren gegangen, indem sie Konrad seinem Freunde, dem Dänenkönige Kund dem Großen, bei der Verlobung seines Sohnes Heinrich mit dessen Tochter Gunilde abgetreten hatte. Heinrich III. brachte Deutschland zur höchsten Macht, selbst Ungarn wurde ein deutsches Reichslehn; im Innern beschränkte er die Gewalt der Herzoge und führte, um den überhandnehmenden Fehden des Adels zu steuern, den Gottesfrieden ein, welcher jene auf drei Tage in der Woche beschränkte. Auch die Schirmherrschaft über die Kirche übte er mit starker Hand; drei Päpste, von verschiedenen Parteien gewählt, ließ er absetzen und ernannte einen Deutschen zum Papst.

Italien nahm aber schon, seit Otto der Große dort die Krone erhalten hatte, die Kraft der Kaiser zum Nachtheile Deutschlands überwiegend in Anspruch. Die Römerzüge zur Kaiserkrönung, die Kämpfe in Italien haben viel deutsches Gut und Blut gekostet. Dann kam noch der Streit mit der Hierarchie, d. h. mit der Papstherrschaft hinzu, erst um Rechte der Kirche, dann um die Obergewalt, die der Papst über den Kaiser erstrebte. Heinrich der Schwarze hatte Päpste ab- und eingesetzt, sein Sohn Heinrich IV., vom Bannfluch getroffen, mußte, da die Fürsten von ihm abfielen, als Büßender im Winter über die Alpen ziehen, um sich davon zu befreien und der Papst ließ den deutschen Kaiser im Schloßhofe drei Tage barfuß im Schnee stehen, ehe er seine Bitte erhörte! Wohl fühlten die Deutschen die Schmach, welche damit auch ihnen angethan war und standen zu ihrem Kaiser nach dessen Rückkehr, sodaß er nun in Waffen nochmals über die Alpen ziehen und den Papst verjagen konnte — aber wurde Italien, nach dem Ausspruch Rudolf's von Habsburg, nicht immer wieder die Löwengrube, in welche wol Fußstapfen hinein-, aus der aber keine herausführen?



Einzug Kaiser Friedrich I. in das eroberte Mailand.

Die Zeit der Hohenstaufen.

Hundert Jahre hatten die Salier über Deutschland geherrscht, nach ihrem Aussterben wählten die Fürsten den Grafen Lothar von Supplinburg, Herzog der Sachsen, zum Könige. Unter ihm wurde der erste Grund zu der traurigen Zersplitterung Deutschlands gelegt, indem die großen Reichslehne erblich wurden, was sie bisher nicht gewesen waren. Das Reich war ein Ganzes, trotz seiner verschiedenen Volksstämme. Die Herzogswürde in den einzelnen Ländern dieser Stämme war nur auf Lebenszeit zu Lehn aufgetragen und konnte beim Tode des Inhabers nach Belieben anderweit verliehen werden. So war es auch mit allen kleinern Lehen. Privatbesitzungen, Allode („Ganzeigen"), gingen natürlich vom Vater auf den Sohn, Lehne (Feuda) konnten dem Sohne vom Lehnsherrn wieder übertragen werden, aber sie mußten es nicht. Es gab also keine Landesherren unter dem Kaiser.

Jetzt änderte sich das. Kaiser Lothar vermählte seine Tochter an den Welfen Heinrich den Stolzen, Herzog von Bayern, und gab ihm noch sein eigenes Herzogthum Sachsen dazu. So sind die Welfen, die aus Süddeutschland stammen, nach Norddeutschland gekommen. Um nun seinem Schwiegersohne und dessen Söhnen die Macht auf immerdar zu erhalten, gab Lothar das oben erwähnte Gesetz über die Erblichkeit der Lehne, das zwar anfangs nur für die großen galt, bald genug aber auch auf die kleinen ausgedehnt wurde. So entstanden und verzweigten sich überall erbliche Dynastengeschlechter als Landherren und wurden später zu wirklichen Landesherren. Das trat freilich erst in den folgenden Jahrhunderten hervor.

In Waffen war Deutschland immer noch stark, wenn auch die Zahl der Streitbaren, weil man das geringere Volk wehrlos gemacht, sich sehr verringert hatte. Rechnet man nur den Adel und seine Mannen, so mag jene Zahl, wie man berechnen will, allerdings nur den hundertsten Theil gegen die Zeit Karl's des Großen betragen, doch stand es noch anders. Auch das gemeine Volk wurde, wenn Noth war, zum Kriegsdienst herangezogen, obgleich es wenig darin leisten konnte.

Für die „Romfahrt" hatte Konrad II. das erste Gesetz gegeben. Alle Getreuen, welche dazu aufgemahnt waren, hatten ein ganzes Jahr und sechs Wochen Frist zur Rüstung. Wer aber dann auf den roncalischen Feldern, wo das Heer auf italienischem Boden gemustert wurde, nicht in rittermäßiger Rüstung erschien, verlor sein Lehn durch Königsspruch. In dem Gesetz war nach der Größe des Lehns genau die Zahl der vollen Harnische und Schildknappen bestimmt, auch das „Reitergeld", das der Lehnsherr zahlte: auf jede Halsberge 3 Mark Silber, für den Knecht eine. Dafür mußten die Vasallen auf dem Hin- und Rückwege ohne weitere Entschädigung dienen.

Dies Romfahrtsgesetz wurde von dem großen Kaisergeschlechte, das seiner am meisten bedurfte, von den Hohenstaufen mehrfach verändert. Die Hohenstaufen Konrad von Franken und Friedrich von Schwaben, hatten unter Lothar, der ihnen mehrere ihrer Erbgüter abnehmen wollte, sich empört, waren aber von ihm, mit Hülfe seines mächtigen Schwiegersohnes, zur Unterwerfung genöthigt worden. Nach Lothar's Tode rechnete Heinrich der Stolze bestimmt auf die deutsche Krone, sie wurde aber dem Hohenstaufen Konrad zu Theil. Dieser forderte, da nach altem Reichsbrauch zwei Herzogthümer nicht vereint werden sollten, von Heinrich Sachsen zurück, und als dieser sich trotzig weigerte, erklärte er ihn in die Acht und aller seiner Lehne verlustig. Darüber entspann sich ein Krieg zwischen den Welfen und Hohenstaufen oder Waiblingern (nach ihrer Stammburg), deren gegenseitiger Schlachtruf: „Hie Welf!" „Hie Waibling!" noch heut in politischen Kämpfen als Mahnung sich für eine Partei zu entscheiden, gebraucht wird. Das schöne Beispiel von Weibertreue, das in diesem Kriege die Frauen von Weinsberg gaben, ist bekannt. Der ergrimmte König hatte, als die tapfer vertheidigte Stadt sich ihm endlich ergeben mußte, nur den Frauen freien Abzug bewilligt, die Männer hatten das Leben verwirkt. Er gestattete aber den Frauen, das Liebste, was sie hätten, mitzunehmen und als das Thor sich öffnete, trugen sie auf dem Rücken ihre Männer heraus, die Jungfrauen

ihre Väter oder Brüder. Da erhob sich laute Bewunderung unter den Kriegern des Königs und der gerührte Fürst bewilligte allgemeine Gnade. Heinrich der Stolze war schon vorher plötzlich zu Quedlinburg gestorben, und sein Sohn noch ein Kind, doch hielten die Sachsen fest zu ihm und ihre Treue bewirkte, daß der König dem jungen Heinrich Sachsen ließ und den Grafen der Nordmark, den Askanier Albrecht den Bären, dem das Herzogthum zugesprochen war, durch Erhebung zum reichsunmittelbaren Markgrafen von Brandenburg entschädigte. Aber Heinrich's Oheim Welf von Altorf setzte den Krieg fort, selbst nachdem er die Schlacht bei Weinsberg verloren hatte, und erst der Kreuzzug, welcher den König in Anspruch nahm, brachte einen allgemeinen Landfrieden zu Stande. Von diesem und den andern Kreuzzügen der abendländischen Welt in Waffen werden wir später sprechen. Nach Italien ist der erste Hohenstaufe nicht gekommen, so dringend er auch aufgefordert wurde, die dortigen Wirren zu schlichten, er rüstete zuletzt, als er sich dem Rufe nicht länger entziehen konnte, starb aber, ehe die Rüstungen vollendet waren, zu Bamberg, wahrscheinlich durch Gift, das ihm König Roger von Sizilien, welcher sein Einschreiten in Italien fürchtete, beibringen lassen. Die Kaiserkrone hat er sonach nicht empfangen.

Sein ältester Sohn war vor ihm gestorben, er empfahl auf dem Todtenbette den Herzog von Schwaben, seinen Neffen, zum Nachfolger. Das ist der Kaiser geworden, unter welchem deutscher Nation Herrlichkeit sich am glänzendsten entfaltet hat: Friedrich Barbarossa, den die Sage im Zauberschlafe unter dem Kyffhäuser (oder im Untersberge) sitzen läßt, sodaß ihm der Bart durch den steinern Tisch gewachsen ist, und der einst erwachen soll, um Deutschlands Macht und Größe wieder herzustellen, wenn die Raben nicht mehr um den Berg fliegen. Ist diese Zeit, auf welche das deutsche Volk seit Jahrhunderten hofft, in unsern Tagen näher gekommen und wer sind die Raben, die Unglücksvögel, die so lange den Tag des Erwachens verzögert haben?

Friedrich von Hohenstaufen stand in seinem einunddreißigsten Jahre, als er den Thron bestieg. Er war mittelgroß und kräftig gebaut, sein Gang fest, seine Haltung edel und männlich. Sein Antlitz hatte regelmäßige Züge, und frische rothe Wangen; über seiner weißen Stirn kräuselte sich das blonde Haar, das er kurz geschnitten trug; schöne Zähne wurden sichtbar, wenn er die feinen, von einem langen röthlichen Bart umwallten Lippen zum Sprechen öffnete; aus seinen blauen heitern Augen strahlte das Bewußtsein innerer Kraft, ihr Blick war durchdringend. Ueber seinen Charakter sagt Raumer, der Geschichtschreiber der Hohenstaufen: „Furchtbar und streng zeigte er sich gegen Widerstrebende, versöhnlich gegen Reuige, herablassend gegen die Seinen; doch verlor er weder in der Freude, noch im Schmerze jemals Würde und Haltung.“ Er hatte sich Karl den Großen zum Muster genommen, aber selbst in spätern Jahren, wo er doch auf eine ruhmvolle Laufbahn zurückblicken konnte, sprach er, von eitler Selbstliebe kleiner Seelen weit entfernt, fast wehmüthig zu seinem Verwandten, dem Bischofe Otto von Freisingen, dem er zu seiner Geschichtschreibung Nachrichten über seine Regierung gab: „Im

Vergleich mit dem, was jene herrlichsten Männer der Vorzeit leisteten, sind dies viel mehr Schatten, als Thaten!"

Lassen wir diese Schatten an uns vorüberziehen, ob sie nicht vielmehr zu Licht und Glanz werden! Zuerst befestigte Friedrich in Deutschland seine Herrschaft, und schlichtete in Dänemark einen Thronstreit; König Sueno, dem er das Reich zugesprochen, nahm dasselbe von ihm zu Lehn und trug ihm als Vasall das Schwert vor. Dann gab er dem Herzoge Heinrich von Sachsen, der später der Löwe genannt worden ist, das seinem Vater entzogene Bayern zurück. Markgraf Heinrich von Oesterreich, von seiner angewöhnten Redensart „Jasomirgott" geheißen, hatte es damals bekommen und obenein Heinrich's des Stolzen Wittwe geheirathet; sein Stiefsohn war aber nun herangewachsen und hatte sein Recht mit den Waffen gefordert, das der König, als der Markgraf sich nicht zum Reichstage, wo die Sache untersucht werden sollte, einfand, dem Welfen wieder verlieh. Friedrich's Mutter war aus dem Hause der Welfen, Heinrich ihm also nahe verwandt. Und wie hat ihm dieser nachher in der Stunde der Gefahr die Gnade mit bitterm Undank vergolten!

Nach Italien riefen jetzt Friedrich die dringendsten Pflichten. Es galt das Ansehen und die Majestät des Reichs gegen die übermüthigen lombardischen Städte herzustellen, die gegenseitigen Rechte zu bestimmen und die Kaiserkrönung zu erlangen. Mit einem mächtigen Heere überstieg er die Alpen, altem Herkommen gemäß wurde auf den roncalischen Ebenen bei Piacenza der königliche Schild zur Heerschau aufgehangen, dann aber ein Reichstag gehalten, um die Beschwerden einiger Städte gegen Mailand zu untersuchen. Die Mailänder wagten es, dem Könige 4000 Mark für die Bestätigung ihrer Herrschaft über die Unterdrückten zu bieten! Zornig wies er das schmachvolle Ansinnen zurück und brach gegen Mailand auf, das in Furcht und Schrecken gerieth. Doch schritt das Heer diesmal noch nicht zum Angriff, sondern zog seitwärts, um erst andere widerspenstige Städte zu züchtigen. Dann empfing Friedrich in der alten Hauptstadt Pavia die lombardische Krone und erschien bald vor Rom, das der Papst mit dem Interdikt belegt hatte, weil die Römer forderten, er solle der weltlichen Herrschaft entsagen. Diese Forderung, die in unsern Tagen wieder erhoben worden, ist also nicht neu. Arnold von Brescia, der die Kirche im apostolischen Sinne einfach und lauter erneuert wissen wollte, hatte gegen die weltliche Herrschaft des Papstes und für die Herstellung der alten römischen Republik gepredigt. Auf dem Kapitol war ein Senat eingesetzt, auch manche andere Einrichtung getroffen worden, aber das Interdikt des Papstes, nach welchem keine kirchliche Handlung mehr in Rom gehalten wurde, entmuthigte das Volk, Arnold und seine Anhänger wurden verbannt und der Papst zog wieder in Rom ein. Die Untersuchung und den Spruch verschob er auf die Ankunft des deutschen Königs, von welchem er die Auslieferung Arnolds, der von einigen italienischen Großen geschützt wurde, verlangte. Friedrich ließ einen von diesen verhaften, worauf die andern erschreckt den Reformator an die Kardinäle übergaben. Der Stadtpräfekt von Rom ließ ihn ohne Urtheilsspruch aufhängen, seine Leiche



Otto von Wittelsbach in der Veroneser Klause.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

verbrennen und die Asche in die Tiber streuen, damit sie nicht als heilige Reliquie verehrt werde. Die Römer sandten darauf dem herannahenden Könige eine Gesandtschaft mit den anmaßendsten Forderungen, ganz in der Sprache der alten Weltbeherrscherin entgegen. Friedrich wies sie aber ab, zog überraschend, um ihre hinterlistigen Anschläge zu vereiteln, in Rom ein und wurde in der Peterskirche am 18. Juni 1155 vom Papste feierlich zum Kaiser gekrönt. Wüthend darüber griffen die Römer unerwartet die Deutschen von mehreren Seiten an, wurden aber mit großem Verlust niedergeworfen, wobei sich besonders Heinrich der Löwe auszeichnete. „So hätten wir", sprach der Kaiser, „das Verlangen der Römer erfüllt und auf deutsche Weise das Kaiserthum erkauft."

Noch war viel in Italien zu thun, auch hätte Friedrich gern die ihm feindlichen Normannen in Apulien angegriffen, aber die Fürsten mahnten zur Heimkehr, da man schon zu lange vom Vaterlande entfernt und das Heer geschwächt sei. Der Rückmarsch wurde daher angetreten. Bei Verona sollte der Kaiser aber noch einmal — und nicht zum letzten Male! — die italienische Tücke erfahren. Die Veroneser gedachten sein Heer zu vernichten; sie schlugen ihm eine sehr schwache Schiffbrücke und ließen von oberhalb schwere, aneinander gesträngte Balken im Strome treiben, um die Brücke während des Ueberganges zu vernichten. Die Deutschen schritten dabei aber munter aus und die Balken kamen zu spät. Als das mißlungen war, hofften die Italiener ihren Zweck im Gebirge zu erreichen. Der Eintritt in dasselbe, wenn man das wellenförmige Land, da wo die französische Siegespyramide von Rivoli (1797) steht, hinter sich hat, geschieht durch den schauerlich schönen Engpaß der Chiusa oder Klause im Etschthal. Hier treten die Felsen in senkrechten röthlichen Wänden dicht an den Strom, an dessen linkem Ufer die Straße läuft, sonst kein Fußsteig, kein Plätzchen auch nur für eine Ziege. Das deutsche Heer zog dieses Weges, ihm folgten in vorsichtiger Entfernung die Lombarden und besetzten hinter ihm die Päſſe. Plötzlich aber sahen sich die Deutschen auch vorn gehemmt, denn eine Burg auf hohem Felsen sperrte den schmaler werdenden Bergweg und auf den Mauern und Zinnen erschienen feindliche Krieger, welche Steine herabwarfen und hohnlachend den Befehl, die Straße freizugeben, mit der Forderung erwiederten, daß jeder Reiter ihnen sein Roß und seinen Harnisch lasse, der Kaiser aber ein hohes Lösegeld zahle.

Da rief der Hohenstaufe in edlem Zorne: „Gott möge verhüten, daß ein Kaiser Räubern und Rebellen zinsbar werde, so nahe dem Vaterlande!" Er ließ das Heer halt machen und mit Hülfe einiger getreuer Veronesen (denn fast in jeder Stadt gab es auch Kaiserlichgesinnte) die Schluchten durchforschen, ob sich nicht ein Aufweg finde, die Burg zu stürmen. Da gelang es dem Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach, des Kaisers treuestem Jugendfreunde, mit zweihundert Jünglingen, welche sich der Rüstungen entledigt hatten, durch wilde Schluchten und Risse vom Walde verborgen, die Spitze eines überhangenden Felsens zu erklimmen, welcher höher als die Burg lag und einen Zugang zu dieser gewährte. Sie hatten sich Stufen in das Gestein gehauen, waren einer auf des andern Schulter gestiegen und als sie den

Gipfel gewonnen, pflanzten sie das kaiserliche Banner auf und ein wildjauchzendes Freudengeschrei, dem das Heer im Thale antwortete, verkündigte den entsetzten Veronesen in der Burg, daß sie umgangen waren. Von zwei Seiten ohne Verzug angegriffen, wurden sie fast alle erschlagen, nur elf Edle mit ihrem Führer Alberico gefangen. Der Kaiser verurtheilte sie zum Tode — einer allein, der sich als Franzose ohne zu wissen, daß es dem Kaiser galt, aus Armuth dem beuteversprechenden Unternehmen angeschlossen hatte, wurde begnadigt, doch mußte er das Todesurtheil mit dem Strange an den übrigen Gefangenen vollstrecken.

Der Marsch nach der Heimat wurde nun fortgesetzt und das Heer in Brixen entlassen. Mailand athmete auf, daß es so leichten Kaufs davon gekommen war, da die Mailänder des Kaisers erste Abmahnungsbriefe zerrissen und mit Füßen getreten hatten, der „Rothbart", wie sie ihn nannten, war aus Italien abgezogen. Triumphirt nicht zu früh: der Barbarossa kommt wieder!

Vor der Hand hatte er freilich in Deutschland vollauf zu thun, der Unordnung, den Fehden und Friedensbrüchen ein Ende zu machen. Selbsthülfe mit Nichtachtung des Gesetzes war seit alter Zeit unter den Deutschen Sitte, der Kaiser duldete sie aber nicht und bestrafte die Frevler streng, selbst der Erzbischof von Mainz und der Pfalzgraf Hermann von Stahleck, mit allen ihren verbündeten Grafen, wurden zur Strafe des Hundetragens verurtheilt, die seit undenklichen Zeiten nicht mehr zur Anwendung gekommen war. Nur der Erzbischof, wegen seiner hohen geistlichen Würde und seines Alters wurde verschont, die andern, der Pfalzgraf und zwölf Grafen mußten eine Meile weit Hunde tragen, worüber der Pfalzgraf in ein Kloster ging und aus Grimm über die erlittene Schmach bald starb. Der Kaiser zog den Rhein hinab, zerstörte viele Raubschlösser und strafte die Räuber.

Dann versöhnte er Heinrich Jasomirgott, welcher Bayern noch immer nicht herausgegeben hatte, mit seinem Stiefsohne Heinrich dem Löwen. Dieser erhielt auf dem Reichstage zu Regensburg 1156 Bayern nun wirklich zurück; die Markgrafschaft Oesterreich wurde dafür vergrößert und mit großen Vorrechten, unter andern auch der weiblichen Erbfolge beim Aussterben des Mannsstammes, zu einem unabhängigen Herzogthum erhoben. — Ein Feldzug gegen den Polenkönig Boleslaw, der jede Anerkennung einer Abhängigkeit, jeden Lehnszins verweigerte, führte das Heer des Kaisers bis Posen, wo Boleslaw um Frieden bat und sich verpflichten mußte, barfüßig ein bloßes Schwert am Halse hangend vor dem Kaiser zu erscheinen und einen Fußfall zu thun, den Lehnseid zu schwören, eine große Summe Geldes zu zahlen und zu dem nächsten Zuge nach Italien 300 Reisige zu stellen. Erfüllt mögen alle diese Bedingungen wol nicht worden sein.

Dem Herzog von Böhmen, der ihm treue Dienste geleistet, verlieh er die Königskrone, womit aber dessen böhmische Großen sehr unzufrieden waren. „Die Krone konntest Du hier empfangen, durch uns!" sagten sie. „Willst Du ein König der Deutschen sein, so bist Du kein König der Böhmen!" Diese Gesinnung hat wieder einen Nachklang in der heutigen Zeit gefunden, wo die Czechen auch den Deutschen keine Berechtigung in Böhmen zugestehen wollen.

Im Innern des Reiches ordnete und schaffte Friedrich mit rastloser Thätigkeit für das Beste seines Volkes, die Fürsten- und Reichstage waren nie so zahlreich besucht, so glänzend gefeiert; fremde Gesandte erschienen aus Spanien und Griechenland; sogar der König von England, wenn es auch nur Höflichkeit war, schrieb an den Kaiser: wir bieten Euch England dar und vertrauen es Eurer Gewalt an, damit alles nach Eurem Winke eingerichtet werde und in jeglichem der Wille Eures Reiches geschehe. Euch, dem Größern, verbleibe der Befehl, wogegen uns der Wille zum Gehorsam nicht fehlen wird.

So stieg der Ruhm und das Ansehen das Kaisers selbst in unabhängigen Ländern, nur die Italiener, deren Herr er doch war, versagten ihm fort und fort den Gehorsam, selbst die Achtung. Mailand erhob sein Haupt trotziger als zuvor und suchte die seiner Macht widerstrebenden Städte zu unterdrücken, es trat an die Spitze eines lombardischen Bundes. Der Kaiser zog also 1158 mit der gesammten Macht des Reichs in vier großen Heersäulen nach Italien. Brescia leistete ihm den ersten Widerstand, mußte sich aber bald unterwerfen. Vor dieser Stadt erließ Friedrich, um in seinem großen Heere die Disziplin, diesen Grundpfeiler der Wehrkraft, aufrecht zu halten, sehr strenge Kriegsgesetze, welche selbst die Italiener über seine Gerechtigkeitspflege beruhigten. Mailand schickte auf ergangene Vorladung Gesandte, welche das Verfahren der Stadt künstlich zu rechtfertigen suchten, doch gelang es ihnen nicht und die Acht wurde über Mailand ausgesprochen.

Noch einmal, während rastlos an den Befestigungen gearbeitet wurde, erschienen mailändische Gesandte vor dem Kaiser in seinem Lager bei Lodi, sie erhielten aber den Bescheid: „Eure Worte sind zwar süß und demüthig, ihr traget aber den Fuchs im Busen. Ihr habt Gottes Kirchen und des Kaisers Städte zerstört und mit dem Maße, mit dem ihr messet, soll euch wieder gemessen werden.“ Zwei Tage darauf stand das kaiserliche Heer vor Mailand und pflanzte die Reichsfahne mit dem schwarzen Adler im goldnen Felde und rothen Wimpeln auf, welche der Pfalzgraf von Wittelsbach führte. In sieben Abtheilungen, Heerschilde genannt, war wie immer die Reichsmacht geordnet: des Kaisers, der geistlichen und weltlichen Fürsten, der reichsunmittelbaren Herren, des Landadels, der Dienstmannen und der Gemeinfreien Heerschild; jeder hatte sein eigenes Banner, bei welchem sich stets die Zinken- und Hornbläser befanden. Die Böhmen, welche unter ihrem Könige beim Heere waren, sollen eine förmliche, also die erste, Musikbande gehabt haben, wobei auch türkische Trommeln, die sie vom Kreuzzuge mitgebracht, gewesen seien.

Die Belagerung begann. Der Kaiser dachte bei der Festigkeit der Stadt nicht daran, sie mit Sturm zu nehmen, sondern wollte sie vielmehr durch Einschließung aushungern. Die Mailänder machten ihrerseits Ausfälle, es kamen zuweilen auch Zweikämpfe vor. Ein Italiener, prächtig gerüstet, sprengte an das kaiserliche Lager, tummelte sein Roß in vollendeter Reitkunst, und forderte einen Deutschen zum Zweikampfe. Da kam Graf Albrecht von Andechs und Tyrol heraus, nicht auf dem Streithengst im Harnisch, sondern auf seinem kleinen Palafrid (Klepper, Paßgänger), nur mit Schild und Lanze bewaffnet, rannte den Wälschen aus dem Sattel

in den Sand und kehrte vergnüglich in das Lager zurück. Pferd und Rüstung, die er ihm nach dem Kampfrecht hätte nehmen können, ließ er ihm; er hatte ihm blos eine Lektion geben wollen.

Beim Heere waren auch ungarische Bogenschützen, diese zeigten ihre Kunst an dem römischen Triumphbogen, von welchem die Mailänder das Vorland beherrschten. Die Ungarn umschlossen ihn mit einer dreifachen Schützenkette und trafen mit Sicherheit jeden Kopf, der sich oben zeigte, sodaß sich niemand mehr hinaufwagte.

Vier Wochen hatte die Belagerung gedauert, als endlich durch Mangel, Hunger und Krankheit der Muth der Vertheidiger gebeugt war und die Stadt sich ergab. Am 8. September 1158 mußten die Mailänder sich vor dem Kaiser, der sie auf seinem Throne sitzend inmitten seiner Großen auf freiem Felde empfing, demüthigen: den Erzbischof mit der Geistlichkeit mit Kreuzen und Weihrauchfässern an der Spitze, Bürgermeister, Rath und Adel folgend, alle barfuß, mit blanken Schwertern am Nacken, dann das Volk mit Stricken um den Hals, so zogen sie durch das zu beiden Seiten aufgestellte Heer und fielen vor dem Kaiser auf die Knie. Der Erzbischof bat um Milde für Mailand, und der Kaiser gewährte sie. Er gab zuerst dem Erzbischof den Friedenskuß und hieß ihn Platz nehmen unter den Bischöfen des Reichs, welche den Heereszug zahlreich begleitet hatten. Dann reichte der Kaiser vielen der Vornehmsten die Hand, küßte und tröstete sie. Die Acht ward aufgehoben und bald darauf auf den roncalischen Feldern ein Reichstag gehalten, um die Rechte und Pflichten des Kaisers und der Unterthanen festzustellen, auch durch eine vollständige Gesetzgebung den Frieden in Italien dauernd zu sichern.

Die lombardischen Städte hatten den hier gefaßten Beschlüssen zwar beigestimmt und sie beschworen, kamen ihnen jedoch nicht nach, und namentlich Mailand lehnte sich gegen dieselben bald auf. Es fehlte nicht viel, so wurden die kaiserlichen Gesandten in Mailand sogar hingemordet; die Abgeordneten der Stadt, welche vorgeladen wurden, erklärten auf den Vorwurf des Eid- und Friedensbruches mit unerhörter Frechheit: „Wir schwuren zwar den Eid, versprachen aber nicht, ihn zu halten!“ Noch gewährte der Kaiser den Mailändern Frist, eine zweite und dritte sogar, nochmals ließ er ihre Sache durch Rechtsgelehrte, auch italienische, genau untersuchen; als sie aber keiner Ladung gehorchten und ihre Rüstungen fortsetzten, gab Friedrich die so schlecht vergoltene Milde und Langmuth auf. Mailand wurde abermals geächtet, das Volk zur Sklaverei, die Stadt zur Plünderung und Zerstörung verurtheilt. Sie dagegen schickten Meuchelmörder gegen den Kaiser aus, deren Anschläge jedoch entdeckt wurden. Der Krieg begann und dauerte bei dem hartnäckigsten Widerstande der festen Städte zwei Jahre, ehe der Kaiser Mailand zum zweiten Male enger einschließen konnte. Nach neunmonatlicher Belagerung, als das Elend in der Stadt aufs höchste gestiegen war, unterwarf sie sich endlich ohne Bedingung und Rückhalt. Am 4. März 1162 erschienen 300 auserwählte Männer im Lager und übergaben die Schlüssel aller Thore und Kastelle und die 36 Banner der Stadt. Zwei Tage später zog das ganze Volk aus, in hundert Scharen mit Bannern und Posaunen abgetheilt, mit Stricken

um den Hals, die Häupter mit Asche bestreut, Kreuze in den Händen; mit ihm wurde der Fahnenwagen, der nach alter Longobardensitte Mailands Hauptfeldzeichen war, herbeigebracht.

Diesmal empfing der Kaiser das treulose Volk anders, als bei der ersten Unterwerfung. Er saß bei Tafel in seinem Gezelte und ließ die Zagenden lange im strömenden Regen warten. Dann bestieg er den erhöhten Thron in der Mitte seines Heeres und der endlose Zug der Mailänder mußte sich an ihm vorüberbewegen; lautlos geschah es, aus jeder Schar wurde ihm Banner und Posaune zu Füßen gelegt, dann aber das Carroccio, Mailands Fahnenwagen, sein heiliges Palladium, vor den Augen des Volkes zerschlagen. Da löste sich die starre Verzweiflung in lautes Jammergeschrei, alle stürzten zu Boden und flehten um Christi willen Erbarmen. Thränen des Mitleids traten in vieler deutscher Fürsten und Ritter Augen, des Kaisers strenges Antlitz aber blieb unbewegt, und er entließ das Volk nur mit dem Versprechen, daß er allen das verwirkte Leben schenken wolle. Am 26. März hielt er mit dem Heere seinen Einzug in die Stadt, nicht durch ein Thor, sondern durch eine zu diesem Zwecke gebrochene breite Mauerlücke. Der Achtspruch in seinem ganzen Umfange wurde aber nicht vollstreckt. Die Stadt wurde nicht geplündert, nicht von Grund aus mit ihren Kirchen und Häusern zerstört und Salz zum Zeichen ewiger Verödung auf ihre aufgepflügte Stätte gestreut. Was davon erzählt worden, ist Fabel. Nur die Mauern und Bollwerke wurden niedergerissen und die Gräben ausgefüllt, und auch das alles nur unvollständig. Die Bewohner jedoch sollten binnen acht Tagen ausziehen und sich in vier Flecken anbauen, jeder wenigstens zwei Meilen vom andern entfernt.

Friedrich Barbarossa hatte den vollständigsten Sieg errungen, die kaiserliche Gewalt in vollem Sinne Karl's des Großen hergestellt. Und doch mußte der trotzdem erneute Kampf in Italien schließlich mit einer Niederlage, mit einem Frieden endigen, der gar wichtige kaiserliche Rechte wieder aufgab! Die Geschichte hat die Ursachen dieses Umschwungs verzeichnet — unsere Blätter haben sie nur flüchtig anzudeuten: Der Kampf mit dem Papstthum, das seine geistlichen Waffen in damals unbezwinglicher Macht gegen die Hohenstaufen erhob, liegt unsern Schilderungen fern, wir haben es nur mit irdischen Waffen zu thun. Friedrich Barbarossa nahm aber den Kampf gegen beide auf, als er bei einer Doppelwahl zum Papste die geistige Kraft Alexander's III. unterschätzend, sich für dessen Gegenpapst erklärte und jenen, der bald allgemeiner anerkannt wurde, dadurch zu seinem gefährlichen Feinde machte. Den Kaiser traf der Bannfluch, und die Widersetzlichkeit der Lombarden, welche sich bald wieder regte, bekam an dem Papst eine Stütze, durch ihn die Weihe. Friedrich wollte die Beschwerden gerecht und aufrichtig schlichten und kam deshalb 1164 ohne Heer nach Italien, er fand aber desto trotzigern Widerstand, und als er um diesen zu brechen wieder ein Heer über die Alpen führte, wurde dies von einer plötzlich ausbrechenden Pest binnen acht Tagen fast vernichtet. Viele Fürsten, der Erzbischof von Köln und sechs Bischöfe starben daran. Zwar hielt der Statthalter Friedrich's, der Erzbischof Christian von Mainz,

die Römer in Ordnung, schlug sie, als sie ihm mit zwanzigfacher Uebermacht entgegenrückten und erlegte selbst, der geistliche Herr im Harnisch, neun Feinde mit seiner dreikantigen Keule. Aber Mailand wurde wieder bezogen und befestigt, eine neue Stadt an einem für alle Heeresbewegungen wichtigen — heut würde man sagen strategischen — Punkte erbaut und dem Papste zu Ehren, dem Kaiser zum Trotz Alessandria genannt; vorher schon hatten die bedeutenden Städte, Venedig mit eingeschlossen, den Lombardischen Bund erneuert. Und als dann der Kaiser zum fünften Male nach Italien zog, jetzt zum Entscheidungskampfe, fiel Heinrich der Löwe, sein Vetter, den er groß gemacht, der mächtigste Fürst Deutschlands, von ihm ab und verweigerte ihm allen Beistand, obgleich der Kaiser ihn bei der Zusammenkunft in Chiavenna fußfällig darum gebeten haben soll. Neuere Geschichtschreiber stellen diese Scene, als nur erfunden, in Abrede, sie steht allerdings mit dem Charakter Friedrich's in Widerspruch. Die Thatsache aber bleibt, daß Heinrich den Kaiser verließ und dieser darauf in der Schlacht bei Legnano 1176 der feindlichen Uebermacht erlag. Er hatte schon alles vor sich niedergeworfen, als der feindliche Rückhalt vorbrach, sein Bannerträger erschlagen wurde und Friedrich selbst im Handgemenge mit dem verwundeten Rosse zu Boden stürzte. Das entnervende Gerücht seines Todes verbreitete sich — und die Schlacht war verloren.

Friedrich hatte sich nun wol aus dem Gewühl herausgehauen und bald auch wieder Streitkräfte gesammelt, aber sein klarer Blick erkannte, daß er die Durchführung seiner großartigen Herrscherplane jetzt aufgeben müsse und Versöhnung mit dem Papste und ein billiger Friede mit den Lombarden nächste Aufgabe sei. Hochherzige Selbstüberwindung gehörte zu diesem Entschlusse, aber er faßte ihn zum Wohle seines Reiches und erreichte seinen Zweck.

Ehe noch der Friede mit den Lombarden, zu dessen reiflicher Erwägung ein sechsjähriger Waffenstillstand diente, geschlossen war, eilte der Kaiser nach Deutschland, um den abtrünnigen Heinrich den Löwen zu strafen. Ueber die Ursache seines Abfalls ist viel gestritten worden. Die Gründe, welche Heinrich selbst angegeben hat, sind nicht stichhaltig. Man hat auch gemeint, es sei das italienische Blut, das in Heinrich's Adern gerollt und ihm leicht über den Treubruch hinweggeholfen. In der That war dies zweite Geschlecht der Welfen, von welchem die noch heut lebenden abstammen, italienischen Ursprungs: der alte Mannsstamm war mit Welf III. 1055 ausgestorben, dessen Schwester den Markgrafen Azzo von Este geheirathet hatte. Von ihrem Sohne, der nach Deutschland gerufen, stammte das neue Welfengeschlecht ab, dessen italienische Abkunft sich noch in Heinrich's des Löwen dunklem Haar und schwarzen Augen bekundete. Aber jenes Gerede thut dem Helden Unrecht. Es war das Gefühl der Macht, das ihn trieb, sich eine selbständige Stellung in Norddeutschland, wo er viele Eroberungen gegen die Slaven gemacht, zu gründen, und darum dem Kaiser den Gehorsam aufzukündigen. Jetzt ereilte ihn die Strafe. Als er nach dreimaliger Vorladung nicht erschien, wurden ihm seine beiden Herzogthümer abgesprochen, er behielt nur seine Allodien, d. h. die ihm nicht zu Lehen gegebenen, sondern ihm erb- und eigenthümlich

gehörenden Länder Braunschweig und Lüneburg, und mußte in die Verbannung wandern. Bayern bekam Otto von Wittelsbach, der dem Kaiser, wie schon erzählt, so wichtige Dienste geleistet hatte; sein Geschlecht, früher nach ihrer Stammburg die Schyren genannt, hatte Bayern schon einmal, ehe es erblich ward, besessen und erhielt es jetzt zurück, besitzt es auch noch heut. Sachsen wurde zersplittert, nur ein kleiner Theil, meist im eroberten Wendenlande gelegen, behielt den Namen und wurde Bernhard von Askanien, dem jüngsten Sohne des verstorbenen Albrecht des Bären verliehen. Für Norddeutschland war die Zertrümmerung des starken altsächsischen Herzogthums ein Unglück, weil die folgenden Kaiser sich alle mehr um Süddeutschland und ihre dortigen Hausinteressen kümmerten.

Kaiser Friedrich hielt, nachdem der Friede mit den Lombarden zu Kostnitz geschlossen war, einen glänzenden Reichstag zu Mainz, um seinen fünf mit Landbesitz schon reich ausgestatteten Söhnen den Ritterschlag zu ertheilen. An 40,000 Edle und unzähliges Volk hatten sich dazu versammelt, alle wurden auf Kosten des Kaisers bewirthet. Freude und Bewunderung herrschte überall. „Welch ein Herrscher ließ sich dem großen Kaiser, welch ein Reich dem deutschen gleichstellen?" Der Geschichtschreiber hat Recht. Fünf blühenden Söhnen ertheilte Friedrich Barbarossa den Ritterschlag, und zwei Jahre darauf feierte er in Mailand, seiner alten Gegnerin, mit großer Pracht die Vermählung seines ältesten Sohnes Heinrich mit Constantia, der Erbin von Neapel und Sizilien.



Kaiser Friedrich II., der Hohenstaufe.

Friedrich's I. Nachfolger und Untergang der Hohenstaufen. Der alte Kaiser beschloß sein Leben auf dem Kreuzzuge, dort werden wir ihn wiederfinden. Wir haben uns bei seinem strahlenden Heldenbilde, bei seinen Thaten lange verweilt; Deutschlands alte Herrlichkeit war mit ihnen verknüpft. Wohl verdiente sein Enkel Friedrich II. nach seiner Geisteskraft und hohen Bildung und seinen großartigen Kämpfen gegen die Hierarchie eine gleiche Darstellung, er hat aber für Deutschland wenig gethan, der Reichseinheit vielmehr geschadet, indem er den geistlichen und weltlichen Fürsten die Rechte der Landeshoheit einräumte, um sie williger

zu machen, ihm mit aller Kraft in Italien beizustehen. Das war der zweite Schritt, Deutschland zu schwächen. Sechs Königskronen mit der Kaiserkrone schmückten Friedrich's Haupt und alle Tugenden der Hohenstaufen seinen Charakter. Er war auch freisinnig und in Sachen des Glaubens tolerant; Araber durften als seine Unterthanen ungestört ihrem Islam leben, er hatte sogar zum großen Aergerniß fanatischer Priester eine sarazenische Leibwache. An seinem Hofe herrschte die feinste Bildung, der Kaiser sprach alle Sprachen seiner Unterthanen, begünstigte Kunst, Wissenschaft und Poesie und dichtete selbst in italienischer Mundart. Im Kriege war er ein kühner und tapferer Feldherr. Wir sind nicht berufen, seine Geschichte zu schreiben und wollen nur noch die Schicksale der letzten Hohenstaufen berühren.

Friedrich's ältester Sohn Heinrich, der römische König in Deutschland, war vom Papste zur Empörung gegen seinen Vater gereizt worden, er büßte es mit Absetzung und ewigem Gefängniß. Des Kaisers Lieblingssohn, der schöne Enzio, fiel in die Gefangenschaft der Bolognesen, in welcher er 23 Jahre bis an seinen Tod schmachtete. Er war von seinem Vater zum Könige von Sardinien erhoben worden und hatte auf dem Meere im Kriege mit dem Papst einmal über 100 Erzbischöfe und Bischöfe auf der Reise zur Kirchenversammlung gefangen und zum Hohne in silberne Fesseln gelegt. Als er selbst gefangen war, wollten ihn seine besten Freunde in einem leeren Weinfasse, das ihm in den Kerker gefüllt zum Trunk gebracht worden war, heimlich hinaustragen und befreien, doch verrieth ihn eine seiner langen blonden Locken, welche aus dem Spundloche heraushing und seine Haft wurde verschärft. Nach dem plötzlich erfolgten Tode des Kaisers 1250 folgte ihm sein Sohn Konrad IV., der in Deutschland während der dauernden Abwesenheit seines Vaters das Regiment kräftig geführt und den Gegenkönig Heinrich Raspe von Thüringen, den sogenannten Pfaffenkönig, besiegt hatte. Als Kaiser zog er bald nach Italien, um sein Erbreich beider Sizilien zu sichern, und starb dort schon 1254. Sein Söhnlein Konradin, das erst nach seiner Abreise geboren war, nun zwei Jahre alt, hat er nie gesehen. Für das Kind übernahm sein Oheim Manfred, Kaiser Friedrich's II. jüngster (natürlicher) Sohn, die Regierung in Unteritalien, während in Deutschland das Interregnum, „die kaiserlose, die schreckliche Zeit", eintrat. Der Papst aber rief den Bruder des Königs von Frankreich, Karl von Anjou, nach Italien, welcher Manfred bei Benevent schlug und Neapel eroberte. Manfred fiel in der Schlacht. Konradin war inzwischen zum blühend schönen Jünglinge herangewachsen und zog aus, sein Erbland wieder zu erobern. Er wurde in Italien von den Kaiserlichgesinnten oder Ghibellinen, wie sie sich mit Verdrehung des deutschen Waiblingen nannten, jubelnd empfangen, und hielt einen glänzenden Einzug in Rom, wurde aber dann bei Tagliacozzo geschlagen, auf der Flucht gefangen und mit seinem Freunde Friedrich von Baden am 29. Oktober 1268 auf den Befehl Karl's von Anjou öffentlich zu Neapel hingerichtet. So starb der letzte Hohenstaufe!



Kreuzfahrer, im heiligen Lande angelangt. Zeichnung von A. Beck.

6. Die Kreuzzüge.

Begreift unsere Zeit noch die hohe Begeisterung für den Glauben, welche aus dem christlichen Abendlande binnen zweier Jahrhunderte Millionen Menschen nach dem gelobten Lande führte, um das Grab des Erlösers den Ungläubigen zu entreißen? Mögen außer der tiefen Frömmigkeit und dem Thatendrange des ritterlichen Geistes jener Zeit auch recht viele sehr eigensüchtige Beweggründe dazu gewirkt haben, so verringert sich doch keineswegs hierdurch die großartige Bedeutung der Kreuzzüge.

Syrien und Palästina mit Jerusalem gehörten früher zum oströmischen Reiche. Wallfahrten dahin wurden seit alter Zeit dem Seelenheil für ersprießlich angesehen und von frommen Christen aller Länder unternommen. Da trat unter den Arabern, die im Alterthum abgeschlossen von den großen Weltbegebenheiten in ihrer Halbinsel gelebt, Muhamed als Prophet auf und verpflichtete seine Anhänger zur Ausbreitung der neuen Religion, die er verkündete. Schon unter seinen ersten Nachfolgern oder Khalifen (d. h. Stellvertretern) drangen daher die Araber über ihre Landenge in zwei großen Heeresströmen nach Ost und West vor. Dort eroberten sie zunächst Syrien und das heilige Land, dann das neupersische Reich, im Westen Aegypten, und die Nordküste Afrika's, von wo sie nach Spanien übergingen und dem Reiche der Westgothen ein Ende machten, aus dem Frankenreiche aber, wie wir erzählt, zurückgeworfen wurden. In Spanien entstand darauf ein unabhängiges Khalifat zu Cordova, in welchem sich bald ein reiches Kulturleben entwickelte. Als dies Khalifat noch vor den Kreuzzügen in kleinere Königreiche zerfiel und auch von Norden und Osten her vorrückend wieder christliche Reiche auf der pyrenäischen Halbinsel entstanden, kreuzten sich deren Interessen in fortwährenden Kriegen und wechselnden Beziehungen, sodaß hier ein ritterlicher Geist auf beiden Seiten, bei Christen und Mauren (wie die Araber genannt wurden) seine schönsten Blüten trieb. Die altspanischen Romanzen, besonders die vom Cid, dem Nationalhelden der Spanier, geben davon Kunde.

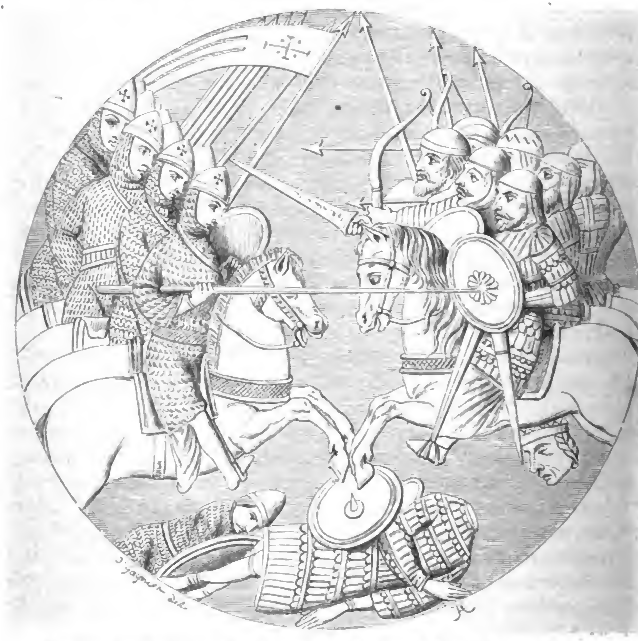
Im Orient saßen die Khalifen aus dem Geschlechte der Abassiden zu Bagdad. Sie störten die christlichen Pilger in dem Besuch der heiligen Stätten Palästina's nicht, denn Christus galt den Bekennern des Islam (wörtlich: „völlige Hingabe an Gott") für einen göttlichen Propheten, wenn sie auch seine Gottheit leugneten. Als aber ein türkischer Stamm, nach einem Häuptling die Seldschucken genannt, anfangs um Sold, dann aber um Landbesitz nach Vorderasien kam und sich Jerusalems bemächtigte, wurden die Pilger und auch die christlichen Einwohner durch Erpressungen und Mißhandlungen gequält. Diese Zustände schilderte ein französischer Mönch, Peter von Amiens, der Einsiedler genannt, von seiner Wallfahrt heimkehrend, dem Papste, und erhielt Erlaubniß, für die Befreiung des heiligen Grabes im Christenlande zu predigen. Seine Feuerworte über die Leiden und Drangsale der Glaubensbrüder im Orient regten überall das Volk mächtig auf und die große Unternehmung wurde 1095 auf einem Konzil zu Clermont mit Begeisterung beschlossen. Unter dem einstimmigen Rufe: „Gott will es!" hefteten sich Tausende ein rothes Kreuz als Zeichen der Theilnahme auf die rechte Schulter.

So entstanden die großen Kriegszüge zur Eroberung Palästina's, welche die Kreuzzüge genannt worden sind. Kaiser und Könige, Fürsten und Herren, Ritter und Niedriggeborne, selbst Leibeigene haben in den zwei Jahrhunderten, welche diese Bewegung dauerte, das Kreuz genommen, aber die Heere konnten nicht durch irgend eine Verpflichtung aufgebracht werden, die zu einem solchen Kriegszuge weder als Lehnsfolge, noch Volksaufgebot bestand, sondern es waren Heere aus freiwillig gescharten Kriegern.

Erster Kreuzzug. Derselbe begann schon im Frühling 1096. Ungeduldig zusammengeströmte Massen zogen unter Peter dem Einsiedler und einigen ritterlichen Führern voraus, ein Haufe ließ seinen Glaubensmuth schon am Rhein gegen die Juden aus, sie kannten weder Zucht noch kriegerische Ordnung und fanden unterwegs, weil sie die Einwohner überall durch Raub und Frevel gegen sich aufreizten, ihren Untergang. Im Herbst erst trat ein geordnetes Heer unter Gottfried von Bouillon, Herzog von Niederlothringen, den Marsch nach Konstantinopel an; französische Kronvasallen: Raimund von Toulouse und Hugo von Vermandois, Herzog Robert von der Normandie, ältester Sohn des Königs von England, zwei Normannenfürsten aus Unteritalien: Bohemund von Tarent und Tankred von Apulien führten große Scharen herbei, sodaß wol 600,000 Mann zusammenkamen. Dabei waren 40,000 Ritter, mit ihren Mannen 100,000 Reiter. Diese blieben in allen Kämpfen noch immer die entscheidende Streitkraft. Aber der schwere Harnisch, der nun kein schmiegsames Panzerhemd mehr, sondern aus Eisenplatten gefügt war, vertrug sich schlecht mit der syrischen Hitze, welcher viele Ritter deshalb erlagen. Auch fielen die Pferde wegen Anstrengung und Futtermangel bald zu Hunderten oder kamen doch so herunter, namentlich die schwerfälligen deutschen Streithengste, daß die Reiter im Gefecht viel absaßen und zu Fuß kämpften. Dennoch entschieden sie durch die Ueberlegenheit ihrer Waffen die Schlachten und wo sie zu Pferd im geschlossenen Anrennen die regellosen Reiterschwärme trafen, zersprengten sie dieselben jedesmal.

Die Kreuzfahrer gelangten nach Konstantinopel, wo der griechische Kaiser mißtrauisch und feindselig gegen sie auftrat. Nach Kleinasien endlich übergesetzt, gelangten sie unter vielen Mühseligkeiten und Kämpfen, bedeutend geschwächt, nach Nikäa, das sich aber nicht ihnen, sondern den Griechen ergab. Bei Doryläum stellten sich ihnen endlich Sarazenen (Scharakajim, Morgenländer) zur Schlacht. Kein größerer Gegensatz, als dieses Heer! Wie wir die Kriegerscharen des Abendlandes in ihrer Heimat kennen gelernt haben, so erschienen sie auch hier. Die Heere der Araber waren ursprünglich meist Fußvolk; nach Strabo (also zu Christi Zeit) hatte Arabien noch keine Pferde, aber diese waren, seit sie aus Asien eingeführt, bald veredelt worden und nach Muhamed durch die unterworfenen Völker, in letzter Zeit durch die türkischen Seldschucken war die Reiterei auch bei den Sarazenen die Hauptmacht der Heere geworden, wenngleich das Fußvolk, wie überall, die große Masse bildete. Wie verschieden waren im Aeußeren die sarazenischen Reiter von den gewappneten Rittern und Reisigen der Christen! In der weiten malerischen Tracht des Orients mit leichtem, schmiegsamem Panzerhemd, engem Stahlhelm vom Turban umwunden, bewaffnet mit Speer, Wurfspieß und haarscharf geschliffenem Krummsäbel, auf schlanken, schnellen, meist edlen Rossen, sprengten die Vollgerüsteten daher, ohne alle Schutzwaffen die Bogenschützen nach Art der Parther und Numidier. Die Reiterschwärme stürzten sich in regellosem Anlauf unter wildem Schlachtruf: „Allah hu!" auf den Feind, und wenn der erste furchtbare Stoß ihn nicht warf und in die Flucht trieb, die Stahlmauer vielmehr den losen Schwarm

durchbrach, so umkreisten sie den Gegner mit stets erneuten Angriffen, bis er ihnen erlag oder sie selbst den Kampf aufgebend das Weite suchten. Im Scharmützel waren sie wegen ihrer gewandten Pferde im Vortheil, im Gefecht Mann und Mann erprobte sich dagegen die überlegene Körperkraft der Deutschen. Gottfried von Bouillon hieb einen Sarazenen quer durch, sodaß der Oberleib zu Boden fiel und das Pferd mit dem festgekrampften Rumpfe, aus dem der Blutstrom hoch emporsprudelte, davonlief, ein grauenhafter Anblick!



Kreuzfahrer im Kampfe gegen die Sarazenen bei Askalon. Aus der Kirche von St. Denis.

Bei Doryläum bot der Sultan von Ikonium, Kilidsch-Arslan („Schwertlöwe"), die Schlacht, wurde jedoch vollständig besiegt. Er verwüstete nun ringsum das Land, durch welches der Marsch der Christen ging, und führte an der Spitze einer trefflich gerüsteten Reiterschar, Agulanen genannt, durch Ueberfälle und stete Beunruhigung den „kleinen Krieg". Unter unsäglichen Leiden setzten die Kreuzfahrer ihren Marsch fort. Balduin, der Bruder Gottfried's von Bouillon, den die Einwohner von Edessa zu ihrem Grafen beriefen, trennte sich vom Heere und viele folgten ihm.

Der Zug kam jetzt nach Syrien und im Oktober 1097 vor Antiochia, der alten Hauptstadt der Seleukiden, an, welche alsbald belagert wurde. Sie war sehr groß und fest, von 450 Mauerthürmen beschirmt, im Innern von einer starken Felsenburg überragt; daher widerstand sie acht Monate und wurde endlich nur durch Verrath eines griechischen Renegaten, der den Christen in der Nacht einen Thurm öffnete, gewonnen.



Belagerungsmaschinen der Kreuzfahrer.

Diese erfreuten sich jedoch ihrer schwelgerischen Erholung in der reichen Stadt nicht lange, ein großes Seldschuckenheer unter dem Emir von Mosul rückte heran und schloß sie ein, sodaß bald eine entsetzliche Hungersnoth in Antiochia ausbrach und der Muth der Kreuzfahrer bedenklich zu sinken begann. Viele verkrochen sich, wenn sie zum Dienst auf den Mauern berufen wurden und Bohemund von Tarent, dem der Befehl in der Stadt übertragen war, ließ einmal ein ganzes Stadtviertel, wo die Feiglinge ihre Schlupfwinkel hatten, anzünden, um sie hervorzulocken.

Endlich brachte ein Wunder Rettung. Dem greisen Raimund von Toulouse offenbarte auf seinem Krankenlager ein Traumgesicht, daß und wo in Antiochia die Lanze zu finden sei, mit welcher einst dem Heilande am Kreuz auf Golgatha die Seite geöffnet worden. Die Stätte wurde durchforscht, der Speer gefunden. Unter dem frischen Eindrucke der Begeisterung, welche dadurch im Heere erweckt worden, führte Gottfried von Bouillon dasselbe hinaus auf das freie Feld zur Schlacht, deren Leitung Bohemund übertragen wurde.

Die Sarazenen ließen die Christen ungestört aus den Thoren und über die Brücke des Orontes vorrücken und sich in sechs getrennten Heerhaufen aufstellen. Dann erst bildeten sie ihre Schlachtordnung, wie sie schon unter den ersten Abassiden vor 300 Jahren festgesetzt war: eine Vorhut als erstes, die Hauptmacht mit einem rechten und linken Reiterflügel als zweites oder Haupttreffen und einen Rückhalt. Die Schlacht begann und drohte für die Christen verderblich zu werden; eine Türkenschar, zweimal durch den Fluß setzend, umging ihren rechten Flügel und griff sie im Rücken an, gleichzeitig brach der Sultan Kilidsch-Arslan, der auch beim feindlichen Heere war, in der Front bis zum Hauptbanner durch und dies sank, da sein Träger von einem Pfeile getroffen ward. Die Fürsten des Kreuzheeres thaten Wunder der Tapferkeit, aber die Schlacht stand sehr ungünstig. Da entflammte eine Lufterscheinung den Muth der Christen: hoch in den Wolken wurden leuchtende Krieger mit Bannern sichtbar, das waren himmlische Heerscharen, vom Herrn des Himmels seinen getreuen Kämpfern zu Hülfe gesendet! Der Wunderglaube der Zeit begeisterte die Krieger zur höchsten Todesverachtung — und ein vollkommener Sieg krönte ihre Tapferkeit. Unaufhaltsam wogte die Flucht der Sarazenen, zu welcher der Emir selbst das Signal gegeben, dem fernen Euphrat zu, und das ganze Lager mit unermeßlicher Beute fiel den Siegern in die Hände.

Nach Jerusalem stand nun der Weg offen, und am 10. Juni 1099 erblickten die Kreuzfahrer zuerst die Mauern und Zinnen der heiligen Stadt. Ein allgemeines Freudengeschrei begrüßte sie, aber es kostete noch viel Blut, ehe sie erobert wurde. Jerusalem war nicht mehr in den Händen der Seldschucken, der Sultan von Aegypten hatte es ihnen entrissen und stark besetzt. Die Christen, kaum noch 60,000 Mann, mußten, da ihr erster gewaltsamer Angriff mißlang, Belagerungsmaschinen bauen, wozu in der holzarmen Gegend das Material von eingerissenen Häusern, selbst Kirchen, genommen wurde — der heilige Zweck entschuldigte den Frevel an letzteren. Unter brennendster Sonnenhitze und großer Dürre, welche den Bach Kidron austrocknete und die Brunnen und Cisternen versiegen ließ, wurde die Belagerung fortgesetzt, bis am 14. Juli der Sturm unternommen werden konnte. Die Heertrompeten gaben allen Kriegsmaschinen das Signal, denselben mit einem letzten Mauerbrechen vorzubereiten. Dann stürmten die Kreuzfahrer, aber sie wurden überall zurückgeschlagen und kämpften zwölf Stunden vergeblich. Am folgenden Tage, den 15. Juli, erneuerten sie den Sturm, eine Feuersbrunst in der Stadt kam ihnen zu Hülfe, viele Sarazenen verließen die Mauern, um zu löschen und die Christen erstürmten diese endlich: zwei Brüder aus Flandern, Ludolf und

Engelbert, waren die ersten oben. Aller Widerstand konnte die Stadt nicht mehr retten und es erfolgte in den Straßen, Häusern und Moscheen ein gräßliches Blutbad, das unter den Einwohnern kein Alter, kein Geschlecht schonte. Jerusalem war gewonnen.

Zum Könige wurde Gottfried von Bouillon ausgerufen, er lehnte es jedoch ab, da wo der Heiland die Dornenkrone getragen, sein Haupt mit einer Fürstenkrone zu schmücken; er nannte sich nur Beschützer des heiligen Grabes. Noch in demselben Jahre machte er diesen Namen zur Wahrheit, indem er das zur Wiedereroberung von Jerusalem heranziehende Heer des Sultans von Aegypten bei Askalon schlug. Als er bald darauf 1100 starb, wurde sein Bruder Balduin aus Edessa herbeigerufen und zum Könige erwählt.

Der zweite Kreuzzug. Der erste Kreuzzug hatte glorreich zum Ziele geführt, aber das neue christliche Königreich konnte nur mit den Waffen im fortgesetzten Kampfe gegen die Ungläubigen behauptet werden. Darum zogen auch alljährlich mit jedem Frühlinge größere oder kleinere Scharen von bewaffneten Pilgern nach dem gelobten Lande, um hier für den Glauben zu streiten. Schon im Jahre 1102 zogen wieder über 200,000 Menschen aus, Franzosen, Italiener, Deutsche, worunter auch viele Frauen waren. In drei Heere getheilt kamen sie nach Kleinasien, fanden hier aber durch Verrath, Hunger und das Schwert der Türken ihren Untergang: eine Heerschar löste sich sogar in schimpfliche Flucht auf und ließ über 1000 französische und italienische Damen in Gefangenschaft fallen.

In den fortgesetzten Kämpfen wurden geistliche Ritterorden gestiftet zur Pflege kranker Pilger, aber auch zur Bekämpfung der Ungläubigen; diese beiden Pflichten fügten sie den drei Mönchsgelübden, welche sie ablegten, hinzu. Es waren die Johanniter- und Tempelritter, jene trugen einen rothen Ordensmantel mit weißem Kreuz, die Templer ein rothes Kreuz auf weißem Mantel.

Die Sarazenen säumten aber nicht, den Christen einzelne Stücke des eroberten Landes wieder zu entreißen, und der Fall von Edessa brachte den zweiten großen Kreuzzug zu Stande. An dem ersten hatte weder der deutsche Kaiser, noch der König von Frankreich Theil nehmen können, beide befanden sich gerade im Bann. Jetzt aber nahm der Hohenstaufe Konrad III. und Ludwig VII. von Frankreich das Kreuz. In Frankreich mischten sich viel weltliche und romantische Elemente in die heilige Sache, die Königin und viele Edelfrauen zogen mit, in ihrem Gefolge Troubadours und Frauendiener. In Deutschland nahm alles einen ernsten, einen großartigen Aufschwung im Volke: ohne Sold und lockende Verheißung kamen an 70,000 Gewaffnete zusammen; auch die Städte betheiligten sich daran. Kölnische Schiffe gingen in See und halfen bei der Umschiffung von Spanien den dortigen Christen die noch maurische Stadt Lissabon erobern. Aber der Kreuzzug blieb erfolglos, obgleich über eine Million Krieger zusammengekommen waren. Die Treulosigkeit der Griechen führte sie irre und verrieth sie den Türken, sodaß in den Engpässen des Taurus die Deutschen große Verluste erlitten und später vom Sultan von Ikonium geschlagen wurden, der auch den nachfolgenden Franzosen dasselbe Schicksal

bereitete. Die Heerestrümmer vereinigten sich dann vor Damaskus und belagerten die Stadt, konnten sie aber nicht nehmen, und beide Monarchen kehrten ohne Lorbern nach Europa zurück.



Kampf zwischen Christen und Morgenländern.

In Palästina dauerten die Kämpfe fort, sie wurden für die Christen gefährlicher, als Saladin, seit 1171 Sultan von Aegypten, sich auch der Herrschaft von

Damaskus in völliger Unabhängigkeit von dem Khalifen zu Bagdad bemächtigte. Saladin ist der größte sarazenische Herrscher des Mittelalters, den alle Tugenden schmückten; zur Feindschaft gegen die Christen freilich verpflichtete ihn sein Glaube. Er begann den Krieg aber erst, als ihm Genugthuung für Gewaltthätigkeiten verweigert wurde, welche die Christen an Karawanen von Mekkapilgern begangen hatten. Auch seine Mutter, während des Waffenstillstandes von Aegypten nach Damaskus reisend, war überfallen und ihrer Schätze beraubt worden. Saladin zog jetzt mit seinen Heerscharen aus, schlug den König von Jerusalem, Guido von Lusignan, bei Hittin oder Tiberias, und der König mit vielen Rittern, auch der Großmeister der Tempelherren, wurde gefangen. Die Folge der Schlacht war die Eroberung von Jerusalem, wo Saladin am 3. Oktober 1187 seinen feierlichen Einzug hielt. Für den freien Abzug mit Hab und Gut sollten die christlichen Einwohner, der Mann zehn Goldstücke, das Weib fünf, das Kind eins zahlen, doch schenkte er ihnen einen großen Theil des Lösegeldes, vertheilte selbst 220,000 Goldstücke unter die Unglücklichen und bezahlte sogar, als die Pisaner, Genuesen und Venetianer niemand unentgeltlich in ihre Schiffe aufnehmen wollten, die Ueberfahrt nach Europa. Diese Großmuth gegen die Feinde seines Glaubens bildet einen demüthigenden Kontrast mit der schändlichen Behandlung, welche die Vertriebenen von ihren christlichen Brüdern erduldeten.

Der dritte und vierte Kreuzzug. Der Fall von Jerusalem wirkte im ganzen Abendlande wie Posaunenschall, der zu den Waffen ruft. Seit vierzig Jahren war nichts Großes zur Unterstützung des christlichen Reiches in Palästina geschehen, nun sah man die Folgen. Das Grab des Erlösers mußte zum zweiten male befreit werden, eine allgemeine Begeisterung dafür ging durch die Lande, besonders als der greise Kaiser Friedrich Barbarossa selbst noch einmal das Kreuz nahm, das er schon früher im Zuge seines kaiserlichen Oheims getragen hatte. König Philipp August von Frankreich, Richard Löwenherz von England folgten seinem Beispiele. Unterhandlungen mit Saladin führten zu nichts; dieser rüstete sich zur Abwehr der ihm drohenden Gefahr und fand Bundesgenossen an den Griechen!

Der Kaiser erzwang sich aber mit seinem deutschen Heere den Durchzug durch das griechische Reich und die Ueberfahrt nach Asien. Sowol im feindlichen Griechenlande, wie im Gebiet des Sultans von Ikonium, hielt er die strengste Mannszucht. Unter fortwährenden Gefechten mit den Türken erreichte er die Hauptstadt des Landes, welche von seinem Sohne, Herzog Friedrich von Schwaben, genommen wurde, während der Kaiser im freien Felde die überlegene Macht der Türken, die ihn rings umstellt hatten, angriff und zersprengte. Der Türke bat um Frieden und lieferte nun Lebensmittel im Ueberfluß, sodaß das Heer gestärkt den ungehinderten Marsch nach Syrien antreten konnte. Am 10. Juni 1190 kam man am Kalykadnos an, der Uebergang auf der einzigen vorhandenen Brücke ging dem Kaiser zu langsam; er wollte mit dem Pferde den Strom durchschwimmen und setzte hinein, aber die Wellen rissen ihn fort und als man ihm zu Hülfe kam, war er bereits eine Leiche. Sein Tod erregte im Heere eine fast an Verzweiflung grenzende Bestürzung und

lähmte alle Thatkraft. Friedrich von Schwaben übernahm zwar unverzüglich den Oberbefehl, aber er brachte nur einen kleinen Rest nach Akkon. Hier kämpfte er tapfer und stiftete den Orden der Deutschen Ritter, dem wir in Preußen wieder begegnen werden. Bald aber suchte eine furchtbare Seuche sein Heer heim und auch er starb an derselben.

Die Könige von Frankreich und England, welche den Weg zur See genommen, kamen nacheinander endlich auch vor Akkon an, das nach heldenmüthiger Vertheidigung genommen wurde: das einzige Resultat des dritten, mit so großer Machtentfaltung unternommenen Kreuzzugs.

Nach der Einnahme von Akkon kehrte der König von Frankreich bald heim; Richard setzte den Krieg zwar noch eine Weile heldenmüthig fort und war so gefürchtet, daß sarazenische Mütter ihre weinenden Kinder mit seinem Namen still machten, wie einst die Römerinnen mit Hannibal's gethan, aber Aussicht, Jerusalem wieder zu erobern, hatte er nicht mehr, schloß daher mit Saladin Frieden und kehrte heim. Saladin starb im Jahre 1193.

Jerusalem blieb in den Händen der Ungläubigen; nur auf wenige Jahre und nicht durch das Schwert ist es einmal wieder für die Christen gewonnen. Den bloßen Titel eines Königs von Jerusalem führten verschiedene Fürsten fort; die Vasallenländer der Krone indessen behaupteten sich noch eine Zeit lang gegen die Sarazenen, welche nach Saladin's Tod unter sich zerfallen waren.

Einen neuen, den vierten Kreuzzug brachte der Papst 1204 zu Stande, von französischen und italienischen Großen unterstützt; dieser Zug wurde aber durch einen vertriebenen griechischen Prinzen nach Konstantinopel gelenkt, um ihn auf den Thron zu setzen und fand dort sein Ziel mit der Erstürmung dieser Hauptstadt, als der neue Kaiser den Kreuzfahrern seine Versprechungen nicht halten konnte. Graf Balduin von Flandern wurde Kaiser des neuen, sogenannten lateinischen, weil abendländischen, Kaiserthums und richtete dasselbe auch mit den Lehnsformen seiner Heimat ein.

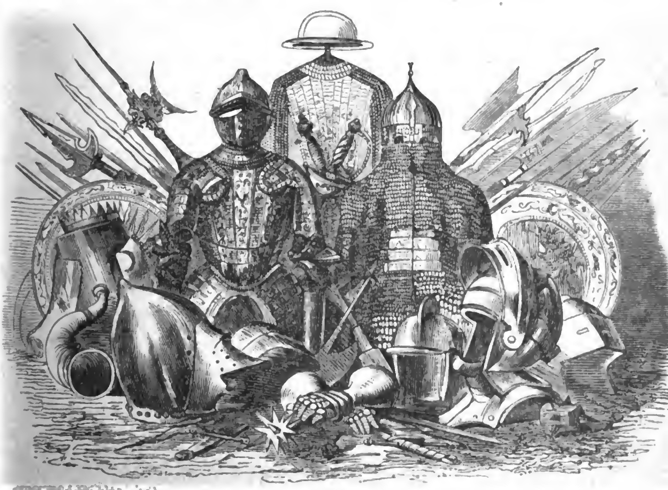
Die morgenländischen Christen beschlossen nun Aegypten anzugreifen, mit dessen Eroberung auch Palästina wieder in ihre Hände fallen mußte. Johann von Brienne, der jetzt den Titel eines Königs von Jerusalem führte, zog mit einem Heere nach Aegypten, eine niederländische Flotte von 300 Meerschiffen, die sich unter Wilhelm von Holland und Hermann von Wied in der Maas gesammelt hatte, kam ihm zu Hülfe und half 1219 Damiette erobern. Aber auf dem Marsch nach Kairo zur Zeit der Nilschwelle wurde das Christenheer durch Oeffnen der Schleußen mit Vernichtung bedroht und es kam zum Frieden, in welchem Damiette wieder zurückgegeben wurde.

In Deutschland hatte einige Jahre früher der junge Friedrich II. den Kaiserthron bestiegen und sich dem Papste zu einem Kreuzzuge verpflichtet. Nachdem er denselben längere Zeit aufgeschoben, von drängenderen Angelegenheiten beschäftigt, mußte er ihn, weil er mit dem Banne bedroht wurde, antreten. Er hatte sich auf den Rath des Hochmeisters des Deutschen Ordens, Hermann von Salza, mit der

Tochter des oben erwähnten Titularkönigs von Jerusalem, Jolantha, vermählt und diese ermunterte ihn auch zu dem Zuge. Kaum eingeschifft, wurde er aber bedenklich krank und kehrte an das Land zurück, worauf der Papst, die Krankheit als Vorwand ansehend, den Bannfluch gegen den Kaiser aussprach und denselben nicht zurücknahm, als Friedrich den Kreuzzug darauf wirklich antrat. Der Kaiser hatte nur ein kleines Heer, aber die Ritter des Deutschen Ordens schlossen sich ihm in Syrien an und der Sultan Kamel von Aegypten, im Streit mit dem von Damaskus, trat Friedrich in einem Waffenstillstandsvertrage auf 10 Jahre Jerusalem und das ganze Land bis zum Meere mit Bethlehem, Nazareth, Tyrus und Sidon ab. Im friedlichen Zuge gelangte der Kaiser nach Jerusalem, wo er, der Gebannte, sich die Krone selbst aufsetzte, da der Patriarch das nicht wagte. Darauf kehrte Friedrich rasch nach Italien zurück, um des Papstes „Schlüsselsoldaten", wie sie nach dem päpstlichen Wappen, den Schlüsseln Petri, spottweise genannt wurden, aus seinem Erblande zu vertreiben und sich die Lossprechung vom Banne zu erzwingen.

Das war der letzte eigentliche Kreuzzug. Zwei folgende Unternehmungen Ludwig's des Heiligen gelangten nur nach Afrika, nicht nach dem gelobten Lande, wo 1291 die letzte christliche Besitzung verloren ging.

Die Kreuzzüge haben die wichtigsten Folgen für die Entwicklung der Zeitverhältnisse gehabt, fragen wir aber, was das Kriegswesen dadurch gewonnen, so finden wir nur in der militärischen Organisation der geistlichen Ritterorden einen Fortschritt. Diese hängen aber mit dem Ritterthum im allgemeinen zusammen, dem wir uns nun zuwenden wollen.





Auszug zum Turnier.

7. Das Ritterwesen.

„In der alten Ritterzeit" — dieser Ausdruck wird gar oft gebraucht, im guten wie bösen Sinne. Wann war diese Zeit? Wie entstand das Ritterthum, welchen Sinn hatte es, wann entwickelte es sich zu seiner schönsten Blüte, wie und warum entartete dasselbe?

Der Ursprung des Ritterthums in seinen Formen und Graden ist schon in den alten Kriegsgenossenschaften, die wir bei den Germanen der Vorzeit kennen gelernt haben, zu suchen. Darauf deutet die altgermanische Wehrhaftmachung der Jünglinge, die spätere Umgürtung mit dem Schwert, die Waffenproben, welche die jungen Krieger in der Gefolgschaft (dem Geleit oder Kriegsgesind — von senden —) ablegen, die Stufen im Dienst, welche sie durchlaufen mußten, ehe sie unter die „Degen" (Kriegsmänner, eigentlich Diener, von thegnian, dienen) aufgenommen wurden.

Ein besonderer Ritterstand bildete sich erst allmälig seit dem Anfange des 10. Jahrhunderts aus, indem die edle Aufgabe, Unterdrückte und Schwache, Wittwen und Waisen zu schützen, Bedrängten zu helfen, die Frauen zu ehren, und

für die Aufrechthaltung der Religion zu sorgen, mehr und mehr als Pflicht des Adels anerkannt wurde und solche, welche sich dazu bekannten, sie ausdrücklich gelobten, oder bereits durch Thaten bewährt hatten, die Weihe dazu durch gewisse Feierlichkeiten erhielten und nun Ritter hießen. Die Ritterwürde war also nicht ein Vorrecht der adeligen Geburt an sich, sondern sie mußte erworben und verliehen werden. Anfangs geschah dies durch den Rittergürtel, dann kam bei den romanischen Völkern der Ritterschlag auf, der in Deutschland erst nach wiederholten gemeinschaftlichen Kreuzzügen mit den Franzosen und Engländern, also im 12. Jahrhunderte, üblich wurde. „Aller Auswüchse ungeachtet, die zumal in späteren Jahren es verunstalteten", sagt ein neuerer, dem Feudalwesen sehr abholder Schriftsteller, „bleiben doch jene herrlichen Grundzüge des Ritterthums kennbar, und sein wahrer Charakter ist immer edel und groß."

Bestimmte Gesetze für die Erwerbung der Ritterwürde kamen bald auf. Der Knabe wurde schon frühzeitig durch körperliche Uebungen gestählt und mit den Waffen vertraut gemacht, er diente dann als Edelknecht oder Page und wurde, wenn er herangewachsen war, wehrhaft gemacht: Knappe. Als solcher konnte er den Ritterschlag erlangen; aber nicht jeder Adelige kam dazu, besonders in späterer Zeit, als der ritterliche Geist in Verfall gerieth, blieben viele Edelleute ihr Leben lang Junker ohne Ritterschlag, wenn man auch unter der Ritterschaft im allgemeinen den Adel verstand und dessen Besitzungen Rittergüter, in den Städten Ritterhäuser genannt wurden.

Der Ritterschlag konnte nur von einem Ritter ertheilt werden, in alter Zeit selbst von keinem Fürsten, der nicht selbst zum Ritter geschlagen war. Er wurde meist nach einem gewissen Ceremoniell, zuweilen aber auch auf dem Schlachtfelde ertheilt. Durch Gebete, Fasten und Bußübungen unter priesterlichem Beistande vorbereitet, oft auch nach einer nächtlichen Waffenwache, erschien der Jünger des Ritterstandes in der Kirche, meist angethan mit einem weißen Gewand, das Schwert nicht umgürtet, sondern an einer Schärpe um den Hals tragend. Am Altar wurde dies Schwert eingesegnet, dann kniete der Novize nieder und leistete den Eid auf die Ritterpflichten vor zahlreich versammelten Zeugen. Hierauf legten ihm erkorene Ritter und Frauen die goldenen Sporen, den Harnisch und die Panzerhandschuhe an und umgürteten ihn mit dem Schwerte. Jetzt beugte er sein Knie vor dem Fürsten oder Herrn, oder auch dem einfachen Ritter, welcher ihm den Ritterschlag ertheilen sollte. War es ein Fürst, so hatte er der Feierlichkeit auf einem Throne beigewohnt, ein anderer auf erhöhtem Sitze. Von diesem erhob sich derselbe und gab mit flachem Schwerte dem Knieenden drei Schläge über Nacken und Schulter im Namen Gottes, der heiligen Dreieinigkeit und Sanct Michael's oder Sanct Georg's, der Schutzheiligen des Ritterthums. Zuletzt empfing der neue Ritter den Bruderkuß, die Kriegswaffen: Helm, Schild und Speer wurden ihm überreicht und er verließ nun mit den Anwesenden das Gotteshaus, um draußen sich vor allem Volke auf den ebenfalls gepanzerten Streithengst zu schwingen und unter Trompetenschall einen Umritt zu halten.

Statt mit kirchlicher Feierlichkeit wurde der Ritterschlag zuweilen aber auch in Fürstenhallen oder auf Herrenschlössern und oftmals, wie schon erwähnt, auf freiem Felde ertheilt. Bei wichtigen Staats- oder Kriegsbegebenheiten kam es wol auch vor, daß mehrere, die sich ausgezeichnet hatten, zugleich den Ritterschlag empfingen.

Außer den ritterlichen Tugenden, unter denen Ehrenhaftigkeit und unverbrüchliche Treue voranstanden, forderte des Ritters Beruf den Kampf, Körperkraft und Geschicklichkeit in kriegerischen Uebungen, besonders zu Roß und mit den Waffen. Dahin wirkte die ganze Erziehung der adeligen Jugend, und das Leben und Treiben des Adels, vorzüglich aber die Einrichtung der Kampfspiele oder Turniere, die im Altdeutschen auch Buhurt genannt wurden, d. h. Stoß, Anprall, Kampf zu Roß, Schar gegen Schar. Schon zur karolingischen Zeit, wie wir früher erwähnten, gab es solche Kampfspiele. Bei der Eidesleistung vor Strasburg 841 wurden sie bereits angestellt. Zwei Parteien rannten gegeneinander an und flohen abwechselnd, bis die Könige mit auserlesenen Kriegern, ihrem Dienstgefolge, dazwischensprengten und beide Theile verjagend den Platz behaupteten. Zweikämpfe, welche später in den Turnieren vorherrschten, kamen noch nicht dabei vor. Wenn aber solche Spiele damals schon ausgeführt wurden, so sind sie jedenfalls viel früher aufgekommen. Die Meinung, daß sie von den Arabern entlehnt worden, ist uns nicht glaublich, da ein Verkehr mit ihnen zur Zeit, als sie Spanien eben erobert hatten, nicht bestand.



Erscheinen des Herolds.

Turniere in bestimmt hervortretender Form sind zuerst in Süddeutschland gehalten worden, von dort kamen sie nach Thüringen und dann nach Norddeutschland. Hier wird ein Turnier in Magdeburg 1036 erwähnt; auch die ersten Kampfregeln sollen im 11. Jahrhundert aufgestellt worden sein. Gottfried von Preuilly sammelte dieselben 1066 und brachte sie nach Frankreich, wo die Turniere bald mit größter Leidenschaft betrieben wurden; von hier kamen sie nach England. In Italien sind sie bei der Verbindung mit Deutschland zur Hohenstaufenzeit eingeführt worden.

Die Turniere wurden von Fürsten und vornehmen Herren oder von Turniergesellschaften auf eigene Kosten veranstaltet. In Süddeutschland hatten sich zur Zeit der fränkischen Kaiser im 11. Jahrhundert vier große Turniergesellschaften aus der rheinischen, fränkischen, bayerischen und schwäbischen Ritterschaft gebildet, welche gemeinsame große Kampfspiele veranstalteten. Ihnen schlossen sich die übrigen Stämme an. Die Einladung zur Theilnahme oder zur Beiwohnung als Zuschauer erfolgte durch besondere Herolde, welche mit offenen Briefen von Burg zu Burg zogen.



Der Ritterschlag.

Als turnierfähig, d. h. zur Veranstaltung eines Turniers oder zum Kampfe auf einem solchen, waren nur Männer aus ritterbürtigem Geschlecht mit wenigstens vier adeligen Ahnen berechtigt, welche keinen Makel auf ihrer Ehre hatten. Zur Prüfung dieser Berechtigung war ein Turniergericht eingesetzt, welches aus den Turnierkönigen oder Turniervögten (bei den obengenannten vier Ritterschaften ihre Landesfürsten), den Grieswärteln (Aufsehern des Turnierplatzes) und drei Damen

bestand: einer Frau, einer Witwe und einer Jungfrau. Diese letztern verliehen den Turnieren, besonders bei den Franzosen, zugleich den Reiz der Galanterie und des Minnedienstes; sie hatten bei der Wappenschau ihre Stimme mit abzugeben, natürlich nur der Form wegen, dann aber vertheilten sie die Preise, den Turnierdank, an die Sieger. Wappen, als Geschlechtszeichen auf dem Schilde, kamen erst während der Kreuzzüge allgemein in Gebrauch, wie auch zu dieser Zeit die Geschlechtsnamen überall angenommen wurden. Beim Turniergericht wurde seitdem, außer der Prüfung der Abkunft und des Lebenswandels, auch eine Wappen- und Helmschau abgehalten, wozu Schild und Helm mit den ererbten oder verliehenen Sinnbildern, Zierathen und Kleinodien an einem bestimmten Orte aufgehängt werden mußten.

Gewöhnlich wurde eine größere oder angesehenere Stadt zum Orte des Turniers bestimmt. Dahin zogen denn zur angesagten Zeit von allen Seiten die Eingeladenen: die Ritter, welche an dem Rennen theilnehmen wollten mit großem Geleit, die edlen Frauen und Jungfrauen, welche das Turnier verherrlichen sollten, alte nicht mehr kampffähige Herren, denen das Spiel schöne Erinnerungen an die Zeit ihrer Manneskraft weckte, und Zuschauer ohne Zahl aus allen Klassen des Volks. Die Turniere weckten, wo irgend sie eingeführt waren, das lebhafteste Interesse, besonders bei dem leicht entzündlichen französischen Volke stieg dasselbe bis zum leidenschaftlichen Enthusiasmus.

Vor der Stadt, wo die Versammlung stattfand, war der Turnierplatz abgesteckt, geebnet und mit Sand bestreut, an beiden Enden durch Schranken oder Seile abgesperrt und mit hohen, in vielen Stufen aufgeführten reich geschmückten Tribünen umgeben. Auf diesen hatten die vornehmen Zuschauer, die Frauen und greisen Ritter besonders abgetheilte Räume, alle übrigen Sitze waren dem Volke überlassen. Gewöhnlich gingen dem Hauptturnier, das meist erst am dritten Tage gehalten wurde, einige Vorspiele, Knappenrennen oder Gesellenstechen voraus. Zum Ritterturnier erschien alles im höchsten Glanz; die kostbaren und leuchtenden Trachten in den phantastischen Moden jener Tage, die Pracht der Stickereien und flimmernden Edelsteine, mit welchen die Kleider namentlich in den letzten Zeiten des Mittelalters prangten, die Banner und Teppiche auf den Tribünen und die Menge der Zuschauer gaben dem Kampfplatze einen wunderbar großartigen Rahmen. Die Anwesenheit holder Frauen, vor denen sich die Ritter erproben sollten, verlieh dem Turniere einen besondern Reiz und ermunterte zu den höchsten Anstrengungen.

Unter Trompetenschall ritten die Kämpfer im langsamen Schritt hinter den Schranken auf, jeder in der besten und schönsten Rüstung, die er besaß, mit seinem Knappen hinter sich. Nachdem ihre Waffen und Sättel noch von den Herolden untersucht waren, ob sie auch den Turniergesetzen entsprechend seien, wurden die Schranken geöffnet oder die Seile von den Grieswärteln durchgehauen, worauf die Ritter paarweise in die Rennbahn einzogen, gewöhnlich noch einen Umritt an den Tribünen hielten, um die Fürsten und Frauen durch Senken der aufgerichteten Speere zu begrüßen, und sich dann in getrennten Parteien zum Vorturniere auf-

stellten, das jedoch in späterer Zeit ganz wegfiel. Gewöhnlich saßen die Reiter dazu ab und bekämpften sich, wie es in ältester Zeit schon üblich gewesen, Schar gegen Schar, mit unbeschlagenen Streitkolben und stumpfen Schwertern. Es kam dabei auf Gewandtheit an, mit dem Schlage des Kolbens, der mit beiden Händen geführt wurde, gut zu treffen, dem Gegner die Helmkleinodien mit dem Schwerte abzuhauen und seinen Waffen auszuweichen.



Kaiser Maximilian I. in seiner Turnier-Rüstung. Nach Burgmeier.

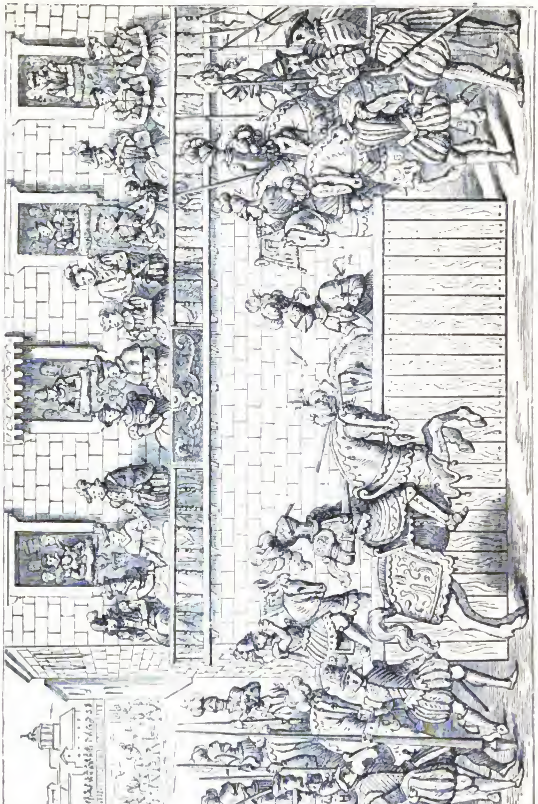
Dann folgten Zweikämpfe zu Pferde, sogenannte Rennen. Die Lanzen waren dazu ohne Eisenspitze, mit einem metallenen Knopf versehen, die Schwerter wurden nur ausnahmsweise gebraucht, wenn die Lanzen im Anlauf zersplittert waren. Ein gut gewölbter, glatt polirter Brustharnisch, eine starke Lanze, die sicher geführt wurde, ein Sattel mit hohem Kranz oder Stuhl, um möglichst fest zu sitzen, und

vorzüglich ein kräftiger Turnierhengst mit starkem Hintertheil, der einen gewaltigen Anprall leisten und zugleich einem solchen widerstehen konnte, waren zum Rennen erforderlich, wenn es siegreich sein sollte.

Die Gegner rannten im starken Galopp, wie ihn die schweren Hengste gehen konnten, gegeneinander mit gefällter, in die Seite fest eingestemmter Lanze an und richteten den Stoß auf den Brustharnisch, um den Feind bügellos zu machen und aus dem Sattel in den Sand zu strecken. Man nannte dies „aus dem Sattel heben". Waren beide Kämpfer einander gewachsen, so zersplitterten ihre Lanzen am Harnisch, und es wurden ihnen neue gereicht zu einem zweiten Rennen. So wurde das Turnier von stets neuen Paaren fortgesetzt, bis der Turnierkönig das Zeichen zur Beendigung gab, die Sieger, welche die meisten Gegner niedergestreckt, ausgerufen und ihre Schilde in einem feierlichen Umzuge, man nannte es „zu Blatt" getragen wurden. Dann erfolgte die Vertheilung der Preise, welche aus Kleinodien und Kostbarkeiten von edlem Metall, reichen Schärpen und Schmucksachen von Damenhand gearbeitet, bestanden und in der Regel von Frauen den Siegern überreicht wurden. Ein Banket und fröhlicher Tanz beschloß das Fest für die Eingeladenen, während das Volk sich andern Lustbarkeiten überließ.

Solange die Turniere nach strengem Gesetz geführt, nur untadelige Männer dazu gelassen und keine andere als stumpfe Waffen gebraucht wurden, waren sie für den Zweck, einen ehrenhaften, starken Ritterstand auszubilden, von großem Nutzen. Die Schande, wegen unlautern oder verbrecherischen Lebenswandels vom Turnier zurückgewiesen zu werden, war in den Augen der Zeitgenossen so groß, daß sie wol dazu beitrug, den edlen Geist und die Sittlichkeit aufrecht zu halten. Aber mit der Zeit wurden die strengen Vorschriften umgangen, die Sittenprüfung nicht mehr geübt; Leidenschaft und Parteihaß benutzten die Turniere, um ihre Streitigkeiten auszufechten, und es wurden auch scharfe Kriegswaffen dabei gebraucht. Vergebens eiferte die Kirche hiergegen. Die Turniere wurden immer mörderischer. Zu Neuß wurde 1241 trotz geistlicher Abmahnung, wie eine Chronik erzählt, so „buhurdirt", daß 60 Ritter auf dem Platze blieben oder vor Staub und Hitze in den schweren Rüstungen erstickten. Ein Wunder scheint dies nicht, wenn man sich einen solchen Mann im vollen Harnisch ansieht. Den Kopf bedeckte ein Helm von Stahl, mit einem Kamm, auf welchem das Abzeichen des Wappens, die sogenannten Helmkleinodien, und ein Helmbusch emporragten, zuweilen wallten noch lange Federn auf die Schultern und den Rücken herab. Vom Schirme über die Stirn war ein Helmsturz oder Visir über das Gesicht herabgelassen, nur ein Gitter oder ein paar Löcher gestatteten zu athmen und zu sehen. Hals und Nacken waren durch die Halsberge, Schultern, Brust und Rücken durch den eigentlichen Harnisch, die Arme durch Armschienen, an den Ellnbogen mit Gelenken, die Hände durch Panzerhandschuh, Unterleib und Hüften durch den Eisenschurz, die Beine und Füße ebenfalls durch Schienen geschützt: alles von Stahl oder Eisen! In solcher Metallhülle mußte die Hitze, wie der Frost unerträglich werden, freilich war sie auch fast undurchdringlich im Kampfe. Nur große und starke Streithengste konnten diese Last tragen,

auch sie wurden mit Panzerdecken und Stahlmasken versehen. Ein wunderlicher Anblick, der geharnischte Ritter auf seinem Panzerroß — welche Waffe sollte beiden an das Leben kommen?



Scene aus einem Turnier.

Ausartung des Turnierwesens. Die Fehden waren auf die Turniere übertragen worden. Zwar hatte der sogenannte Gottesfriede, der unter dem starken Kaiser Heinrich III. verordnet worden war, die Fehden beschränkt, aber das Fehderecht war dem Adel 1187 auf dem Reichstage zu Nürnberg durch ein Gesetz ausdrücklich bestätigt worden: nur drei Tage vor dem Angriff mußte die Fehde angesagt werden. Auch das Schwerttragen war dem Adel allein vorbehalten, gestützt auf die Umgürtungsfeierlichkeit, die keinem Nichtadeligen zu Theil wurde. Kaufleute, welche auf Reisen Schwerter sehr nöthig hatten, durften diese nur auf dem Wagen gestellt oder am Sattel hängend, nicht am Leibe mit sich führen. Doch erwuchs zu der Zeit, wo das Ritterthum sich am großartigsten entfaltete, ein wehrhafter Bürgerstand in den lombardischen, sodann in den deutschen Städten.

Diese Zeit war die der Kreuzzüge. Sagten wir, das Ritterthum habe sich zu dieser Zeit am großartigsten entfaltet, so ist das im edlen Sinne zu verstehen: es entwickelte sich in den Kreuzzügen zu seiner schönsten Blüte. Gerade hier fanden die Ritter Gelegenheit, die hohen Pflichten, welche ihnen ihr hoher Stand auferlegte, in umfassendster Weise zu erfüllen: den Schutz der Unterdrückten, die Pflege der Kranken im Orient, die werkthätige Liebe an Nothleidenden, an Witwen und Waisen und den Kampf für die Religion. Ihrer Thatkraft war ein unermeßlicher Spielraum und Schauplatz eröffnet und die Geschichte hat viel herrliche Ritterthaten, nicht blos mit dem Schwert, sondern auch Thaten des Geistes verzeichnet.

Seinem Wesen nach war das Ritterthum germanisch und ist auch nur bei den Nationen germanischen Ursprungs zu wahrem Aufschwunge gediehen. Wir rechnen dazu außer den echten Deutschen alle, welche sich auf weströmischem Boden durch die Völkerwanderung gebildet haben, mehr oder minder eine Verschmelzung germanischer und romanischer Elemente. So in Frankreich und Italien, in England, wohin das Romanische erst durch die normannische Eroberung übertragen wurde, und endlich in Spanien, wo die Entwicklung des Ritterthums durch die Glaubenskämpfe und auch durch friedlichen Verkehr mit den Mauren einen eigenthümlichen Charakter annahm. Unter den Sarazenen hier wie im Orient waren ganz ähnliche ritterliche Züge zu finden, wenn schon einem ganz anderen Grunde entsprossen und der Hoheit und Reinheit des christlichen wahren Ritterthums ermangelnd. In den Norden und zu den Slaven ist dasselbe wenig gedrungen, dort wehrte ihm die noch ungebändigte Roheit der Nordländer sich zu entfalten, hier theilweise der Volkscharakter, theils die Verschiedenheit aller Verhältnisse mit den germanischen. Wenn wir die Grundideen des Ritterthums festhalten und dasselbe nicht mit bloßem Heldenthum und kriegerischer Größe verwechseln, so können wir nicht einmal den Polen, welche so oft ritterlich genannt werden und gewiß für das Edle, Erhabene und Große empfänglich sind, ein echtes mittelalterliches Ritterthum zugestehen. Die Russen aber geriethen gerade zu jener Zeit unter das Joch der Mongolen, welches zwei Jahrhunderte auf ihnen lastete und in schlimmster Weise auf ihren Volkscharakter einwirkte. Bei den entarteten Griechen endlich konnte das Ritterthum in keiner Weise Eingang finden.

Geistliche Ritterorden. Eine besondere Erscheinung sind die geistlichen Ritterorden, die während der Kreuzzüge gestiftet wurden; wir haben ihrer schon erwähnt und wollen sie jetzt etwas näher betrachten. Der erste derselben war der Johanniterorden. Kaufleute aus Amalfi hatten schon 50 Jahre vor dem ersten Kreuzzuge in Jerusalem eine Kirche mit einem Kloster und Hospital gestiftet, dessen Mönche sich Johanniter (vom heiligen Johannes) oder Hospitaliter nannten. Ein Vorsteher dieses Ordens, Raimund von Puy, verwandelte denselben im Anfang des 11. Jahrhunderts in einen geistlichen Ritterorden, indem er den Mönchsgelübden die Verpflichtung zum Kampfe gegen die Ungläubigen hinzufügte. Er wurde der erste Großmeister und theilte die Mitglieder des Ordens in drei Klassen: Ritter zur Kriegführung, Kaplane zum Kirchendienst und dienende Brüder zur Krankenpflege.

Die Organisation für den Krieg war bei allen Ritterorden fast dieselbe; wir wollen dieselbe daher bei demjenigen betrachten, der die großartigsten Kriege geführt hat: Bald nach den Johannitern entstand ein zweiter geistlicher Ritterorden 1118 durch die Verbindung von neun französischen Rittern unter Hugo von Payens. Der König von Jerusalem räumte ihnen den Tempel Salomonis ein, wovon sie sich Tempelritter und ihren Orden den Templerorden nannten.

Der Deutsche Ritterorden. Während des dritten Kreuzzugs, nach dem Tode des Kaisers Friedrich Barbarossa, wurde vor Akkon, wie auch schon erzählt, von Herzog Friedrich von Schwaben der Deutsche Orden gestiftet, als sich einige Bürger aus Bremen und Lübeck dort zu gleichem Zwecke wie die Johanniter und Templer verbunden hatten. Dieser Orden ist der wichtigste, sowol nach seinen Kriegen, als auch weil er den Staat an der Ostsee gegründet hat, aus welchem das Königreich Preußen hervorgegangen ist. Nur deutsche Männer von freier edler Geburt konnten in dem Orden Aufnahme finden. Die Tracht war ein weißer Mantel mit schwarzem Kreuze. An der Spitze des Ordens stand der Hochmeister, unter ihm der Großkomthur.

Die Klasseneintheilung der Ordensmitglieder war dieselbe, wie bei den Johannitern; nur wurden später noch die sogenannten Halbbrüder hinzugefügt, welche auch nichtadlig sein und theilweise bei Erfüllung ihrer Ordenspflichten in ihren bürgerlichen Verhältnissen fortleben konnten. Das aber war erst der Fall, nachdem sich der Orden in Preußen eingerichtet hatte. Hierher wurde derselbe durch Herzog Konrad von Masovien, einen der polnischen Theilfürsten, berufen, welcher den Ordensmeister Hermann von Salza um Beistand gegen die heidnischen Preußen bat. Dieser sandte 1228 eine kleine Anzahl von Rittern unter Hermann von Balk ab, welche das ihnen geschenkte Kulmer Land besetzten und die Eroberung begannen, bei welcher sie durch wiederholten Zuzug aus Deutschland unterstützt wurden. Nach 60 Jahren war Preußen erst vollständig unterworfen, weil die Einwohner den hartnäckigsten Widerstand entgegensetzten und sich immer von neuem empörten. Seit 1237 hatte sich der Deutsche Orden mit dem 1199 in Livland gestifteten Schwertbrüderorden verbunden und so einen Ritterstaat geschaffen, der sich von der Grenze Pommerns über den Riemen und die Düna bis zur Narowa erstreckte. Im Deutschen Orden waren überwiegend ober- und mitteldeutsche Geschlechter (Schwaben, Bayern, Oesterreicher, Franken, Thüringer), bei den Schwertbrüdern meist Söhne der obersächsischen, westfälischen und niederrheinischen Ritterschaft. Ein Landmeister war in Preußen der Statthalter des Hochmeisters, der noch immer seinen Sitz in Akkon hatte und nach dem Verlust dieser letzten christlichen Feste in Palästina 1291 das Ordenshaus nach Venedig, bald darauf aber 1309 nach Marienburg in Preußen verlegte. In diesem Lande konzentrirte sich nun die ganze Macht des Ordens, der auch mehrere andere Besitzungen theils eroberte, theils kaufte und in Deutschland viele Güter und Herrschaften besaß.

Das Kriegswesen stand unter dem Ordensmarschall, der auch das Ordensheer befehligte. In Deutschland hatte der Marschall damals noch immer den Kriegshaushalt und die Kriegspolizei unter sich, bei den Rittern war er zuerst Oberfeld-

herr. Er hatte seinen Sitz zu Königsberg, an der Grenze, in der Nähe des Feindes. Unter ihm befehligte der Turkopulier die leichten Reiter — den Namen hatte dies Kriegsamt aus dem Orient mitgebracht, wo die leichten eingebornen Reiter aus dem Mischvolke von Griechen und Sarazenen, welche den Kreuzheeren als Wegweiser, Kundschafter u. s. w. und dem Ritterorden in bestimmter Organisation dienten, Turkopulier hießen. Landkomthure befehligten die einzelnen Konvente, in welche die Ritter, zu 10—60, über das Land vertheilt waren. Der Ordensspittler hatte das Hospitalwesen, der Ordenstrappier die Bekleidung, der Ordensschäffer die Verpflegung unter sich, Schatzmeister war der Ordenstreßler. In jedem Konvente gab es mit untergeordnetem Wirkungskreise dieselben Aemter.

Die Kriegsmacht des Ordens war zur Zeit seiner größten Blüte sehr bedeutend. Das Heer wurde nicht stehend unter den Waffen gehalten, nur die Ritter blieben in steter Kriegsbereitschaft, aber alle Einwohner waren zum Kriegsdienst verpflichtet, sowol die eingebornen Preußen, als die eingewanderten Deutschen, welche hier einen deutschen Bauerstand und Städte gegründet hatten. Diese letzteren, vorzüglich aber die Grundunterthanen der Ritter und die Hintersassen aller Lehnsbesitzer stellten das Fußvolk; die Reiterei wurde von der Ritterschaft, von den sogenannten Kölmern (freien deutschen Grundbesitzern) und den preußischen Freilehnsleuten gebildet, die beiden ersteren als schwere, die letzteren als leichte Reiter.

Auch eine Seemacht hatte sich der Orden bald begründet. Ordensschiffe halfen die berüchtigten Vitalienbrüder, Seeräuber auf der Ostsee, deren Schlupfwinkel die Insel Gothland war, ausrotten. Im Kriege mit Dänemark 1404 ging eine stark bemannte preußische Ordensflotte in See und brachte 200 dänische Fahrzeuge auf.

Nach der Unterwerfung Preußens geriethen die Deutschherren in Kriege mit äußern Feinden, mit den Litthauern, Polen und Russen. Sie mußten daher ihre Kriegsmacht, trotz des fortwährenden bedeutenden Zuzugs aus Deutschland, durch Söldner verstärken. Auch erwiesen sie fremden Rittern, welche nach Preußen als Kriegsgäste kamen, um eine Zeit lang unter dem schwarzweißen Ordensbanner gegen die heidnischen Litthauer zu kämpfen, große Ehren, sodaß in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts die gefeiertsten und vornehmsten Helden aus Frankreich, England und Schottland, außer deutschen Fürsten und Edeln nach Preußen kamen, um sich einen Sitz am Ehrentische zu erkämpfen. Dieser war nur für 10 bis 12 Personen gedeckt, mit einer unerhörten Pracht an Gold- und Silbergeschirr geschmückt und mit den feinsten Weinen besetzt; ein Platz an demselben mußte durch Thaten verdient sein und konnte nicht nach der vornehmen Geburt vergeben werden.

Aber die innere Kraft des Ordens sank mit der Zeit. Die Ritter hatten sonst nach der Strenge der Ordensregeln: keusch, arm und gehorsam zu sein, ein einfaches, mönchisches Leben geführt, durften nur zu Zweien ausreiten, erhielten selten Urlaub und besaßen kein Eigenthum, nicht einmal Waffen, Pferde und Sättel; alles wurde ihnen aus den Ordensvorräthen geliefert und sie waren der strengsten Zucht unterworfen. Das hatte sich allmälig geändert, seit durch guten Ertrag des Landbaues, durch Handel und Gewerbfleiß sich großer Wohlstand verbreitete und

auch die geistige Bildung unter den Rittern gestiegen war. Diese werthvollen Fortschritte hätten die Kraft des Ordens eher stärken als schädigen können, aber es kam Entsittlichung und Uebermuth hinzu, innere Zwietracht und steigender Druck auf die Städte und den einheimischen Adel, welcher jene zur Widersetzlichkeit reizte. Und das grade zu einer Zeit, wo die Macht des feindlichen Polens furchtbar gewachsen war!



Deutsche Ordensritter im Kampfe mit den heidnischen Preußen.

Das Reich der Piasten hatte nach längerer Zersplitterung, wie sie im Mittelalter überall, auch in Deutschland durch Ländertheilungen unter fürstliche Erben

herrschte, sich wieder vereinigt durch die starke Hand eines Zwerges: Wladislaw Lokjetek (wörtlich und auch thatsächlich soviel als Ellenlang). Die Königskrone von Polen war später, als mit Wladislaw's Sohne schon die Piasten hier ausstarben, mit Uebergehung der schlesischen Herzoge desselben Stammes an den König Ludwig von Ungarn gekommen, den sich die Polen erwählt hatten. Dieser starb ohne einen Sohn zu hinterlassen und die beiden Reiche trennten sich wieder, indem jedes einer Tochter zufiel. Hedwig erhielt Polen und vermählte sich auf den Wunsch der Großen, sehr gegen den Wunsch ihres Herzens, das einem österreichischen Erzherzog zugeneigt war, mit dem Großfürsten von Litthauen, Jagiello. Dieser war noch ein Heide, ließ sich aber taufen und sein ganzes Volk auf Befehl mit ihm. Er besaß ein großes Reich, das sich bei dem Zerfallen des russischen und dessen Unterjochung durch die Mongolen sehr ausgedehnt hatte, und wenn er dasselbe auch nach seiner Thronbesteigung in Polen seinen Brüdern überließ, so stand ihm doch dessen Macht als Bundesgenossin in jedem Kriege zu Gebot.



Tempelritter.

Mit dem Deutschen Orden, der seine Eroberungspläne auf Litthauen auch jetzt noch nicht aufgab, gerieth der König von Polen, der nun Wladislaw II. hieß, wiederholt in Kämpfe, bis endlich die große Schlacht von Tannenberg, 15. Juli 1410, die Macht des Ordens brach. Der König war mit 160,000 Mann in Preußen eingefallen, ihm stellte sich der Hochmeister Ulrich von Jungingen mit 80,000 Mann entgegen. Das Ordensheer stand in drei Treffen mit einem doppelten Rückhalt; auf der feindlichen Seite hatten die Litthauer und Tataren unter dem Großfürsten Witold den rechten, die Polen den linken Flügel inne. Um Mittag begann Witold den Angriff, wurde aber geschlagen und verfolgt, ihr Sanct-Georgsbanner, das sie seit der Bekehrung führten, genommen. Auch auf die Polen stürzten die Ritter, auch das Hauptbanner mit dem weißen Adler fiel in ihre Hände! Rings über das Feld stäubte die Flucht, der Polenkönig warf aber seinen Rückhalt in den Kampf, und da der siegreiche Ordensflügel in Auflösung zurückkam, konnten sich auch die Litthauer wieder sammeln und in dem wüthend fortgesetzten Kampfe wandte sich das Glück. Der Hochmeister war nicht zu bewegen, die Schlacht abzubrechen, er

stürzte mit 16 Geschwadern gerade auf den Hügel, wo der König hielt. Schon rannte diesen ein lausitzer Edelmann, Diepold von Köckeriz, mit gefälltem Speer an, wurde aber von dem Starosten Olesnicki vom Pferde geschlagen und getödtet. Im entscheidenden Augenblicke brachen 800 böhmische Lanzen unter Ziska von Troznow, dem späteren Hussitenführer, vor und gaben den Ausschlag. Der Hochmeister, die meisten Komthure, 6000 Ritter und angeblich 40,000 Krieger wurden erschlagen, 51 Banner und viele tausend Gefangene fielen in Feindeshand.

Von diesem Schlage hat sich der Deutsche Orden nicht wieder erholt. Zwar wurde die Marienburg tapfer vertheidigt und ein Frieden bald durch Abtretung einiger Landstriche erkauft, aber der Orden entartete immer mehr und übte im Innern des Landes eine so drückende Herrschaft, daß die Städte und der Adel sich unter polnischen Schutz begaben. Der König von Polen erzwang durch einen Verheerungskrieg den Frieden zu Thorn 1466, in welchem der Orden Westpreußen abtreten und für Ostpreußen polnische Lehnshoheit annehmen mußte.



Rhodiser-Ritter.
Aus Berg's, „die Insel Rhodos".

Ritterorden auf Rhodos und Malta. Von den beiden ältern geistlichen Ritterorden bestand damals nur noch der der Johanniter, welcher nach dem Verlust des heiligen Landes seinen Sitz auf der Insel Rhodos hatte, bald aber durch die osmanischen Türken auch von hier vertrieben wurde, worauf ihnen Kaiser Karl V. die Insel Malta schenkte. Auf dieser haben sie, ihrem Berufe ziemlich entfremdet gesessen, bis Napoleon Bonaparte auf seinem Zuge nach Aegypten die Insel wegnahm. Der Tempelorden hatte bereits im Anfang des 14. Jahrhunderts einen schrecklichen Untergang gefunden. Durch seine Reichthümer und seine trotzige Selbständigkeit hatte er die Habsucht und den Neid Philipp's IV., des Schönen, von Frankreich, durch manche Glaubensverirrung und Sittenlosigkeit den Zorn des Papstes gereizt. Dieser hob den Orden auf und der König von Frankreich vernichtete ihn. Der letzte Großmeister und einige 50 Ritter starben, der Ketzerei angeklagt, auf dem Scheiterhaufen.

Wenden wir uns zu dem weltlichen Ritterthum zurück, das seine Glanzzeit während der Kreuzzüge, also zur Zeit der Hohenstaufen hatte, und zwar nicht blos

in Waffen, sondern auch in Bildung und Sitte, besonders in der Pflege der Dichtkunst. In Oberdeutschland sind die Anfänge einer neuen deutschen Liederkunst zu suchen, welche sich unter dem Einfluß der französischen, schon früher zu voller Blüte entwickelten, rasch zu der Poesie des Minnegesangs gestaltete. Man hat die ganze Epoche so genannt. Die Liebe und der Frauendienst waren es vorherrschend, welche von den Dichtern jener Zeit gefeiert wurden, aber es gab auch solche, und zwar nicht die unbedeutendsten, welche in ihren Liedern noch andere Stoffe behandelten, religiösen, politischen, den Fürsten- und Herrendienst betreffenden oder allgemein menschlichen Inhalts. An vielen Fürstenhöfen wurde die Dichtkunst in reichem Maße begünstigt. Ohne die mächtige Unterstützung der Hohenstaufen hätte sich dieselbe gewiß nicht so glücklich entwickelt. Das Beispiel der Kaiser reizte andere Fürsten, ihnen nachzuahmen, Dichter an ihre Höfe zu ziehen und diese zu Mittelpunkten geistigen Lebens zu machen. Von deutschen Fürsten sind besonders die Herzöge in Oesterreich und die Landgrafen von Thüringen zu nennen, welche die Poesie befördert haben: der Sängerkrieg auf der Wartburg ist noch heute unvergessen. Die Kaiser Heinrich VI. und Friedrich II., mehrere Fürsten und Grafen sind als Dichter hervorgetreten, vorzüglich war es aber der niedere Adel, welcher fast ausschließlich damals die an den Fürstenhöfen gepflegte Dichtkunst übte. Der Dichter sang seine Lieder, begleitet vom Saitenspiel; in Deutschland war dies meist die Geige, in andern Ländern die Harfe oder Laute Es gab außer den Dichtern, welche ihre Poesien selbst vortrugen, auch fahrende Sänger, die von jenen die Gedichte und deren Melodien lernten und damit von Burg zu Burg, von Land zu Land zogen, um sich durch Gesang und Spiel gute Aufnahme, Ehre und Vortheil zu verschaffen. Die Gedichte, welche von ihren zum Theil des Schreibens unkundigen Verfassern selten aufgeschrieben wurden, erhielten sich dadurch von Mund zu Mund, von Geschlecht zu Geschlecht, bis endlich Sammlungen davon angestellt und niedergeschrieben wurden. Unzählig viele sind aber verloren gegangen.


Malteser-Ritter.
Aus dem Werke von Berg „die Insel Rhodos".

Eine kurze Zeit nur währte diese schöne Blüte der Poesie, sie erstarb nach dem Untergange der Hohenstaufen bei dem Interregnum in Deutschland und den über alle Länder Mitteleuropa's hereinbrechenden stürmischen und gewaltthätigen Zeiten. In solchen konnte feinere Bildung nicht gedeihen; „unter den Waffen schweigen die Musen", sagte schon ein altrömisches Sprüchwort. Der Krieg der Nationen und die zahllosen Herrenfehden erforderten andere Kräfte, als die der Phantasie und der Ideale, er entfesselte unter den zu den Waffen Geborenen wieder die kaum gebändigte Roheit und Leidenschaft und weckte den Trieb nach unedlen Genüssen und wilden Thaten. Die Ritter fingen an, ihre hohe und edle Bestimmung zu vergessen.

Nach dem Morgenlande war seit Friedrich Barbarossa kein allgemeiner deutscher Kreuzzug mehr zu Stande gekommen, wie sehr die Päpste sich auch darum bemüht hatten. Friedrich II. hatte nur eine geringe Zahl von Streitern und meist aus seinen südländischen Unterthanen mitgenommen, weil er seinen Zweck durch friedlichen Vertrag zu erreichen wußte. Dafür wurde Deutschland, das seit den Sachsenkaisern keine fremden Raubvölker mehr in seinen Gauen gesehen, vielmehr seine Waffen immer weiter in fremdes Land, bis in den fernen Orient getragen hatte, noch unter Friedrich II. von einem neuen wilden Einfall heimgesucht.

Einbruch der Mongolen. Aus Hochasien, von wo die Hunnen und andere ihnen verwandte Völker, auch die Magyaren gekommen waren, brauste im Anfange des 13. Jahrhunderts ein neuer Sturm über die Länder Osteuropa's. Es waren die Mongolen. In vielen Horden, unter sich oft blutige Kriege führend, hatten sie kein gemeinsames Oberhaupt gehabt, bis Temudschin, einer ihrer Khane, viele Stämme mit Gewalt unterwarf und auf einer großen Volksversammlung von deren Hordenführern zum Khakan, d. h. Fürst der Fürsten, ausgerufen wurde. Er nannte sich seitdem Dschingis-Khan und begann seine Eroberungen zuerst in der Tatarei, dann in China, wo er die Große Mauer überstieg, jene Schutzwehr gegen feindliche Einfälle, welche die Nordgrenze des chinesischen Reiches bezeichnete, diesmal aber keinen Schutz gewährte. Sie zog sich als ein mächtiger Wall mit meist granitnem Unterbau und Erddämmen von Mauerbekleidung über Thal und Berg, nach dem Terrain verschieden hoch, mit viereckigen Wartthürmen besetzt und an wichtigen Punkten mit eisenbeschlagenen Thoren versehen, über 300 Meilen hin, und hatte eine zahlreiche Besatzung, welche dort angesiedelt war. Noch heutigen Tages, wenn auch sehr verfallen, ist sie vorhanden. Dschingis-Khan wurde durch dieselbe nicht aufgehalten, eroberte das ganze nördliche China, wandte sich dann gegen Westen und dehnte seine Herrschaft in grauenhaften Kriegen bis nach Europa aus. Das russische Reich, das sich im Jahre 862 durch die Verbindung mehrerer finnischer mit einem slavischen Stamme unter einem selbstgewählten warägischen (normannischen) Fürsten Rurik um Nowgorod gebildet und nach Süden bis Kiew ausgedehnt hatte, war seit Wladimir's des Heiligen Tode durch die Theilung unter dessen zwölf Söhne, welche dann wieder unter ihre Söhne theilten, so zersplittert, daß es einmal 72 kleine russische Fürstenthümer gab, von deren Herrschern einer den Titel Großfürst führte. Sie waren unter sich niemals einig, wie es bei allen zersplitterten Reichen der Fall

ist und die deutsche Geschichte am traurigsten beweist. Das Volk, dessen kühne Züge auf Schiffen die südrussischen Flüsse hinab bis vor Konstantinopel gegangen waren und den stolzen griechischen Kaiser mit all seiner byzantinischen Herrlichkeit im Palaste der Blachernen geschreckt und gezwungen hatten, den Frieden zu erkaufen, war jetzt, weil es nicht zusammenhielt, ohnmächtig gegen die Mongolen, als diese die vor ihnen fliehenden tatarischen Polowzer verfolgend, die Russen für deren Aufnahme zu strafen kamen. In einer furchtbaren Schlacht an der Kalka (jetzt Kateza) wurden die Russen geschlagen, doch verschwanden die Mongolen, ohne ihren Sieg zu verfolgen, so plötzlich, wie sie gekommen waren und ließen sechs Jahre nichts von sich hören, sodaß die Russen schon alle Gefahr vorüber glaubten. Das mongolische Heer war zu Dschingis-Khan, der es abgesandt hatte, zurückgekehrt, und dieser eroberte zunächst weitere Lande in Asien, um die ihm gewordene Prophezeiung, daß er die ganze Erde beherrschen werde, wahr zu machen. Krieg, immerwährender Krieg war darum seine Losung und Völker, wie Menschen, die zum Kriege untauglich waren, mußten ausgerottet werden. So hegte er eine Zeit lang den Gedanken, alle Einwohner von China tödten zu lassen, um die Nahrung für sie zu ersparen und die Fluren in Weideplätze für Roß- und andere Herden seines Nomadenvolks zu verwandeln. Das große Reich von Tangut stürzte noch zuletzt vor ihm zusammen; mitten im Winter drang er durch die Wüste Gobi in dasselbe ein und vernichtete das feindliche Heer in einer Schlacht auf dem Eise des gefrorenen Sees Kokonor. Bald darauf aber starb er 1227, nachdem er sein ungeheures Reich unter seine vier Söhne getheilt und den ältesten zum Khakan bestimmt hatte. Eine schlimmere Geißel Gottes als einst Attila hat er wol fünf Millionen Menschen durch seine Vernichtungskriege um das Leben gebracht.

Seine Söhne setzten die Eroberungszüge in allen Richtungen fort, sie unterwarfen ganz China, machten dem arabischen Khalifat zu Bagdad ein Ende und die seldschuckischen Sultane von Ikonium tributpflichtig, während ein mongolisches Heer unter Batu, dem Neffen des Großkhans, über die Wolga verheerend in Rußland bis Moskau vordrang. Die russischen Fürsten konnten sich auch jetzt nicht zu gemeinsamer Abwehr entschließen, und sie wäre ihnen doch bei der Kraft ihres tapferen Volkes vielleicht gelungen. Slavische und normannische Kriegsweise hatte sich hier vereinigt. Die Gefolgschaft (das Kriegsgeleit der Germanen, das auch ihre nordischen Stammgenossen hatten) war in Rußland eingeführt, es wurde hier Druschina genannt, von drug, Freund. Jeder Fürst hatte eine solche, deren Anführer der Wojewode (woj, Krieg) war. Die Reiterei in der Theilperiode ansehnlich vermehrt, trug normännische Panzerhemden und Wimpelspeere, dagegen krumme, tatarische Säbel. Das Fußvolk bestand aus Spießträgern und Bogenschützen, welche schon damals Strelzi, von strela, der Pfeil, hießen. Durch allgemeines Landaufgebot kamen die Heere zusammen, und es war hier, wie bei allen Slaven, eine Ehrensache, die Waffen zu ergreifen. Das ganze Volk, durch Eine starke Hand geleitet, wäre also wohl im Stande gewesen, die mongolischen Reiterhorden zurückzuwerfen, aber getheilt unter viele Fürsten, die vor Eigensucht, Neid, Zaghaftigkeit

zu keiner Einigung kommen konnten, wurde Rußland eine Beute greuelvoller Verwüstung. Leichen und Aschenhügel bezeichneten Batu-Khan's Weg, Städte und Dörfer verschwanden. Gen Nowgorod, Rußlands Wiege, war der Zug gerichtet. Hier war eine demokratische Stadtverfassung, in welcher das Volk, „das ewige", wie es hieß, die oberste Gewalt besaß, seinen Fürsten und Bürgermeister wählte und über Krieg und Frieden beschloß. Auch der Wojewode von Nowgorod, die Bojaren der fünf Stadttheile und die Starosten (Aeltesten, stary, alt) der ländlichen Bezirke wurden vom Volke gewählt. Nowgorod wäre den Mongolen erlegen, wenn nicht Batu, abgeschreckt von den Sümpfen und Wildnissen, durch welche sein Zug ging, diesen plötzlich geändert und gegen den Don gerichtet hätte. Dafür wurde aber zwei Jahre später Kiew erstürmt und dessen alte Herrlichkeit vernichtet. Jetzt ging Batu-Khan über den Dniepr und wandte sich nach Ungarn, während er einen Theil des Heeres in Polen einbrechen ließ. Dies Land war ebenfalls nicht mehr eins: Boleslaw „Krummaul" hatte es, ungewarnt durch Rußlands Beispiel, unter seine vier Söhne getheilt, deren Nachkommen jetzt in den getrennten Landen regierten und sich um einzelne Gebiete bekriegten. Diese schwachen Fürsten hatten überdem einen mächtigen Adel aufkommen lassen, indem sie den Großen für ihren Beistand bedeutende Rechte und Zugeständnisse, z. B. der Abgabenfreiheit, gemacht hatten. Der Grund zur innern Zerrüttung Polens ist schon damals gelegt worden. Die Mongolen fanden bei ihrem Einfall zwar einigen Widerstand, aber sie schlugen die Polen in einer Hauptschlacht und verbrannten Krakau, dessen Einwohner bei ihrer Annäherung entflohen waren, ihr Fürst, Boleslaw der Keusche, mit ihnen. Nun richtete sich der Sturm der Horden nach Schlesien. Hier herrschten auch Piasten, die sich von Polen unabhängig gemacht und in eine nieder- und oberschlesische Linie getheilt hatten. Der oberschlesische Herzog Mieczislaw warf sich kühn den Mongolen entgegen und siegte auch über einen ihrer Heerestheile bei Krappitz, wurde aber von der anschwellenden Uebermacht genöthigt, sein Land zu räumen, das nun bis Breslau von den Unholden überschwemmt wurde.

Wol konnten sie so genannt werden, die kleinen krummbeinigen Gestalten mit den häßlichen, fast bartlosen Gesichtern, den schief geschlitzten wild blickenden Augen und den großen abstehenden Ohren. Furcht erweckend war ihr Anblick, entnervend ihr Schlachtgeheul, fast unwiderstehlich der wüthende Angriff ihrer Reiterschwärme. Auch sie führten noch, wie vor 800 Jahren die Hunnen, die langen scharfen Pfeile und Wurfspieße, mit denen sie den Feind im Anlauf, beim Umschwärmen oder auf der Flucht überschütteten, die großen Lanzen mit Widerhaken, die krummen Säbel, die sie mit nerviger Faust zu führen wußten. Furchtbar waren sie im Kampfe, das gereicht ihnen zum Ruhme, aber jedes menschlichen Gefühls entledigt zeigten sie sich mit allen Greueln erbarmenlosen Wüthens in den Ländern, welche ihr Durchzug zu menschenleeren Wüsten machte. Weit und breit flüchtete das Volk in Schlesien vor ihnen; die Bürger von Breslau brachten ihre Weiber und Kinder und ihre werthvollsten Güter in das feste Schloß auf der Dominsel und steckten die Stadt, als die Mauern und Thore nicht länger zu halten waren, in Brand, während sie sich

rasch in die Burg warfen, um diese bis auf den letzten Mann zu vertheidigen. Schon machten die Mongolen Anstalt, den Oderarm zu durchsetzen und das Schloß zu stürmen, wo alles unter entsetzlichen Mißhandlungen niedergemetzelt worden wäre, als ein zu dieser Jahreszeit — es war Anfang April — ungewöhnliches Hochgewitter wie ein Unglückszeichen sie davon abschreckte. Nach einer andern Erzählung soll es ein in der Nacht aufgeflammtes Nordlicht gewesen sein. Sie ließen von dem Breslauer Schlosse ab und zogen dem schlesisch-polnischen Heere, das sich bei Liegnitz gesammelt hatte, entgegen. Für den Augenblick konnten die Geängstigten in ihrem Zufluchtsorte aufathmen und Dankgebete zum Himmel schicken, aber die Gefahr schwebte immer noch über ihren Häuptern.

In Niederschlesien herrschte Heinrich der Fromme, welcher beim Herannahen der Mongolen seine Ritterschaft und wol auch die Bürger der Städte und das Landvolk aufbot. Sechshundert Bergknappen von Goldberg, die ihm zuzogen, werden ausdrücklich erwähnt. Im ganzen deutschen Reiche hatten die Fürsten schon auf die Mahnung des Papstes und Kaisers Wehranstalten getroffen, seitdem die benachbarten Länder von den Mongolen heimgesucht wurden: Kaiser Friedrich II. hatte seinem Sohn Konrad, der in Deutschland Statthalter war, aus dem Lager von Spoleto Befehle gegeben, selbst über die beste Rüstung und Kampfweise gegen dies fremde Volk. Eine Art Kreuzzug sollte zu Stande gebracht werden. Aber das alles kam den Schlesiern nicht mehr zur rechten Zeit zu Hülfe: nur der Sohn des Markgrafen von Mähren führte eine Schar herbei, eine andere von deutschen Ordensrittern der Landmeister in Preußen, Poppo von Osterna, und die Polen, die sich nach ihrer Niederlage wieder gesammelt hatten, schlossen sich unter Sulislaw, dem Sohne des Wojewoden von Krakau, dem schlesischen Heere an.

Herzog Heinrich ordnete dasselbe in fünf getrennten Scharen zur Schlacht. Vorangestellt waren die deutschen Kreuzfahrer und die Bergknappen von Goldberg unter Boleslaw von Mähren, dann folgten die Polen unter Sulislaw und die Oberschlesier unter ihrem Herzoge Mieczislaw, hierauf im vierten Haufen die deutschen Ordensritter und endlich die schlesische Ritterschaft mit vielen polnischen Edelleuten und den ausländischen Söldnern. Heinrich der Fromme hatte sich den Befehl über diese erlesene Schar selbst vorbehalten.

In mächtigen Geschwadern zogen die Mongolen heran und begannen ihre ungeheure Uebermacht zu entfalten. Im rechten Momente warf Herzog Heinrich ihnen seine erste Schar entgegen: die deutschen Reiter griffen entschlossen an und die muthigen Bergknappen folgten zur Unterstützung, aber die Mongolen wichen dem Stoße nach ihrer Kampfart aus, überflügelten die Deutschen halbmondförmig und beschossen sie mit einem Pfeilhagel, durch welchen viele, auch der junge fürstliche Führer Boleslaw von Mähren getödtet wurden. Ein Theil seiner Schar konnte sich aber dem nachrückenden Heere wieder anschließen. Die Polen und Oberschlesier stürzten sich nun in die Reiterschlacht und das wildjauchzende: „Schlagt todt!" der slavischen Zunge begleitete ihren sieghaften Angriff. Da wurde dies Wort, welches „Zabiesze!" lautet, plötzlich von einer gellenden Stimme hinter den Oberschlesiern

in „Biesze!" verwandelt: „Fliehet! fliehet!" Wer den verhängnißvollen Ruf gegeben, ist im Getümmel nicht ermittelt worden — war es ein Feigling oder ein Verräther, oder ein Mongole, welcher der slavischen Sprache mächtig war und den siegreichen Feind verwirren wollte — wer kann es wissen! Die Oberschlesier hörten den Ruf und wurden unsicher, viele verhielten schon ihre Pferde und wandten um, Herzog Mieczislaw selbst mochte an einen Befehl zum Rückzug glauben und gab das Zeichen dazu. Eine furchtbare Verwirrung entstand, auch die Polen wurden mit fortgerissen. Nur ihr heldenmüthiger Führer mit wenigen Reitern schlossen sich Herzog Heinrich an, der jetzt mit der gesammten Macht der Ritterschaft, der Ordensherren und ihrer Wappner den Hauptangriff machte. An den guten Harnischen prallten die Pfeile unschädlich ab, vor dem geschlossenen Anlauf der starken Streithengste zerstoben die Mongolen wie Spreu vor dem Winde.



Aus der Mongolenschlacht bei Wahlstatt.

Aber auch Baydar, der feindliche Heerführer, warf nun seine noch zurückgehaltenen Massen in den Kampf, während plötzlich hoch über den Fliehenden auf einem riesigen Banner ein scheußliches Götzenbild erschien und Flammen spie. Die Christen, ungewohnt der heidnischen Künste, durch welche sie ihre Flucht zu decken pflegten, wurden durch den Teufelsspuk, für welchen sie es hielten, erschreckt und gleich darauf von Baydar's frischen Schwärmen mit Uebermacht angegriffen. Da war der Sieg nicht mehr zu erringen, viele Ritter wurden erschlagen, andere flohen schon, nur der Herzog kämpfte noch tapfer und wollte sich endlich, als alles verloren war, mit den vier Letzten, die bei ihm ausgehalten hatten, durchschlagen. Aber sein Pferd stürzte, er bestieg ein anderes, war aber schon umringt; seine

Gefährten, deren Namen die Geschichte verzeichnet hat, wurden niedergehauen, den Herzog traf ein tödlicher Lanzenstich da, wo der Harnisch den Leib ungedeckt ließ. Mit wildem Freudengebrüll stürzten die Feinde über ihn her, rissen ihm den Panzer und die Kleider vom Leibe, hieben ihm den Kopf ab und ließen die verstümmelte Leiche auf dem Felde liegen.

Das ist die Mongolen- oder Tatarenschlacht bei Liegnitz, deren blutgedüngte Stätte fortan auf ewige Zeiten die „Wahlstatt" hieß. Ihre schauerliche Erinnerung ist in den deutschen Freiheitskriegen durch den herrlichen Sieg des volksthümlichsten Helden, Blücher, gesühnt worden, der von der „Wahlstatt" seinen Fürstentitel erhalten hat. Der schlesischen Ritterschaft, welche 1241 gegen die Mongolen kämpfte und starb, gereicht die Schlacht bei Liegnitz zur höchsten Ehre; die Altvordern vieler noch blühenden Geschlechter haben daran Theil genommen, doch soll es nur von vier derselben urkundlich bewiesen sein: von den Brandhitsch, Pogrell, Tschammer und Prittwitz — von den letztern nach ihren Familienpapieren nicht einmal ganz zweifellos, obgleich ein Prittwitz, Wojewode von Podolien, terror Tartarorum, der Schrecken der Tataren, hieß, der jedoch in einem andern Jahrhunderte gelebt hat.

Die Mongolen begnügten sich wiederum, wie bei früheren Gelegenheiten, mit dem bloßen Siege. Sie drangen nicht weiter in Deutschland vor, sondern zogen, wahrscheinlich von Batu-Khan gerufen, nach Ungarn, wo dieser unterdessen fürchterlich gehaust hatte. Mit dem größten Theile der Horden, welche stets als Nomaden alles mit sich führten, was ihnen gehörte, Weiber und Kinder, Kameele und Viehherden, war Batu in die Marmarosch und über die Engpässe der Karpathen eingedrungen, hatte den Palatin von Ungarn geschlagen und das Land bis an die Donau besetzt. Waren die Söhne Arpad's, welche von gleicher tatarischer Abstammung, einst in gleicher Kampfweise ebenso der Schrecken aller Völker gewesen, jetzt denn so entartet, daß sie ihren Stammgenossen keinen Widerstand leisten konnten? Ungarn litt an demselben Uebel, das auch andern tapferen Völkern die Kraft gelähmt hatte: Uneinigkeit. Seine Wehrverfassung war musterhaft. Ohne das alte Stammaufgebot, welches ein von Ort zu Ort getragenes blutiges Schwert verkündete, ganz aufzugeben, hatte sich die Heeresfolge, seit das Volk ansässig geworden, wie überall, an den Grundbesitz geknüpft: die Magnaten brachten ihre Banderien (Banner), die Komitate (Gespanschaften), in welche das Land getheilt worden war, stellten den 8. oder 10. Mann unter die Waffen. Der vornehmste Magnat, Stellvertreter des Königs, Palatinus genannt, weil er im königlichen Palast seinen Sitz hatte, führte das Heer, wenn der König nicht den Oberbefehl übernahm. Doch hatte die Verwirrung und Zwietracht im Reiche, der Trotz des Hochadels, welcher immer mehr Rechte errang und den niedern Adel, wie dieser das Volk, unterdrückte, die Wehrkraft allmälig gelähmt und so erlagen die Magyaren den Mongolen. „Zwei Tagereisen weit vom Schlachtfelde verschmachteten auf allen Wegen die Verwundeten; zertreten und zerstampft von den eilenden Rossen der bogenbewaffneten Jäger. Die Ueberreste der Einwohner flohen in das Walddickicht oder in Berghöhlen, wo sie häufig verhungerten oder erspürt zu Tode gemartert wurden. Die

Herzen magyarischer Greise dienten als Zielscheiben mongolischer Schützen, und mongolische Knaben übten sich wetteifernd im Kopfabhauen an den Kindern der Ungarn." So schildert ein Geschichtschreiber die Leiden des unglücklichen Volkes. Endlich kam dem Lande deutsche Hülfe. Friedrich der Streitbare, Herzog von Oesterreich, hatte nicht blos seine Ritterschaft, sondern auch Bürger und Bauern aufgeboten, die nach dem Landrecht Leopold's des Glorreichen das Fußvolk zu stellen hatten; aus dem deutschen Reiche führten der Sohn des Kaisers und Markgraf Hermann von Baden Kriegsscharen herbei. Eine Abtheilung der Mongolen unter Peta war schon in Mähren eingedrungen, wo ihnen der Böhmenkönig Wenzel seinen Feldhauptmann Jaroslaw von Sternberg mit einem Heere entgegenstellte. Dieser schlug Peta am Berge Hostein bei Olmütz und tödtete ihn mit eigener Hand. Eine andere Abtheilung unter Baydar, welche über die Leitha in Oesterreich einbrechen wollte, fand bei Neustadt so kräftigen Widerstand, daß sie von ihrem Vorhaben abstand. Batu-Khan wich daher dem Hauptstoße aus, aber vorzüglich waren es Nachrichten aus Asien, die ihn bewogen, den weiten Rückweg nach Karakorum, der Hauptstadt des mongolischen Reichs, anzutreten. Dort war der Großkhan, sein Oheim, gestorben, und er wollte sich die Nachfolge sichern. Durch Ungarn, Kroatien, Serbien und Bosnien ging der alles Leben vernichtende Zug, und das Abendland blieb fortan verschont.

Auf Rußland lag das Joch der Mongolen noch anderthalb Jahrhunderte, bis der Großfürst Iwan III. ihr Khanat der Goldenen Horde im Steppengebiet des Südens 1480 vernichtete und Rußland dadurch befreite. Er nahm jetzt den Titel „Selbstherrscher" an. Sein Enkel Iwan IV., wegen seiner Grausamkeit der Schreckliche genannt, unterwarf die beiden noch übrigen Khanate der Mongolen im jetzigen Südrußland, Kasan und Astrachan, und wurde durch einen kühnen Freibeuter, den er erst verfolgt hatte, Herr des westlichen Sibiriens.

In der Ukraine (d. i. Grenzland) am Dniepr hatte sich während der Mongolenherrschaft das eigenthümliche Volk der Kosacken gebildet, dessen Entstehung und Anwachs wir im Zusammenhange erzählen wollen, wenn es in der Geschichte bedeutend auftritt. Die Kosacken machten fortwährend räuberische Einfälle in die Nachbarländer und Iwan IV. schickte 1577 ein Heer gegen sie, das sie zurücktrieb. Dabei wurde ein Hetman Jermak Timofjejew, der sich zu weit vorgewagt, mit 6000 Kosacken von der Heimkehr abgeschnitten. In den Kaukasus konnte er sich, der kriegerischen Bergvölker wegen, nicht werfen, ostwärts gebot ihm der Kaspische See Halt, er zog also nordwärts an der Wolga stromauf und kam bis zur Kama, wo seit neunzig Jahren die Strogonows weite Besitzungen, gewissermaßen als selbständige Landesherren, hatten. Ihrem Ahnherrn Anika Strogonow („Hobel") war dieser damals noch unbewohnte Landstrich und später das ganze Gebiet am Flusse Tobol geschenkt worden. Sie hatten Salzwerke angelegt und trieben einen einträglichen Handel, namentlich mit Zobelfellen. Jetzt waren sie aber sehr bedrängt durch wilde Nachbarvölker: Baschkiren, Tscheremissen u. a., deren Einfälle der mongolische Khan von Sibirien, Kutschum, der sich zum Herrscher aufgeworfen und den Islam statt

des heidnischen Schamanendienstes eingeführt hatte, unterstützte. Jermak, mit seinen Kosacken von den Strogonows gastfrei aufgenommen und den Winter über ernährt, beschloß, jene Stämme zu züchtigen und den Strogonows zu ihrem „Rechte" auf Sibirien, das ihnen ein neuer Schenkungsbrief gegeben, zu verhelfen. Allein das erste Unternehmen im Jahre 1578 mißlang: Jermak verlor sich mit seinen Scharen in unwirthliche Gegenden und ward nach großen Verlusten durch Hunger und Kälte zum Rückzuge gezwungen. Neu ausgerüstet von den reichen Kaufherren mit Kriegsbedarf, auch mit Feuerwaffen, und versehen mit Lebensmitteln, zog er 1580 abermals aus, jetzt, um den feindlichen Khan selbst aufzusuchen und, wo er ihn fände, zu vernichten. Unter steten Kämpfen mit den wilden Stämmen, die ihm den Weg versperrten, verging der Sommer, und er mußte einen zweiten sibirischen Winter überstehen, in welchem seine Krieger bis auf 700 zusammenschmolzen. Mit 5000 Mann war er ausgezogen! Doch war sein Muth so wenig, wie der seiner Steppensöhne gebrochen. Unverzagt rückte er im Frühjahr 1581 vor, ihn begleiteten die beiden jüngern Strogonows, Maximins des Familienhauptes Söhne. Am Zusammenflusse des Irtisch und des Tobol erblickten sie endlich das meilenlange Hordenlager der Mongolen unter Kutschum-Khan, und der 26. Oktober 1581 sollte über das Schicksal Sibiriens entscheiden. Sieg oder Tod! Jermak führte seine Kosacken zum Sturm auf das Lager und ein gewaltiger Kampf entspann sich, der lange unentschieden blieb. Eine winzige, aber wohlgegliederte Schar mit Feuerwaffen gegen wogende Schwärme nur mit Bogen und Pfeilen bewehrt, aber zahllos wie der Sand am Meere! Immer neue Massen warf Kutschum in den Kampf, aber sie prallten ab vor dem feuersprühenden Häuflein und wurden endlich in wilder Unordnung in die Flucht gejagt. Rasch verfolgte Jermak seinen Sieg, eroberte Sibir, den Sitz des Khans, und unterwarf alle umwohnende Völkerschaften. Sie huldigten ihm und brachten ihm ihren Tribut in kostbaren Thierfellen.

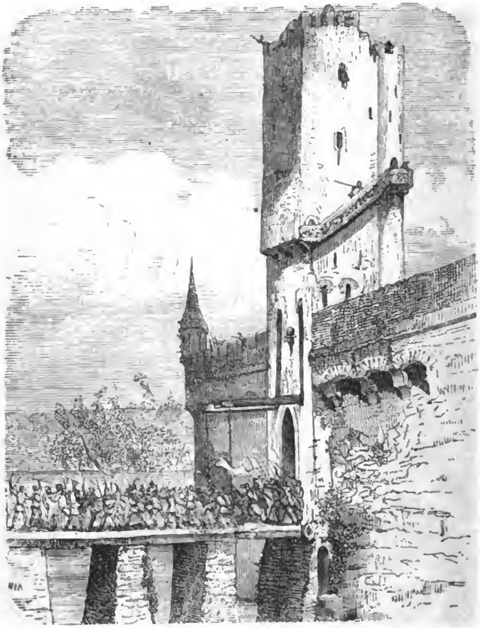
Der Eroberer schickte jetzt einen Abgesandten auf den weiten Weg nach Moskau, um seinen Frieden mit dem Zar zu machen, indem er ihm erklärte, daß er das Land für ihn erobert habe und ihm 2400 Zobelfelle aus demselben zu Füßen legen ließ. Wohlgefällig nahm Iwan diesen Tribut an, sprach dem Kosacken seine volle Verzeihung aus und setzte ihn zum Statthalter des „Zarenthums" Sibirien ein, wie er selbst sich schon Zar (Großkönig) von Rußland genannt hatte. Jermak fand freilich 1584 auf einem Streifzuge von Kutschum überfallen seinen Tod, aber die Russen behaupteten sich in dem neuen Besitz und unterwarfen später auch Ostsibirien. Wir sind hier der Zeit in unserer Erzählung vorausgeeilt, weil wir gern zusammenhängend erzählen, was zusammen gehört. Unser Soldatenbuch ist kein Schulbuch.

In Deutschland begann kurze Zeit darauf, als der letzte hohenstaufische Kaiser gestorben war, der unheilvollste Zustand, und die Ritterschaft in ihrer Entartung hat wesentlich dazu beigetragen. Zahllose Fehden auch der kleinsten Guts- und Burgherren mit Ueberfällen, Verwüstung des Eigenthums, Niederbrennen der Dörfer und Mühlen, Mißhandlung des Landvolks thaten den Rittern selbst nur Schaden, sodaß viele Familien bis zu kümmerlichem Dasein verarmten.



Kampf der Moskowiter gegen den Mongolenkhan Kutschum. Kostüm nach Pouquet's Zeitbilde.

Waffenruhm konnten diese Züge nicht einbringen, weil dieselben zum größten Theile mit kleinen, oft winzigen Häuflein von Reisigen geführt wurden. Es sind Fehden vorgekommen, wo nur 5 bis 10 Mann kriegslustig gegeneinander auszogen. Zwischen Braunschweig und Lüneburg, den beiden Welfenhäusern, brach einmal ein Krieg aus, in welchem bei Winsen an der Aller eine Schlacht geliefert wurde, die man die große Schlacht nannte: dabei sind nur 100 Mann um das Leben gekommen. Am schlechtesten erging es immer den armen Bauern, welche als Leibeigene ihren Herren in den Krieg folgen mußten und vom Feinde gar nicht für ehrliche Gegner angesehen, sondern schändlich behandelt, als Gefangene wol gar todtgeschlagen wurden, wenn sie kein Lösegeld zahlen konnten.



Ueberfall einer Burg.

Dem ganzen Fehdewesen lag derselbe Gedanke zu Grunde, der auch die Zweikämpfe oder Duelle hervorgerufen hat: daß es nämlich dem Manne zieme, sein Recht und seine Ehre selbst zu wahren und sich nicht dem Ausspruche eines fremden Richters zu unterwerfen. Aber unter dem Scheine einer Rechtsforderung — was läßt sich nicht alles fordern! — wurde bald freche Gewalt geübt und dann auch der

Schein nicht einmal mehr geachtet. Es gab nur noch ein Recht: das Recht des Stärkeren oder, wie es genannt worden ist, das Faustrecht. Die Fehden wurden Raubzüge, eigentliche Ritterthaten gab es dabei wenig. Wol mußte die Fehde offen angesagt werden, aber das ehrliche Entbieten des Kampfes auf freiem Felde kam aus der Mode: es war vortheilhafter, seinen Feind aus dem Hinterhalt (der „Haltstatt") zu überfallen.



Ueberfall eines Waarenzuges durch Raubritter.

Kam es zum Gefecht, so rasselten die Gewappneten schwerfällig gegeneinander an, suchten sich mit der Lanze niederzuwerfen oder führten wuchtige, aber auf Helm und Harnisch meist unschädliche Hiebe gegeneinander, bis das feindliche Banner sank oder ein Führer getödtet oder gefangen wurde. Schimpflich war es, aus einem schwankenden oder selbst verlornen Gefechte zu fliehen, eher konnte man sich gefangen geben, das wurde für keine Schande angesehen.

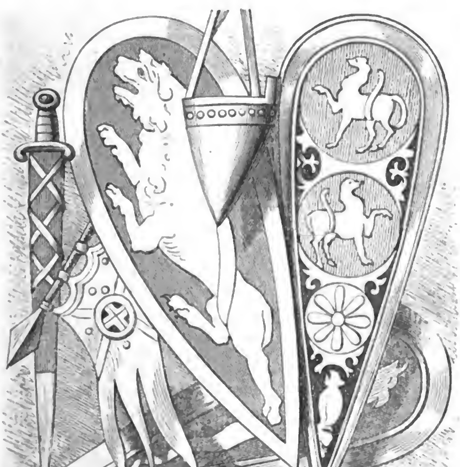
Von dem Rechte des Stärkern Gebrauch machend, kamen viele Ritter darauf, als Grundherren auf ihrem Gebiet Zölle oder „Geleit“ von Reisenden, besonders von Kaufleuten zu fordern oder diese lieber gleich zu plündern. So entstand das Raubritterwesen, die schlimmste Entartung des einst dem Schutze der Schwachen geweihten Ritterthums, eine Landplage, welche durch mehrere Jahrhunderte hindurch gedauert hat und erst nach Verkündigung des allgemeinen Landfriedens durch Kaiser Maximilian und die strengsten, selbst ehrlosen Strafen gegen die Raubritter ausgerottet worden ist. An vielbefahrenen Landstraßen oder Flüssen, meist auf steilen Höhen, bauten die Ritter feste Burgen, von deren Wartthürmen ihre Wächter nach Beute spähten. Kam ein Reisender, von dem solche zu erwarten stand, oder gar ein Waarenzug des Weges, so sammelte der Burgherr schnell seine Bewaffneten hinter dem Thore und stürzte wie ein Raubvogel auf seine Beute herab. Oft legte er sich auf gut Glück in einem Engpaß oder Walde auf die Lauer, ob ihm nichts in die Fäuste laufen werde. Diese Wegelagerei, das Stegreifleben, wie es hieß, wurde durchaus nicht als etwas Ehrloses angesehen, sondern galt nach den verirrten Anschauungen der Herren, welche das böse Handwerk trieben, als ein durchaus unverfängliches Recht, das sie übten. Die große Verarmung vieler Edelleute kam auch dazu, es schien ganz natürlich, den reichen Kaufleuten etwas von ihrem Ueberfluß abzuzapfen, um seine eigene Lage zu verbessern. Sie sprachen sich auch ganz harmlos darüber aus; Götz von Berlichingen, der Ritter mit der eisernen Hand, erzählt in seiner Lebensgeschichte sehr naiv, wie er hier und da einen Kaufmann „niedergeworfen“ oder einen Bauern gefangen und geschätzt habe, auch daß ihm einmal dabei die Galle übergelaufen sei und er einem Krämer, der ein loses Maul gehabt, „ein wenig über den Kopf geschmiert. Dabei mußte sich die Klinge in der Faust gewendet haben, denn er schweißte feindlich“. Götz reichte ihm dann gemüthlich eine Blutwurzel, welche Kriegsleute gern bei sich führten, „worauf es ihm wieder verstund“.

Die Kaufherren und Bürger ließen sich aber nicht immer zahm berauben, sondern setzten sich auch zur Wehr, besonders wenn sie ein bewaffnetes Geleit hatten. Einzelne Städte verbanden sich mit andern zu gegenseitigem Schutz, Lübeck und Hamburg urkundlich schon 1241, woraus dann der so mächtige Hansabund erwachsen ist, welcher zuletzt 80 Städte von der Schelde bis zur Newa umfaßte und über 200 Schiffe in See gehen ließ. Dieser trat in Verbindung mit dem rheinischen Städtebunde, welcher, 1254 durch einen Bürger von Mainz gegründet, sich schnell über Deutschland verbreitete. Auf einem Städtetage zu Worms wurde auch den Bauern Schutz zugesagt, und der Rhein mit seinen Nebenflüssen sollte durch Wehrschiffe gesichert werden. In den Städten wurden rittermäßige Uebungen der bürgerlichen Geschlechter angeordnet, Scheibenschießen mit der Armbrust eingeführt und die Zünfte wehrhaft gemacht. Reiche und Patrizier sollten, wenn es galt, zu Roß in Waffen erscheinen; so führte 1278 der kriegerische Bischof von Basel Heinrich „der Knoderer“ (Barfüßer) Rudolf von Habsburg gegen Ottokar von Böhmen 100 bürgerliche Reisige zu. Die Hauptmacht der Städte bestand aber im

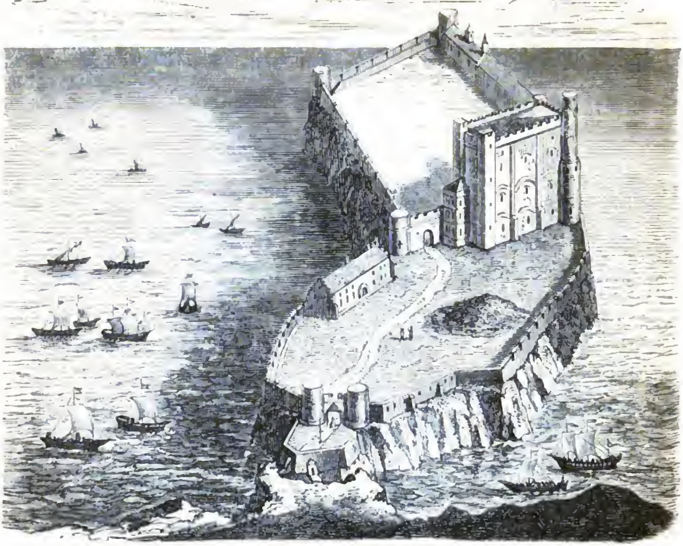
Fußvolk, zu welchem sie, weil sie reich waren, Söldner hinzufügen und später, als das Geschütz erfunden war, auch Kanonen anschaffen konnten. So wurde das streitbare Bürgerthum achtunggebietend, die Kaiser begünstigten die Städte. Oft traten Fürsten und Herren als Führer der städtischen Völker für Kriegszeit in ihren Dienst, so Rudolf von Habsburg, ehe er Kaiser wurde, in Strasburg und Zürich. Ein alter Vers kennzeichnet die mächtigsten Städte jener Zeit:

Venedig's Macht,
Augsburg's Pracht,
Strasburg's Geschütz,
Nürnberger Witz,
Ulmer Geld
Geh'n durch alle Welt.

Während sich in Deutschland diese neue Macht entwickelte, der Adel seiner Lehnspflicht sich immer mehr entzog oder davon loskaufte und lieber auf eigene Faust Fehden und Wegelagerung trieb, die Fürsten aber dadurch gezwungen wurden, bei mangelhafter Wehrverfassung Söldner für ihre Kriege zu werben, entfaltete das Ritterthum in den langwierigen englisch-französischen Kämpfen noch einmal, zum letzten mal seine volle Pracht und Herrlichkeit.



Englisches Schwert, Helm, Banner und Schilde.



Normännisches Seeschloß.

8. Normannen, Engländer und Franzosen.

Schon seit alter Zeit hatten die Normannen, wie die skandinavischen Völker allgemein genannt wurden, als kühne Seefahrer die blaue Meeresflut durchkreuzt und ferne Küsten feindlich heimgesucht. Ihre Raubfahrten erstreckten sich bis Spanien, Afrika, Sizilien und Italien, besonders verheerten sie aber die fränkischen Länder unter den schwachen Karolingern nach der Theilung des Reichs. Wir haben davon schon gesprochen. Aber sie wagten sich auch weit auf den Ozean hinaus. Island wurde von ihnen entdeckt und kolonisirt, ebenso Grönland, von wo sie im 10. und 11. Jahrhundert auch andere Küsten von Amerika besucht haben, ohne daß sich davon in Europa Kunde verbreitete.

In jedem der drei skandinavischen Länder erhob sich gegen Ende des 9. Jahrhunderts einer der vielen Häuptlinge (Volkskönige), unter welche sie getheilt waren, als oberster Herrscher: in Dänemark Gorm der Alte, in Norwegen Harald Schönhaar, in Schweden Erich Emundsson. Viele Häuptlinge wollten sich ihnen nicht

unterwerfen, scharten andere auf ihre Freiheit trotzende Männer um sich und gingen als Seekönige zu selbständigen Unternehmungen, Raubfahrten und neuen Ansiedelungen auf das Meer hinaus oder suchten Waffendienst in fernen Ländern. Diese ausgewanderten Normannen hießen im Osten Waräger und machten sich hochberühmt. Einer ihrer Führer, Rurik aus dem Stamme Ruß, gründete, wie bekannt, Rußland; Waräger dienten den russischen Großfürsten und den byzantinischen Kaisern, sie bildeten eine Zeit lang den allein zuverlässigen Kern der elenden griechischen Heere, und ein Heerkönig der Waräger, Harald Hardrade (Hartrath) war stolz genug, die Hand seiner Kriegsherrin, der Kaiserin Zoë, welche sich in den hohen blonden Nordlandsrecken verliebt hatte, auszuschlagen. Sie war freilich eine schlimme Dame. Ihren ersten Mann soll sie vergiftet haben, um einen andern zu heirathen, der sich jedoch als wassersüchtig und zuweilen wahnsinnig bewies, er wurde also ins Kloster geschickt. Zoë adoptirte dann einen Neffen, von dem sie schlecht behandelt und eingesperrt wurde; das Volk befreite sie aber und der Neffe mußte geblendet auch ins Kloster wandern. Die wieder auf den Thron erhobene Kaiserin glaubte nun mit dem mannhaften Waräger besser zu fahren, er aber, wie gesagt, dankte für die Ehre, sie ließ ihn deshalb in einen Thurm werfen, die Seinigen befreiten ihn jedoch und er kehrte nach Norwegen zurück, um dort nach dem Tode seines Neffen den Thron zu besteigen. Wir werden noch von ihm reden.

Deutschland war durch Kaiser Arnulf's Sieg von den Normannen befreit worden, in Frankreich mußte aber König Karl der Einfältige einem ihrer Häuptlinge 911 eine Provinz abtreten, welche seitdem die Normandie genannt wurde. Dieser Häuptling hieß Hrolf, mit dem Beinamen der Gänger, weil er so groß war, daß er selbst auf dem Pferde sitzend mit seinen Füßen fast die Erde berührte. Er ließ sich taufen, nannte sich nun Robert, Herzog der Normandie und erhielt noch dazu die Lehnshoheit über die Bretagne, auch des Königs Tochter Gisela zur Gemahlin. Die Lehnsceremonie, den Fußkuß, nahm er ziemlich höhnisch auf, indem er, statt dazu niederzuknien, den Fuß des Königs zu seinem Munde emporheben wollte und Karl den Einfältigen dabei umriß. Um sein erworbenes Land hat er sich aber sehr verdient gemacht. Seine Nachfolger und die eingewanderten Normannen nahmen bald französische Kultur und Sprache, französische Kriegsrüstung und Kampfweise an, welche sich dann bei der Eroberung Englands erprobte.

In Britannien waren die sieben Königreiche, welche die Angelsachsen gegründet hatten, im Anfang des 9. Jahrhunderts vereinigt worden und das Reich hatte durch Volksbeschluß den Namen Anglia, England, bekommen. Auch hier waren Normannen — speziell Dänen — eingefallen und hatten sich fast zu Herren des ganzen Landes gemacht, bis König Alfred der Große sie vertrieb. Sie drängten sich aber von neuem ein und eroberten endlich unter König Sueno Gabelbart ganz England. Sein Sohn Knud der Große beherrschte Dänemark, Norwegen und England. Nach seinem Tode fielen aber diese drei Kronen wieder auseinander und in England kehrte das alte angelsächsische Haus mit Eduard dem Bekenner auf den Thron zurück. Dieser hatte keinen Sohn und soll den Herzog Wilhelm von der

Normandie zum Erben eingesetzt haben. Das Volk rief aber, sein altes germanisches Wahlrecht übend, den Grafen Harald, dem ohnehin schon ein großer Theil des Landes gehörte, zum Könige aus.

Wilhelm von der Normandie, der Sohn Robert's des Teufels, rüstete sich, sein vermeintliches Erbrecht geltend zu machen, und der Papst, weil jener Harald eben im Bann war, schenkte Wilhelm eine geweihte Fahne dazu. Der Herzog bot seine normannischen Barone mit ihren Vasallenscharen auf, und verstärkte sein Heer durch Söldner auf 60,000 Mann. Die Gelegenheit zum Angriff war günstig.



Erhebung eines normännischen Fürsten auf den Schild.

König Harald kämpfte im Norden des Landes gegen seinen Bruder Tosti, der sich gegen ihn empört hatte und, schon einmal vertrieben, mit dem Könige von Norwegen verbündet zurückgekehrt war. Dieser König war eben jener Harald Hardrade, der in Griechenland als Waräger gedient und die Hand der Kaiserin ausgeschlagen hatte. Er fand jetzt mit seinem Schützling Tosti den Tod in der Schlacht an der

Brücke in Northumberland, welche davon noch heut Battlebridge heißt. Unterdessen war aber Wilhelm von der Normandie in England gelandet und bis Hastings vorgerückt, wo er sich verschanzte. Ein übles Vorzeichen schien ihm bei der Landung geworden zu sein: er war gestolpert und gefallen, doch hatte er mit seinem Leibspruch: „Bei Gottes Glanze!" betheuert, daß er das Land, das ihm gehöre, nur geküßt habe und auf dem heiligen Banner stand ja: Gott hilft!



Wilhelm der Eroberer belehnt einen Grafen der Bretagne. Nach dem Registrum honores von Richmond

König Harald eilte mit seinem Adel, der ihm von allen Seiten zuströmte, herbei, das Aufgebot des Heerbanns versammelte sich aber sehr langsam. Noch war nicht die Hälfte gekommen, der tapfere Harald wollte indeß nicht länger warten. Er bot

den Normannen auf einer Höhe die Schlacht. Sein Heer bestand meist nur aus Fußvolk mit Streitäxten bewaffnet, auch der Adel kämpfte so, doch waren viele vom Landvolk nur mit Keulen, Heugabeln, Schleudern und Knitteln versehen. In keilförmiger Schlachtordnung, das Volk von Kent, des ältesten der angelsächsischen Reiche, nach seinem Recht voran, die Stellung mit Palissaden und Setzschilden geschützt, erwarteten die Sachsen den Angriff.

Die Normannen waren in drei Heerhaufen getheilt, deren Mitte der Herzog führte, ihre Hauptmacht bestand in schwergeharnischter Reiterei, beim Fußvolk waren viel treffliche Bogenschützen. Als der Aufmarsch vollendet war, sprengte ein normannischer Ritter, Taillefer, herausfordernd vor die feindliche Front, tummelte sein Roß und trieb sein Waffenspiel mit drei Schwertern, die er immer in die Luft warf und fing. Dann setzte der erste Haufe, vom Fußvolke unterstützt, zum Angriff an, welcher von den Sachsen abgewiesen wurde. Ein allgemeiner Kampf erfolgte und dauerte bis gegen Abend. Herzog Wilhelm hatte drei Pferde unter dem Leibe verloren, er gebrauchte zuletzt die List einer angeordneten Scheinflucht seines ganzen Heeres. Da stürzten die Sachsen siegesfroh aus ihrer Stellung hervor und lösten sich zur Verfolgung auf — Hornsignale geboten aber den Normannen Front zu machen und die Sachsen wurden jetzt von allen Seiten umfaßt und endlich geschlagen. Noch stand ihr Hauptbanner bei dem Könige, 20 edle Normannen setzten auf diesen an, Harald fiel, die Schlacht war entschieden und damit das Geschick Englands.

Wilhelm der Eroberer als König führte das Lehnssystem in strengster Form ein, aber er ließ auch dem Heerbann sein Recht. Den kleinern Freisassen, welche ihre Güter und Grundstücke nicht verloren hatten, wurde die Kriegspflicht auferlegt und unter den folgenden Königen erhielt England eine treffliche, durchaus nationale Wehrverfassung. Der Lehnsadel in seiner dreifachen Gliederung der großen Barone, Ritter und niedern Edelleute kam in ritterlicher Rüstung beim Aufruf des Königs zum Heere. Die freien Grundbesitzer, welche über 15 Pfund Sterling Einkommen besaßen — das Pfund war damals aber dreimal so viel als das heutige werth, waren zur leichten Reiterei dienstpflichtig; wer über 5 Pfund einnahm, mußte im Fußvolk Kriegsdienste thun, die Aermern waren davon befreit. In jedem Freihofe befand sich als Erbgut ein Waffenvorrath, den der Besitzer zu vermehren hatte. Jährlich wurden in jeder Grafschaft vom Sheriff (Landrichter) alle Freisassen vom 15. bis zum 60. Jahre gemustert, ob sie waffentüchtig seien. Beim Ausbruch des Krieges geschah die Aushebung in der nöthigen Kopfzahl. So hatten die Könige außer den Vasallen, auf deren Gehorsam nicht immer zu rechnen war, eine bedeutende aus der Volkskraft geschaffene Kriegsmacht, wie sie in andern Staaten nicht mehr zu finden war. Das Fußvolk, welches überall der Reiterei den ersten Platz hatte einräumen müssen und immer schlechter, immer verachteter geworden war, kam in den englischen Heeren wieder zur Geltung, zur selben Zeit, als auch in Deutschland die Städte mit ihren bewaffneten Bürgern dazu beitrugen. Besonders waren es die englischen Bogenschützen, welche sich berühmt machten. Sie führten weit größere Bogen als alle andern, die sogenannten Langbogen, die in England

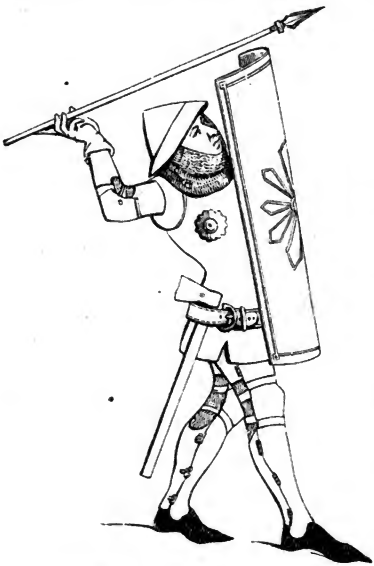
seit Wilhelm dem Eroberer zur Nationalwaffe geworden waren, und schossen damit sehr lange Pfeile sicherer, weiter und rascher, als andere Schützen. Die Armbrust, welche schon in vielen Ländern als eine Verbesserung des Bogens eingeführt war, konnte mit dem englischen Bogen nicht wetteifern.

Diese Kriegsverfassung wurde in England durch das normannische Herrschergeschlecht begründet und unter den Plantagenets völlig durchgeführt. Nachdem das erstere nämlich ausgestorben war, bestieg der Sohn einer Prinzessin desselben, welche mit einem Grafen von Anjou in Frankreich verheirathet war, als König Heinrich II. den englischen Thron. Zum Helmschmuck trugen diese Grafen von Anjou einen Busch Ginsterkraut (planta geneta), wovon ihr Haus Anjou-Plantagenet genannt wurde. Heinrich vereinigte mit den normannischen Besitzungen in Nordfrankreich seine eigenen in Mittelfrankreich und fügte dazu noch die seiner Gemahlin Eleonore in Südfrankreich. Wir sind dieser heitern Frau schon im zweiten Kreuzzug begegnet, nach welchem ihr Gemahl, König Ludwig VII., sich von ihr schied — als Mann gewiß gerechtfertigt, politisch unklug, weil sie ihre großen Erbländer nun in andere Hände brachte. Der König von England besaß danach halb Frankreich, wenn auch nur als Lehn vom französischen Könige. Der Vasall war dadurch mächtiger als der Lehnsherr und das ganze Verhältniß unnatürlich. Die französischen Könige aus dem Hause der Kapetinger, die gegen Ende des 10. Jahrhunderts den Karolingern gefolgt waren, hatten überdem eine so geringe Hausmacht, daß sie auch vielen ihrer französischen Vasallen nicht recht gebieten konnten.

Heinrich II. von England gelobte den Kreuzzug mit Friedrich Barbarossa zu thun, der Tod überraschte ihn jedoch und sein Sohn und Nachfolger Richard ging nach dem gelobten Lande, wo er sich den Beinamen Löwenherz gewann. Er war jung und schön, nicht hoch gewachsen zwar, aber stark und tapfer, ein Meister in allen Ritterkünsten. Leider ist das strahlende Bild des gefeierten Helden durch manchen Schatten getrübt. Er war von leidenschaftlichem und gewaltthätigem Charakter — erinnern wir uns an die Beschimpfung der deutschen Fahne vor Akkon. Mehrmals hatte er sich mit seinen Brüdern gegen seinen Vater empört; einen Ritter des Barres wollte er vom Kreuzheer verbannen, weil er ihn beim Turnier nicht aus dem Sattel heben konnte, überall erlaubte er sich unterwegs Gewaltthaten und in Palästina ließ er einmal 2000 Gefangene niederhauen, weil Saladin seine Forderungen nicht erfüllen wollte. Nach seiner Heimkehr aus deutscher Gefangenschaft, aus welcher ihn, den Verschollenen, nach der Sage sein treuer Sänger Blondel gerettet haben soll, herrschte er nur noch fünf Jahre. Sein Bruder Johann hatte sich während seiner Abwesenheit des Thrones bemächtigt, diesen zwang Richard zurückzutreten, dann kämpfte er in Frankreich gegen Philipp August, der früher als er aus dem gelobten Lande heimgekehrt war und wortbrüchig die Normandie angegriffen hatte. In einer Fehde gegen den Grafen von Limoges wurde er 1199 bei der Belagerung der Burg Chalus durch einen Armbrustschuß getödtet. Er soll diese Waffe aus dem Morgenlande eingeführt haben, und die Kirche, welche gegen dieselbe wegen ihrer mörderischen Wirkung eiferte, sah eine

Strafe des Himmels darin, daß Richard grade durch eine Armbrust den Tod gefunden hatte. Im Morgenlande war dieselbe übrigens nicht erfunden, sondern wahrscheinlich von den Balearen, den berühmten Schleuderern des Alterthums, die sich im Mittelalter als Bogenschützen auszeichneten und den Bogen so durch einen Schaft zur Armbrust vervollkommneten.

Auf Richard folgte Eduard I., welcher Wales, das Land der Altbriten, die sich vor den Angelsachsen hierher zurückgezogen, unterwarf. Er suchte sie dann zu gewinnen, indem er seinen ältesten Sohn, welcher dort geboren war, zum Prinzen von Wales ernannte, welchen Titel seitdem die englischen Kronprinzen führen. Der berühmteste aller Prinzen von Wales ist der Schwarze Prinz, der Urenkel Eduard's I., welcher sich in den englisch-französischen Kriegen des 14. Jahrhunderts einen unsterblichen Namen gemacht hat. Sein Vater, Eduard III., machte beim Aussterben der ältern Linie der Kapetinger in Frankreich gegen das Haus Valois, die jüngere Linie, Ansprüche auf die französische Krone und begann deshalb 1339 einen Krieg, welcher durch längere Waffenstillstände und Friedenspausen unterbrochen, über hundert Jahre sich hinzog und von beiden Seiten mit erbittertem Nationalhaß geführt wurde.


Kriegsknecht aus dem 14. Jahrhundert.

König Eduard verbündete sich mit dem deutschen Kaiser Ludwig IV. dem Bayer und zahlte ihm 80,000 Goldgülden für persönliche mit 2000 Helmen (d. h. Rittern, jeder mit Knappschaft von 4—5 Reisigen) zu leistende Hülfe. Der Kaiser schickte aber nur seinen Sohn, den Kurfürsten von Brandenburg, welcher 200 Helme aus der märkischen Ritterschaft nach Frankreich führte. Im folgenden Jahre blieb der Sold aus, natürlich also auch die Hülfe. Doch zogen viele deutsche Ritter auf eigene Hand in jenen Krieg, um Vortheil und Ehre zu gewinnen.

Dem ersten Seesiege der Engländer bei Sluys folgte ein mehrjähriger Waffenstillstand; als dann der Krieg erneuert wurde, zog König Eduard in Person in's Feld und nahm seinen sechzehnjährigen Sohn mit sich, den Prinzen von Wales,

ebenfalls Eduard geheißen. Er übergab ihm, als es bei Crecy am 26. August 1346 zur Schlacht kam, das erste Treffen, während er selbst das dritte als Rückhalt führte. Der König von Frankreich, Philipp VI., trat den Engländern mit 8000 Reitern und 60,000 Mann Fußvolk entgegen; beim letztern befanden sich 6000 genuesische Armbrustschützen, die sich mit den englischen Bognern messen sollten. Ein starker Regen hatte aber die Armbrustsehnen erweicht und die Söldner wünschten dieselben erst wieder trocknen zu können. Die Ungeduld seines Adels und der eigene Haß trieben jedoch den König zum Angriff, und er ließ die Genuesen zuerst vorgehen. Als deren Bolzen durch die schlaffgewordenen Sehnen nicht weit genug getrieben wurden, die englischen Bogenschützen aber, welche ihre Waffen vor dem Regen geschützt hatten, mit mörderischer Sicherheit schossen, schrien die französischen Ritter: „A bas cette canaille! A la mort!“ (Nieder mit dem Gesindel! Zum Tode!) Sie hieben die Genuesen, ihre eigenen Söldner, nieder und sprengten mit wildem Ungestüm gegen den Feind. Die Ritterschlacht begann. Eine Zeit lang drohte dem Prinzen von Wales ernstliche Gefahr und sein Vater wurde von den Führern dringend gebeten, mit dem dritten Treffen zu Hülfe zu kommen, er aber sagte: „Laßt doch dem Knaben die Ehre des Tages!“ Die Bogenschützen hatten ihm schon die Bahn dazu geebnet, indem sie ihre Pfeile in die dichte Masse der Franzosen geschossen und manchen Sattel geleert hatten.



Bogen- und Armbrustschütz aus dem 14. Jahrhundert.

Endlich nach heißem Kampfe errangen die Engländer den herrlichsten Sieg: auf Frankreichs Seite wurden 11 Fürsten, 80 Bannerherren, 1200 Ritter, 4000 andere Reiter und 30,000 Mann vom Fußvolk erschlagen. Unter den Gefallenen befand sich auch der blinde König Johann von Böhmen, den seine noch immer ungedämpfte Kriegslust nach Frankreich geführt hatte. Als ihm die Schlacht als verloren erklärt wurde, ließ er sich mit den Steigbügeln an die zweier tapferer Ritter binden, in deren Mitte er nun in das Gewühl sprengte und, wie er gewünscht, seinen

Tod fand, viele getreue Böhmen starben mit ihm. Am Tage nach der Schlacht kamen noch 50,000 Franzosen von der aufgebotenen höchst unkriegerischen Gemeindebewaffnung in der Gegend an. Die unglücklichen Menschen wurden aber von einer Handvoll englischer Reiter und Bogenschützen zersprengt und zum großen Theile niedergemacht. Der Prinz von Wales hatte sich die goldenen Sporen verdient, er wurde zum Ritter geschlagen und von der schwarzen Rüstung, die er trug und seitdem beim Feinde gar gefürchtet machte, „der Schwarze Prinz“ genannt. In dieser Schlacht bei Crecy haben die Engländer auch Kanonen gehabt, und zwar zum ersten Male im Feldkriege. Von ihrer Wirkung — es waren drei Stück — ist aber nichts zu lesen, wahrscheinlich haben sie nur beim ersten Angriff der Franzosen ein paar Schüsse gethan und dann geschwiegen.

Abermals folgte dem Siege ein längerer Waffenstillstand. Beim Wiederausbruch des Krieges 1355 schickte König Eduard den Schwarzen Prinzen nach Guyenne, von wo er einen Verheerungszug nach Frankreich unternahm. Im folgenden Jahre wiederholte er denselben mit nur 12,000 Mann; der König von Frankreich hatte genaue Kenntniß von seinen Bewegungen, sammelte seine Macht, die wol sechsmal stärker war als die englische und traf diese bei Maupertuis in der Gegend von Poitiers. Der Schwarze Prinz nahm Stellung in einem ansteigenden, von Hecken durchschnittenen Weingelände, das nur einen Zugang hatte, breit genug für vier Reiter. Diesen Weg ließ er durch Wagen sperren und alle Hecken nach dem Feinde von seinen Bogenschützen besetzen. Beim französischen Heere befand sich ein Legat des Papstes, Talleyrand-Perigord, der Unterhandlungen anknüpfte; Prinz Eduard zeigte sich geneigt, die Beute und seine Gefangenen herauszugeben und sieben Jahre Frieden zu halten, aber der König von Frankreich verlangte außerdem ihn selbst und 100 auszuwählende Ritter zu Gefangenen, was der Ehre des Prinzen zuwider war. Die Waffen mußten also entscheiden. Am 19. September früh begann der Angriff; drei Haufen abgesessener französischer Ritter, denen ein kleinerer zu Pferde vorausging und drei Geschwader folgten, rückten zuerst vor; der vorderste drang in das Defilé ein, wo er von den Bognern beschossen großen Verlust erlitt und, nachdem sein Führer gefallen war, umkehrte. Die zweite Schar, dadurch irre gemacht, wankte; schon wurde sie von den englischen Pfeilen erreicht, da erschien auf der Höhe feindliche Reiterei, welche den linken französischen Flügel bedrohte. Rasch eilten die Abgesessenen zu ihren Pferden, der König, besorgt für seine jungen Prinzen, schickte diese unter starker Bedeckung ganz fort: das alles sah wie Flucht aus und erschütterte im Heere das Vertrauen. Als nun die englischen Geharnischten unter dem Schwarzen Prinzen vorbrachen und einhieben, und in der Front die Bogner immer wirksamer schossen, entstand Verwirrung und Auflösung, eine Schar von deutschen Reitern, dabei viele Ritter aus dem Lahngau, wurde geworfen, der Rückhalt floh und König Johann, der zu Fuß nochmals eine Schar vorführte, wurde, durch zwei Hiebe im Gesicht verwundet, gefangen.

Nach diesem Siege kehrte der Schwarze Prinz nach England zurück, wo er mit Jubel empfangen wurde. Der gefangene König schloß nach längern Unter-

handlungen Frieden, welcher England den souveränen Besitz vieler bisheriger Lehne in Frankreich sicherte. In dieser Friedenszeit hielt der zum Statthalter dieser Lande ernannte Schwarze Prinz einen glänzenden Hof zu Bordeaux und unternahm Kriegszüge nach Spanien, Pedro dem Grausamen gegen seinen Bruder zu Hülfe.



Schlacht von Crecy. Aus der Chronik von Froissard.

Französische Einmischung in Angelegenheiten seiner Statthalterschaft beantwortete er, obgleich schwer krank, mit einer Kriegserklärung und so gefürchtet war er, daß ihm das französische Heer, als er diesem entgegen zog, keine Schlacht zu

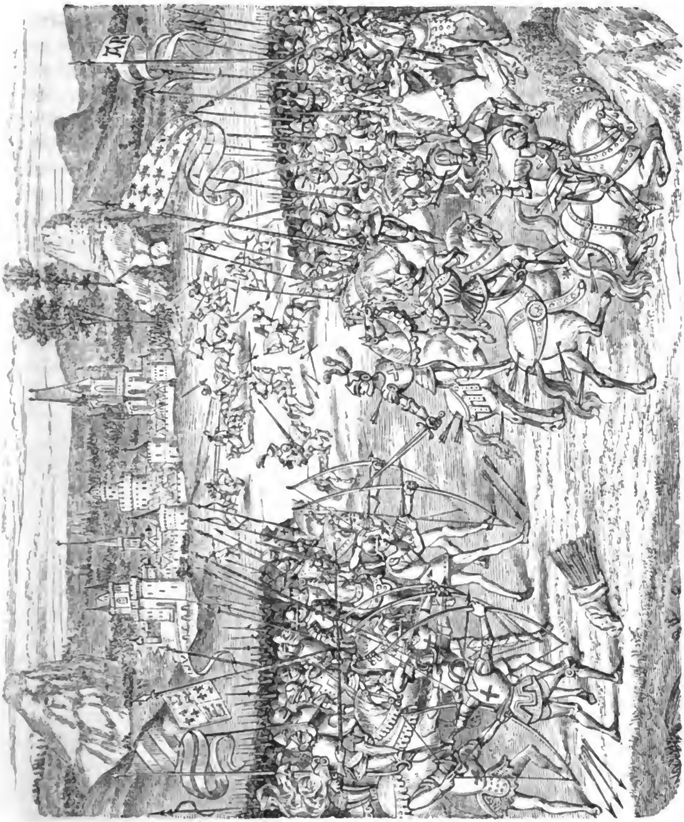
bieten wagte, sondern sich trennte und in die festen Plätze warf. Nach siegreicher Beendigung dieses Zugs begab sich der Schwarze Prinz, dessen Gesundheit zerrüttet war, nach England, wo er 1376, ein Jahr vor seinem königlichen Vater starb.

Siegreich blieben die Engländer auch in den folgenden Perioden dieser Kämpfe. Die Schlacht von Azincourt 1415 ist der dritte ihrer glänzenden Hauptsiege: der Vertrag von Troyes 1420 sprach Heinrich V. von England, welcher die Tochter Karl's VI. von Frankreich heirathete, die Thronfolge in diesem Reiche zu. Beide Könige starben fast zugleich. Der Dauphin von Frankreich, Karl VII., suchte sich mit den Waffen zu behaupten, wurde aber bis hinter die Loire zurückgedrängt und wäre verloren gewesen, wenn nicht das wunderbare Auftreten der Jungfrau von Orleans, die wie eine Gottgesandte zur Rettung Frankreichs erschien, den Muth des Volkes neu belebt und die Streiter zur höchsten Begeisterung entflammt hätte.

Jeanne d'Arc, die Tochter eines Landmanns, zu Dom-Remy in der Champagne geboren, glaubte an überirdische Stimmen, die sie schon in der Kindheit oft zu hören gemeint, sie glaubte an dieselben, als sie ihr in ihrem 17. Jahre befahlen, das von den Engländern belagerte Orleans zu retten und den Dauphin zur Krönung nach Rheims zu führen. Schwer gelang es ihr, sich bei diesem, als sie vorgelassen wurde, Glauben zu verschaffen. Endlich wurde ihr aber Vertrauen geschenkt und die Führung übergeben; sie zog in Männertracht, mit einem geweihten Schwerte und dem weißen Lilienbanner, an der Spitze kampfmuthiger Scharen nach Orleans, welches Dunois, der Bastard des ermordeten Herzogs von Orleans, nur noch mühsam vertheidigte. Glücklich in die Stadt gelangt, betrieb sie unablässig starke Ausfälle, durch welche die Engländer endlich zur Aufhebung der Belagerung gezwungen wurden. Derselbe Wunderglaube, welcher die Franzosen mit neuem Muthe beseelte, wirkte auf ihre Gegner entnervend und das Heldenmädchen wurde der Schrecken derselben. Im Siegesmarsche führte Johanna nach der Rettung Orleans' das kleine Heer nach Rheims, wo sie mit dem Dauphin unter dem Jubel des Volks ihren Einzug hielt. Die Krönung erfolgte am 17. Juli 1429; neben dem Dauphin stand die Jungfrau mit ihrem Panier, und als die Ceremonie vollendet war, sank sie auf die Knie und begrüßte, die Erste, Karl VII. unter Thränen der Freude als König. O hätte doch in diesem erhabenen Augenblick, als sie ihre Sendung erfüllt sah, ein plötzlicher sanfter Tod die Glückliche in die ewigen Stätten des Friedens geführt! Im unerforschlichen Rathschlusse Gottes war es aber anders bestimmt.

Von den Feinden gefürchtet und grimmig gehaßt, vom französischen Volke wie ein höheres Wesen verehrt, und doch in ihrem höchsten Ruhme stets bescheiden und weiblich sittsam, erkämpfte sie noch manchen Sieg für den König, bis sie bei der Vertheidigung von Compiegne das Unglück ereilte. Sie hatte einen Ausfall unternommen und deckte mit einer kleinen Schar den Rückzug der Ihrigen: das Thor wurde gesperrt, ehe sie es erreichen konnte, und Johanna wurde von den nachdringenden Burgundern vom Pferde gerissen und gefangen. Den Engländern ausgeliefert, in Rouen als Zauberin und Ketzerin einem geistlichen Gerichte übergeben, hoffte sie vergebens, daß Frankreich, welches sie gerettet hatte, jetzt auch etwas zu

ihrer Rettung thun werde. Der lange scheußliche Prozeß, die schändliche Behandlung, welche sie erdulden mußte, und ihre Verurtheilung zum Feuertode können in unsern Blättern keine Schilderung finden.



Bogenschützen und Ritterschaft in der Schlacht von Poitiers. Nach der Chronik von Froissart.

Die Jungfrau von Orleans starb am 31. Mai 1431 mit Muth und frommer Ergebung zur Schande Frankreichs auf dem Scheiterhaufen. Was half es, daß sie nach sechzehn Jahren feierlich durch einen Gerichtsakt für unschuldig erklärt wurde, daß die Nachwelt ihr Denkmäler setzte?

Frankreich aber genoß die Früchte ihrer Siege: den Engländern wurden alle ihre Besitzungen bis auf Calais entrissen. Karl VII. wußte nun auch eine neue Streitkraft im Lande zu schaffen, dessen schlechte Wehrverfassung so viele Niederlagen verursacht hatte. Er beauftragte tüchtige Kriegshauptleute mit der Bildung von 15 Reitercompagnien aus dem Adel, zu je 100 Lanzen. Unter Lanze verstand man einen Gewaffneten (homme d'armes) mit seinem Knappen, einem Knecht und drei Reisigen. Eine Ordonnanzcompagnie — so wurde sie genannt — war also 600 Reiter stark, diese erhielten Sold und mußten stets kriegsbereit sein. Anfangs erregte die Neuerung Mißvergnügen, bald aber wurde sie beliebt und der Andrang dazu so groß, daß die vornehmsten und berühmtesten Helden Frankreichs eine Ehre darin suchten, in die Ordonnanzcompagnien aufgenommen zu werden. Der Adel wurde dadurch dem Könige für den Krieg botmäßig, und diese Truppe, von ritterlichem Geiste beseelt, bildete lange Zeit den Kern der französischen Reiterei.

Weniger glückte es, ein nationales gutes Fußvolk zu organisiren. Von je 50 Häusern sollte ein „Freischütz" gestellt und bezirksweise diese Mannschaft alle Monat gemustert werden. Daraus konnte eine Macht von 16,000 Mann zusammenkommen, die in 4 große Heerhaufen, jeder in 7 Compagnien zu theilen war. Doch bewährten sich diese Freischützen nirgends und schon Karl's VII. Nachfolger, Ludwig XI., hob die Einrichtung wieder auf.



Die Jungfrau von Orleans (mit Initial E-). Nach einem Manuskript um 1500.
(Vergl. Hist. de France I. 524.)



Schweizer Banner-Stier von Uri.

9. Volkskriege der Schweizer und Böhmen.

Nicht überall war die Gemeinfreiheit alter Zeiten durch das Lehnswesen, und damit der Heerbann, das allgemeine Aufgebot der waffenfähigen Männer, durch die Vasallenscharen, oder wo diese nicht ausreichten, durch Söldnerbanden verdrängt worden. Es gab noch freiheitliebende Stämme, deren Landvolk sich nicht in Hörigkeit und Leibeigenschaft, wie das der meisten Länder, herabdrücken ließ. Dazu gehörten in Norddeutschland die Friesen, welche ihre Freiheit tapfer vertheidigten, nach einer Seite gegen die Grafen von Holland, nach der andern gegen die Oldenburger und den Erzbischof von Bremen, zuletzt gegen die Holsteiner Grafen und die Dänenkönige. Die Stedinger, ein friesischer Stamm an der Hunte, trotzten sogar dem Interdikt der Kirche, sodaß über 30 Jahre lang bei ihnen keine Ehe mehr eingesegnet, kein Kind getauft, keine Leiche christlich begraben wurde. Nur durch vereinte Anstrengung der benachbarten Fürsten konnten sie endlich bezwungen werden.

Berühmter noch und länger siegreich sind die Kämpfe der Ditmarsen, bis endlich auch sie erlagen. Aber der Freiheitssinn der Friesen wurde durch keine Niederlage und Unterwerfung gebrochen.

Die Schweizer. In den Alpen Helvetiens fanden im 14. und 15. Jahrhundert gleiche Volkskriege statt, aber sie nahmen einen andern Ausgang. Die zahlreichen, wohlgerüsteten Heere Oesterreichs und später Burgunds, welche das Volk unterjochen wollten, erlitten die größten Niederlagen, und ein Bund freier Gemeinwesen, der sich die schweizerische Eidgenossenschaft nannte, ging aus diesen Kämpfen hervor.

Das Land, das wir jetzt die Schweiz nennen, zur Römerzeit von Kelten bewohnt, in der Völkerwanderung von Burgundern und Alemannen besetzt, dann unter fränkischer Herrschaft, gehörte nach der Auflösung des Frankenreichs theils zu Deutschland, speziell zum Herzogthum Schwaben, theils zu Burgund, bis auch dies an die deutschen Kaiser kam. Auch hier hatten sich die Verhältnisse wie in andern Ländern entwickelt, ein mächtiger Herrenstand, blühende Städte, geistliche Stifter waren entstanden und die Bauern meist in Leibeigenschaft gerathen. Nur in den drei sogenannten Waldstätten, Uri, Schwyz und Unterwalden, hatte sich im schwer zugänglichen Hochgebirge ein freies Geschlecht erhalten, das weder von den Römern noch von den deutschen Wandervölkern unterworfen worden und auch von keinem der einheimischen Landherren, die ihre Macht immer weiter ausbreiteten, in Abhängigkeit gerathen, vielmehr reichsunmittelbar war. Ein Schirmvogt, den sie freiwillig erwählt hatten, stand ihnen von Seiten des Reichs vor: seit Kaiser Friedrich II. besaßen die Grafen von Habsburg diese Schirmvogtei.

Als Rudolf von Habsburg zum Könige der Deutschen erwählt worden war, bestätigte er den Waldstätten ihre Reichsunmittelbarkeit, sein Sohn aber, Albrecht I., der Oesterreich besaß, suchte ihnen dieselbe zu nehmen. Auf welche Weise er sie durch Landvögte und Zwingburgen zu knechten strebte, ist bekannt: die Grausamkeiten Geßler's, Landenberg's und Wolfenschießen's, die Ungebühr mit Geßler's Hut in Altorf, dem jeder seine Reverenz machen mußte, die Nacht auf dem Rütli, wo gleichgesinnte Männer den Bund zur Aufrechthaltung der alten Freiheit, die schweizerische Eidgenossenschaft schlossen, der Tellschuß, den erst unsere alles bezweifelnde Neuzeit historisch in Frage gestellt hat, endlich der Ausbruch des Volksgrimmes und die Zerstörung der Zwingburgen, das alles ist zu bekannt, um es nochmals genau zu schildern. Kaiser Albrecht, anderweit mit Fehden beschäftigt, ließ nur die Pässe der Waldstätte sperren und allen Verkehr mit ihnen abbrechen, um sie einer spätern Rache aufzusparen; ehe er jedoch dazu kam, wurde er von seinem Neffen und dessen Mitverschwornen ermordet. Auch seine Söhne wurden, so lange Kaiser Heinrich VII., der Luxemburger, lebte, vom Kriege gegen die Waldstätte abgehalten, als dieser aber in Italien im Abendmahlskelch vergiftet worden war und bei der neuen Kaiserwahl die Eidgenossen für Ludwig von Bayern gegen Friedrich den Schönen von Oesterreich stimmten, zog dessen Bruder Leopold, die Blume der Ritterschaft genannt, 1315 mit Heeresmacht aus, die Waldstätte zu züchtigen. Von drei Seiten her kam der Angriff: Otto von Straßberg mit 4000 Mann aus

dem Oberlande über den Brünigpaß, ein zweiter Haufe von 1000 Mann über Luzern, der Herzog selbst gegen Zug mit 4000 Reisigen, dabei 400 „gekrönte Helme", d. h. Adelige, nebst 8000 Mann Fußvolk, wozu mehrere Orte, die noch zu Oesterreich hielten, Mannschaft gestellt hatten, z. B. Zürich 52 Mann, aus dem Gemeindesäckel alle gleichmäßig in Blau und Weiß gekleidet.

Wie sollten die armen Landleute, Hirten und Jäger dieser Macht widerstehen? Ihrer 1600 kamen aus den Waldstätten zusammen, mehr nicht, ohne Harnisch und Schutzwehren, mit Waffen, wie jeder sie besaß, aber mit starkem Muth und Vertrauen. Fünfzig wegen Friedensbruch und anderer Frevel Verbannte baten, sich zur Vertheidigung anschließen zu dürfen, aber sie erhielten die Erlaubniß, den heimischen Boden zu betreten, selbst in dieser Noth nicht und stellten sich außerhalb der Landmark auf den Morgarten, ein Bergabhang am Aegerisee, über dem Engpasse, den der Herzog durchziehen mußte. Die kleine Schar der Eidgenossen erwartete denselben innerhalb ihrer Grenze auf dem Sattelberge, auch die Figlersfluh genannt.

Der Feind kam, die Ritterschaft unter dem Grafen Montfort voran, das Fußvolk noch weit zurück, alles im schmalen Marschzuge, wie der Engweg es nöthig machte. Als die Ritter an den Morgarten gelangten, stürzten plötzlich von oben dumpfdonnernde Steinmassen auf sie herab, viele Reiter und Rosse wurden niedergeschmettert oder verwundet, es entstand eine gräßliche Verwirrung, alles spornte die Pferde vorwärts, um aus der Gefahr zu kommen. Da stürmten vom Sattelberge die Eidgenossen hernieder auf die gedrängte unbehülfliche Masse und richteten mit den schweren Morgensternen, Hellebarden, Schwertern und Mordäxten ein furchtbares Blutbad an. Die Ritter, eingekeilt „in drangvolle fürchterliche Enge", wo sie ihre Rosse nicht wenden, ihre Waffen kaum gebrauchen konnten, mußten erliegen. Daß sich der Kampf bis auf die Höhe fortgesetzt, welche viele Reiter zu erreichen suchten, beweisen die Ritterspuren, die noch in neueren Zeiten dort in der Erde gefunden worden sind. Das Fußvolk der Oesterreicher kam zu spät, löste sich dann in Flucht auf, erlitt aber auch noch große Verluste. Die andern feindlichen Heerhaufen wurden von 400 Eidgenossen, welche über den See fuhren, zersprengt.

So war ein schöner Sieg gewonnen und Herzog Leopold, der nur mit wenigen seiner Ritter dem Tode entronnen war, fühlte sich nicht stark genug, den Krieg fortzusetzen. Die Eidgenossen schlossen noch in demselben Jahre den ewigen Bund zu Brunnen und blieben nun einige Zeit in Ruh; Luzern trat 1332 ihnen bei, worauf die Verbindung der Bund der Vierwaldstätte genannt wurde, von dem See, um welchen die Orte lagen. Nach und nach schlossen sich während der folgenden Unruhen und Kriege die bedeutendsten Städte: Zürich, Bern u. s. w. an, und ein geordnetes Kriegswesen fing an sich zu gestalten.

Es war aber damit noch nicht weit gediehen, als nach vielen Händeln wieder ein Herzog von Oesterreich die Eidgenossen mit Vernichtung bedrohte. Die Erbitterung des Adels gegen dieselben führte ihm zahlreiche Verbündete zu: 167 weltliche und geistliche Herren sandten den Eidgenossen Fehdebriefe. Es kamen 4000 Ritter mit ihren Dienstmannen zusammen. Auch mehrere helvetische Städte, darunter

Schaffhausen und Aarau, mußten Oesterreich Kriegsvolk stellen, und Herzog Leopold sammelte sein Heer im Aargau, ließ hier einen Theil desselben unter Johann von Bonstetten stehen, um seine Lande zu decken und Zürich abzuhalten, und zog mit der Hauptmacht gegen Luzern.

Die Eidgenossen scharten sich zum Schutz dieser Stadt bei Sempach, einem kleinen Ort, drei Stunden vor Luzern an einem von Waldhöhen umkränzten See. Ihre Zahl war noch geringer, als die ihrer Väter bei Morgarten: 900 aus den drei alten Waldstätten, 400 von Luzern unter ihrem Schultheißen, dem Herrn von Gundoldingen, und nur 100 Mann aus andern Orten, weil die Städte Zürich, Zug und Glarus durch Bonstetten bedroht waren. In der Bewaffnung hatte sich auch noch nichts geändert: die Hellebarde (ein Spieß, unter dessen Eisenspitze noch ein Beil oder auch zwei am Schaft angebracht waren, also eine Waffe zum Stoß und Schlag), die langschaftige Keule, deren Kolben mit dicken eisernen Nägelköpfen beschlagen war und volkswitzig Morgenstern genannt wurde, die großen Schlachtschwerter und Streitäxte waren wol gute Waffen in starker Männerfaust, aber kein Helm schützte das Haupt, kein Panzer die Brust, und die elenden Breter, aus welchen einige sich Schilde zusammengenagelt, konnten unmöglich Ritterspeeren widerstehen. Doch verzagten die Tapfern nicht, sie hatten sich auf den Waldhöhen, welche sanft zum See abfallen, aufgestellt und erwarteten das stolze Ritterheer, welches wiederum die Spitze der Marschsäule genommen hatte. Ihm folgte das Fußvolk, hinter welchem auch ein paar Geschütze, mit denen die Mauern von Sempach und später von Luzern beschossen werden sollten, auf Wagen fortgeschafft wurden.

Als der Herzog die Stellung der Eidgenossen auf den waldigen Höhen bemerkte, welche keinem Reiterangriff zugänglich waren, ließ er Halt machen und absitzen. Wir haben schon gesehen, daß die Ritterschaft, wo ihr zu Roß die Bodenbeschaffenheit im Gefecht hinderlich war, absaß und zu Fuß kämpfte. Es wäre ihr eine Schande gewesen, dem verachteten Fußvolk den Kampf zu überlassen, sie allein war das Heer und jenes lief nur mit, ihr gebührte es, das Gefecht zu führen. Die schweren Rüstungen wurden zu Fuß zwar sehr lästig und bei Sempach kamen noch die langen aufwärtsgebogenen Schnabelspitzen der Stiefeln dazu, welche damals Mode waren und sehr im Gehen hinderten. Eine Zeit lang wurden diese Schnäbel so lang und krumm getragen, daß sie bis zum Knie hinauf reichten und den Reiter verhinderten, die Füße in die Steigbügel zu stecken, eine Ziererei, um sich als Reiter ohne Bügel bewundern zu lassen.

Die abgesessenen Ritter bei Sempach halfen sich, sie schnitten die langen Stiefelspitzen mit ihren Dolchen oder Schwertern ab und hieben auch das hintere, eingekerbte Ende ihrer Speere durch, um diese handlicher zu machen. Der Schwerpunkt der Ritterlanze lag, für ihren Zweck des Anrennens zu Pferde, weit nach hinten, wo auch der Schaft dicker und nur für die Panzerfaust oder zum Einsetzen gekerbt war. Hier durchgehauen wurde sie erst für den Fußkampf brauchbar.

Es war am 9. Juli 1386. Die drückende Hitze, welche schon auf dem Anmarsch die Ritter belästigt hatte, wurde noch unerträglicher, als dieselben nun in den immer

heißer werdenden Rüstungen im geschlossenen Viereck zum Angriff gegen die Höhen vorrückten. Viele schlugen deshalb die Visire auf, um sich Luft zu verschaffen. An der Spitze der Geharnischten, deren Helme mit den verschiedensten Sinnbildern und einem Walde von Federn prangten, schritt Herzog Leopold von Oesterreich, von seinem edlen Charakter der Biderbe genannt, ein schöner Mann in der Fülle der Kraft, 37 Jahre alt. Kein Zweifel am Siege kam in seine Seele und alle Ritter theilten seine Zuversicht; der Rath des Freiherrn von Hasenburg, beim Zuge auf Luzern den Heerhaufen Bonstetten's mitzunehmen, war mit spöttischer Anspielung auf den Namen des vorsichtigen Mannes zurückgewiesen worden.



Heldentod des Arnold von Winkelried.

Doch baten Viele den Herzog, für seine Person aus dem Kampfe zu bleiben und die Schlacht nur, wie es dem Feldherrn zieme, zu leiten. Von Schlachtenleitung wußte aber die Kriegskunst der Zeit sehr wenig: der Feldherr führte sein Heer auf den Kampfplatz und stritt dann persönlich in vorderster Reihe; zu leiten ist überhaupt nichts, wenn Alles gleich daran gesetzt wird. Auch antwortete der tapfere Fürst: „Soll denn Leopold von weitem zuschauen, wie seine Ritter für ihn sterben? Hier in meinem Lande, für mein Volk, mit euch will ich siegen oder umkommen!" So fest war er von seinem guten Recht überzeugt.

Nicht minder waren es ihrerseits die Eidgenossen. Sie verrichteten, als die Ritter absaßen und ihren Gevierthaufen bildeten, nach alter frommer Sitte knieend

das Schlachtgebet, dann ordneten sie sich in Keilform und stürmten, ohne den feindlichen Angriff abzuwarten, von der Höhe hernieder, demselben in gleicher Weise zu begegnen. Vor ihrem gewaltigen Andrang hielten die stahlgepanzerten Ritter im Vorrücken inne und empfingen sie mit gefällten Speeren, welche noch aus dem vierten Gliede, vergleichbar der makedonischen Phalanx, durch das vorderste ragten. Vergebens führten die Eidgenossen mit ihren schweren Waffen mächtige Streiche auf die von den Helmen und Harnischen geschützten Gegner — „schlagt auf die Glene (Spieße), sie sind hohl!" schrie einer, aber das war nicht der Fall, zwar wurden einige zerschlagen, aber die Ritter wußten ihre Speere nur zu gut gegen die Schweizer, die ihnen die unbewehrte Brust entgegenwarfen, zu gebrauchen. In dem furchtbaren Kampfe, wo die Streiter von beiden Seiten aufeinander wüthend schlugen und stachen, waren die Eidgenossen zuerst im Nachtheile, sie konnten nirgend in die von Eisenspitzen starrende Mauer einbrechen und Viele von ihnen stürzten zum Tode getroffen in ihr Blut, unter diesen der Schultheiß von Luzern, Gundoldingen. Rechts und links zogen sich die hintern Glieder des Vierecks heraus, um die kleine Schar der Schweizer zu umklammern und zu erdrücken.

Da rief plötzlich eine laute Stimme: „Ich will euch eine Gasse machen! Sorget für mein Weib und meine Kinder, liebe Eidgenossen, gedenket meines Geschlechts!" Es war Arnold Struthan von Winkelried. Mit weit ausgebreiteten Armen packte er so viele Ritterspeere zusammen, als er fassen konnte und warf sich mit voller Kraft der Brust hinein, um sie zu Boden zu drücken. Da er ein großer, starker Mann war, riß er die Spieße nieder, wenn sie auch in seinen Leib gestoßen wurden, und in die breite Gasse, die er gemacht, brachen wildentbrannt die Eidgenossen ein. Es war ein gräßliches Mordgewühl, das nun entstand; wol kämpften die Ritter noch mit äußerster Anstrengung, aber zum Theil auseinander gesprengt, zum Theil so zusammen gepreßt, daß sie ihre Schwerter, nachdem sie die Speere fortgeworfen, kaum gebrauchen konnten und viele vor Hitze bewußtlos niedersanken, wurden die Tapfersten, die Edelsten in großer Zahl erschlagen.

Noch flatterte hoch das Banner von Oesterreich, zweimal war es schon mit seinem Träger gesunken, aber der Herzog selbst hatte es jetzt erfaßt und hielt es aufrecht, bis auch er, von einem schweren Schlage getroffen, niederstürzte. Noch einmal wollte er sich aufraffen — um ihn her lagen die Leichenhaufen der Seinigen. „Rette, Oesterreich, rette!" klang der Ruf des Gestürzten, und da die Feinde auf ihn eindrangen, dachte er wol, sich gefangen zu geben: „Ich bin der Fürst von Oesterreich!" rief er, umsonst! Ein gemeiner Mann aus Schwyz gab ihm den Todesstoß.

Jetzt schrieen die Ritter, die noch am Leben waren, nach ihren Hengsten. Aber die Knechte, welche damit weiter zurück gehalten, waren bei der unglücklichen Wendung der Schlacht davongejagt. Viele von denen, die sich hätten retten können, verloren daher noch ihr Leben, doch schlossen sich auch noch einige feste Haufen zusammen und traten wenig verfolgt den Rückzug an. Die Zahl der gefallenen Grafen und Herren aus den edelsten Geschlechtern Oesterreichs, Schwabens und Helvetiens wird auf 656 angegeben. Das Fußvolk der Städte, welche zu Oesterreich gehalten,

war nicht feige vom Schlachtfelde entflohen, sondern kämpfte noch tapfer und erstritt sich, wenn auch unterliegend, wenigstens Ehre.

Wiederum war die Freiheit der Eidgenossenschaft gerettet; die Folgezeit sollte sie noch einmal schwer bedrohen, aber bis dahin hatte sich ein wohlgeordnetes Kriegswesen entwickelt, das einen starken Widerstand gegen einen viel mächtigeren Feind, als den Herzog von Oesterreich, gestattete. Jeder Kanton (damals Ort oder Ortschaft genannt) war auch in der Kriegsverfassung selbständig und hatte diese nach den Stadt- und Landgebieten bestimmt. Dort gaben die Zünfte, hier die Vogteien, Herrschaften und freien Gemeinden die Eintheilung. Ohne Ausnahme war Jeder wehrpflichtig, eine Liste in jedem Orte gab die zum ersten Auszug zu stellende Mannschaft an, alle übrigen Streitbaren gehörten zum Banner, dem allgemeinen Aufgebot. Das Feldzeichen der Eidgenossen war ein weißes Kreuz, das nicht blos in den Fahnen, sondern auch von den Kriegern auf Brust, Schultern, Armen und Schenkeln getragen wurde. Eine tüchtige Bewaffnung, in welcher die Hellebarde vorherrschte und bald auch Feuerwaffen sich zeigten, eine zweckmäßige Eintheilung in Rotten und Fähnlein, und endlich eine Schlachtordnung in Vorhut, Gewalthaufen und Nachhut, vorzüglich aber die Körperkraft, der Muth und die unerschütterliche Siegeszuversicht der Alpensöhne machten die Eidgenossen nach ihren Siegen über Karl den Kühnen von Burgund zum kriegerischen Vorbilde anderer Völker.

Die Böhmen. Lange vor den Burgunderkriegen entbrannte im Herzen Deutschlands ein anderer Volkskrieg, ein Rache- und Glaubenskrieg, der den fürchterlichsten Charakter annahm. Nicht Deutsche waren es, welche zuerst die Waffen erhoben, sondern Slaven im deutschen Reichsverbande, aber sie waren dazu gereizt durch die Treulosigkeit eines Kaisers und den Flammentod eines Märtyrers der Glaubensfreiheit.

Die Böhmen, oder wie sie sich selbst nennen Czechen, hatten bei dem allgemeinen Vordringen der Slaven in Deutschland das schöne Land in Besitz genommen, das von seinen ältesten Bewohnern, den keltischen Bojern, den Namen Böheim trug. Ihre Herzöge waren dann dem deutschen Reiche lehnspflichtig geworden und hatten, wie schon erzählt, den Königstitel erhalten. König Ottokar II., der auch die österreichischen Lande nach dem Aussterben der Babenberger gewonnen hatte, war mächtiger, als der schweizerische Graf Rudolf von Habsburg, der den deutschen Thron bestieg, doch lehnte er sich vergebens gegen ihn auf und fiel in der Schlacht auf dem Marchfelde bei Wien. Nach dieser Schlacht, in welcher ein hundertjähriger Ritter das Banner von Oesterreich trug und 13 Trautmannsdorfs fielen, konnte Rudolf mit Recht sagen: „Mit 4000 deutschen Helmen und 40,000 Mann deutschen Fußvolks will ich die ganze Macht der Welt angreifen."

Ottokar's Sohn behielt Böhmen, aber die österreichischen Lande verlieh der Kaiser seinen eigenen Söhnen und gründete so die Hausmacht Habsburgs, welche später durch glückliche Heirathen unermeßlich steigen sollte.

In Böhmen erlosch der uralte Mannsstamm, der nach dem Gemahl der sagenhaften Königin Libussa die Przemysliden genannt wurde. Kaiser Heinrich VII.

verlieh seinem Sohne Johann von Luxemburg Böhmen — wir haben diesen König erblindet auf dem Schlachtfelde von Crecy unter den Todten gesehen. Für sein Land hatte er bei seinen Kriegs- und Turnierfahrten wenig gesorgt, desto mehr verdankte es seinem Sohne, dem Kaiser Karl IV. Unter andern Wohlthaten gab er ihm zu Prag eine Universität, die erste in Deutschland.

Auf dieser Universität lehrte zu Ende des 14. Jahrhunderts Johannes Huß, der seit 1402 auch Prediger an der Bethlehems-Kapelle war und sowol durch seine Vorlesungen, als seine Predigten in böhmischer Sprache die Studenten und das Volk für sich gewann. Von den Schriften des Engländers Wicliffe angeregt, lehrte und predigte er gegen die Mißbräuche der Kirche, den Ablaß und die Verderbtheit der Geistlichkeit. Kaiser Wenzel, der in Deutschland abgesetzt war, aber in seinem Königreich Böhmen noch regierte, schützte Huß gegen die Verfolgungen und gab ihm auch eine Bedeckung mit, als er sich mit einem Geleitsbrief Kaiser Sigismund's, der ihm volle Sicherheit versprach, nach Kostnitz zu dem allgemeinen Konzil begab, um dort seine Lehren, von deren christlicher Rechtmäßigkeit er überzeugt war, zu verantworten. Bald nach seiner Ankunft wurde er jedoch verhaftet, der Kaiser, bestürmt durch die Geistlichkeit, welche ihm vorstellte, daß einem Ketzer keine Treue zu halten sei, brach sein Versprechen des freien Geleits, und Huß wurde am 6. Juli 1415 öffentlich verbrannt.

Als diese Nachricht nach Böhmen kam, verbreitete sich unter den Anhängern des Huß die größte Erbitterung und zugleich ein begeisterter Fanatismus für seine Lehre. Die Hussiten bewaffneten sich, ihren Glauben zu schützen und den Gemordeten zu rächen und nahmen als Bundeszeichen den Kelch an, welchen die römisch-katholische Kirche im Abendmahl den Kommunikanten aus dogmatischen Gründen versagte, den aber Huß und die Prediger seiner Lehren wieder für ihre Anhänger eingesetzt hatten. Aber auch die Päpstlichgesinnten bewaffneten sich und es kam zu Gewaltthätigkeiten von beiden Seiten. König Wenzel räumte den Hussiten 1417 einige Kirchen ein, oft aber versammelten sie sich zu Tausenden auf freiem Felde, um die Predigt zu hören und das Abendmahl unter beiderlei Gestalt zu genießen. Der Berg Hradisztie, wo auch Huß predigte, war vorzüglich der Mittelpunkt dieser Zusammenkünfte; hier wurde bald ein befestigter Wehrplatz, slav. Tabor, angelegt. In Prag hatten die Hussiten in der Königsburg selbst einen starken Vertreter: Johann Ziska von Trocznow, der schon als Edelknabe am Hofe gedient, dann als Söldnerführer in der Schlacht bei Tannenberg gegen den deutschen Orden entscheidend gekämpft und auch in Frankreich bei Azincourt gestritten hatte. Er war jetzt bereits in den Fünfzigen und hatte schon in der Kindheit ein Auge verloren, ein Mann von eisernem Charakter, hart und erbarmenlos, an Feldherrngaben und kriegerischer Einsicht von keinem Zeitgenossen übertroffen. In ihm erkannten die Hussiten schon früh ihren Führer und er trat an ihre Spitze, als in Prag der Aufruhr ausbrach.

Der König, erschreckt durch die steigende Gährung und gegenseitige Anfeindung der Parteien, befahl eine allgemeine Entwaffnung. Da geschah es, daß bei einer

Prozession der Hussiten ein Stein aus einem Fenster des Rathhauses auf sie herab flog und einen ihrer Priester traf. Sofort stürmten sie das Rathhaus und warfen dreizehn Rathsherren aus den Fenstern in die Spieße der untenstehenden Bewaffneten, welche sie auffingen. Den König rührte bei dieser Nachricht vor Schreck und Jähzorn der Schlag. Die Hussiten bemächtigten sich der Stadt und verübten viele Greuel; nur auf dem Hradschin, der hochgelegenen Burg, hielt sich noch eine königliche Besatzung.



Hussitische Wagenburg.

Im ganzen Lande wurde stürmisch gegen den Erben der Krone, Wenzel's Bruder, den Kaiser Sigismund, den Wortbrüchigen, gepredigt, und die meisten Stände verweigerten ihm die Anerkennung. Die Erbitterung stieg, als ein Legat des Papstes, der Kardinal Dominico, zur gewaltsamen Bekehrung der Ketzer aufforderte.

Nicht unvorbereitet sollte sie der beabsichtigte Kreuzzug treffen. Ziska, der Führer der Hussiten, machte Tabor zu einem starken Waffenplatze und schuf gleich

Anfangs ein stehendes Heer. Die Taboriten waren in zwei Gemeinden für den Krieg getheilt: Hausleute zur Vertheidigung und Feldkrieger. Auch hier zeigte sich wieder die alte natürliche Unterscheidung, wie bei den Germanen der Urzeit, welche Heerfahrt und Landwehr trennten.

Dann erließ Ziska eine musterhafte Kriegsordnung, in welcher er, nach den Worten eines urtheilsfreien Historikers, „die Grundsätze der Römer und die alten Erfahrungen mit den neuesten Fortschritten der Kriegskunst eigenthümlich in Einklang zu bringen wußte." Die Czechen waren von je gute Krieger, sie sind es noch. Ihre nationale Kriegsweise war zwar unter den Luxemburgern etwas der deutschen und französischen angepaßt worden, aber Ziska frischte sie wieder auf und ließ täglich Uebungen mit den Waffen und Kriegswagen anstellen. Diese Kriegswagen und noch mehr deren Gebrauch war seiner Taktik ganz eigenthümlich. Andere Völker und Heere hatten dieselben auch und bildeten Wagenburgen daraus, welche in der Schlacht Stützpunkte abgaben. Die hussitische Wagenburg diente aber zu sehr verschiedenen Zwecken: auf dem Marsch rings um das Heer vertheilt, fuhr sie wie eine wandernde Verschanzung mit; beim Angriff deckte sie die Kriegshaufen und brachte sie bis an den Feind, damit diese plötzlich hervorbrechen und auf ihn einstürmen konnten; im Unglücksfall bot sie eine sichere Zuflucht, in welche sich die Geschlagenen zurückzogen, und wenn überhaupt nur eine Vertheidigung beschlossen war, gab die Wagenburg dazu die feste Stellung. Auf 1000 Mann waren in der Kriegsordnung 50 Wagen gerechnet, sodaß deren Zahl beim Heere immer eine sehr bedeutende war. Sie fuhren gewöhnlich in vier Reihen oder Zeilen hintereinander, die erste und letzte waren etwas länger als die mittlere. Die innern Räume bildeten, durch einzelne Wagen getrennt, verschiedene Kammern mit unregelmäßigen Durchgängen, also ein wahres Labyrinth, das nur den Hussiten bekannt war, den eingedrungenen Feind aber völlig verwirren mußte. Doch ist es nicht so weit gekommen, daß der Feind in eine hussitische Wagenburg eingedrungen wäre.

Ganz eigenthümlich war ferner bei den Hussiten als Kriegswaffe der eisenbeschlagene Dreschflegel. Wenn Bauern als Landsturm zusammenlaufen, so bringen sie in Ermangelung anderer Waffen wol Heu- und Mistgabeln, Sensen und Langbäume mit; die Polen formirten in ihren neuern Revolutionen aus Sensenmännern ganze Bataillone, aber den Dreschflegel haben nur die Czechen im Großen zum Kriege benutzt. Anfangs ein Nothbehelf, wurde er bald neben dem Spieß als zweckmäßige Kriegswaffe angenommen, und es gab nun in dem organisirten Fußvolk Spießträger, Flegler und Schützen in besondern Abtheilungen. Die Flegler waren bis zu einer staunenswerthen Schnelligkeit eingedroschen, Mancher konnte in einer Minute wol 20—30 Schläge auf seine Feinde niederschmettern lassen. Aus den Schützen und leichten Reitern wurden auf dem Marsche die „Renner" oder „Verlornen" gebildet, welche der Wagenburg vorauszogen, um den Feind und die Gegend zu erkunden. Innerhalb der Wagen marschirte in Feindesnähe das Heer: das Fußvolk in den äußern, die Reiterei und das Gepäck in den innern Gassen. Im Angesicht des Feindes wurde der Schlachtgesang angestimmt:

„Die ihr Gottes Krieger seid“, oder ein anderes Lied. Oft genügte das fernher zu hörende Rollen der hussitischen Kriegswagen und der tausendstimmige Choral, um feindliche Scharen mit panischem Schrecken in die Flucht zu jagen. Griff der Feind jedoch muthig an, wie in den ersten Schlachten, so wurde auf die Meldung der Renner die Wagenburg geschlossen: die überragenden Flügel derselben schwenkten nach innen zusammen, die Gespanne wurden hineingebracht, die Wagen mit Ketten aneinander geschlossen, starke Breter an ihren Breitseiten bis zur Erde herabgelassen, um zu verhindern, daß der Feind unten durchkrieche. Büchsenschützen besetzten die äußern Wagen, und wenn der erste feindliche Anprall abgewiesen war, brachen die Flegler hervor und draschen nieder, was sie konnten, die Reiter verfolgten die Fliehenden. Wurde das Fußvolk außerhalb der Wagenburg von einem feindlichen Angriff überrascht, so deckte es sich vor der Front durch seine großen Schilde, Setztartschen genannt, welche auf die Erde gestellt und mit eisernen Haken, zu denen Krammen angebracht waren, aneinander geschlossen wurden: der Soldatenwitz nannte das den „Gartenzaun“. Reiterei gab es in den hussitischen Heeren nicht viel, sie war etwa auf $^1/_{10}$ zum Fußvolke berechnet und hatte Schwerbewaffnete (Spießer) und Leichte (Harzelirer). Von den Städten wurden auch einige Geschütze geliefert, kleine leichte Stücke: Falkonete oder Kammerbüchsen, hier Hußnitzen genannt, woraus man das Wort Haubitze hat ableiten wollen.

Die Hussitenkriege begannen, als Kaiser Sigismund 1420 mit einem Heere in Böhmen einzog, um sein Land mit Waffengewalt in Besitz zu nehmen. Er belagerte Prag, ihm zogen die Katholischen in Böhmen zu, welche der den Hussiten abtrünnig gewordene Ulrich von Rosenberg führte. Fünf Kurfürsten und etliche vierzig andere deutsche Landherrn waren beim Heere. Der Kaiser wurde aber von Ziska beim Wissehrad vor Prag geschlagen, und Rosenberg, der einen Angriff auf Tabor versucht, von Nicolaus von Hussinez, dem Gutsherrn des Ortes in Südböhmen, wo Huß geboren war, zurückgeworfen.

Nach diesen Siegen fingen die Glaubensstreitigkeiten der Hussiten unter einander an: sie können nicht ausbleiben, wo Jeder die Heilige Schrift nach seinen eigenen Gedanken auslegen darf, ohne eine kirchliche Leitung zur göttlichen Wahrheit. So spalteten sich denn die Hussiten in mehrere Parteien: die gemäßigten Calixtiner oder Utraquisten und die strengen Taboriten. Der Name der erstern kommt von calix (der Kelch) oder utraque forma (beiderlei Gestalt), weil sie auch den Kelch im heiligen Abendmahl, dies also unter beiderlei Gestalt forderten. Beide Parteien bekämpften sich, wenn kein äußerer Feind sie vereinigte. Die Kelchner, welche bald wieder geordnete Zustände im Lande wünschten, boten dem König Wladislaw Jagiello von Polen, welchem schon böhmische Krieger zu seinem Siege von Tannenberg verholfen, die Krone an. Dieser jedoch, vom Kurfürsten von Brandenburg bewogen, lehnte ab, auch Witold von Litthauen, sein Bruder, nahm sie nicht an, weil Böhmen mit dem geistlichen Interdikt belegt war, doch kam Siegmund Korybut, Witold's Sohn, von den Pragern zum Könige berufen, 1421 mit starkem Zuzug aus Polen und Rußland nach Böhmen. Ziska verweigerte aber seine Einwilligung

und vertrieb Korybut aus dem Lande. Bei der Verfolgung verlor er sein zweites Auge und führte dennoch, völlig erblindet, die Hussiten noch drei Jahre hindurch zu neuen Siegen. Er sah durch die Augen seiner Unterfeldherren, besonders der beiden Prokope, berieth sich mit ihnen und übertrug dadurch seine Kriegskunst auf sie.

Ein zweiter Kreuzzug hatte sich gesammelt, doch wurde das Heer des Kaisers wiederum geschlagen, am entscheidendsten bei Deutschbrod 1422. Die Hussiten unternahmen nun Rachezüge in Sigismund's Land. Ziska fiel 1423 in Ungarn ein, dessen Krone Kaiser Sigismund einst mit der Hand der Erbtochter Maria, der Schwester Hedwig's von Polen, zugefallen war. Von den Magyaren mit großer Uebermacht bedrängt, trat der blinde Held seinen Rückzug an, der als ein Kriegswunder der Zeit betrachtet wurde. Sein kleines Heer, von Feinden umtobt, wie ein schwacher Kahn auf dem Meere von Wogen im Sturme, erreichte in sechstägigem meisterhaft geleiteten Marsche glücklich die Heimat wieder. Hier kämpften von Neuem die hussitischen Sekten gegeneinander, bei Prag, Horsitz, Königgrätz. Ziska mit den Taboriten siegte überall. Doch ereilte ihn der Tod vor Przibislaw 1424. Er wurde in einer Kirche zu Czaslau beigesetzt und sein Streitkolben über seinem Grabe aufgehangen.

An die Spitze der Hussiten traten nun Feldherrn aus Ziska's Schule. Ein drittes Heer der Deutschen unter Friedrich dem Streitbaren von Sachsen, der in seinen Ländern, Thüringen und Meißen, ein allgemeines Aufgebot dazu erlassen hatte, erlitt bei Außig 1426 eine blutige Niederlage. Zwölftausend wurden erschlagen. Fortan verbreitete sich jene dämonisch entnervende Furcht vor den Hussiten, welche einen vierten großen Kreuzzug, der in vier Heeren beabsichtigt war, scheitern ließ und beim fünften, 1431, welchen der Kurfürst von Brandenburg, Friedrich von Hohenzollern, als Reichsfeldherr auf des Kaisers dringende Bitten führte, das über 100,000 Mann starke Heer bei der bloßen Annäherung der Hussiten in allgemeine Flucht auflöste, ohne einen Feind gesehen zu haben. Vergebens mühte sich der Kurfürst mit seinen tapfern Söhnen, Friedrich Eisenzahn und Albrecht Achill, der schmachvollen Flucht Einhalt zu thun. Die Hussiten suchten ihn darauf in seinem eigenen Lande heim, wie sie schon jahrelang Deutschland in allen Richtungen verheerend durchzogen und Schonung nur um hohe Geldsummen bewilligt hatten. In der Mark aber widerstand ihnen Frankfurt an der Oder und bei Bernau wurden sie geschlagen: es war ihre erste Niederlage.

Jetzt erst hörte der Kaiser auf die oft wiederholten Rathschläge des Kurfürsten von Brandenburg: er gewann durch gütliche Unterhandlung die gemäßigte Partei der Hussiten, der Papst bewilligte ihr auf dem Konzil zu Basel 1433 den Abendmahlskelch und nahm sie wieder in den Schoß der Kirche auf. Ihr konnte nun die Beendigung des Krieges überlassen werden: in einer Vernichtungsschlacht bei Böhmischbrod siegten die Calixtiner über die Taboriten und Orphaniten (Verwaisten), wie sich Ziska's eigene Scharen seit seinem Tode nannten. Damit war aller Widerstand gegen Kaiser Sigismund gebrochen, der nun als König von Böhmen anerkannt wurde.



Schultheiß Seevogel, Anführer der Schweizer in der Schlacht von St. Jakob.

Die Czechen hatten sich aber einen solchen Kriegsruhm erworben, daß sie als Söldner in den östlichen Ländern weit und breit gesucht wurden. Auch unter ihnen bildeten sich besondere selbständige Kriegsrotten, welche nur ihren Hauptleuten gehorchten und in Ungarn, Rußland, Polen und Preußen dienten.

Söldnerkriege. Wir treten nun ein in die eigentliche Zeit der Söldnerkriege. Der Verfall des Lehnswesens, wie früher schon der Volksbewaffnung, der wachsende Reichthum der Städte, der die Bürger, besonders in Italien, zum Kriege unlustig machte und lieber Miethstruppen werben ließ, und die vielen Kriege der Zeit ließen das Söldnerwesen zu einer furchtbaren Macht, zu einer wahren Geißel der Völker anwachsen. Soldscharen aus allerlei Volk organisirten sich, die aus einem Kriege in den andern von Land zu Land zogen und sich durch Menschenalter hindurch immer wieder erneuerten, bis veränderte Zeitverhältnisse dem Unwesen ein Ende machten.

Von diesen Banden, welche besonders in Italien unter ihren Führern oder Condottieri ihr Handwerk trieben, waren in den englisch-französischen Kriegen mehrere während der Friedenspausen auf geschickte Weise aus Frankreich entfernt worden. Karl VII., als er sich auf seinem Throne sicher wußte, gab 1444 dem Kaiser Friedrich, der ihn um 5000 Mann seiner überflüssigen Söldner als Hülfstruppen gegen die Eidgenossen bat, die ganze Masse derselben, 50,000 Mann, um damit aufzuräumen. Er hatte dabei auch den höhern Zweck, das ganze linke Rheinufer für sich zu gewinnen: dieser Gedanke, der bis in unsere Zeit immer wieder bei den Franzosen spukt, ist also nicht neu. 20,000 Mann von diesem Söldnerheere zogen nach Lothringen, 30,000 Mann, welche der Dauphin Ludwig führte, gegen die Schweiz. Sie nannten sich Armagnacs, nach ihrem früheren Führer, unter dem sie in Frankreich selbst schrecklich gehaust hatten.

Die Eidgenossen waren nach dem Kostnitzer Konzil 1417 von Kaiser Sigismund mit der Vollstreckung der Reichsacht gegen Herzog Friedrich von Oesterreich-Tyrol beauftragt worden und hatten fast alle habsburgischen Besitzungen in der Schweiz, welche bei der Ländertheilung diesem zugefallen waren, erobert. Kaiser Friedrich III. glaubte jetzt die Gelegenheit günstig, sie ihnen wieder zu entreißen; er verband sich mit Zürich, das mit den übrigen Eidgenossen zerfallen war, und mit Frankreich. Die Züricher wurden jedoch geschlagen; ein eidgenössisches Heer von 20,000 Mann belagerte Zürich, eine kleinere Schar Farnsburg. Jetzt nahte das Heer der Armagnacs, welchem sich viele deutsche Ritter anschlossen. Die Belagerer von Farnsburg baten um Unterstützung, erhielten aber in übermüthiger Verspottung des Feindes und dem Gefühl der eigenen Unbezwinglichkeit nur 600 Mann aus dem Lager von Zürich zugesendet. Demungeachtet verlangten die Krieger stürmisch gegen den Feind geführt zu werden; die Hauptleute, von Vorwürfen umtobt, ließen endlich 900 Mann mit den 600, welche eben angekommen, vorgehen, jedoch mit dem bestimmten Befehl, sich vor großer Uebermacht zurückzuziehen, auf keinen Fall aber die Birs zu überschreiten. Die Vortruppen des Dauphins, 8000 Mann stark, standen bei Prattelen vor Basel, sie wurden von den 1500 Schweizern mit Ungestüm angegriffen und in die Verschanzungen bei Muttenz geworfen, welche Graf Dammartin mit 11,000 Mann besetzt hielt. Unaufhaltsam erstürmten die Schweizer die Schanzen und trieben den Feind mit großem Verlust über die Birs, hinter welcher der Dauphin mit 12,000 Mann stand. Der erhaltenen Befehle uneingedenk stürzten sie sich, die Fliehenden verfolgend in den Fluß und erklommen das jenseitige Ufer, um auch die feindliche Haupt-

macht zu schlagen. Hier aber wurden sie mit Geschützfeuer empfangen und von der gesammten Reiterei angegriffen, bei welcher 600 deutsche Reisige unter Hans von Rechberg waren. Sie konnten ihre Reihen nicht mehr schließen, auch das feindliche Fußvolk rückte gegen sie an und in dem verzweifelten Kampfe schlugen sich nur 500 Eidgenossen bis zum ummauerten Kirchhof des Siechenhauses bei Sankt Jakob durch, die andern, nachdem aus Basel 3000 Bürger vergeblich gesucht, ihnen zu Hülfe zu kommen, wurden auf dem Schlachtfelde vernichtet. Unterdessen stürmten die Armagnacs mit den deutschen Rittern den Kirchhof von Sankt Jakob, dreimal wurden sie zurückgeschlagen, aber die Deutschen warfen Feuer in das Haus und die Kapelle, ein vierter Sturm gelang und das kleine Häuflein der Vertheidiger fiel heldenmüthig kämpfend bis auf den letzten Mann. Vom Schlachtfelde entrannen überhaupt nur eilf, welche jedoch mit Schmach von den Ihrigen empfangen wurden.

Es war ein theuer erkaufter, aber doch immer ein Sieg über die verhaßten „Kühbauern", wie der Stolz des Adels die freien Schweizer nannte. Befriedigt ritten die Sieger über das Schlachtfeld durch die Haufen der Todten und Sterbenden, und Burkhard Mönch von Landskron rief höhnisch: „Heut baden wir in Rosen!" Da raffte ein schwer verwundeter Schweizer mit letzter Kraft einen Stein auf, der neben ihm lag: „Friß diese Rose!" mit diesem Ruf schleuderte er den Stein nach dem geöffneten Visir des Ritters, daß er vom Pferde stürzte und bald darauf starb.

Der Dauphin blieb fünf Tage auf dem Schlachtfelde stehen, dann aber führte er seine Macht nicht in die Schweiz, sondern nach dem Elsaß. Der furchtbare Widerstand, den er gefunden hatte, bestimmte ihn, Frieden mit den Eidgenossen zu schließen. Als er später König geworden war, hielt er Freundschaft mit ihnen und bat sogar einmal sämmtliche Kantone bei einem seiner Kinder zu Gevattern. Sie konnten ihm gute Dienste leisten, diese Gevattern, gegen seinen gefährlichsten Feind, den Herzog Karl den Kühnen von Burgund, dessen Reich außer dem französischen Lehnsherzogthum die Franche-Comté und die gesammten Niederlande umfaßte, wohl einer Königskrone werth, nach welcher Karl auch strebte. Dieser mächtige Fürst, der reichste seiner Zeit, gerieth in Kampf mit den Schweizern. Ihm waren österreichische Besitzungen an deren Grenze verpfändet, dort hatte er einen Vogt eingesetzt, welcher die Schweizer durch viele Gewaltthätigkeiten reizte, sodaß sie ihn, als sie beim Herzoge kein Recht fanden, gefangen nahmen und enthaupten ließen. Der ergrimmte Herzog brachte ein großes Heer auf, größtentheils aus Söldnern, dessen Kern jedoch der burgundische Adel war, nach französischem Muster in Ordonnanzcompagnien formirt. Auch Geschütz führte er mit. Er eroberte Lothringen und rückte in das Waadtland ein. Die Eidgenossen sammelten sich bei Neuenburg, etwa 18,000 Mann stark und nun in regelmäßiger Kriegsformation. Das Städtchen Granson am Neuenburger See, in welchem 800 Schweizer lagen, widerstand zehn Tage der ganzen feindlichen Macht, endlich ergab sich die Besatzung, welche sich in das Schloß gezogen hatte, auf das Ehrenwort eines burgundischen Ritters, der ihnen ehrliche Behandlung verbürgte. Der Herzog kehrte sich aber nicht daran, sondern ließ sie alle, 450 Mann, mit ihrem Hauptmann Hans Müller, nackt aufhängen.

Die zum Entsatz anrückenden Eidgenossen kamen zu spät. Am 2. März stieß ihre Vorhut, wobei alle Büchsenschützen waren, unter Kätzi auf die Vorhut der Burgunder, welche in drei Treffen hintereinander im Anmarsch waren. Kätzi bat um Verstärkung und erhielt sie von dem nachfolgenden Gewalthaufen, er hatte nun 8000 Mann, die er in ein einziges Viereck formirte. Die Schützen wurden an die Berge, ein paar leichte Feldstücke auf die Flügel postirt. Von den burgundischen Geschützen beschossen, antworteten die schweizerischen, doch ohne Erfolg. Da trabten die burgundischen Lanzen zum Angriff vor; die Schweizer sanken auf die Kniee und verrichteten unter dem Hohngelächter ihrer Feinde das Schlachtgebet, dann machte ihr Viereck mit gefällten Spießen und Hellebarden nach allen Seiten Front, was man damals den Igel nannte, weil dies Thier zusammengeballt seine Stacheln auch rings um sich sträubt. Mehrmals setzten die burgundischen Ritter an und suchten einzubrechen, aber immer vergebens, da ordnete Karl den Rückzug an, um in einer günstigern Stellung den Kampf fortzusetzen; sein Fußvolk aber, als es die Reiterei umkehren sah, ergriff von panischem Schrecken gejagt, die Flucht und das Hohnlachen war nun an den Schweizern.

Nach dem Siege begaben sie sich, wie gewöhnlich, nach Hause. Karl aber war nur bis Lausanne zurückgegangen und stellte dort neue Rüstungen an. In seinen Landen wurde der sechste Mann ausgehoben, durch Werbungen in Italien und englische Hülfstruppen, die ihm sein Schwager, König Eduard IV., unter dem Herzoge von Sommerset zuschickte, wuchs das Heer schnell an, sodaß der Herzog schon nach drei Monaten wieder die Schweiz angreifen konnte. Er rückte vor Murten, das von 1500 Mann unter Adrian von Bubenberg besetzt war. Die Eidgenossen wurden dadurch wieder zu den Waffen gerufen und zogen ungefähr 24,000 Mann stark herbei, der vertriebene Herzog von Lothringen, Renatus, schloß sich ihnen mit einer Reiterschar an, auch der Herzog von Oesterreich=Tyrol (die alte Feindschaft war vergessen) schickte Hülfe, und ein österreichischer Feldhauptmann, Wilhelm Herter, übernahm den Oberfehl; Strasburg lieh 12 Geschütze.

Am 22. Juni 1476 früh Morgens rekognoszirte die Schweizer Vorhut das burgundische Lager, welches dadurch alarmirt wurde. Herzog Karl ließ das Heer in die bereits ausgesuchte und auf dem rechten Flügel durch Schanzen mit Geschütz verstärkte Stellung rücken und zugleich die Stadt durch das vor ihr stehende Belagerungscorps beschießen. Da der Angriff jedoch bis Mittag unterblieb, zog er wieder in das Lager zurück. Jetzt erst griffen die Schweizer an. Ihre Vorhut, 5000 Mann, wobei der größte Theil der Schützen unter ihrem Hauptmann Kätzi und die Reiterei, etwa 2000 Pferde, unter dem Herzoge von Lothringen und Oswald von Thierstein, wandte sich links zur Umgehung der burgundischen Stellung, welche der Gewalthaufen, 10,000 Mann, in der Front angriff; die Nachhut folgte und ging dann gegen das Belagerungscorps bei Murten vor.

Geschütz= und Handbüchsenfeuer eröffnete die Schlacht, während die Abtheilungen der Burgunder nacheinander wieder in die Stellung rückten. Die Verschanzungen wurden umgangen, die Geschütze, deren Pulver vom Regen naß

geworden war, genommen. Auch die Reiterei der Verbündeten setzte an, wurde jedoch von der überlegenen burgundischen geworfen und verfolgt, bis ein Rückhalt von Pikenieren und Schützen die Verfolgung hemmte. Unterdessen war der Kampf allgemein geworden und der rechte Flügel der Burgunder sehr bedrängt. Karl wollte diesen daher näher an den See und Murten ziehen, schickte ihm die englischen Truppen zur Unterstützung und ließ die Reiterei nochmals attakiren. Dieselbe warf auch die feindliche bis zum Walde zurück, aber die Engländer flohen und die Burgunder wurden mehr und mehr an den See gedrängt. Jetzt erschien die Nachhut der Schweizer, 8000 Mann, und griff das Belagerungscorps an, gleichzeitig machte Bubenberg einen Ausfall aus Murten und der Herzog sah die Schlacht verloren. Viele wurden in den See gesprengt, wo sie im Schilfmorast versanken; Gefangene machten die Schweizer nicht.


Rüstung des Herzogs Karl von Burgund.

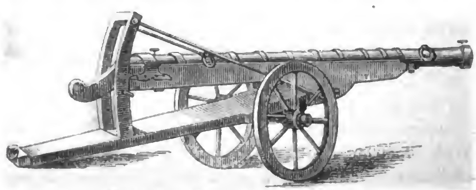
Karl der Kühne war durch diesen Schlag, der seinen Stolz, seinen Kriegsruhm, seinen Ehrgeiz schwer getroffen hatte, so gebeugt, daß er in einen krankhaften Zustand verfiel, der ihn zu Allem unfähig machte. Er ließ Haar und Nägel wachsen, vernachlässigte seine sonst so prunkvolle Kleidung und saß oft tagelang im stummen Hinbrüten. Erst die Nachricht, daß der junge Herzog von Lothringen sein Land und Nancy, seine Hauptstadt, wieder erobert habe, riß Karl aus seiner Lethargie und er zog vor Nancy, das er belagerte.

Jetzt kamen die Schweizer dem Herzog Renatus, der ihnen im vergangenen Sommer beigestanden hatte, ihrerseits zu Hülfe, und das verbündete Heer war nun doppelt so stark, als das burgundische. Karl wollte beim Anmarsch des Feindes die Belagerung aufheben, wurde aber wider bessere Einsicht von seinem Günstlinge, dem Grafen Campobasso, der von dem Könige von Frankreich bestochen war, verleitet, die Schlacht anzunehmen. Dazu ließ er sich noch einmal in seiner vollen Pracht wappnen. Sein Harnisch war bis auf die letzte Schiene von gediegenem Silber, sein Waffenrock aus einem einzigen Stück Goldstoff verfertigt. Als er den gekrönten, von Federn umwallten Helm festschnallen ließ, brach dessen Zierath, ein goldener Löwe, was einen unheimlichen Eindruck auf ihn machte. Doch gab er sich dem Gedanken, der ihn befiel, nicht hin, sondern ritt muthig in die Schlacht gegen die Ueberzahl.

Er war aber schon verrathen. Campobasso ging mit 180 Lanzen (1200 Reisigen) zum Feinde über und die Schlacht mußte ein unglückliches Ende nehmen. Karl kämpfte noch mit Löwengrimm, als Alles längst verloren war, vergebens suchte er die Flüchtigen zum Stehen zu bringen, hieb nieder, was ihm nicht Gehör gab und schlug sich endlich durch. Sein Pferd gerieth jedoch in einen halbgefrornen Sumpf, hier wurde er von einem Lothringer erstochen. Zu erkennen war er nicht, da die Pracht seiner Rüstung im Kampfe verloren gegangen, sein Helmbusch zerknickt und zerhauen, sein silberner Harnisch mit Blut und Koth bespritzt war. Schweizer, welche hinzukamen, plünderten den Erschlagenen aus. Erst nach drei Tagen wurde die Leiche Karl's im Eise gefunden und am Bart und den Nägeln, die er hatte seit Murten wachsen lassen, erkannt.

So endete am 5. Januar 1477 Karl der Kühne und mit ihm das Herzogthum Burgund, dessen Lande mit Ausschluß des französischen Lehns durch die Hand der Erbtochter Maria an Maximilian von Oesterreich kamen.

Der Ruhm unbezwinglicher Tapferkeit, welchen die Eidgenossen errungen hatten, bewog die benachbarten Fürsten, Schweizer für ihre Kriege in Sold zu nehmen, Ludwig IX. warb schon 1480 6000 Mann. Das „Reislaufen", wie man den Eintritt in fremden Sold nannte, wurde fortan in der Schweiz allgemein üblich und zu einem förmlichen Geldgeschäft für die Kantone, welche die Erlaubniß zur Werbung zu geben hatten. Ehe wir die Schweizer auf den Schlachtfeldern des 16. Jahrhunderts suchen, müssen wir aber die neuen Waffen betrachten, welche bald der ganzen Kriegskunst eine andere Richtung und Form geben sollten.



Burgundische Serpentine oder Feldschlange.



Altchinesisches Geschütz aus den Takuforts.

10. Schießpulver und Feuerwaffen im Mittelalter.

Die Erfindung entzündlicher Stoffmischungen ist sehr alt und zuerst im Orient geschehen. Sie wird den Chinesen oder den Indern zugeschrieben, in deren Schriften davon die Rede ist. Von diesen Völkern hat sich die Erfindung weiter zu denen in Hochasien verbreitet, bis sie, jedenfalls verbessert, zu den Arabern und durch dieselben nach Europa gekommen ist. Anfangs nur zu Brandzwecken gebraucht, dann erst als treibende Kraft, hat sie, ohne noch ganz gleiche Bestandtheile mit dem spätern Schießpulver zu besitzen, zur Erfindung von Feuerwaffen geführt, deren Zeitalter und erste Gestaltung sich nicht mehr ermitteln läßt.

In chinesischen Schriften will ein französischer Forscher die Erwähnung eines Geschützes aus dem Jahre 618 vor Christi gefunden haben, das die Aufschrift getragen: „Ich schleudere Tod auf die Verräther und Vernichtung auf die Rebellen." Das kann aber auch eine der alten Kriegsmaschinen, keine Feuerwaffe gewesen sein. Die Inder hatten frühzeitig Feuerpfeile und Wurfstäbe mit Zündstoff (Raketen).

Bei den Arabern wurden Feuerkugeln gebraucht, auch ist von einer Maschine mit treibender Kraft in ihren einheimischen Kriegen des 7. Jahrhunderts n. Chr. die Rede, ohne daß dieselbe näher geschildert wird. Sie hatten auch eine Stoffmischung, welche unter dem Wasser brannte, die Zusammensetzung derselben wurde den Griechen verrathen, und Kallinikos schrieb sich die Erfindung zu, welche dann griechisches Feuer genannt wurde und Konstantinopel zweimal durch Verbrennung der arabischen Flotte, welche die Stadt belagerte, gerettet hat.

Feuergeschütze mögen im Orient auch schon frühzeitig vorgekommen sein; die Portugiesen haben bei ihrer Ankunft in Indien Ende des 15. Jahrhunderts Geschütze vorgefunden — ob dieselben aber, wie nach ihren Zeichen berechnet worden, aus dem ersten Jahrhundert stammen, ist doch sehr zweifelhaft. Die bei dem englisch-französischen Feldzuge in den Takuforts in China gefundenen alten Geschütze sind nach ihrer Konstruktion aus viel spätern Zeiten. Die ersten sichern Nachrichten zeigen uns Geschütze bei den Arabern in Spanien, mögen sie nun aus dem Orient eingeführt oder hier selbständig erfunden sein. Bisher ist angenommen worden, daß sie im 14. Jahrhundert zuerst vorgekommen sind; aus spanischen Quellen hat sich jedoch neuerdings ergeben, daß schon in der Mitte des 11. Jahrhunderts Geschütze gebraucht worden. In der Handschrift eines Bischofs aus jener Zeit heißt es wörtlich: „Die Mauren von Tunis bekämpften die Araber von Sevilla in einer Seeschlacht durch Stücke mit entzündlicher, explodirender und treibender Kraft." Aus den folgenden Jahrhunderten haben wir mehr Nachrichten. Im Palast Fernan Nunez zu Madrid befinden sich Rohre aus dem 12. Jahrhundert eingemauert und durch einen Denkstein erklärt. Das Artillerie-Museum daselbst besitzt urkundlich als echt erwiesene Geschütze aus dem 13. und 14. Jahrhundert. Die Araber nannten ihre Geschütze Ar-raadat, d. h. Donner, woraus die Spanier algarradas machten, bald aber gebrauchten sie dafür das spanische Wort Donner (trueno), wie denn die deutsche Bezeichnung Donnerbüchse und die in den südlichen Ländern, Bombarda (vom griechischen Bombos, Krachen) aus demselben Begriffe herstammt.

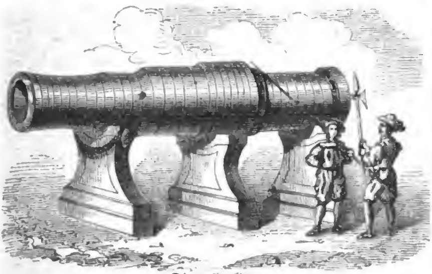
Uns interessirt es besonders, wie das Schießpulver und die Feuerwaffen nach Deutschland gekommen sind. Ein angesehener deutscher Historiker, Barthold, hat die Vermuthung aufgestellt, daß jene kölnische Flotte, die auf einer Kreuzfahrt 1147 Lissabon erobern half, dort die Geschütze kennen gelernt und nach Deutschland gebracht habe. Die Erfindung des Schießpulvers und auch der Büchsen wird aber hier beharrlich einem Mönche, Barthold Schwarz, zugeschrieben, der zu Freiburg im Breisgau um die Mitte des 13. Jahrhunderts gelebt haben soll. Er habe, um ein Arzneipulver zu bereiten, Salpeter, Schwefel und Kohle gemischt, ein Funke sei zufällig in die Masse geflogen und habe diese mit Donnerknall explodiren lassen. Man hat neuerdings die ganze Existenz dieses Mönches, der eigentlich Anklitzer geheißen und nur den Beinamen niger, der Schwarze, gehabt haben soll, bezweifelt, doch ist ihm 1853 zu Freiburg ein Denkmal gesetzt worden. Sei dem, wie ihm wolle, so hat auch Roger Bacon, ein englischer Mönch aus dem 13. Jahrhundert, der sich mit

Erforschung der Natur beschäftigt und manche chemische Entdeckung gemacht hat, Anspruch auf die Erfindung, da er in einer Schrift ausgesprochen: durch eine Mischung von Salpeter, Schwefel und Kohle könne man den Blitz nachahmen. Neben beiden wird auch der gelehrte Albertus Magnus, Graf von Bollstädt, Bischof von Regensburg genannt, der bei seinen Forschungen diese Erscheinungen gefunden habe. Jedenfalls ist damals in Mitteleuropa wol unbekannt gewesen, daß die Orientalen und die Mauren in Spanien das Schießpulver schon besaßen: wenn also Barthold Schwarz, den sich die Deutschen nicht nehmen lassen, bei seinen Experimenten jene Erfindung ebenfalls gemacht hat, so kann sie immerhin eine selbständige genannt werden.

Ob die Anwendung derselben zu Kriegswaffen, also die Erfindung derselben, hier geschehen ist, wo und wann weiß allerdings auch niemand. Man hat nur Nachrichten, wo sie gebraucht worden sind, was natürlich eine viel frühere Erfindung voraussetzt. Die Bürger von Metz vertheidigten ihre Mauern 1324 gegen den Erzbischof Balduin von Trier und dessen Neffen, den vielerwähnten Johann von Böhmen, mit Donnerbüchsen; in Florenz wurde 1326 der Guß von metallenen Geschützen und eisernen Kugeln verfügt; der Deutsche Orden soll 1337 drei große Donnerbüchsen gegen die litthauischen Schamaiten gebraucht, und der Großfürst Gedimin, Jagiello's Großvater, schon 1328 durch eine Geschützkugel oder einen Feuerpfeil gefallen sein. Die vielfach angeführte „Blybussen" (Bleibüchse), mit welcher 1365 Albrecht von Braunschweig Eimbeck gegen Friedrich den Strengen von Meißen vertheidigte, ist also keineswegs das älteste Beispiel in Deutschland. Noch immer wurden die Geschütze nur zum Angriff und zur Vertheidigung fester Plätze oder in Seeschlachten gebraucht, sie waren noch ganz unbeweglich und ihr Transport mit zu großen Schwierigkeiten verbunden, um in der Feldschlacht mitwirken zu können. Das Beispiel von Crecy, 1346, steht ganz vereinzelt da. Auch kommt in langer Folgezeit kein ähnliches vor. In der Schlacht bei Rosebeque 1382, welche die Flamänder gegen die Franzosen verloren, hatten erstere einige kleine Rohre auf gemeinschaftlichem Gestell, die aber mehr als Handfeuerwaffe anzusehen sind. Sie wurden auch canons à main, Handrohre, genannt und auf Walkerkarren fortgeschafft, waren also ein Mittelding zwischen Geschützen und Handbüchsen. Von den letztern reden wir nachher. Im 15. Jahrhundert leisteten die Geschütze treffliche Dienste bei der Zerstörung der Raubburgen, z. B. in der Mark, wenn auch die „faule Grete", so benannt wegen ihres langsamen Fortschleppens, nicht ganz erwiesen ist. Kurfürst Friedrich der Erste soll sich dieselbe vom Landgrafen von Thüringen geliehen haben.

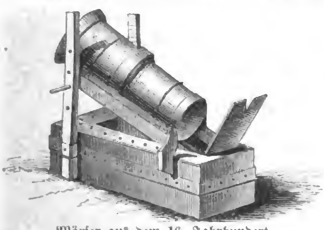
In der Konstruktion der Geschütze ging man von einem Extrem zum andern. Die ältesten waren kurz und kesselförmig, die spätern wurden lang gegossen, hießen deshalb Schlangen (culebrinas, couleuvrines, serpentines), und waren oft unförmlich groß. Die Genter hatten 1380 ein Geschütz von 50 Fuß Länge, die „tolle Grete" genannt, welches mit 140 Pfund Pulver geladen wurde und zehn Stunden weit zu hören war; die Stadt Schweidnitz besaß eins, dessen Kugel 258 Pfund wog,

Karl der Kühne eine 22 Fuß lange Serpentine, welche Kugeln von 240 Pfund, Ludwig XI. von Frankreich eine solche, welche 500 Pfund schwere Kugeln schoß; das ungeheuerlichste Geschütz ließ der Sultan Muhamed II. gießen, um es gegen Konstantinopel zu gebrauchen, es zersprang jedoch. Krupp's Riesenkanone, die 1867 auf der Pariser Weltausstellung war, wird ihres trefflichen Gußstahls wegen dies Schicksal nicht haben. Wurfkessel, später Meerthiere, Mortiere oder Mörser genannt, kamen im 14. Jahrhundert vor, ebenso Kammerbüchsen, die spätern Haubitzen. Auch wurden mehrere kleine Rohre auf einem Gestell zu einer sogenannten Hagel=, Orgel= oder Igelbüchse vereinigt. Kupferne „Feuerhandbecher" (Handmörser) werden 1420 erwähnt.


Die tolle Grete.

Zuerst wurden die Geschütze aus Kupfer gegossen, dann aus Eisen geschmiedet und auch gegossen, endlich aus Bronze, einer Mischung von Kupfer und Zinn, deren Verhältniß sich mehrmals änderte. Das Rohr bekam als Unterlage ein Holzgestell, und im 15. Jahrhundert Schildzapfen zum Einhängen; erst gegen Ende desselben wurden Räderlaffeten konstruirt und Pferdebespannung dazu genommen, sodaß von da an die neue Waffe auch für den Feldkrieg größere Bedeutung gewinnt.

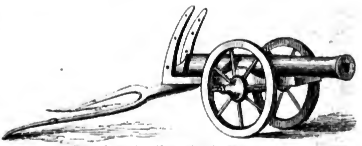
Sie galt als eine Vervollkommnung der alten Kriegsmaschinen, deren Gesammtheit schon immer Artificia (Kunstwerke), Artilleria (von ars tollendi, Zerstörungskunst), Arkolei (von arcus, Bogen, den die Wurfmaschinen hatten), oder deutsch Gezeug hieß. Diese Namen gingen auf die neue Waffe über, welche Artillerie (Artolarey, auch noch einige Zeit Arkolay) genannt wurde. Für die einzelnen Geschützarten, deren es nach Ermessen der Gießer sehr viele gab, wurden die Benennungen möglichst schreckenerregend gewählt: Schlangen, Basilisken, Drachen, Teufelinnen 2c., oder nach Raubvögeln: Falken, Sperber, doch auch humoristisch, wie Scharfmetzen, Affen, Singerinnen, Narren, Büffel 2c. Eine bestimmte Eintheilung nach der Konstruktion und dem Kaliber (Kugeldurchmesser) ist erst später, als die Geschützkunst auch wissenschaftlich betrieben wurde, zu Stande gekommen.


Mörser aus dem 16. Jahrhundert.

Die Munition (d. h. Ladung, Geschosse und Zündungen) war noch sehr unvollkommen. Das Pulver wurde lose in Tonnen mitgeführt und mit einer Schaufel in

das Rohr geladen. Die Geschosse waren zuerst Steinkugeln, dann bleierne und später eiserne Vollkugeln, zu denen auch Hohlkugeln und Brandgeschosse kamen. Die Zündung geschah anfangs mit glühender Kohle und dann mit Lunten.

Zur Bedienung der Geschütze wurden Büchsenmeister angestellt, welche ihre Kunst zunftmäßig als Lehrlinge (Handlanger) und Gesellen erlangt hatten und durch einen Lehrbrief freigesprochen waren. Sie dienten nach Kontrakt und gingen von Land zu Land, wo es Krieg und Vortheil gab. Die deutschen Büchsenmeister wurden im Auslande sehr gesucht und hoch bezahlt. So hatten die Venetianer 1380 bei der Vertheidigung von Chioggia deutsche Büchsenmeister. Freilich wurden dieselben auch von den Feinden, welchen sie Schaden gethan, wenn sie in deren Gefangenschaft fielen, grausam behandelt. Pagolo Vitelli, ein italienischer Condottiere, ließ dreien, die ihm viele Leute erschossen hatten, die Hände abhauen. Im Reichskriege von 1499 fingen die Eidgenossen einen jüdischen Büchsenmeister, der gegen sie ein „arbeitsseliger Mensch" gewesen, sie hängten ihn an den Beinen auf, bis er gelobte, Christ zu werden, dann erlösten sie ihn von der Qual, indem sie ihm den Kopf abschlugen: wurde er doch nun selig! Auch die Kirche trat der neuen Waffe, welche das Blutvergießen steigerte, entgegen, sie versagte sogar den Büchsenmeistern, so lange sie im Kriegsdienste standen, die Kommunion.


Alte schweizerische Gebirgskanone.

Eine genaue Uebersicht der Verbreitung und der historisch beglaubigten Beispiele von Verwendung der Geschütze, sowie der technischen Fortschritte ihres Materials, die wir geben könnten, würde unsern Lesern zu trocken sein; wir schildern daher nur noch kurz des Zusammenhangs wegen die Entwicklung des Geschützwesens im 16. Jahrhundert, obwol diese Zeit unserm folgenden Abschnitte angehört.

Kaiser Maximilian I. brach einer auf richtige Grundsätze basirten Geschützkunst Bahn; er war selbst damit vertraut, ließ Geschütze unter seiner Aufsicht gießen und bohren und lehrte sie auch wirksam gebrauchen. In Frankreich wurde die Artillerie unter Karl VIII. durch Räderlaffeten und Pferdebespannung beweglicher. Es entstanden Artillerieschulen, die erste 1506 in Venedig, dann nach deren Muster unter Kaiser Karl V. zu Palermo und Burgos. Die praktische Richtung herrschte auf ihnen noch vor, aber auch theoretische Werke über die Geschützkunst erschienen noch im Laufe des 16. Jahrhunderts. In Italien war Alfons von Ferrara zu Anfang desselben besonders für die Fortschritte der Geschützkunst thätig, er war selbst der geschickteste Gießer. Seine Artillerie, gut bespannt und bedient, setzte alles in Erstaunen. Er hatte den Muth gehabt, die berüchtigte Lucrezia Borgia, Tochter eines ebenso übel berufenen Papstes, welche bereits zweimal vermählt gewesen war, zu heirathen und verwendete einen Theil der Schätze, die sie ihm mitgebracht hatte, sehr nützlich auf seine Artillerie. Versuche in Brüssel, welche Kaiser Karl V. 1521 anstellen ließ, führten zu einer Verkürzung der übermäßigen Geschützlänge und einer

Reduktion der Kaliber auf fünf. Nach den Gattungen unterschied man im allgemeinen Schlangen, Karthannen (quartana), welche viel kürzer und nur zum Belagerungskriege bestimmt waren, deshalb auch Mauerbrecher hießen und Wurfgeschütze: Haubitzen und Mörser. Was die Artillerie schon im Feldkriege leistete, werden wir im folgenden Abschnitte sehen. Im Festungskriege, der in den niederländischen Kriegen vorherrschte, machte sie besondere Fortschritte.

Zu bemerken ist noch, daß schon im 14. Jahrhundert Hinterladungsgeschütze erfunden, aber nicht angewendet worden sind; aus dem 16. Jahrhundert befindet sich ein solches im Zeughause zu Zürich mit der Aufschrift:

Ich bin die Jungfraw wolgestalt
Und wen ich kuss', der wirt nit alt.

Die Waffensammlung zu Koburg besitzt eine Feldschlange von Hinterladungskonstruktion mit der Jahrzahl 1504. Auch gezogene Geschütze gab es schon; selbst „Hagelkugeln" (die heutigen Shrapnells) sind in einer Handschrift von 1574 erwähnt, doch blieben diese Erfindungen unbeachtet und wurden vergessen.

So war der Standpunkt der Artillerie am Schlusse des Mittelalters. Eine militärische Organisation hatte dieselbe noch nicht. Das ganze Geschützwesen eines Heeres mit seinem gesammten Personal und Material stand unter dem Zeugmeister, der seinen besondern Stab hatte. Ihm untergeordnet waren auch die Schanzgräber und Brückenmeister, welche schon im 16. Jahrhundert in besondere Abtheilungen formirt und erst viel später als eigene Truppengattung von der Artillerie getrennt worden sind.

Wenig später als die Feuergeschütze sind in Mitteleuropa die Handfeuerwaffen erfunden worden, nachzuweisen ist ihr Erfinder ebenso wenig, als der der Kanonen. Nach Chroniken sollen sie schon 1311 vor Brescia in den Kämpfen dieser Stadt, welche das Haupt der guelfischen Partei in Oberitalien war, mit den Ghibellinen gebraucht worden sein. In Perugia, das in den neuesten Revolutionskämpfen im Kirchenstaat viel genannt worden ist, wurden (1364 nach der Angabe) kleine Faustrohre verfertigt, eine Terzia ($^1/_3$ Elle) lang, davon Terzerole genannt. Längere Rohre, aus freier Hand abzuschießen, sollen nachher in Pistoja gefertigt und von dieser Stadt Pistolen genannt worden sein. Napoleon III. in seinen „Studien über die Vergangenheit und Zukunft der Artillerie" stellt die Vermuthung auf, der Name dieser Feuerwaffe komme von der Goldmünze Pistole her, weil das Kaliber des Rohres gleich dem Durchmesser der besagten Münze gewesen. Doch ist letzteres Goldstück, spanischen Ursprungs, erst im 16. Jahrhundert und nicht einmal rund, sondern ziemlich unförmlich vorgekommen. Böhmische Schriftsteller, welche überhaupt die ganze Wiedererweckung der Kriegskunst für Ziska und seine Schule in Anspruch nehmen, behaupten, das Faustrohr sei eine böhmische Erfindung, weil pistala das Rohr heißt, ein Bürger von Beraun habe überhaupt 1330 die Handfeuerwaffen erfunden. Ob letztere von der kleinsten Gattung allmälig zu der größten der Muskete sich vervielfacht oder von der Mittelklasse zwischen Geschütz und Handbüchse, die man Doppelhaken nannte, zu kleinern und kleinsten Arten herabgestiegen

sind, ist eine sehr unfruchtbare Untersuchung. Die Namen der verschiedenen Handfeuerwaffen entscheiden hier gar nichts, da sie ziemlich verworren durcheinander laufen. Thatsächlich gab es außer jenen kleinen im Mittelalter folgende Gattungen: 1. Doppelhaken mit langem Schaft auf einer Gabel, der vom Schützen beim Schwanz gehalten wurde, um zu zielen und abzufeuern; 2. Rohre im Schaft mit Luntenschloß, als dessen Erfinder Abraham Memminger in Augsburg angegeben wird; diese wurden von der Form ihrer Schäftung Hakenbüchsen oder Arkebusen genannt: 3. Musketen, welche anfangs auch, wie die erstere Gattung, Doppelhaken hießen.



Altes schweres Geschütz aus dem 16. Jahrhundert.
Bedienungsmannschaft aus späterer Zeit.

Zuweilen werden auch noch die Arkebusen von den Hakenbüchsen unterschieden, und der Name der letztern von einem im Schaft angebrachten wirklichen Haken abgeleitet, der im Anschlag gegen eine Unterlage zur Milderung des Rückstoßes gestemmt wurde. Klarheit ist in diese alten Waffenunterschiede nicht zu bringen und es genügt, daß es zu Ende des Mittelalters außer den Pistolen (den „kurzen, feuer-

schlagenden Büchsen") nur Arkebusen (Hakenbüchsen, langes Handrohr) und Musketen gab. Erstere waren 10 bis 12 Pfund schwer und schossen Kugeln, von denen 16 bis 20 auf ein Pfund gingen. Letztere wogen 15 Pfund und drüber, von ihren Kugeln gingen 10 auf ein Pfund, später 15. Sie waren zu schwer, um mit freiem Arm abgeschossen zu werden, erhielten daher eine Gabel, welche in die Erde gestoßen wurde, zur Unterlage. Die Reiterei hatte ihre Harnische gegen die Handfeuerwaffen verstärkt und die kleinen, leichten Arkebusenkugeln schlugen nicht mehr durch, daher in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, in Italien zuerst, jene schweren Büchsen mit größern Kugeln eingeführt wurden, welche dort moschette, kleine Fliegen (wie die Geschütze ja auch Thiernamen hatten), bei den Deutschen aber Doppelhaken hießen.



Hakenbüchse mit Radschloß.

Die Hakenschützen hatten fast gar keine Rüstungen, während die Spießer und Hellebardiere in den italienischen Kriegen zu Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts nach spanischem Vorbilde Rüstungen annahmen, selbst die Schweizer, welche sie auch als Söldner anfangs verschmäht und Schutz nur in ihrer festgeschlossenen Ordnung gesucht hatten. Das Pulver führten die Schützen in Pulverflaschen am Leibgurt, dazu ein Maß zum Abmessen der Ladung, einen Kugelbeutel und einige Stücken Lunte. Die Musketiere dagegen hatten schon Patronen, abgemessene Ladungen in kleinen hölzernen Büchsen, welche in Reihen an einem Bandelier, über die Schulter hängend, angebracht waren — wie man noch heut an alten Jagdzeugen sieht oder die Tscherkessen und andere Reiterstämme tragen. Zuerst war das Zündloch oben am Rohr gewesen und die Zündung mit Kohle geschehen, nachher wurde ersteres an der Seite des Rohrs und dabei eine Pfanne mit Deckel für die Aufnahme des Zündpulvers (Zündkrauts) angebracht; die Zündung geschah jetzt mit Lunte durch die freie Hand, bis das Luntenschloß erfunden wurde, bei welchem in die Spalte eines krummen Eisenstücks, der Hahn genannt, die brennende Lunte geklemmt, der Hahn durch einen Abzug mittels eines um seine Achse drehbaren Hebels gegen die Pfanne bewegt und so das in letzterer befindliche Pulver entzündet wurde, dessen Feuerstrahl durch das Zündloch die Ladung im Rohr entflammte. Eine Verbesserung war das Radschloßsein, das Wolf Danner zu Nürnberg im 16. Jahrhundert erfand. Dabei wurde statt der Lunte ein Stück Feuerstein in den Hahn geklemmt, ein geripptes eisernes Rad befand sich vor demselben und riß, durch eine Schlagfeder kräftig gedreht, Funken aus dem Feuerstein, welche das Pulver in der Pfanne entzündeten. Das Luntenschloß war jedoch zuverlässiger und blieb beim Fußvolke in

Gebrauch, bis das Batterieschloß im 17. Jahrhundert erfunden wurde. Nur bei der Reiterei, welche mit Lunten zu Pferde nicht gut hantiren konnte, fand das Radschloß Eingang, auch für die „kurzen feuerschlagenden Büchsen" (Pistolen), welche sich unter den Landsknechten verbreiteten.

In Deutschland hört man zuerst von Büchsenschützen in den Städtekriegen, welche unter der trägen Regierung des Kaisers Wenzel Süddeutschland in Verwirrung setzten: Augsburg stellte 1381 30 Büchsenschützen ins Feld. In Italien gebrauchten die Paduaner zu derselben Zeit solche gegen die Herren von Verona, die della Scala, deren Denkmäler als Kunstwerke den Herrenplatz in Verona schmücken. Daß die Städte, wie sie die Verbreitung der Geschütze beförderten, auch viel Handfeuerwaffen und Schützen beschaffen konnten, lag in ihrem Reichthum. Wer sollte es sonst thun? Die Fürsten waren arm, woran die maßlosen Ländertheilungen schuld waren: es giebt jammervolle historische Berichte über ihre Geldnoth, auch solche, welche Widerwillen erregen. Das Geschichtchen, daß einmal über ein Dutzend Markgrafen von Brandenburg (alle Fürstensöhne führten damals den Titel des Vaters) auf einem Berge zusammengekommen, um zu berathschlagen, wovon sie leben sollten, ist nur ein Scherz: wahr aber ist die Misère — mag man uns das bezeichnende Fremdwort gestatten — wovon uns der edle Hans von Schweinichen, Hofmarschall des Herzogs von Liegnitz, in seiner Lebensbeschreibung erzählt. Da sind die fürstlichen Herren mit Reisigen ausgerückt, um einander freundnachbarlich — Fische zu stehlen, da hat Hansen's Gebieter mit seiner Umgebung einmal drei Wochen von Heidelbeeren und Pilzen gelebt.



Ein Halbgerüsteter aus der Zeit Heinrich's VII. von England.

Viel Kriegsmaterial konnten selbst die Kaiser nicht anschaffen, die Zeughäuser der Städte waren aber mit Geschütz und Handrohren reichlich versehen. Doch hatte Kaiser Sigismund, 1430, 500 deutsche Schützen mit in Rom, welche dort großes Aufsehen erregten. Zu dieser Zeit begannen die Schützenfeste in den Städten, welche dem Gebrauch der Feuerwaffen sehr förderlich waren; in Nürnberg wird das erste 1428 angegeben, in Augsburg 1429. Es bildeten sich bald Schützengilden, welche noch heut floriren.

Im Anfang des 16. Jahrhunderts wurden auch als Verbesserung der Konstruktion die Züge erfunden, d. h. kleine Einschnitte in der Seele (dem Innern) des Rohrs, um die Kugel sicherer beim Schuß zu führen. Die Züge liefen erst in gerader Richtung, dann mit spiralförmiger Windung (Drall) nebeneinander. Gezogene

Büchsen sollen zuerst in Leipzig 1498 beim Scheibenschießen gebraucht worden sein und wurden dann aller Orten dazu als Standbüchsen (mit fester Auflage) üblich.

Merkwürdigerweise kamen die Handfeuerwaffen nach Spanien, wo die Geschütze so früh waren, sehr spät. Doch wurden sie in den spanischen Heeren dafür schneller verbreitet als anderswo, die spanischen Arkabuseros, besonders die aus den baskischen Provinzen, erlangten einen großen Ruf und Kaiser Karl V. sagte in seinen letzten Jahren: „Die Summe meiner Siege ruht auf den brennenden Lunten meiner spanischen Arkebusiere". Auch Verbesserungen in der Technik wurden in Spanien erfunden, sogar Hinterladungsgewehre, wie ein Wandbild in Toledo deutlich zeigt, doch konnten diese so wenig, als die schon erfundenen Hinterladungsgeschütze Geltung erlangen und mußten erst in unserer Zeit wieder neu erfunden werden.

Der Einfluß der Feuerwaffen auf das Kriegswesen, die Gefechte und die ganze Kriegführung trat mit der weitern Verbreitung und Vervollkommnung dieser neuen Kriegsmittel immer bedeutender hervor und bewirkte große Veränderungen. Zuerst im Festungskriege. Feste Städte, welche sonst ganze Heere längere Zeit aufgehalten hatten, konnten mit ihren bisherigen Mauern und Thürmen, als gegen diese statt der alten Sturmböcke und sonstigen Kriegsmaschinen die neuen Karthaunen und Bombarden wirkten, nicht mehr widerstehen, sie mußten anders gebaut werden; neue Befestigungssysteme entstanden. Auch umgekehrt wirkten die Geschütze bei der Vertheidigung der Städte mit, zerstörten das feindliche Sturmzeug und zwangen oft den Gegner, die Belagerung aufzuheben. Im Feldkriege waren die Geschütze am Schlusse des Mittelalters noch immer in geringer Zahl, sodaß auch theoretisch auf 1000 Mann nur 1 Geschütz gerechnet, und praktisch dies Verhältniß nicht einmal erreicht wurde, aber dennoch hatten sie schon gute Erfolge. Die tiefen großen Massen, in welche damals die Heere zur Schlacht sich ordneten, oft 6—8000 Mann in einen einzigen Haufen, boten den Kugeln eine willkommene Zielscheibe. Bei Ravenna 1512 hatte die Artillerie des Herzogs Alfons von Ferrara auf die feindlichen Reitergeschwader eine furchtbare Wirkung, die ein Zeitgenoß, Guicciardini, nicht schauderhaft genug schildern kann. Drei Jahre später, bei Marignano, brach sich der mehrmals wiederholte Angriff der Schweizer allein an dem Feuer der französischen Artillerie und sie erlitten ihre erste Niederlage. Die erhöhte Beweglichkeit der leichtern Geschütze trug auch dazu bei, ihre Mitwirkung in den Schlachten zu steigern. Es kommen schon Beispiele vor, daß Artillerie, wenn auch nur in geringer Zahl, der Reiterei gefolgt ist, wozu man ihre Bespannung vermehrte und die Bedienung wahrscheinlich auf Pferde setzte. In den niederländischen Kriegen hat allerdings die Artillerie im Felde wenig geleistet, weil selbst in der größten Schlacht, der bei Nieuwpoort, nur 6 Geschütze auf jeder Seite waren, aber in den gleichzeitigen Hugenottenkriegen in Frankreich hatte sie schon mehr Bedeutung: hier konnte sie schon in der Schlacht ihre Positionen mehrmals im Avanciren wechseln. Die Wirkung der Artillerie veranlaßte die Truppenführer statt des bisherigen blinden Anstürmens zu geschickteren Angriffsbewegungen und zur Benutzung des Terrains, um sich zu decken, theilweise auch schon zu einer dünnern Aufstellung, um weniger Verluste zu haben.

Auch die Handfeuerwaffen hatten bereits großen Einfluß. Sie verschafften dem Fußvolk die ihm gebührende erste Stelle in den Heeren wieder und nahmen der Reiterei ihr bisheriges Uebergewicht. Dem tapfersten Ritter half seine Kraft und Meisterschaft in der Waffenführung, sein starker Streithengst und der beste mailändische Harnisch nichts gegen die mörderische Kugel, welche ihm vielleicht der erbärmlichste Wicht aus dem Hinterhalte zuschickte. Darum entbrannte auch ein erbitterter Haß unter der Ritterschaft gegen die Büchsenschützen; Francesco Sforza, der sich später zum Herzoge von Mailand aufschwang, gab gefangene Schützen seinen Soldknechten zur Zielscheibe für ihre Armbrüste. Aber die Hakenschützen kämpften auch tapfer in offener Feldschlacht. Bei Pavia 1525 wurden ein paar hundert der besten Pyrenäenschützen vorgezogen, um auf die französischen Ritter zu schießen, als diese, ihren König Franz an der Spitze, sich auf die Ritter Oesterreichs, Burgunds und Spaniens stürzten und eine großartige Reiterschlacht noch vor dem Zusammentreffen des Fußvolks begann. Da schossen die Spanier mit sicherm Auge die berühmtesten Helden Frankreichs — den „Scharlach des Hochadels", wie ein damaliger Geschichtschreiber sich ausdrückt — aus dem Reitergetümmel heraus, weil sie das französische weiße Kreuz auf dem Brust- und Rückenharnisch erkennbar machte, und wenn die Ritter wüthend über die Einmischung gemeiner Knechte auf deren Trupps lossprengten, um sie niederzumachen, liefen diese auseinander, ließen die schwerfälligen Rosse hindurch rasseln und schossen um so treffender hinter ihnen her.

Die Feuerwaffen haben dem Ritterthum in seinen bisherigen Formen und seiner Fechtweise ein Ende gemacht, wie sehr sich dasselbe auch noch eine Zeit lang dagegen sträubte und durch den gekränkten Stolz sogar wieder einen Aufschwung aus seinem bereits eingebrochenen Verfall nahm. Eine neue Zeit für die Kriegskunst begann und der Uebergang zu derselben ist das 16. Jahrhundert.



Hakenschützen. Zeichnung von A. Beck.



Büchsenmeister, Konstabler und Wallbüchse. Zeichnung von A. Beck.

11. Die Zeit der deutschen Landsknechte.

Ein halbes Jahrhundert hatte Kaiser Friedrich III. auf dem deutschen Throne gesessen oder vielmehr geruht — unehrerbietige Schriftsteller nannten es sogar geschlafen! Deutschland war von innern Kriegen und Fehden zerrüttet und der Kaiser hatte weder den Willen, noch die Thatkraft, dem Unwesen zu steuern. Ebenso wenig gelang es ihm, Deutschlands Ansehen nach Außen hin aufrecht zu halten; ja es brachen schon wieder fremde Völker in Deutschland ein und vertrieben den Kaiser sogar aus Wien. Während in allen andern Ländern Europa's die Zersplitterung aufhörte und getrennte Reiche wieder zu Einem zusammenflossen, machte die Auflösung Deutschlands Riesenfortschritte. In Frankreich hatte Ludwig XI. die großen Vasallen mit Gewalt und Hinterlist der Krone völlig unterworfen, und der gefährlichste derselben, Karl der Kühne, war gegen die Schweizer gefallen. Auf der pyrenäischen Halbinsel war durch die Vermählung Isabella's von Castilien und Ferdinand's des Katholischen von Aragonien ein vereinigtes Königreich Spanien entstanden und der letzte Rest der Maurenherrschaft durch die Eroberung von Granada vernichtet worden. Der skandinavische Norden hatte sich zu einer Union der drei

Kronen Dänemark, Norwegen und Schweden vereinigt, deren König jetzt ein deutscher Graf war, der von Oldenburg. Polen war durch die Verbindung mit Litthauen und den Gewinn von Westpreußen zu einem mächtigen Reiche geworden, das von der Ostsee bis zum Schwarzen Meere reichte. Rußland hatte sich von der Herrschaft der Mongolen befreit und wieder zu einem Ganzen vereinigt. Nur Italien war wie Deutschland zersplittert, dort aber hatte es seit dem Untergange des römischen Reichs keine Einheit, kein gemeinsames Oberhaupt mehr gegeben und Deutschland war doch Ein Reich unter einem Kaiser und hatte einst unter den Hohenstaufen eine unbestrittene Suprematie in Mitteleuropa geübt. Mußte es denn, obgleich ein Wahlreich, in Geschlechtern, welche nur ihre Hausinteressen verfolgten und die Kaiserwürde nur zur Vergrößerung ihrer eigenen Hausmacht benutzten, erblich und die Kaiserwahl zu einem bloßen Scheinrecht werden?

Mit Albrecht II. von Oesterreich, der nach dem Tode seines Schwiegervaters Sigismund, des letzten Luxemburgers, die deutsche Krone erlangte, beginnt die ununterbrochene Reihe der habsburgischen Kaiser. Er hatte die besten Hoffnungen erweckt, aber er war schon nach zweijähriger Regierung gestorben und sein Vetter Friedrich von Steyermark ihm gefolgt, zu dem man sich Gutes, wenigstens eines kraftvollen Regiments versehen hatte, denn er war der Sohn eines Ernst des Eisernen und der schönen Jagiellonin Cimburgis von Masovien, welche an die Heldinnen der alten Sage erinnerte. Aber wie die Natur oft dem hochsinnigsten, geistreichsten Vater einen gleichgearteten Sohn versagt, so war es hier in Bezug auf Charakterstärke und Thatkraft geschehen. Einen einzigen Anlauf nahm Friedrich III. wenigstens für seine eigenen Interessen, indem er den Eidgenossen die von ihnen eroberten habsburgischen Besitzungen mit französischen Söldnern wieder entreißen wollte — wir haben gesehen, wie es ablief, und der Kaiser mußte den Schweizern ihre Eroberungen förmlich bestätigen. Bald darauf war im Orient der längst zu erwartende Schlag geschehen, der die ganze Christenheit, die ihn hätte verhindern können, mit Schrecken erfüllte: Konstantinopel war von den Türken erobert worden, der letzte griechische Kaiser wenigstens mannhaft auf der Bresche gefallen.

Schon seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts waren die Osmanen, ein zweiter Stamm des turkmannischen Volkes, dem auch die Seldschucken angehörten, von Kleinasien, wo sie sich festgesetzt, nach Europa herüber gekommen, hatten den nördlichen Theil der Balkanhalbinsel (im südlichen hatten die Venetianer viele Besitzungen) erobert und das griechische Reich fast nur auf die Hauptstadt beschränkt, deren Verbindung mit christlichen Ländern fortan nur noch zur See möglich war. Die Sultane hatten ihren Sitz in Adrianopel aufgeschlagen und sich zu ihren alttürkischen Reiterheeren ein neues Fußvolk, die Janitscharen, aus gefangenen Christen errichtet, die zum Uebertritt in den Islam gezwungen wurden. Es war eine stehende Truppe, die erste dieser Art in Europa; sie wurde der Kern der türkischen Heere und mit großen Vorrechten begnadigt.

Noch war Konstantinopel durch seine starke Lage auf der Halbinsel geschützt, aber die Osmanen setzten ihre Eroberungen nordwärts über die Donauländer fort,

besiegten die Serben, eroberten Slavonien und schlugen die Ungarn in der großen Schlacht bei Nikopolis 1396. Der Sultan Bajesid, dem das alles gelungen, wurde darum der „Wetterstrahl" (Dschilderim) genannt, er erlag aber den Mongolen, welche zum zweiten Male unter Einem Oberhaupte vereinigt, ihre Herrschaft von der chinesischen Mauer bis zum Mittelländischen Meere ausgedehnt hatten. Timur Lenk (Tamerlan) hieß ihr finstrer Khan, der mit einem trefflichen Heere in regelmäßig abgetheilten, gleichgekleideten Scharen unter seiner Hauptstandarte, dem bluttränkten Roßschweif, bei Ancyra 1402 in einer der blutigsten Schlachten, welche die Geschichte kennt, über Bajesid siegte. Der Sultan wurde gefangen, von dem Sieger jedoch ehrenvoll behandelt: es ist eine Fabel, daß er ihn in einen eisernen Käfig gesperrt und mit sich auf seinen Zügen herumgeschleppt habe. Doch starb der Gefangene bald vor Gram und auch Timur, „der große Wolf", schon 1405 auf einem Zuge nach China. Sein Reich zerfiel wieder, Konstantinopel war aber durch jene große Schlacht auf ein halbes Jahrhundert noch gerettet.

Die Osmanen betraten 1418 zum ersten Male den deutschen Boden. Die schönen Rebhügel von Steyermark hallten von wüstem Kriegsgeschrei in fremder Mundart, wilde Musik, begleitet von Pauken und zusammengeschlagenen Metallbecken ertönte und Reiter auf flüchtigen, schlanken Rossen, in weitflatternden bunten Gewändern, überschwemmten die Thäler. Ihnen rückten dichte Massen Fußvolks nach, unter ihnen an den hohen weißen Filzmützen mit den herabhängenden Zipfeln erkennbar, die Jeni-tscheri („neuen Truppen"). Unförmlich schweres Geschütz, dicht verhüllte Tragsessel oder Palankine von schwarzen stummen Sklaven mit gezücktem Handschar umgeben, von Jedermann gesenkten Auges vermieden, unzähliger Troß jeglicher Art, viele Kameele, große Viehheerden beschlossen auf Meilen nachschleppend den Zug der Osmanli, welche den Schrecken ihres Namens, der ihnen vorauslief, durch unerhörte Grausamkeit bestätigter.

Doch wurden sie an deutscher Kraft und Tapferkeit zu Schanden. Herzog Ernst der Eiserne von Steyermark schlug sie mit dem Aufgebot seines Landes, verstärkt durch Kärnthner, Krainer und 3000 österreichische Fußknechte unter Friedrich von Harrach auf dem Leibnitzer Felde bei Radkersburg. Hätte diese glorreiche Erinnerung doch den Sohn des Helden, als er die deutsche Krone trug, aus seiner Schwäche aufgerüttelt und erstarken lassen!

Er blieb aber unthätig, als die Osmanen gegen Konstantinopel zogen. Das elende griechische Volk war keiner Gegenwehr mehr fähig, es verließ sich auf den Beistand des Himmels, denn fanatische Mönche hatten verkündigt, in der höchsten Gefahr werde die Panagia („Allheilige", die Mutter Gottes) herabsteigen und die Feinde in der Stadt selbst vernichten. Nur 5000 Mann konnten zusammengebracht werden, als Muhamed II. die Stadt mit 200,000 Mann und 318 Schiffen einschloß. Einige tausend Söldner kamen noch hinzu und diese kämpften tapfer; ihr Condottiere Giustiniani sperrte den Hafen mit Ketten, durchbrach die türkische Flotte und schlug auch den Angriff auf ein Thor ab, doch wurde die Stadt am 29. Mai 1453 mit Sturm genommen und ist seitdem die Residenz des türkischen Sultans.

Der deutsche Kaiser hatte die Osmanen, welche früher noch aus Europa zu vertreiben gewesen wären, bis Ungarn vordringen lassen, ohne die heldenmüthigen Vertheidiger zu unterstützen, er hatte nichts zur Rettung der griechischen Hauptstadt gethan, er vermochte nicht einmal sein eigenes Erbe zu behaupten. Die Gemahlin seines Vetters und Vorgängers Albrecht hatte nach dessen Tode einen Sohn geboren, Ladislaus, welchem nun Böhmen, Ungarn und Niederösterreich gehörten. Zum Jünglinge herangewachsen, war dieser plötzlich gestorben und Kaiser Friedrich der nächste Erbe gewesen. Die Böhmen und Ungarn hatten aber nichts von ihm wissen wollen, sondern jene einen hussitischen Edelmann, Georg von Podiebrad, diese den Sohn ihres frühern Gubernators, des Türkenbesiegers Hunyadi, Corvinus Matthias, zum Könige erwählt und der Kaiser hatte das dulden müssen. Ja, als er diese Könige durch treulose Politik untereinander verfeindet, hatten beide schließlich gegen ihn die Waffen ergriffen und Matthias Corvinus sogar einen Theil seiner Länder erobert, sodaß er in kläglicher Gestalt aus Wien vertrieben im Reiche umher fuhr, einmal sogar auf einem Ochsenwagen. Das westfälische Vehmgericht, jene wunderbare und furchtbare heimliche Macht, die sich in rechtloser Zeit zur Rächerin des Unrechts erhoben hatte, wagte es sogar, den Kaiser vorzuladen, was freilich nur die Beschränkung ihrer Gerechtsame zur Folge hatte. Ein Glück für das deutsche Volk war es, daß bei der Schwäche des Reichsoberhaupts wenigstens in einigen Ländern kraftvolle Fürsten regierten, wie Albrecht Achill in Brandenburg, Albrecht der Beherzte in Sachsen, Friedrich der Siegreiche (von seinen Feinden der „böse Fritz" genannt) in der Pfalz am Rhein, die auch für die Wehrhaftigkeit ihres Volks sorgten.

Das Einzige, was dem alten Kaiser glückte, war die Verheirathung seines Sohnes Maximilian mit der Erbin der reichen burgundischen Lande, der Tochter Karl's des Kühnen, welchen er auch durch seine Falschheit mit einem Versprechen der Königskrone getäuscht und nachher gegen die Schweizer im Stich gelassen hatte. Maximilian, schon 1486 zum römischen König erwählt, war im Gegensatze zu seinem Vater ein Held, auf welchen Deutschland stolz sein kann. Er ist der letzte Ritter genannt worden, nicht von der Geschichte, sondern von der Poesie (Anastasius Grün), aber mit vollem historischen Rechte. In ihm erscheint noch einmal das Ritterthum in seinem edelsten Glanze. Von schönem und starkem Körperbau, in allen kriegerischen Uebungen geschickt, nicht frei von einem romantischen Hange zu Abenteuern, kühn und tapfer im Kriege, unbezwinglich im Turnier, ein unermüdlicher Bergsteiger und Jäger; voll fürstlicher Würde und doch leutselig, wohlwollend gegen Jedermann, heitern Sinnes leicht angeregt bis zur Exaltation, ritterlich galant gegen die Frauen, kann er wol als der letzte Repräsentant des Ritterthums gelten, aber er war nicht in dessen Vorurtheilen begriffen, er blickte vorwärts in die neue Zeit und verstand ihren erwachenden Geist. Wir haben ihn nicht als Kaiser und Staatsmann, nicht als Dichter und Schriftsteller zu betrachten, für uns ist besonders wichtig, daß er dem deutschen Kriegs- und Soldatenwesen eine ganz neue Gestalt gegeben hat. Er hielt eben nicht starr am Alten fest, wenn es seinen

persönlichen Neigungen auch noch so sehr entsprach, sondern er wußte vollkommen zu würdigen, was sich schon verändert hatte, und welche neuen Veränderungen noch nöthig waren, um das Kriegswesen zeitgemäß zu gestalten. Dasselbe war in Deutschland im tiefsten Verfalle, der Lehnsdienst hatte fast aufgehört, das Ritterthum war entartet, die Städte, welche sonst so streitbar gewesen, konnten auf kriegerische Bedeutung keinen Anspruch mehr machen, Söldner waren es, aus denen die Heere gebildet werden mußten und die Schweizer darunter die besten. Sollte aber ein Habsburger, wenn er Soldaten brauchte, bei den Feinden seines Hauses werben? Maximilian beschloß, ein deutsches Fußvolk aufzustellen, das sich mit jedem andern, auch den gerühmten Schweizern, messen könne. In diesem Gedanken errichtete er in den österreichischen Erblanden 1487, noch bei Lebzeiten seines schwachen Vaters, die deutschen Landsknechte, welche bald auch in andern deutschen Gebieten zusammengebracht wurden und während des ganzen 16. Jahrhunderts auf den verschiedensten Kriegsschauplätzen Europa's dem deutschen Soldatennamen Ehre gemacht haben. Dabei blieb aber Max, als er Kaiser geworden war, nicht stehen, er widmete auch der Reiterei und dem Geschützwesen seine Aufmerksamkeit. Für erstere wußte er den österreichischen Adel zuerst, dann auch den Reichsadel wieder heranzuziehen, indem er, ähnlich wie in Frankreich, eine besoldete Reitertruppe bildete. Die Artillerie vermehrte er stark, und brachte sie sowol technisch in der Konstruktion, im Gießen und Bohren ihrer Geschütze, als auch praktisch im Schießen und Werfen zu größerer Vollkommenheit.

Es war ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß gerade in demselben Jahre, als Maximilian (zur Zeit noch römischer König, d. h. erwählter Nachfolger im Reich) seine Landsknechte, das neue aus allen Schichten des Volks gebildete Fußvolk, errichtete, die seit Alters verbundene fränkische, bayerische, schwäbische und rheinische Ritterschaft ihr letztes allgemeines Turnier hielt, gerade als wolle sie jetzt von der Kriegsbühne abtreten und diese andern Kämpfern und einer andern Kampfweise überlassen. Zu Worms war es, 1487, wo der letzte Sieger im Turnier, Konrad von Ahlfingen, den letzten Dank erhielt und „zu Blatt getragen" wurde, wie wir diesen Aufzug früher geschildert haben. Aus den ernsthaften Turnieren, wobei auch Blut floß, wurden fortan heitere höfische Ringelrennen und Carrousels, welche wenig andere Gefahr brachten, als wegen Ungeschicklichkeit ausgelacht zu werden.

Der Adel war aber deshalb nicht etwa unkriegerisch geworden, er suchte den Waffendienst in den Heeren wieder eifriger, seit ihm der allgemeine Landfrieden die Privatfehden verboten und das Stegreifleben mit strengen Strafen unterdrückt hatte. Mit großem Antheile nahm er die neue Formation der Landsknechte auf und viele Edelleute traten in ihre Reihen. Der Kaiser that seinem Werke selbst Ehre an, indem er gelegentlich zu Fuß, den Spieß auf der Schulter, an der Spitze einer Landsknechtsschar einherzog. Zwei Männer von altem Adelsgeschlecht waren es besonders, welche ihm treulich bei der Einrichtung der neuen Kriegsmacht halfen: Graf Eitel Friedrich IV. von Hohenzollern und Georg von Frundsberg. Der letztere wurde deshalb „der Landsknechte Vater" genannt, seine Thätigkeit fällt erst

in die spätere Zeit Maximilian's: bei der ersten Organisation war er noch zu jung, doch erwarb er sich bald in den Kriegen gegen die Schweizer einen großen Ruf. Es waren die Kriege, durch welche sich die Schweiz endlich 1499 ganz vom deutschen Reiche im Frieden von Basel trennte. Der letzte Reichskrieg gegen die Eidgenossenschaft, der nur 5 Monate dauerte, ließ 2000 Dörfer, Flecken und Schlösser in Flammen aufgehen.



Georg von Frundsberg, kaiserlicher Feldoberster; rechts Hauptmann und Bannerträger der Landsknechte
Zeichnung von A. Beck.

In den folgenden Kriegen des Kaisers war Frundsberg einer seiner besten Führer, bis er zuletzt, aber nicht mehr bei Lebzeiten des edlen Max, sondern erst als der spanische Einfluß am deutschen Kaiserhofe überwog, mit Undank belohnt wurde. Selbst seine „Kinder", die Landsknechte, wurden rebellisch gegen ihn, als er die Zügel der Disziplin beim Zuge auf Rom nicht locker werden ließ, obgleich sie Sold zu fordern hatten. In dem Geschrei und Tumult, der den Ungebeugten umtobte,

stieg ihm das Blut zu Kopfe und er erlitt einen Schlaganfall, sodaß er sich auf eine Trommel setzen und hinweggebracht werden mußte. Er erholte sich zwar wieder und konnte nach seiner Burg Mindelheim zurückkehren, doch starb er schon im nächsten Jahre. Frundsberg war ein Freund Luther's, seit er ihn auf dem Reichstag zu Worms gesehen hatte. Als er hier den kühnen Mann so fest und ruhig der Versammlung von hohen Prälaten, Fürsten und Herren entgegenschreiten gesehen, wo ihm das Schicksal des Huß bereitet werden konnte, hatte er ihm auf die Schulter geklopft und zu ihm gesagt: „Mönchlein, Mönchlein, Du gehst jetzt einen Gang, dergleichen ich und mancher Oberster auch in der allerernstlichsten Schlacht nicht gethan haben. Bist Du aber auf rechter Meinung und Deiner Sache gewiß, so fahre in Gottes Namen fort und sei nur getrost, Gott wird Dich nicht verlassen."

Die Landsknechte hat Frundsberg, wie gesagt, nicht schaffen helfen, wohl aber bei der spätern Ausbildung ihrer eigenthümlichen echt deutschen Verfassung gefördert und sie in vielen Kriegen als Feldhauptmann trefflich geführt. Zu beschaffen waren sie in Deutschland leicht. „Und wenn der Teufel Sold ausschrieb", sagt eine Chronik, „so fleugt und schneyet es zu, wie die Fliegen im Sommer." Beim Ausbruch eines Krieges nahm der Fürst einen oder einige bewährte Kriegsmänner, gleichviel ob adligen oder bürgerlichen Herkommens, in seinen Dienst und gab ihnen Bestallungsbriefe als Obersten, um Landsknechte unter ihrem Befehl (Regiment) in einer gewissen Zahl von Fähnlein anzuwerben und zu organisiren. Die Stärke eines Fähnleins war auf 400 Mann bestimmt, das Wort Regiment bezeichnete nur die Gesammtheit der unter Einem Befehl oder Regiment stehenden Fähnlein. Erst viel später ist die Stärke des Regiments bestimmt worden, erst nach der Einführung der stehenden Heere. Der Oberst erhielt zugleich den Artikelbrief, d. h. die Kriegsgesetze, auf welche die Landsknechte anzunehmen und zu vereidigen, auch wurde der Sold bestimmt und der Musterplatz, an welchem die Mannschaft von einem fürstlichen Kommissär besichtigt werden sollte. Der Oberst suchte hierauf tüchtige Hauptleute seiner Kundschaft für die Zahl seiner Fähnlein zu gewinnen und ließ im Lande die Werbetrommel rühren. Da meldeten sich denn Leute genug; jeder, der angenommen werden wollte, mußte seine Waffen, Spieß und Schwert, mitbringen, dann erhielt er Handgeld und wurde auf den bestimmten Tag zum Musterplatze bestellt. Auf eine gleichmäßige Bewaffnung wurde ebenso wenig, als auf die Bekleidung gesehen, wenn der Landsknecht nur einen tüchtigen, langen Spieß, gleichviel von welcher Form, und ein gutes Schwert mitbrachte, kleiden konnte er sich nach seiner Habe und seinem Geschmack.

Die Musterung geschah auf freiem Felde, eine Pforte von Spießen war gebaut, bei welcher der Musterherr, gewöhnlich ein fürstlicher Rath, mit seinem Musterschreiber an einem Tische Platz genommen hatte, und der Oberst im vollen Ritterharnisch auf seinem bedeckten, d. h. gepanzerten, Hengste hielt. Ein Hauptmann nach dem andern führte nun seine Leute herbei und diese zogen Mann für Mann durch die Pforte, um genau besehen zu werden. Untaugliche wurden zurückgewiesen, weshalb die Hauptleute immer noch einige in Reserve hatten. Wenn die Musterung

vollendet war, ließ der Oberst „zur Gemeinde" schlagen, die Hauptleute führten alle Fähnlein in den Ring, der Oberst ritt in die Mitte, hielt eine kurze Ansprache und befahl dem Schultheißen, der keine Gerichtsperson, sondern ein alter mit den Kriegsordnungen vertrauter Soldat sein mußte, den Artikelbrief vorzulesen. Dieser wurde darauf von den Landsknechten durch einen Eid beschworen. Der Oberst ernannte sodann für das Regiment die Aemter; denn als solche wurden die Chargen, wie wir heut sagen, angesehen: seinen Stellvertreter oder Locotenenten, den Proviant- und Quartiermeister, den Profoß für die Aufrechthaltung der Zucht und Ordnung, die Feldwebel und Fähnriche, und übergab den letztern die Feldzeichen mit der Ermahnung, sie tapfer zu vertheidigen und lieber Blut und Leben zu verlieren, als die Fahne. Damit war das Regiment organisirt und die Fähnlein wurden auseinander gezogen, um jedes für sich seine „Gemeinde" zu ordnen. Als eine Gemeinde wurde das Fähnlein betrachtet. Der Hauptmann stellte derselben seinen Locotenenten (später französirt Lieutenant), den Kaplan, Schreiber und Feldscherer vor und die Landsknechte wählten zwei sogenannte Gemeinweibel als Vertreter in gemeinsamen Angelegenheiten, ferner einen Führer (wörtlich zu nehmen, einen landeskundigen Mann) und Furier. Schließlich theilten sie sich in Rotten zu 10 Spießen ab, deren jede sich ihren Rottmeister wählte.

In dieser Konstituirung des Regiments und der Fähnlein der Landsknechte ist die Grundlage der spätern Truppenorganisation der Offizier- und Unteroffiziercorps deutlich zu erkennen. Das wichtigste Amt beim Fähnlein hatte der Feldweibel, der Vorsteher der Gemeinde. Sein Name Weibel oder Waibel bezeichnete ihn vorzugsweise als den „Amtmann" — seitdem ist das süddeutsche Wort Weibel in seiner Bedeutung etwas herabgedrückt worden bis zum Amtsdiener. Der Feldweibel hatte für die innere Ordnung, die Wachen und die taktische Aufstellung zu sorgen, täglich die Losung (das Erkennungswort) und den Tagsbefehl beim Obersten zu holen, Streitigkeiten zwischen den Knechten zu schlichten, Angeklagte beim Schultheiß und Profoß zu vertreten, im Gericht als Beisitzer Recht zu sprechen u. s. w.

Einen wunderlichern Anblick mag man sich nicht denken, als den einer Heeresabtheilung deutscher Landsknechte auf dem Marsche. Voran ritt der Oberst in ritterlicher Rüstung, gefolgt von seinen Trabanten oder Leibwächtern, dann kam vor jedem Fähnlein der Hauptmann zu Fuß, mit Hellebarde, Streitaxt und Schwert bewaffnet und ebenfalls von einigen Trabanten gefolgt, hierauf des Fähnrichs Geleit, eine Rotte wohlbewaffneter Knechte, zur besondern Vertheidigung der Fahne bestimmt, der Fähnrich in reicher schimmernder Tracht, um dem Feldzeichen Ehre anzuthun, er selbst kein junger Mensch etwa, wie heut, sondern ein starker, wehrhafter Mann, bei ihm die beiden „Spiel": der Pfeifer und der Tambour mit seiner ungeheuren Trommel, welche, wenn in Ordnung marschirt wurde, durch fünf Schläge den Tritt angab und von manchem Trommelreim der gesanglustigen Landsknechte begleitet wurde. Endlich zog der helle Hauf der Kriegsleute daher, lärmend, schreiend, singend und fluchend, ohne Reih und Glied zu halten, in beliebiger Tracht und Bewaffnung, ein wirres Gemenge abenteuerlicher Gestalten. Da

sah man die landesüblichen zottigen und spitzigen Kappen mit breiten Schirmen, reiche Barets mit wallenden Federn, aufgekrämpte Hüte, Pickelhauben, geschlossene Helme; man sah Vollgerüstete mit Panzer und Eisenschurz neben phantastischen Gesellen in feinen Tuch- oder gar Sammetwämmsern, zierlich gefältelt, mit ausgenähten oder gekrausten, aufgeschlitzten mit leuchtendem Unterfutter versehenen Aermeln, und wieder Lederjacken, schmuzige Röcke, deren Grundfarbe sich nicht mehr erkennen ließ, enge Reitbeinkleider neben ungeheuren Pluderhosen und welschen mit Kniegürteln und Schleifen — dazu die wettergebräunten Gesichter, Haupt- und Barthaar nach beliebiger Mode gestutzt oder auch zottig herniederhängend und die starken Fäuste mit allerlei Wehr, mit Spießen, Hellebarden, Partisanen, mit Fausthämmern und Morgensternen, einige auch mit Hakenbüchsen bewaffnet, die Pulverflasche und den Kugelbeutel am Leibgurt. So folgte Fähnlein auf Fähnlein, bis im Nachtrupp der Profoß erschien mit vermummten Gesicht, seine Untergebenen hinter sich führend: den Stockmeister und die Steckenknechte, den Freimann (Scharfrichter) im rothen Wams mit der Blutfeder auf dem Hute und dem Richtschwert an der rechten Hüfte; endlich der strenge Aufseher über das Weibsvolk und die Buben, welche beiderseits in sehr großer Zahl zum Troß gehörten — wir nehmen Anstand, diesen Weibel mit seinem sehr deutschen Titel, der sich auf die Dirnen bezog, zu bezeichnen.



a ein regulärer Büchsenschütze; b Gensdarm; c und d Tambour und Pfeifer; e Hauptmann vom Fußvolk; f und g Pikenmänner; h Schweizer Landsknechte.

Für die friedlichen Einwohner war ein Heereszug immer eine Landplage, unsere Landsleute machten keine Ausnahme, sie gaben sich Gewaltthätigkeiten aller Art hin, trotz der strengen Kriegsgesetze. Der Sold war hoch für die damaligen geringen Preise der Lebensmittel, der Mann bekam monatlich 4 Gulden, Bessergerüstete, namentlich Hakenschützen, doppelt so viel, dafür sollten sie überall ihre Verpflegung bezahlen. Wo der Zug lagerte, wurde ein Markt aufgeschlagen, den die Landleute mit Lebensmitteln gegen baare Bezahlung beschicken sollten; der Profoß hatte die Aufsicht über den Markt, stellte eine nach beiden Seiten billige Taxe fest und schützte die Bauern vor Gewaltthaten. Nur konnte er nicht überall sein, und wenn Frevel vorfielen, diese nur strafen. Jedes Vergehen und Verbrechen von Soldaten wurde immer zugleich als Meineid angesehen, weil die Kriegsartikel, welche ein ehrbares Verhalten vorschrieben, beschworen waren. So verordnet der 12. Artikel in Kaiser Maximilian's I. 1508 erlassenen Kriegsgesetzen: „Sie (die Soldaten) sollen schweeren, den Verkauffsmarkt frey und ungesperrt zu halten und alle, welche Proviant und Lebensmittel herbeyführen, zu schützen und zu beschirmen, bei deß geleisteten Eydes und peinlicher Leibesstrafe." Und ein anderer, wunderlich abgefaßter: „Sie sollen auch schweeren, die Kindbetterinnen, Wittiben und unerzogene kleine Kinder, die Priester, und andere (!) ehrbare Jungfrauen, junge Mägdlein und Hausmütter sicher und unbeleydiget zu lassen, bei Strafe des Meyneyds und des Lebens." Kriegsrecht wurde



i Musketier; k Fahnenträger; l Hauptmann; m Oberster; n Hellebardier; o und p Tambour und Pfeifer; q ein regulärer Büchsenschütze.

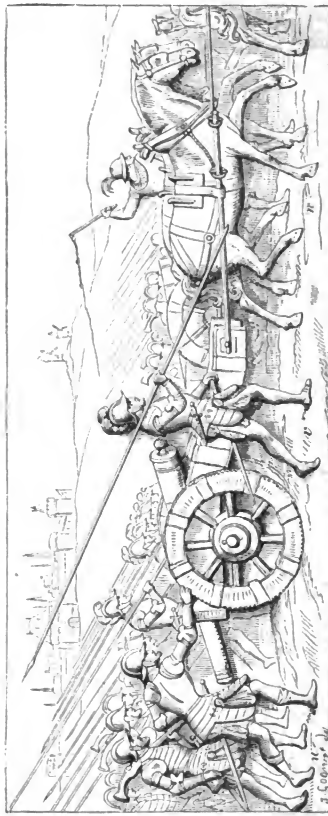
von den Soldaten selbst in vorschriftsmäßig besetzten Gerichten ausgeübt, wie es noch heut ist: es war das alte germanische Gerichtsverfahren, ehe das römische Recht eingeführt wurde. Bei den Landsknechten hieß es das Recht der langen Spieße, bei der Reiterei das Reiterrecht. Die Zusammenkunft der Gemeinde geschah „am nüchternen Morgen", bei blauem Himmel und Sonnenschein an einer Heerstraße. Der Angeklagte stand in Eisen geschlossen neben dem Profoß in der Mitte des Rings, der Kläger trug das Verbrechen vor, der Fürsprech vertheidigte den Angeklagten, bis der Thatbestand erhärtet war. Bestätigte sich die Schuld, so rollten die Fähnriche ihre Fahnen zu, stießen sie mit dem Eisen in die Erde und einer sprach: „Liebe ehrliche Landsknechte! Bis die Schande gerächt ist, dürfen wir unsere Fahnen nicht wieder fliegen lassen." Jetzt trat ein Feldweibel vor und rief einen alten Knecht in den Ring, seine Meinung abzugeben. Der forderte den Beistand von 40 guten Kriegsleuten. Sie beriethen sich und ihr Urtheil, wenn es auf Tod lautete, mußte noch zweimal durch 41 Hervorgerufene bestätigt werden; dann wurde dasselbe unter Trommelschlag der Gemeinde bekannt gemacht, ob sie es durch Handaufheben bestätige. War das geschehen, so bedankten sich die Fähnriche, warfen die Fahnen in die Höhe, ließen sie fliegen und zogen gegen Aufgang der Sonne. Die Vollstreckung folgte gleich darauf. Der Uebelthäter beichtete bei einem Priester, während die Gasse gemacht wurde, drei Glieder auf jeder Seite.



r Erdwerke und Batterien zur Deckung des Feldlagers; s Soldatenfrauen und Marketenderin; t Abenteurer, Nachzügler.

Dann wurde der Verurtheilte durch die Reihen geführt, welche noch mit geschulterten Spießen standen, er mußte um Verzeihung bitten und jedem verzeihen. Ein Trommelschlag! Die Spieße wurden gefällt, der Profoß entfesselte den Verbrecher, bat ihn um Verzeihung und gab ihm drei leichte Schläge auf die Schulter im Namen

Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes und der Todgeweihte stürzte sich in die Gasse, wo er von den mitleidigen alten Gefährten schnell niedergestochen wurde. — Das war die Exekution militärischer Verbrechen, welche jetzt durch Erschießen geschieht. Letzteres war damals wegen der schwerfälligen Handhabung der mangelhaften Feuergewehre noch nicht einzuführen und auch heut noch können ungeschickte Schützen das Erschießen zu einer langen Marter machen, wie sie der unglückliche Kaiser von Mexiko ausgestanden hat, dem ein rasches Niederstechen eine Wohlthat gewesen wäre. Gemeine Verbrechen der Landsknechte wurden mit Strafen belegt, welche die allgemeine „peinliche Halsgerichtsordnung" dafür vorschrieb, Strafen fürchterlicher Art.



u Mannschaft zur Bedeckung der Geschütze; v Hauptmann derselben; w Artillerie-Park.

In Deutschland hatte man bei allem Fehdewesen doch jene Geißel der Söldnerei noch nicht gefühlt, welche Frankreich und Italien schon zwei Jahrhunderte quälte — kein Wunder, daß die Landsknechte, die es nicht schlimmer machten, als die romanischen Söldner, bei den deutschen Schriftstellern der Zeit übel berufen waren. „Zu Kaiser Maximilianus Zeit", so schreibt Sebastian Frank in seiner Chronica, „seynd auch die Landßknecht, das Niemand nütz Volk, aufkommen, das ungefordert, ungesucht umlauft, Krieg und Unglück sucht und nachlauft ... „Wenn dieß Volk nicht were, so weren viel geringer Krieg, dann dieses Volk und schadenfro henket immer eins ans ander, das sich der Krieg verlenger und einreiß und wäre ihm leid, daß es recht zuging und Fried würde."

Abgedankte Fähnlein gingen zuweilen auch gar nicht auseinander, sondern zogen gleich in eines andern Kriegsherrn Dienst, denn die Arbeit wollte nach dem freien Soldatenleben nicht mehr schmecken. Ein Landsknechtslied sagt auch:

der spanischen Hakenschützen die unglückliche Wendung nahm und der Adel Frankreichs, wie ein Neuerer schreibt, „heroischer Trunkenheit voll für seinen König starb“, schritten die kaiserlichen Landsknechte zum Angriff daher, den gefürchteten Georg von Frundsberg, den „Leutfresser“ nach Schweizer Ausdruck, an ihrer Spitze. Aus dem offenen, von schwarzen Federn umwallten Helme schaute das braune kräftige Antlitz mit den treuen Augen und dem kurzgehaltenen Bart, auf der Schulter trug er den Landsknechtspieß statt der Ritterlanze, über dem Harnisch aber ein Mönchsgewand — er der Lutheraner! In äußeren Dingen waren jedoch damals die Religionsparteien noch nicht so schroff geschieden, wie später, und der Väter Sitte, sich im Mönchskleide begraben zu lassen, mochte dem Feldobersten der deutschen Fußknechte vorgeschwebt haben, als er zum ernsten Todesgange das geistliche Gewand über die Kriegerrüstung gezogen hatte.

Die Schweizer sahen ihn kommen mit seinen kaisertreuen Deutschen, 9000 Spieße in eine einzige Masse geschlossen. Zwischen den Schweizern und Landsknechten bestand, seit letztere errichtet waren, ein grimmiger Haß, der seinen Grund zuerst in den Kämpfen gegeneinander während der Kriege Maximilian's, dann aber wol auch in gegenseitiger Eifersucht und im Brotneide hatte. Gewöhnlich, wenn sie sich feindlich gegenüberstanden, wurde „böser Krieg“ ausgeschrien, d. h., daß kein Pardon, damals nannte man es Quartier, gegeben werden sollte. Die Schweizer waren heut noch nicht zum Gefecht gekommen, hatten aber schon Zeichen von Kleinmuth blicken lassen — jetzt, als sie die Masse der Landsknechte gerade auf sich ankommen sahen, löste sich auf einmal ihr ganzer Schlachthaufe in feige Flucht auf, um die Brücken über den Ticino zu gewinnen. Diese waren jedoch abgebrochen, und die Furcht vor den Verfolgern, von denen sie keine Schonung zu erwarten hatten, trieb die Flüchtigen in den hochgeschwollenen Strom, in welchem die meisten ihren Tod fanden.

Für König Franz kämpfte noch seine Ritterschaft im hoffnungslosen Streite; sein eigener Vetter, der Herzog von Alençon, war mit dem Rückhalte der Reiterei geflohen, nur die Schwarzen, seine deutschen Landsknechte, geächtet von Kaiser und Reich, weil sie im französischen Dienste geblieben waren, bewiesen ihm ihre Treue bis zum Tode. Sie nahmen den Bruderkampf mit ihren Landsleuten auf, in lautloser Stille von beiden Seiten bewegten sich die Massen gegeneinander, bis der furchtbare Zusammenstoß unter Schlachtgeschrei erfolgte. In dem Mordgewühl, das nun entstand, war die Uebermacht auf Seiten der Kaiserlichen, ihre hintere Masse, das Regiment Marx Sittich's von Ems, zog sich rechts und links heraus und umfaßte die Schwarzen, welche bis auf wenige Mann unter wildjauchzendem Geschrei niedergemacht wurden. Der alte Fluch unsers Volkes, daß Deutsche gegen Deutsche kämpfen, hatte sich wieder einmal grauenhaft bewährt.

Die Schlacht, deren frühere wechselvolle Momente wir nicht geschildert haben, war durch diesen Kampf entschieden, die Landsknechte sangen auch später:

„Herr Jörg von Frundsberg,
Der hat die Schlacht vor Pavia gewunnen —“

König Franz, nachdem um ihn her eine große Zahl seiner Ritter gefallen und er selbst verwundet war, ergab sich gefangen und wurde zum Kaiser nach Spanien gebracht, wo er Frieden schließen mußte.

Mit welchen stolzen Träumen hatte er vor zehn Jahren seine Königslaufbahn begonnen, als er in dem Jahre seiner Thronbesteigung nach Italien gezogen war, um Mailand, das sein Vorgänger schon, auf alte Ansprüche gestützt, dem Ludovico Moro Sforza entrissen und dann wieder an dessen Sohn verloren hatte, von Neuem zu erobern. Da hatten die Schweizer für den jungen Herzog von Mailand gekämpft und die bisher Unbezwinglichen waren von König Franz in der Schlacht bei Marignano geschlagen worden. Der in Waffen ergraute Marschall Trivulzio erklärte später: alle Schlachten, denen er beigewohnt, seien Kinderspiel gegen die von Marignano, diese sei ein Menschen-, sondern ein Riesenkampf gewesen. Es verlohnt sich also schon, die Hauptmomente dieser Schlacht kennen zu lernen.



Schweizer und Landsknechte, Artillerie und Reserve.

König Franz hatte die Schweizer, welche im Solde des Herzogs von Mailand standen, durch Geld — das sie nach dem alten Söldnersprüchwort: kein Kreuzer, kein Schweizer! immer geschmeidig machte — zu gewinnen versucht und wenigstens soviel bewirkt, daß ein Theil, der aus den großen Kantonen, abzog. Die Hauptleute aus den Waldstätten und den kleinen Kantonen blieben aber treu, besetzten, durch neuen Zuzug auf 30,000 Mann verstärkt, Mailand und gingen auf der Straße nach Lodi den Franzosen entgegen. Diese hatten eine sehr

starke, in der Front durch einen tiefen Graben gedeckte Stellung inne, deren Zugänge durch 64 Geschütze bestrichen würden. Auch stand ein verbündetes venetianisches Heer in der Nähe bei Lodi. Als der Anmarsch der Schweizer gemeldet wurde, stellte der König seine Truppen in Schlachtordnung, um sie zu empfangen: das Fußvolk, dessen Kern 8000 deutsche Landsknechte bildeten, in der Mitte, die Geschütze, von Bogen- und Armbrustschützen gedeckt, auf den Flügeln, rückwärts die Ordonnanzcompagnien der Ritterschaft, 4000 Reiter in zwei großen Geschwadern. Schon neigte sich die Sonne zum Untergange — es war am 13. September 1515 — als die Schweizer, ihren verlornen Haufen voran, den Angriff begannen, gerade auf die Mitte der feindlichen Stellung. Nicht achtend das mörderische Kreuzfeuer der Geschütze, das ihnen große Verluste zufügte, drangen sie vor, schlugen die Landsknechte, die ihnen unklug über den Graben entgegenkamen, zurück, stürmten denselben und eroberten 10 Geschütze und mehrere Fahnen. Da sprengten die Ritter heran und hieben auf sie ein, während die Landsknechte von Neuem geschlossen sie in der Front anfielen. Ein furchtbares Handgemenge entstand, dessen Gemetzel bei Mondlicht bis 11 Uhr Nachts fortgesetzt wurde. Der Mond ging unter, Freund und Feind war nicht mehr zu erkennen, alles, durcheinander gerathen, lagerte sich zuletzt, wo es gerade stand. In der Verwirrung erschlugen sich noch Kampfgenossen desselben Paniers. Mit Tagesanbruch riefen die Harsthörner der Schweizer zum erneuten Kampfe, diese hatten sich wieder geordnet und stürmten



Die Ritterschaft Franz I. im Kampfe gegen die Schweizer in der Schlacht bei Marignano.

abermals im verheerendsten Kugelregen grade auf die Mitte der Franzosen, um diese zu durchbrechen. Wie gestern drängte ihr heftiger Anfall die Schwarzen nach tapferer Gegenwehr zurück, wie gestern wurde der Gewalthaufe der Schweizer durch die Panzerreiter angegriffen und aufgehalten, aber ihre Vor- und Nachhut, auf beiden Flügeln, gewann immer mehr Terrain und brachte die Franzosen, deren eigenes Fußvolk schlecht war, in Unordnung. Um Mittag endlich trafen die Venetianer auf dem Schlachtfelde ein, griffen die Schweizer an und zwangen sie, den Rückzug anzutreten. Besiegt zwar, aber in geschlossener Ordnung, das eroberte Geschütz in der Mitte, jeden Angriff zurückweisend, marschirten sie ab, doch mußten sie viele Verwundete, auch einige Fahnen und ihr altes berühmtes Schlachthorn, den Stier von Uri, in den Händen des Feindes lassen. König Franz empfing nach dem Siege den Ritterschlag durch Bayard, seinen tadellosen Helden. Er verdankte diesen Sieg zunächst seiner Artillerie, welche die anstürmenden Schweizer durch bedeutende Verluste erschütterte, dann aber vorzüglich seiner Ritterschaft. Das französische Fußvolk taugte damals noch nicht viel, und die deutschen Landsknechte, zu welchen die französischen Könige, als sie eine Zeit lang mit den Eidgenossen zerfallen waren, ihre Zuflucht genommen, hatten allein gegen die Schweizer nicht viel ausrichten können. Die Erfahrungen von Marignano und die eigene Vorliebe des Königs für das Ritterthum, die sich schon in seinem angewöhnten Ausrufe: „Auf Edelmannswort!" aussprach, verblendeten ihn, sodaß er später bei Pavia die Wirkung seiner gut placirten Artillerie nicht abwartete, sondern mit seiner Ritterschaft zu früh losbrach und den Werth des Fußvolks ganz verkannte. Ueber letzteren wurde er jedoch, wie schon geschildert, zu seinem Schaden durch die Spanier belehrt.

Von diesen, welche unter Karl V. die beste Infanterie der Welt hatten, werden wir später sprechen, wir haben noch der Landsknechte, die wir so viel im fremden Solde gesehen, in ihren Kämpfen für ihren Kaiser, der sie errichtet, zu gedenken. Schon als römischer König hatte er sie zuerst bei der Wiedereroberung Oesterreichs von den Ungarn gebraucht, dann hatten sie in Steiermark die Türken in einer Hauptschlacht besiegen helfen. Als Kaiser sah er sie tapfer, aber nicht glücklich, in seinen Kriegen gegen die Eidgenossen kämpfen; an ihrer Spitze errang er selbst 1504 in dem deutschen Kriege der Wittelsbacher um das Erbe von Landshut den Sieg bei Regensburg. Diese Schlacht, wenig bekannt, ist von großem Soldateninteresse, weil sie die Kampfweise am Ende des Mittelalters und viele interessante Momente erkennen läßt: sie verdient also auch einen Platz in unsern Kriegsbildern.

Als der Herzog Georg der Reiche von Niederbayern gestorben war, nahm sein Schwiegersohn Ruprecht von der Pfalz, weil der Verstorbene seiner Tochter die Erbfolge zugesagt, das Land gegen Herzog Albrecht von Oberbayern, dem es nach deutschem Fürstenrecht zufallen mußte, in Besitz. Beide rüsteten sich und fanden Bundesgenossen; des Kaisers Rechtsspruch konnte den Krieg nicht verhindern, welcher ganz Süddeutschland auf schreckliche Weise verwüstete. Anfangs wurden gar keine Schlachten, nur kleinere Gefechte geliefert, die Kriegsscharen schienen es oft gar nicht auf einander abgesehen zu haben, alle ihre Wuth kehrte sich gegen das Land des

Feindes, nur die böhmischen Söldner, welche auf beiden Seiten dienten, machten zwischen Feindes und Freundes Land keinen Unterschied: alle Deutsche galten ihnen noch, wie ihren taboritischen Vätern, als Feinde.

Da erhob sich der Kaiser in Person, um einen neuen böhmischen Heereszug, der über das Gebirge kam, durch eine entscheidende Schlacht an der Vereinigung mit Ruprecht's Völkern zu hindern. Zu ihm stieß Markgraf Friedrich von Brandenburg-Ansbach mit seinen Söhnen und einigem Kriegsvolk, Herzog Erich von Braunschweig mit 150 Reitern, ferner die Macht der Nürnberger, die zu den ihrigen auch böhmische Söldner geworben: 200 Fußknechte unter Jany Stieber, alle gleich in rothes Tuch, auf den Aermeln mit roth und weißen Sparren gekleidet, und 150 Reiter unter Delphin von Haugwitz; dazu 42 Feldschlangen und drei Steinbüchsen.

Am 12. September 1504 zog das verbündete Heer an Regensburg vorbei und bildete seine Schlachtordnung gegen die Feinde, die auf der Höhe eine günstige Stellung, ihre Wagenburg als Rückhalt, genommen. Das kaiserliche Fußvolk, 31 Fähnlein stark, bildete die Mitte, auf beide Flügel waren die Reisigen vertheilt, rechts unter dem Markgraf von Brandenburg und Graf Eitel Friedrich von Zollern, links unter dem Herzog von Braunschweig. Mit 400 Reitern und 8 Nürnberger Feldschlangen machte der junge Markgraf Kasimir von Brandenburg den ersten Angriff auf den linken feindlichen Flügel, während das Fußvolk gegen die Mitte vorrückte.

Die Böhmen ließen die Reiter nahe herankommen, dann sprühten die Lunten ihrer „Lichtschützen" auf das Zündkraut und wohlgezielte Schüsse streckten viele Rosse und Reiter nieder. In diesem Moment der Verwirrung brachen die böhmischen Reisigen mit lautem Schlachtgeschrei vor und die Niederlage der Markgräflichen war trotz des mannhaften Widerstandes Einzelner in wenigen Minuten entschieden. Der Bannerträger, Hans von Hund, von allen Seiten umringt, schlang das schwarz-weiße Panier, das er nicht retten konnte, um seine Brust und fiel unter den Streichen der Feinde. Von den acht Geschützen, welche gar nicht zum Schuß gekommen waren, stürzten die Czechen sechs um und schleppten die beiden andern in ihre Stellung.

Unterdessen war das Fußvolk herangekommen. Markgraf Friedrich sah mit Schmerz seine Reiterfahne sinken, da rief der Kaiser: „Nun denn! In Sankt Georg's Namen, stoßt in die Trompeten!" Laut schmetterten die Fanfaren, die Landsknechte gingen mit den langen Spießen zum Angriff, während die Reisigen die Flanke der Böhmen durch eine rasche Schwenkung gewannen. Der Kaiser ließ sich durch die Bitten der Völker nicht abhalten, sein Streitroß mitten in den Streit zu spornen, der nun auf der Höhe entbrannte. Lange schwankte der Kampf, die Böhmen wiesen hinter ihrer Brustwehr von Tartschen, die sie nach alter hussitischer Weise in die Erde gestoßen und aneinander gekrammt, den ersten Angriff ab, auch das Reitergefecht dauerte unentschieden fort; im grimmigen Handgemenge stritten Fürsten und Gemeine auf eigene Kraft verwiesen, hier galt nur der Mann und die Faust! Auf einmal ging ein Geschrei bei den Czechen: da ist der Kaiser! und wüthender, zahlreicher fielen sie ihn an, hochgeschwungene Eisenflegel — die Hussitenwaffe! — wurden nach seinem Helme gerichtet, ihn traf ein Schlag! Der Kaiser schwankte im

Sattel, er sank! Jauchzendes Gebrüll der Feinde! Aber Erich von Braunschweig fing den Sinkenden auf. Die Genossen hieben ihm Bahn, daß er ihn glücklich aus dem Gedränge bringen konnte. Maximilian erholte sich schnell, er dankte seinem Retter und ließ sich nicht hindern, von Neuem in die Schlacht zurückzukehren.

Die Landsknechte brachen sich endlich Lücken in die feindliche Schildreihe und räumten nun unter den Böhmen weidlich auf. Diese warfen sich zuletzt in ihre Wagenburg, die czechischen Reiter fingen an zu fliehen und wurden verfolgt. Die Fürsten und Hauptleute der Deutschen ordneten ihre Scharen zum Sturme auf den letzten Halt der Feinde. Aber diese warteten den Sturm nicht ab, sondern schrien von der Wagenburg herab: ob kein Fürst oder geborner Herr zugegen sei, dem wollten sie sich ergeben. Da nahm sie der Markgraf von Brandenburg im Namen des Kaisers gefangen. Maximilian theilte auf dem Schlachtfelde noch viele Gnadenbezeugungen aus, auch den Ritterschlag an mehrere Edle, dann befahl er den Aufbruch.


Musketier zu Anfang des 17. Jahrhunderts.

Der unselige Krieg wurde endlich, da Pfalzgraf Ruprecht schon vor der Regensburger Schlacht gestorben war, durch Vertrag zu Kostnitz 1507 geschlichtet. Herzog Albrecht vereinigte ganz Bayern und Ruprecht's Waisen erhielten ein Stück Land als Fürstenthum, die junge Pfalz oder Pfalz Neuburg genannt.

Als die Zeit der Landsknechte ist das 16. Jahrhundert zu bezeichnen. Es ist fast kein Krieg in Europa geführt worden, wo nicht deutsches Blut geflossen wäre, leider nur zu oft von deutscher Hand vergossen, denn vielmals kämpften Landsknechte auf beiden kriegführenden Seiten, namentlich in den niederländischen und Hugenottenkriegen. Die Verfassung ihres Gemeinwesens blieb dieselbe, die Kriegsartikel, von Kaiser Maximilian II. 1576 erlassen, waren auch für die im Auslande dienenden deutschen Knechte verbindlich. Nur in der Bewaffnung vermehrten sich die Feuergewehre; schon gegen Ende des Jahrhunderts hatte ein Fähnlein von 400 Landsknechten 200 Hakenbüchsen, 10 mit Doppelhaken oder Musketen, und von den 200 Spießträgern trugen Viele kurze Handrohre (Pistolen) im Gürtel.

Bei der Reiterei veränderte sich in diesem Zeitraum viel; neben den Schwergeharnischten kamen immer mehr leichte Reiter auf. Die Spanier hatten solche schon in ihren einheimischen Kriegen nach maurischem Vorbilde angenommen, sie

hießen von ihren kurzen Lanzen ginetes. Bei den Franzosen, wo die Ordonnanz-compagnien schon ihre leichten Bogenschützen (archers) hatten, wurde außerdem ein Corps reitender Büchsenschützen errichtet, welche argoulets nach ihren langen Feuerrohren genannt wurden. Diese letztern hießen auch Petrinals, von pétré oder pétreux (steinern), sie hatten nämlich Radschlösser mit Steinen. Nach Italien brachten die Venetianer aus ihren dalmatischen Besitzungen leichte illyrische oder albanesische Reiter, Stradioten genannt (von stratein, griech. kämpfen); sie hatten eine bunte, halb orientalische Tracht, welche noch heut in malerischer Weise die Albanesen oder Arnauten kleidet. Später dienten sie um Sold, viel auch in andern Heeren und waren gut beritten und bewaffnet und trefflich zu allen Dienstleistungen einer leichten Reiterei zu gebrauchen.

Ihnen machten aber die deutschen oder schwarzen Reiter den Rang nicht blos streitig, sondern übertrafen sie noch, weil sie neben dem zerstreuten und Feuergefecht auch noch geschlossene Angriffe machten. Kaiser Maximilian hatte schon, wie oben gesagt, besoldete Reiterfahnen, wie in Frankreich, errichtet, in denen die „Kyrisser" (von Kyriß oder Küriß, Panzer) wie die französischen Hommes d'armes jeder einige leichte Reiter bei sich hatte, auch gehörte dazu noch eine sogenannte Rennfahne von 200 einspännigen (d. h. nur ein Pferd führenden Knechten), die keinen vollen Harnisch trugen und mit leichten Spießen bewaffnet waren. Die Lehnsreiterei — von der freilich immer ein großer Theil unter den erbärmlichsten Vorwänden zu Hause blieb — hatte auch ihre Dienstmannen auf leichten (geringen) Pferden, wovon diese Gattung Reiter „Ringe-Pferde" genannt wurde. Um die Zeit des schmalkaldischen Krieges kam dann jene selbständige Reitergattung auf, die einen leichtern Pferdeschlag ritt, keine Spieße, sondern nur Schwerter und lange Pistolen führte und schwarze halbe Harnische mit Schuppenärmeln trug, wovon sie die schwarzen Reiter genannt wurden.


Pikenier zu Anfang des 17. Jahrhunderts.

In Deutschland entstanden, hießen sie bald vorzugsweise deutsche Reiter, welcher Name also richtig verstanden werden muß: er bezeichnete grade diese besondere Gattung. Sie formirten sich zum Gefecht in großen tiefen Geschwadern und ritten im Trabe an; auf 4 bis 5 Schritt vom Feinde schoß das erste Glied seine langen Pistolen ab, deren Kugeln in solcher Nähe gut trafen und oft durch den Harnisch drangen, dann wandte das Glied links und ritt durch die Intervallen zurück; jetzt schoß das zweite Glied und verfuhr ebenso, die folgenden gleichfalls. Wich der Feind nicht, oder warf sie durch einen Gegenangriff, so jagten sie schnell zurück,

sammelten sich zu geschlossenen Haufen und attakirten mit dem Schwert. Selbst ein Franzose sagte von ihnen: „Nichts konnte ihnen widerstehen.“ Sie kämpften oft mit dem Fußvolk vereinigt, saßen auch ab und halfen Dörfer vertheidigen.

Aber alles hat seine Zeit. Im 17. Jahrhundert verschwanden diese deutschen Soldreiter als besondere Truppe, ebenso verliert sich der Name der Landsknechte, wenn auch die Heere noch meist aus geworbenen Söldnern bestanden. Für die Kriegskunst war die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts schon der Uebergang zur neuen Zeit gewesen, die zweite Hälfte zeigt uns, wodurch die neue Zeit sich verkündigt. Es kommen keine Vasallenheere mehr zu Stande, und der alte Spruch: Für den Krieg giebt der Adel sein Blut, der Bürger sein Gut und der Priester sein Gebet, ist keine ganze Wahrheit mehr. Die Heere werden geworben, das Fußvolk kommt wieder zu seinem Rechte als Hauptwaffe, und führt schon zur Hälfte Feuergewehre; die Reiterei hat in den niederländischen Kriegen die Lanze ganz abgelegt und auch Feuerwaffen, mehr als ihr gut ist, angenommen; die Artillerie ist vervollkommnet und ihre Macht steigt in den Feldschlachten. Für die Ausbildung der Soldaten sind Waffenübungen nach bestimmten Vorschriften (Reglements) angeordnet, die Vermehrung der Feuergewehre hat zu veränderten taktischen Formationen geführt. In der Kriegführung endlich ist ein neuer Geist erwacht, der die Kriegskunst nach langem Schlafe wieder belebt. Dazu hat auch das Wiedererwachen der Wissenschaften, die Erfindung der Buchdruckerkunst, das Bekanntwerden mit den Kriegsschriftstellern des Alterthums geholfen.

Von allen Mächten hat noch immer Spanien die beste Kriegsverfassung, das beste Heer — die spanischen Truppen haben gegen die abgefallenen Niederländer Schlachten, die Krone Spanien schöne Landschaften verloren, aber die spanische Schule für den Krieg gilt noch immer in Europa als Muster und die Kraft ihrer Armeen ist noch nicht gebrochen. Ehe wir vom Mittelalter scheiden, wollen wir sie noch in ihrer Entwicklung schildern und ihnen von den europäischen Schlachtfeldern, auf denen wir sie schon gesehen, auch einmal über den Ozean folgen.



Musketiere aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts.



Die spanische Reiterei giebt den Ausschlag.

12. Die Spanier in Mexiko.

Auf der pyrenäischen Halbinsel, in dem Wunderlande der Romantik und Poesie, hatten acht Jahrhunderte hindurch, wenn auch mit Unterbrechungen und vielfach wechselnd, jene Kämpfe gedauert, in denen die Mauren allmälig ihre Eroberungen wieder verloren hatten. Ihre letzte Königsstadt Granada, die Perle Andalusiens, welche noch heut in ihrer Herrlichkeit Bewunderung erregt, wurde 1492 durch die Kraft des nun vereinigten Spaniens erobert.

Schon im frühern Mittelalter hatte in den getrennten christlich-spanischen Reichen die Nothwendigkeit, sich der feindlichen Einfälle zu erwehren, zur Verbrüderung (hermandad) der Gemeinden, besonders an den Grenzen, für gegenseitige Vertheidigung geführt: zu einer Volkswehr neben den Feudalscharen des hohen und niedern Adels, der Granden und Hidalgos. Das Königspaar, dessen Verbindung Spanien unter Eine Krone gebracht, Isabella von Castilien, ihres Volkes größte und beste Herrscherin, und Ferdinand von Aragonien, der kluge Staatsmann, beide „die Katholischen" genannt, gaben dieser alten Wehrverfassung,

durch welche sie im Kriege von dem Belieben der mächtigen Vasallen unabhängig wurden, eine zeitgemäße Reform. Aushebungen zum Kriegsdienst fanden statt, diese Mannschaft wurde infantes genannt, vom Dienstverhältniß, wie auch in Deutschland die Kriegsleute Knechte genannt wurden, Landsknechte und reisige Knechte. Infante heißt nämlich sowol Kind (vom lat. infans, nicht mitredend, unmündig), als auch Diener, Knecht, mit einem Wort ein Untergeordneter. Die Prinzen des königlichen Hauses führen freilich auch als Titel die Benennung Infanten, aber in dem Sinne: Kinder von Spanien, wie auch in unsern Tagen der kaiserliche Prinz Napoleon das Kind von Frankreich genannt worden ist. Das Fußvolk im Ganzen hieß dann in Spanien Infanteria und dieser Ausdruck ist seit dem 16. Jahrhundert, als bei dem Uebergewicht Spaniens in der Militärsprache viel spanische Ausdrücke von andern Heeren angenommen wurden, in alle Armeen übergegangen. Die Ableitung von irgend einer fabelhaften Infantin, welche eine besonders musterhafte Fußtruppe ihrem bedrängten Vater zu Hülfe geführt, ist in irgend einem bezopften Kopfe des vorigen Jahrhunderts entsprungen und von Kriegsgelehrten nachgeschrieben worden.

In der Freude über den Sieg von Granada gab das Königspaar dem Cristoforo Colombo die drei kleinen Schiffe, mit denen der kühne Seefahrer absegelte, um einen neuen Erdtheil zu entdecken, der ungerechterweise nicht seinen Namen trägt. Nach ihm kam bald eine Strömung thatendurstiger, ritterlicher, glaubenseifriger Männer, aber auch vieler Abenteurer und habgieriger Menschen aus Spanien nach dem Goldlande jenseit des Ozeans in Bewegung. Sie blieben sich selbst überlassen. Die Politik Ferdinand's des Katholischen verfolgte in Europa ihre Ziele. Dazu bedurfte sie einer starken Kriegsmacht. Im Jahre 1496 erhielt daher Spanien eine wohlgeordnete Kriegsverfassung. Nicht allein ein vortreffliches, waffentüchtiges Heer wurde gebildet, sondern auch eine Reserve im Lande und so eine durchaus nationale Bewaffnung.

Die Spanier haben gute kriegerische Eigenschaften, die sie noch jetzt im tiefsten Verfall ihres Staats bewähren: Gewandtheit, Ausdauer, Mäßigkeit, Tapferkeit, Standhaftigkeit. Disziplin haben sie freilich erst in ihren langen Kriegen des 16. Jahrhunderts lernen müssen. Das größte Verdienst um die Bildung des Nationalheers unter Ferdinand dem Katholischen erwarb sich Don Gonsalvo de Cordova, genannt el gran capitan (der große Feldhauptmann). Schon in den Maurenkriegen hatte er sich ausgezeichnet und dann als Heerführer mit geringer Macht Neapel für seinen Herrn von den Franzosen erobert. Er war durch seine Kühnheit und Schnelligkeit ebenso berühmt, als durch Besonnenheit; seine Truppen liebten ihn bis zur Begeisterung, und doch war er bei aller Herablassung sehr streng. Ihm verdankt die spanische Infanterie, daß sie unter Karl V. die beste der Welt wurde, er legte den Grund dazu.

Diese Truppengattung erhielt nun auch eine regelmäßige Eintheilung in Compagnien (capitanias) und Bataillone (span. batallas). Unter Karl V. wurden drei solcher Batallas zu einem Tercio vereinigt, so genannt, weil es eine dreifache Batalla (Schlachthaufe) war. Die Gefechtsordnung eines Tercio, der dem deutschen

Regiment entspricht, hieß danach ganz allgemein Tercia; speziell wurde darunter nachher und noch im Dreißigjährigen Kriege eine große Geviertmasse mit Schützentrupps an den Ecken angehängt verstanden. Auch über die Bedeutung dieses Ausdrucks, dessen einfache Entstehung aus einem Schreiben des Herzogs Alba bestimmt hervorgeht, ist viel geklügelt worden.

Die spanische Infanterie war mit kurzen, dünnen Spießen und langen, spitzigen Schwertern, auch Dolchen bewaffnet — wie die Römer suchte sie bald den Schwertkampf, sobald sie mit dem Spieß in den Feind eingedrungen war, und deckte sich dabei mit ihren kleinen, runden Schilden, welche sie erst spät ablegte. Doch verbreiteten sich in ihr die Feuerwaffen schneller, als in andern Heeren; schon in den italienischen Kriegen war ein Drittheil damit versehen, und in den niederländischen die Hälfte. Was sie damit in Schlachten geleistet, hat Kaiser Karl, dessen Aeußerung wir wiedergaben, anerkannt. Unerschütterlich war die spanische Festigkeit selbst im Unglück: der panische Schrecken, die gänzliche Auflösung nach einer Niederlage, war bei den Spaniern etwas Seltenes. Vom Schlachtfelde bei Ravenna, wo sie fast alle ihre Führer verloren, marschirten sie in ungebrochener Ordnung ab und tödteten sogar noch den feindlichen Oberfeldherrn, Gaston de Foix, als dieser sich an die Spitze der Verfolgung setzte und in ihre Reihen einzudringen suchte.

Nicht minder ausgezeichnet erschien die spanische Reiterei im Felde, sie war jetzt in Linien- und leichte Reiterei eingetheilt. Erstere aus dem Adel, getragen von dem Nationalstolze, der sich hier noch mit dem bei keinem Volk so hoch geschraubten Standesstolze verband, schmückte sich mit prächtigen Rüstungen und Waffenröcken in leuchtenden Farben der Wappen, mit Gold, Perlen und Edelsteinen verziert, wie es die verschwenderische Kleiderpracht jener Zeit verlangte. Noch führten die spanischen Hombres de armas den Ritterspeer und gaben ihn erst spät in den Niederlanden auf, um sich ganz ihren Toledollingen zu vertrauen. Zu Toledo, der einstigen Hauptstadt des Gothenreichs, in welcher noch die herrlichsten Denkmäler der gothischen und maurischen Baukunst erhalten sind, waren die berühmtesten Waffenfabriken, deren Schwertklingen mit den Damaszenern im Morgenlande an Elastizität wetteiferten. Auf den Klingen waren oft Sprüche zu lesen, wie z. B.:

Cuando esta vibora pica,
No hay remedio en la botica. Frei übersetzt:

Wenn diese Viper sticht,
Hilft Arzt und Apotheker nicht.

Die Fortschritte des spanischen Artilleriewesens unter Karl V. kennen wir bereits. Mit solchen Heeren seiner Erblande trug der Kaiser in schweren Kriegen gegen seine Feinde den Sieg davon, und hätte er in Deutschland nicht jene unselige Politik befolgt, welche ihm zuletzt einen großen Theil des Volkes und viele Fürsten entfremdete, ja mehrere — Moritz von Sachsen mit seinen Bundesgenossen — sogar abtrünnig machte, wahrlich der erste Raub an Deutschland wäre den Franzosen nie geglückt, Metz, die deutsche Stadt, nie in französische Hände gekommen und Karl V. hätte seine Krone, die er aus Unmuth und Kränkung niederlegte, wahrscheinlich bis an

sein Ende getragen. In seinem Reiche, pflegt man zu sagen, ging die Sonne nicht unter. Jene kühnen Entdecker und Eroberer, welche nach Westindien gingen, hatten die Herrschaft Spaniens in den 27 Jahren von der Entdeckung der ersten Insel, Guanahani bis zur Thronbesteigung Karl's als Kaiser, schon bis an die Küsten des Festlandes ausgedehnt. Unser Soldatenbuch hat die Geschichte dieser Entdeckungen nicht zu bringen, nicht die neue Welt zu schildern, welche durch dieselben erschlossen wurde. Wohl aber kann es die Eroberung von Mexiko in ihren kriegerischen Hauptmomenten schildern, nicht allein, weil sich hier eine neue Welt in Waffen zeigt, sondern auch die schon in den Perserkriegen hervorgetretene und immer von neuem bestätigte Wahrheit wiederholt, daß nicht die unermeßliche Streiterzahl, sondern die innere Kraft, die bessere Bewaffnung und Führung und der Geist, der in den Kriegern lebt, auch einer gegen die Uebermacht ihrer Feinde verschwindend kleinen Schar den Sieg verleihen kann.

Von Cuba aus war 1518 das Festland von Mexiko entdeckt worden und der Gouverneur, Don Diego Velasquez, rüstete eine große Flotte aus, deren Befehl er Hernando (Ferdinand) Cortez übertrug, einem seit 15 Jahren nach Cuba gekommenen, früher in seinen Diensten gestandenen, dann mit ihm verfeindeten, jetzt ansässigen Manne. Beiläufig gesagt, war Cortez mit einer Catalina Juarez verheirathet, deren Name wegen des jetzigen Präsidenten von Mexiko, der den unglücklichen Kaiser Maximilian erschießen ließ, vielleicht interessirt. Cortez, damals 34 Jahre alt, hatte eine schlanke, wohlgebaute, kräftige Gestalt über Mittelgröße mit breiter Brust und muskulösen Gliedern, sein Gesicht war bleich und ernst, doch konnte er unter guten Gefährten beim Spiel oder mit Frauen auch sehr heiter sein. Die Gesichtszüge in dem Bilde, welches das ausgezeichnete, unsern Lesern zu empfehlende Werk: „Das alte Mexiko“ von Armin, nach einem Originalgemälde enthält, erinnern sehr an Garibaldi. „Cortez' Charakter“, schreibt Prescott in seiner „Geschichte der Eroberung von Mexiko“, „zeigte die größten Gegensätze. Er war freigebig und doch wieder habsüchtig, waghalsig und kühn und daneben vorsichtig und überlegt in seinen Plänen, hochherzig und verschlagen, höflich und freundlich im Umgange, dabei aber von unerbittlicher Strenge, etwas weiten Gewissens und dennoch von fanatischem Religionseifer erfüllt. Der größte Zug in seinem Charakter war eine unerschütterliche Festigkeit des Willens, jene Zähigkeit, welche weder durch Gefahren, noch durch Mißgunst des Schicksals erschüttert oder durch Hindernisse und unvorhergesehene Dinge so leicht ermüdet werden konnte.“

Dieser Charakter, wie uns Prescott den fertigen Mann schildert, entwickelte sich allerdings erst im Laufe der Ereignisse, aber die Grundlage desselben war Cortez doch schon eigen und bekundete sich von dem ersten Schritte an, den er auf seiner glorreichen Laufbahn that.

Dem Gouverneur war seine Erhebung wieder leid geworden und er wollte einen Andern zum Führer der Expedition ernennen. Cortez, davon unterrichtet, ließ aber plötzlich die noch nicht vollständig ausgerüstete Flotte am 18. November 1518 die Segel lichten und stach in See.

Seine Vollmacht ging nur dahin, Tauschhandelsgeschäfte mit den Einwohnern anzustellen, er aber steckte sich sein Ziel höher: die Kunde von einem großen Reiche im Westen, wo Ueberfluß an Gold sein sollte, hatte sich schon früher in einzelnen Nachrichten auf den westindischen Inseln verbreitet und war durch die neuern Expeditionen als sicher bestätigt worden. Dorthin wollte Cortez seinen Zug richten.

Es war das Reich der Azteken in Anahuac. Dies Volk, im Anfang des 13. Jahrhunderts hier eingewandert, hatte sich nach vielen Hin- und Herzügen am Hauptsee des Landes niedergelassen und im 14. Jahrhundert die Stadt Tenochtitlan oder Mexiko gegründet.



Umschließungsmauer des Hauptteocalli mit dem großen Eingangsthor.

Hundert Jahre später hatte sich ein Bund zwischen den Staaten Mexiko, Tezcuco und Tlacopan gebildet, der seine Grenzen immer erweiterte, sodaß das Reich sich zu der Zeit, wo die Spanier im Golf von Mexiko landeten, vom Atlantischen bis zum Stillen Ozean erstreckte. Es war ein Wahlreich, der Monarch unumschränkter Gebieter. Eine einflußreiche, zahlreiche Priesterschaft hatte die

ursprünglich einfache Gottesverehrung des Volkes in einen fanatischen Götzendienst mit scheußlichen Menschenopfern umgewandelt, die jährlich zu 20—50,000 berechnet worden sind. Die Priester hielten das Volk durch alle Schichten, den Monarchen nicht ausgeschlossen, unter ihrem Joche. So bildeten sich in der Eigenart der Mexikaner die merkwürdigsten Gegensätze: ein sanfter Charakter, viele Züge von Zartgefühl, Gemüth und Liebenswürdigkeit, ein inniges Familienleben, eine früh erlangte hohe Kultur und Verfeinerung und dagegen Ausbrüche von Roheit und Wildheit, unmenschliche und unnatürliche Grausamkeit — die überall bis zur Leidenschaft verbreitete Liebe zu den Blumen und die Freude an den blutigen und gräßlichen Götzenopfern! Als Krieger war der Mexikaner tapfer, nur ein siegreicher Feldherr konnte zum Könige erwählt werden. Der Kriegsgott Huitzilopochtli oder Mexitli war die oberste Gottheit des Landes, das nach ihm genannt worden ist. Auch hatte der Staat eine geordnete Kriegsverfassung. Die Heere waren regelmäßig in Scharen gegliedert, die Rangstufen der Befehlshaber durch äußere Abzeichen unterschieden. Die höhern Führer trugen über der zum Schutz gegen die feindlichen Waffen mit Baumwolle gesteppten Jacke oft einen Brustpanzer von dünnem Gold oder Silber und darüber einen Ueberwurf von prächtigem Federschmuck. Auf ihren reich mit Gold und Edelsteinen verzierten, wunderlich geformten Helmen wallten bunte Büsche. Jede Schar hatte ihre Fahne mit Sinnbildern, das Hauptbanner war mit dem Staatswappen gestickt. Aber diesem prächtigen Aufzuge eines mexikanischen Heeres entsprach die Bewaffnung nicht, um europäischen Kriegern gewachsen zu sein, noch minder die Kampfweise, welche noch die der Urzeit war — von einer Kriegskunst waren auch die ersten Anfänge noch nicht zu finden. Als Kaiser der Azteken und Oberhaupt des Dreistaatenbundes herrschte seit 1502 Montezuma, oder wie sein Name eigentlich lautete Moctheuzuma, d. h. der Erhabene, Strenge. Diesem Beinamen entsprach der Monarch auch in seiner ganzen Haltung, er war ein fanatischer Götzendiener, doch nicht ohne Charakterzüge echter Menschlichkeit. Seit der ersten Ankunft der wunderbaren Fremdlinge in den Gewässern der großen Inseln und noch mehr seit ihrem Erscheinen an den Küsten des Festlandes hatten sich viele beunruhigende Nachrichten verbreitet, bald sollte die Hauptstadt der Azteken sie kennen lernen.

Cortez erließ zunächst, ehe er ganz von Cuba schied, einen Aufruf zur Theilnahme an seinem Zuge. Viele Freiwillige strömten ihm zu, sodaß er auf seinen 11 Schiffen am 18. Februar 1519 mit 550 Soldaten, 110 Seeleuten und 200 Eingebornen absegeln konnte. Er hatte 10 schwere Geschütze und 4 leichte Feldschlangen, auch 16 Pferde an Bord. Das war die ganze Heeresmacht, mit welcher der kühne Abenteurer auszog, ein Reich, beinahe fünfmal größer als Spanien, bewohnt von einem kriegerischen Volke, zu erobern. Er organisirte seine kleine Schar in 11 Kapitanien zu 50 Mann; stärker waren diese auch im spanischen Heere in Europa nicht. Da sein Fußvolk nicht ganze Harnische trug, so ließ er ihre Wämser nach Art der Indianer mit Baumwolle steppen, was sich später gut bewährte.

Die Landung an der Mündung des Flusses Tabasco mußte er sich erkämpfen, er zog in die Stadt Tabasco ein und nahm sie für die castilianische Krone in Besitz. Ein

Heer von Tabascauern stellte sich ihm beim weitern Marsch entgegen, doch machte das Feuer seiner Geschütze und Hakenbüchsen einen großen moralischen Eindruck auf den Feind, und der Angriff seiner wenigen Reiter, an deren Spitze er sich selbst stellte, entschied. Die Indianer hatten noch nie ein Pferd gesehen und glaubten, Mann und Roß seien ein Geschöpf — von Entsetzen ergriffen lösten sich ihre Massen in Flucht auf. Jetzt unterwarfen sich die Tabascaner, brachten Geschenke, unter denen auch 20 Sklavinnen waren, und ließen sich zum Christenthume bekehren. Die Ausbreitung des wahren Glaubens erachteten die Spanier für ihre höchste Pflicht, deren Erfüllung ihnen den göttlichen Beistand sicherte. Am Palmsonntage schiffte sich Cortez wieder ein und segelte an der Küste entlang, bis er am Charfreitage wieder landete, da wo jetzt Veracruz steht. Die Einwohner empfingen ihn freundlich; eine der oben erwähnten Sklavinnen, eine Kazikentochter aus Mexiko, welche die Sprache auch dieser Provinz verstand, diente als Dolmetscherin. Sie hieß Malintsche, wurde aber von den Spaniern Doña Marina genannt, und war ein Mädchen von großer Schönheit und edlem Herzen, das seinen Landsleuten als Begleiterin der Spanier und deren Unterhändlerin große Dienste leistete. Cortez schenkte ihr bald seine Liebe und sie hing mit vollem Herzen an ihm.

Der Statthalter der Provinz kam nach der Landung in das spanische Lager, wo ihm Cortez sagte, daß er von seinem Monarchen mit einer Botschaft an Montezuma abgesandt sei, und Geschenke für den Kaiser überreichen ließ. Der Mexikaner versprach die Befehle seines Herrn einzuholen. Sichtlich imponirte ihm und seinen Begleitern der Anblick der europäischen Krieger, und als Cortez diese sich scharen und einige Evolutionen ausführen, auch ein paar Schüsse lösen ließ, geriethen die Azteken in große Bestürzung. Cortez hoffte, daß ihre Berichte nicht ohne Einfluß auf den Kaiser bleiben würden.

Doch brachten dessen zurückkehrende Boten zwar Geschenke im Werthe von 3000 Unzen Goldes, aber keinen günstigen Bescheid; das ungesunde Klima hatte schon 30 Spanier hingerafft und eine große Unzufriedenheit riß unter ihnen ein. Alle Eingebornen verließen in einer Nacht das Lager. Da fanden sich Boten des Kaziken der Totonaken ein, welches Volk den Azteken nur widerwillig gehorchte. Der Kazike lud die Fremdlinge in seine Hauptstadt Cempoalla ein. Noch ehe Cortez dahin aufbrach, kündigte er, um der Partei des Velasquez unter seinen Offizieren, die ihn zur Rückkehr nach Cuba aufforderte, entgegenzuwirken, die Gründung einer Stadt an, die er Villa ricca de la vera Cruz (die reiche Stadt des wahren Kreuzes) nennen wolle. Dann marschirte er nach Cempoalla, wo ihn der dicke Kazike mit großen Ehren empfing und bald seinem Kaiser ganz den Gehorsam aufkündigte, der von ihm zur Strafe für die gute Aufnahme der Fremden zwanzig Jünglinge und zwanzig Jungfrauen als Opfer für den erzürnten Kriegsgott forderte. Cortez ging noch weiter, er zerstörte gewaltsam die Götzenbilder und das Volk ließ es sich gefallen.

Der Bau der neuen Stadt wurde nun begonnen und eifrig gefördert. Cortez sendete einen Bericht über Alles, was er zu melden hatte, an Kaiser Karl V. mit zwei

Schiffen nach Europa ab. Die unzufriedene Partei wollte aber auch ihrerseits einen Bericht heimlich nach Cuba abschicken — dies bewog Cortez zu dem großartigen Entschlusse, seine Schiffe, bis auf eins, zu verbrennen, um keine andere Wahl mehr zu haben, als kühn vorzudringen, zu siegen oder zu sterben.

Auf dem Marsche, den er am 16. August mit 500 Mann, 15 Reitern und 7 Kanonen, nebst 1300 ihm beigegebenen Totonaken antrat, kam er in das Gebiet des Freistaatenbundes Tlascala, der sich aller Unterjochungsversuche der Azteken glücklich erwehrt hatte und jetzt auch dem Eindringen der Fremden widersetzte. Unter harten Kämpfen bahnte sich Cortez den Weg; er lernte dabei die Tlascaltеken als tapfere Krieger kennen.



Krieger der Tlascalaner und Otomier.

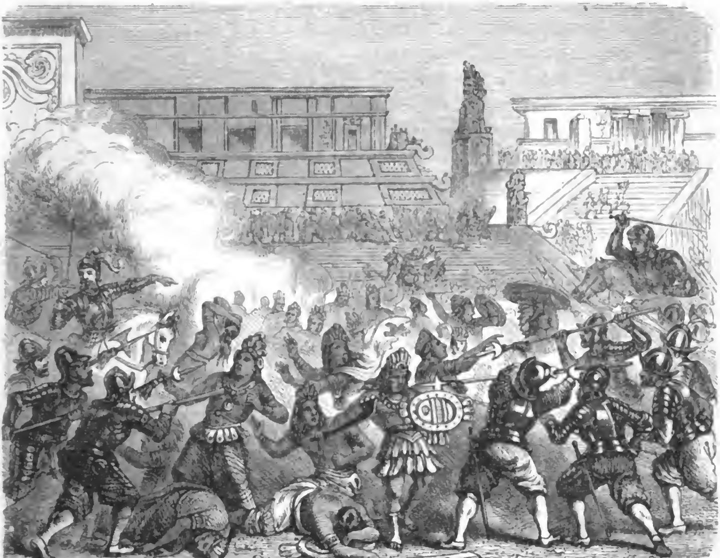
Sie führten treffliche Waffen und wußten gar wohl zu handhaben ihre sehr langen Speere, ihre Doppelschwerter kreuzweis an einem langen Schaft befestigt, der mit beiden Händen zum Hiebe geführt wurde, ihre Wurfspieße mit zwei oder drei Spitzen, an einem langen Riemen, um nach dem Wurf, der immer ganz in der Nähe geschah, wieder zurückgezogen zu werden, und endlich ihre Bogen, mit denen sie zwei bis drei Pfeile auf einmal abschießen konnten. Alle Spitzen und Schärfen der Waffen waren aber noch von Bronze oder Obsidian (Feuerstein). In einer großen Schlacht am 5. September siegte Cortez nur durch die geschlossene Ordnung, welche allen verzweifelten Angriffen widerstand, sowie vermittelst seiner Feuerwaffen, die in den gedrängten Massen der Feinde eine furchtbare Verheerung anrichteten. Der



Die Spanier vor Mexiko.

Soldatenbuch. I. 2. Aufl. S. 230.		Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Kazike der Tlascalteken erschien darauf persönlich bei Cortez, schloß mit ihm Frieden und Bündniß und wurde Vasall der spanischen Krone. Eine neue Gesandtschaft des Kaisers von Mexiko bot einen jährlichen Tribut an, lehnte aber den ihm zugedachten Besuch in der Hauptstadt ab, weil er nicht für die Sicherheit seiner Gäste stehen könne. Als Cortez darauf bestand, schickte Montezuma nochmals, lud ihn jetzt freundlichst ein und bat ihn, den Weg über Cholula zu nehmen, wo bereits Anstalten zu seinem würdigen Empfange getroffen seien. Dahin brach der Held nach dreiwöchentlichem Aufenthalte in Tlascala auf, vergebens gewarnt vor feindlicher Hinterlist.



Das Blutbad von Cholula.

Er wäre mit seinem ganzen Heere vernichtet worden, hätte nicht die treue Marina den Plan, den Montezuma mit den Kaziken dieser Provinz verabredet, durch ihre Klugheit vereitelt. Cortez richtete zur Strafe des Verraths ein schreckliches Blutbad an, stellte dann die Ordnung in Cholula durch Wahl eines neuen Kaziken wieder her und brach, den Versicherungen der mexikanischen Abgeordneten, daß ihr Kaiser an dem Verrath unschuldig sei, scheinbar trauend, gegen die Hauptstadt auf. Er überschritt das Gebirge, welches die Hochebene von Puebla und Mexiko scheidet, unter großen Mühseligkeiten, und die Krieger sahen endlich das herrliche Thal, das gelobte Land ihres Zuges, zu ihren Füßen liegen, in der Mitte desselben die Seen, deren Ufer von Städten und Dörfern belebt waren und, überragt von den Riesenhäuptern

der Anden, die Hauptstadt des Reiches in all ihrer Pracht. Thalwärts nun der Marsch! Noch einmal versuchte der zagende Montezuma, ihn aufzuhalten, indem er Cortez unter Zusendung reicher Geschenke flehentlich bitten ließ, in sein Land zurückzukehren, er wolle ihm mehrere Ladungen Gold schicken und seinem Kaiser jährliche Abgaben entrichten. Als aber diese feigen Bitten vergebens waren, hieß er den schrecklichen Gast in seiner Hauptstadt willkommen.

Am 8. November hielt Hernando Cortez an der Spitze seiner 400 noch übrigen Spanier und 6000 tlascalanischer Bundesgenossen seinen Einzug in Mexiko. Wir haben uns ungern versagt, Land und Leute zu schildern, weil dies über den Zweck des Soldatenbuchs hinausgehen würde, wir müssen daher unsere Leser noch einmal auf Armin's interessantes Werk: „Das alte und neue Mexiko" verweisen, in welchem dieses alles in fesselnder Weise dargestellt ist. Meisterhafte Illustrationen bringen die merkwürdigsten Ereignisse dieses, einer romantischen Heldensage der Vorzeit gleichenden wunderbaren Eroberungszuges zur Anschauung.

Den Spaniern wurde ein Palast mit seinen Nebengebäuden zum Standquartier angewiesen. Hier begrüßte Montezuma, welcher Cortez schon vor der Stadt bewillkommt, dann ihm den Palast selbst übergeben hatte, den Helden zum dritten Male. Dieser ließ sich aber nicht in Sicherheit wiegen, er stellte Wachen aus und seine Geschütze so, daß sie alle Zugänge beherrschten. Noch waren die Beziehungen zum Kaiser zwar die freundlichsten, dieser ließ den Spaniern sogar eine Halle in ihrem Quartier zur christlichen Kapelle einrichten, aber in der Stadt machte sich bereits eine drohende Stimmung bemerklich und Cortez, immer der kühnsten Gedanken fähig, beschloß, sich der Person des Kaisers als Geisel für sein Volk zu bemächtigen. Den Vorwand dazu gab ihm eine schon früher vorgefallene Treulosigkeit eines Kaziken gegen Cortez' Stellvertreter in Veracruz, welche nach Aussage von Gefangenen durch Montezuma veranlaßt sein sollte. Bei einer Audienz, zu welcher sich Cortez mit fünf Rittern in voller Rüstung begab und die Straße von Strecke zu Strecke durch Abtheilungen seiner Soldaten besetzen ließ, beschuldigte er den Kaiser geradezu jenes Verraths, und als dieser seine Mitwissenschaft leugnete und sogleich einen seiner Hofbeamten mit dem Befehle abfertigte, den verrätherischen Kaziken mit Allen, welche an dem Morde der Spanier betheiligt gewesen, nach der Hauptstadt zu bringen, verlangte Cortez, daß der Herrscher bis zum Austrag der Sache in dem Quartier der Spanier seine Residenz aufschlage. Montezuma war im höchsten Grade entrüstet über dieses Ansinnen, fügte sich aber, als ihm Gewalt, ja Lebensgefahr angedroht wurde. Dem Volke, welches zusammenlief, sagte er, daß er seine Freunde freiwillig besuche und befahl der Menge, nach Hause zu gehen. Im spanischen Quartier wurde er mit Ehrerbietung behandelt, bis der eingebrachte Kazike, zum Tode verurtheilt, die Mitwissenschaft des Kaisers an der Verschwörung eingestand. Da ließ Cortez diesen, den Herrscher über Millionen, in Ketten legen, und befreite ihn erst davon, als die Schuldigen den Feuertod erlitten hatten; er bot ihm sogar an, in seinen Palast zurückzukehren; Montezuma, tief herabgewürdigt in den Augen seines Volks, zog es jedoch jetzt vor, bei den Spaniern zu bleiben.

Cortez befestigte sich nun in seiner Macht und ließ den Kaiser in öffentlicher Versammlung der Kaziken seine Anerkennung der spanischen Oberherrlichkeit erklären. Aus allen Provinzen wurde auf Montezuma's Befehl der Tribut im Namen des Königs von Spanien erhoben und dem reichen Ergebniß fügte der Kaiser selbst noch seinen eigenen Schatz bei, der auf zehn Millionen Thaler zu schätzen war.

Nun der Hauptzweck der Expedition, die Eroberung des Aztekenreiches gelungen war, ging Cortez mit glühendem Eifer an seine zweite Aufgabe, die ihm ebenso wichtig schien: die Bekehrung der Einwohner zum Christenthum. Unter dem Banner des Kreuzes, das noch jetzt in Mexiko aufbewahrt wird, hatte er seinen Zug angetreten, der feste Glaube an den Himmelsspruch: „Unter diesem Zeichen wirst Du siegen!", den er als Inschrift seinem Panier gegeben, war in ihm und seinen Spaniern mächtig gewesen — nun galt es, Gott die Ehre zu geben. Aber der Kaiser und das Volk wollten ihren Göttern nicht abtrünnig werden, unter den Augen der Spanier wurden die Opferfeste mit allen ihren Greueln fortgesetzt und die Eroberer erhielten nur die Erlaubniß, einen Theil des großen Teocalli oder Tempels, der einen förmlichen Stadtbezirk bildete, als christliche Kirche zu benutzen. Schon dies Zugeständniß reizte den Fanatismus der Azteken auf, und der Kaiser warnte Cortez selbst vor einer Empörung. Unterdessen hatte der Statthalter von Cuba die längst beabsichtigte Expedition unter Narvaez abgeschickt, um den Unbotmäßigen, der sich seinen Befehlen entzogen hatte, zur Bestrafung zurückzubringen. Ueber 900 Mann Fußvolk, 85 Reiter und 12 Kanonen gebot Narvaez, der sich nach seiner Landung gegen Mexiko in Marsch setzte, nachdem er von Allem, was dort vorgefallen war, Kunde erhalten hatte. Er forderte Cortez zur Unterwerfung auf, dieser marschirte ihm jedoch mit Zurücklassung einer kleinen Abtheilung entgegen, zog unterwegs zwei solche, die er zur Anlegung neuer Kolonien ausgesandt hatte, an sich und überfiel die bedeutend stärkere Macht des sorglosen Narvaez bei Nacht. Jeder Ueberfall ist mit dem Schrecken im Bunde — hier wunderlicherweise sogar mit den zahlreich umherfliegenden Glühwürmchen, in denen die zu spät von den Alarmtrompeten aufgeschreckten Soldaten die brennenden Lunten einer furchtbaren Uebermacht sahen. Nach kurzem Kampfe, in welchem die langen indianischen Spieße, welche Cortez für seine Spanier hatte anfertigen lassen, gute Dienste leisteten, wurde Narvaez, dem ein Auge ausgestochen worden, gefangen. Seine Truppen traten zu Cortez über. Dieser entsandte nun einige Abtheilungen, theils um den neuen Hafenplatz, theils eine nördliche Provinz zu sichern, theils auch nach Veracruz, um Narvaez' Schiffe abzutakeln. Dafür stießen 2000 Indianer als Hülfstruppen zu ihm. Mitten in seinen neuen Entwürfen traf ihn aber die Nachricht, daß Mexiko in voller Empörung sei und er trat mit allen seinen Streitkräften, die er wieder vereinigte, den Rückmarsch an, jetzt 1300 Mann stark, außer den Indianern. Am 24. Juni 1520 rückte er wieder in die Hauptstadt ein, über welcher eine unheimliche Todtenstille lagerte. Die Ursache zur Empörung hatte sein Stellvertreter Alvarado gegeben, der bei einem großen religiösen Feste die unbewaffneten vornehmen Azteken plötzlich angegriffen, niedergemetzelt und — was der That die Krone aufsetzte — ihres goldnen

Schmucks beraubt hatte, Alles, um das Volk, unter dem eine weit verzweigte Verschwörung herrschen sollte, einzuschüchtern! Cortez war über Alvarado empört, nannte sein Betragen das eines Wahnsinnigen, mußte aber die Folgen erfahren.

Die Mexikaner hatt en gleich nach der verrätherischen Greuelthat die Waffen ergriffen, waren zwar durch Montezuma, der sich in der Gewalt der Spanier befand, von einem Sturm auf deren Quartier abgehalten worden, lieferten aber keine Lebensmittel mehr und hielten die Fremden, auch nach Cortez' Einzug, den sie nicht zu hindern wagten, eingeschlossen.



Die Spanier in ihren Quartieren belagert.

Cortez war durch alle Vorgänge so gereizt, daß er den Kaiser, der ihn um eine Unterredung bat, mit den Worten abwies: „Was habe ich mit diesem Hund von König zu schaffen, der uns vor seinen Augen Hungers sterben läßt?" Im Vertrauen auf seine Stärke beging er dann den Mißgriff, einen Bruder Montezuma's, der bei einem frühern Aufstandsversuche sich betheiligt hatte und darauf verhaftet

war, freizulassen, damit dieser zur Beruhigung des Volks wirke. Cuitlahua, so hieß derselbe, rief jedoch die Mexikaner zu den Waffen, und der Sturm auf den Palast begann. Den ganzen Tag über dauerte der Kampf, obgleich das Feuer der Spanier eine furchtbare Wirkung hatte; die Angreifer überschütteten die Vertheidiger auf den Mauern mit Wurfgeschossen, die Höfe mit Steinen von den nächsten Dächern und warfen Feuerbrände hinein. Am andern Morgen ordneten sich die wirren Massen der Azteken in regelmäßiger Aufstellung, hoch über ihnen flatterte das Reichspanier mit dem kaiserlichen Adler niederstoßend auf einen Panther.



Sieg der Eingebornen.

Cortez kam dem Angriff durch einen Ausfall zuvor, der zwar die ganze feindliche Macht in die Flucht schlug, an den Barrikaden, mit welchen die Straßen gesperrt waren, sich aber brach. Er kehrte in seine Feste zurück, nachdem er ein paar hundert Häuser in Brand gesteckt hatte. Am dritten Tage bewog er Montezuma, unter der Versicherung, daß er nur freien Abzug aus der Stadt verlange, zur Vermittlung. Der Herrscher, angethan mit seiner ganzen kaiserlichen Pracht, den blau und weißen Mantel über der Schulter, die Krone in Form einer hohen Tiara gleich der päpstlichen, auf dem Haupte, zeigte sich seinem tobenden Volke, das bei seinem Anblick todtenstill wurde und sich theilweise zur Erde warf oder die Kniee beugte. Seine

Ansprache, in welcher er die weißen Männer seine Freunde nannte, erregte jedoch allgemeinen Unwillen, das Murren ging bald in wilde Verwünschungen über, ein Hagel von Geschossen und Steinen durchschwirrte von neuem die Luft. Als von einem derselben getroffen der unglückliche Monarch verwundet zu Boden stürzte, da ergriff die Menge ein Entsetzen vor der eigenen That und sie floh nach allen Richtungen.

Der spanische Feldherr erstürmte und zerstörte nun, wenn auch unter empfindlichem Verluste, das seine Quartiere beherrschende große Tempelgebäude, von welchem aus ihm die Azteken großen Schaden zufügten. Die Drohungen, welche seine Dolmetscherin Marina dem Volke aussprechen mußte, erschütterten dasselbe aber nicht; gefangene Priester, die er zur Unterhandlung ausschickte, kehrten nicht zurück, Ausfälle mit Wandelthürmen, die sich nicht bewährten, hatten kein Resultat, und Montezuma, an welchen sich doch noch einige Hoffnungen knüpften, erlag seinen Leiden am 30. Juni 1520. Sterbend empfahl er seine drei Lieblingstöchter der Großmuth seines Gegners.

Der Eroberer mußte jetzt den schweren Entschluß zum Abzuge aus Mexiko fassen. Dieser konnte nur unter dem Schutze der Nacht und auf der großen Dammstraße nach Tlacopan (jetzt Tacuba), dem kürzesten Wege zum festen Lande, ausgeführt werden. Eine Vorhut von 200 Mann eröffnete, eine starke Nachhut, welcher die Mehrzahl der Geschütze zugetheilt war, schloß den Zug, der sich in möglichster Stille durch die menschenleeren Straßen bewegte. In der Mitte befand sich das Gepäck, und mit den Töchtern und einem Sohne Montezuma's auch eine Anzahl gefangener vornehmer Azteken. Die Schätze suchte man so gut wie möglich fortzuschaffen oder sie waren den Soldaten überlassen worden.

Es war in der Nacht zum 1. Juli 1520. Zur Ueberbrückung der drei Gräben, mit welchen der Damm durchschnitten war (die Zugbrücken hatten die Mexikaner zerstört), führte die Vorhut eine tragbare Brücke mit sich. Als diese eben am ersten Gräben gelegt werden sollte, entstand Lärm bei den ausgestellten aztekischen Wachen, alsbald erklangen die Trompeten der Priester von der Höhe der Tempel, und von dem zerstörten Hauptteocalli ließ sich der furchtbare weithin dröhnende Klang der großen Pauke hören, die nur in Momenten höchster Gefahr geschlagen wurde. Das Volk strömte in Waffen zusammen, um die abziehenden Feinde zu verfolgen.

Der Rückzug über ein Defilé, in welchem die tiefe schmale Colonne, vom Feinde angegriffen, sich nicht in Gefechtsbreite entwickeln kann, ist immer eine schwierige Aufgabe, hier wurde sie es noch mehr, weil der Damm mehrfach durchstochen war und die Unterlagen der Brücke, als sie vom ersten zum zweiten Graben geschafft werden sollte, so fest getreten, daß sie nicht mehr aus der Erde zu reißen waren. Der Graben mußte also durch Alles, was sich vorfand, Gepäck und Geschütze, Karren und Ballen mit kostbaren Schätzen, selbst durch Leichen und eben gefallene Pferde gefüllt werden, während der wüthende Kampf fortdauerte und beim ersten Morgengrauen nach der kurzen Sommernacht sich der See mit zahllosen Kähnen voll Bewaffneter bedeckte, welche die Spanier und ihre indianischen Verbündeten auf dem Damme von der Seite her beschossen. Der Führer der Nachhut, Alvarado,

den die Eingebornen Tonatiuh, „die Sonne", nannten, derselbe, welcher durch sein Blutbad das Signal zur Empörung gegeben hatte, rettete sich, seinen Speer einstemmend, durch einen so gewaltigen Sprung über den Graben, daß die Stelle noch heut seinen Namen trägt. Alle Bande der Disziplin und Ordnung waren jetzt gelöst, jeder dachte nur an seine eigene Rettung. Erst als der verhängnißvolle Damm überschritten war, konnte Cortez die Trümmer seiner Armee wieder ordnen.



Einzug in Tezcuco.

Noch steht die Cypresse, unter welcher er, das Antlitz mit den Händen bedeckt, durch deren Finger seine Thränen perlten, beim Anblick seiner gelichteten Scharen gestanden hat. Die Schreckensnacht aber ist in den spanischen Annalen la noche triste, die Nacht der Trübsal, genannt worden. 450 Spanier, nach den geringsten Angaben 4000 Tlascalteken waren gefallen, die meisten Kostbarkeiten, Geschütz, Munition und Gepäck verloren. Sieben Tage wurde der Rückzug unter Hunger und Noth fortgesetzt. Als das kleine Heer von den Bergen in das Thal von Otompan

(Otumba) niederstieg, sah es eine große Streitmacht vor sich, welche der neue Kaiser von Mexiko, jener von Cortez freigegebene Bruder Montezuma's, versammelt hatte. Die Schlacht entbrannte und wurde durch den Fall des aztekischen Heerführers, welchen Cortez niederstreckte, glücklich entschieden, Verwirrung riß unter den Feinden ein, und auf ihrer Flucht über die Ebene wurden noch viele Tausende erschlagen.

Der Marsch nach dem befreundeten Tlascala fand nun keine Hindernisse mehr, hier konnten sich die Spanier wieder zu neuen Kämpfen stärken, welche sie im Laufe des Jahres noch gegen die benachbarten Stämme bestanden. Auch Zuzug erhielt Cortez wieder, indem Truppen, welche von Cuba und Jamaika aus abermals gegen ihn geschickt wurden, in seinen Dienst traten. So konnte er am 28. Dezember 1520 den zweiten Marsch gegen Mexiko, wie das erste Mal nur mit 550 Mann zu Fuß, die sich aber noch um 200 aus Hayti verstärkten, dagegen mit 48 Reitern und vielen Indianern antreten, während er in Tlascala durch den Schiffsbaumeister Lopez 13 Brigantinen bauen ließ, zu denen die abgetakelten Schiffe im Hafen von Veracruz Segel, Tauwerk und Eisenmaterial lieferten. Diese Fahrzeuge sollten zerlegbar sein und ihm in der gewohnten Transportweise des Landes, nämlich auf dem Rücken eingeborner Lastträger, an den See von Tezcuco nachgeschafft werden.

Cortez wählte Tezcuco, am Ufer des Sees, in dessen Mitte Mexiko liegt, zum Stützpunkt seiner Operationen. Von hier züchtigte und unterwarf er erst mehrere Städte, wodurch er einen Vasallen nach dem andern zum Abfall von dem Kaiser, der ihn nicht schützen konnte, bewog. Als Kaiser herrschte jetzt, nachdem Montezuma's Bruder an den Pocken gestorben war, dessen Neffe Guatimozin, ein Mann von großer Energie, welcher das zerfallene Reich mit aller Kraft zusammenzuhalten suchte. Doch konnte er nicht hindern, daß aus verschiedenen Theilen desselben Gesandtschaften an Cortez geschickt wurden, um Frieden zu schließen.

Die Brigantinen waren endlich fertig und kamen, in ihre Bestandtheile zerlegt, durch den erwähnten Landtransport unter bewaffnetem Geleit von wenigstens 20,000 Bundesgenossen in Tezcuco an, um hier wieder zusammengesetzt und zur Unterstützung des Angriffs auf Mexiko in den See gelassen zu werden. Cortez unternahm jetzt einen Rekognoszirungsmarsch um den See. Unter fortwährenden Gefechten, welche die Spanier Schlachten nannten, gelangte er nach Tacuba, wo er nach jener Nacht der Trübsal zuerst gerastet hatte. Von der Tempelzinne der Stadt konnte er schon Mexiko erblicken. Auf dem Weitermarsche erhielt er die Nachricht, daß der Kanal vom Schiffbauplatze bei Tezcuco fertig sei und die Brigantinen zu jeder Stunde vom Stapel laufen könnten. Dies geschah am 18. April 1521. Zur Belagerung der Hauptstadt theilte darauf Cortez seine Streitmacht, die aus 818 Mann spanischer Infanterie, darunter 118 Haken- und Bogenschützen, 87 Reitern, 18 Geschützen, 50,000 Tlascalteken und 30,000 anderen Bundesgenossen bestand, in drei Corps, welche die Dammstraßen vom Festlande nach der Inselstadt durch ihre Aufstellung sperren sollten. In dem breitern, östlichen Wasserbecken wollte der Oberbefehlshaber selbst mit der Flotte die Angriffe seiner Corps von Süd, West und Nord unterstützen.

Die Corpsführer warfen die vorgeschobenen Scharen der Mexikaner zurück und nahmen ihre Positionen ein. Cortez zersprengte mit der Flotte die vielen Hunderte von indianischen Fahrzeugen, und die Einschließung war Ende Mai vollendet. Sogleich schritt der Feldherr zum Sturme, der unter großem Blutvergießen, durch das Feuer der Geschütze unterstützt, die Spanier bis zum großen Tempel führte, sie konnten sich aber in der Stadt weder an diesem Tage, noch bei ihren wiederholten Angriffen behaupten. Jedesmal, wenn sie zurückgegangen waren, öffneten die Mexikaner die von ihren Gegnern ausgefüllten Dammdurchstiche wieder und die Sturmkolonnen hatten immer dieselben Hindernisse zu überwinden. Wohl erhielten die Spanier neuen Zuzug durch den Kaziken von Tezcuco mit 50,000 Mann, auch war den Vertheidigern alle Zufuhr, selbst eine Wasserleitung abgeschnitten, aber an Ergebung dachten die Azteken nicht entfernt. Dazu trat die Regenzeit ein, welche den Belagerern, die kein Obdach hatten, unerträglich fiel. Es wurde daher ein allgemeiner Sturm angeordnet, um sich in den nordwestlichen Markthallen der Stadt festzusetzen. Eine Colonne drang aber dabei, ohne sich die Rückzugslinie zu sichern, unvorsichtig bis in die Mitte der Stadt, wurde mit Uebermacht von allen Seiten angegriffen und erlitt eine Niederlage. Cortez selbst kam ins Gedränge, wurde verwundet und mußte auch den andern Colonnen Befehl zum Rückzuge geben. Sein Verlust war nicht unbedeutend, auch zwei Feldstücke gingen verloren und 62 Spanier wurden gefangen. Ihre Kriegsgefährten konnten am folgenden Tage aus der Ferne den Festzug zur Höhe des Tempels sehen, auf dessen Plattform die Unglücklichen dem heidnischen Kriegsgott als Opfer geschlachtet wurden. Eine allgemeine Siegestrunkenheit herrschte in der Stadt, und die Priester verkündigten dem jungen heldenmüthigen Kaiser ein Traumgesicht, nach welchem der Kriegsgott binnen acht Tagen die Feinde in ihre Hände liefern werde.

Aber Cortez, ungebeugt durch seine Niederlage, hatte schon einen andern Angriffsplan entworfen, der ihn langsamer, aber sicher zum Ziele führen sollte. Er beschloß, bei erneutem Vordringen alle Gebäude der genommenen Strecken zu zerstören, mit ihren Trümmern die Durchstiche der Dämme und die Kanäle in der Stadt zu füllen und so Schritt für Schritt auch seiner Artillerie und Kavallerie festen Boden zur Mitwirkung zu verschaffen. Die Tausende seiner indianischen Verbündeten, von Haß gegen die Azteken entbrannt, begannen jubelnd das Werk der Zerstörung und setzten es fort. In der Stadt war bereits Hungersnoth ausgebrochen und wuchs mit furchtbarer Schnelligkeit, dennoch verwarf Guatimozin alle Aufforderungen, sich unter der Zusage vollkommener Verzeihung und der Sicherheit der Personen, wie des Eigenthums zu ergeben. Sein Volk war entschlossen, bis zum letzten Hauch seine Freiheit und seinen Glauben opfermuthig zu vertheidigen.

Langsam, unter fortwährenden Kämpfen, aber unaufhaltsam rückten die Spanier vor, Paläste und Tempel sanken in Trümmer, das alte Schloß der Beherrscher ging in Flammen auf. Cortez selbst berichtete darüber: „Es war erschütternd, die um sich greifende Verwüstung zu sehen, aber uns blieb kein anderer Weg.“ Die Hungersnoth wüthete gräßlich in dem immer mehr sich verengenden, von Menschen

überfüllten Mittelpunkte der Stadt, sie raffte Tausende dahin, dennoch wiesen die Ueberlebenden, die kaum noch die Waffen schwingen konnten, die erneuten Anerbietungen zurück. Endlich wurde von Alvarado auch der Pyramidenbau des großen Teocalli in Brand gesteckt. Die weithin leuchtende Feuersbrunst verkündigte Cortez den Erfolg der von ihm getrennt vorrückenden Heerschar. Ein letzter konzentrischer Angriff setzte ihn endlich in den Besitz des Mittelpunktes der Stadt — wir verschonen unsere Leser mit der Schilderung des grauenhaften Mordens, das am 13. August 1521 den Sieg des Eroberers krönte.

Guatimozin wurde bei seinem Fluchtversuch auf dem See gefangen: das Reich, ja man kann sagen, das Volk der Azteken war vernichtet. Von der Eigenart dieses hochsinnigen, reichbegabten Zweiges der „rothen Männer", von seiner untergegangenen Kultur ist unter den Nachkommen derselben, welche noch einen Theil der Bevölkerung des neuen Mexiko bilden, keine Spur mehr zu erkennen.

Die ferneren Thaten und Schicksale des Conquistador gehören nicht mehr in unsere Blätter. Mag er seinen Ruhm auch durch manche Grausamkeit befleckt haben, die Geschichte hat ein gerechtes und unparteiisches Urtheil über den Mann gefällt. Ihm als Soldaten und Feldherrn müssen wir Bewunderung zollen, und darum haben wir auch so lange bei ihm verweilt.

Kehren wir nach Europa zurück, wo für das Soldatenwesen und die Kriegführung eine neue Zeit beginnt. Diese wurde durch die bessere Wehrverfassung, die wachsende Verbreitung der Feuerwaffen, welche die bisherige Fechtweise veränderte, und besonders durch die neugewonnene Bekanntschaft mit der Feldherrnkunst des Alterthums herbeigeführt. Dazu hat das Wiederaufleben der Wissenschaft und die Erfindung der Buchdruckerkunst vorzüglich beigetragen. Diese Morgenröthe nach langer Nacht in der Kriegskunst leuchtet auf in den niederländischen Kriegen, welche die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts füllen, doch erst im Dreißigjährigen Kriege bricht der erste Sonnenstrahl durch, und Jahrhunderte voller Kämpfe gingen noch vorüber, ehe die Sonne im vollen Mittagsglanze strahlte.



(Ende dieses Bandes.)

Neues Soldatenbuch.

II.

Otto Spamer's

Illustrirte Jugend- und Hausbibliothek.

Neue Folge.

Die Welt in Waffen.

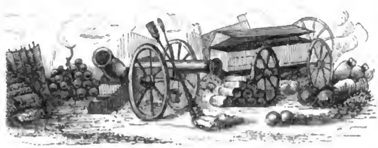
II.

Kriegswesen und Kriegführung

in der neueren Zeit.

Von

K. G. v. Berneck.



Mit etlichen hundert Text-Abbildungen, mehreren Tonbildern ꝛc.

Nach Zeichnungen von A. Beck, H. Leutemann, H. Scherenberg, A. Toller, F. Waibler u. A.

Leipzig & Berlin.

Verlagsbuchhandlung von Otto Spamer.

1870.



Soldatenbuch. II. S. 88. Verlag von Otto Spamer in Leipzig.

[illegible] Brandenburgi [illegible]



Prinz Eugen führt die Kaiserlichen und Brandenburgischen Truppen über die Alpen.

Neues Soldatenbuch.

Die Welt in Waffen

von der

Urzeit bis zur Gegenwart.

II.

Kriegswesen und Kriegführung in der neuern Zeit,

vom Dreißigjährigen Kriege

bis zum Schlusse der deutschen Befreiungskriege.

Von

K. G. v. Berneck,

Königl. Preuß. Major und Mitglied der Obermilitärstudien-Kommission.

An Stelle R. von Berndt's Illustrirtem Soldatenbuch.

Dritte Auflage.

Mit 150 Text-Abbildungen, einem Buntbilde und zwei Tonbildern.

Leipzig.
Verlag von Otto Spamer.

1870.

Druck von Bär & Hermann in Leipzig.

Vorwort.

Der zweite Theil der „Welt in Waffen“ hat dem ersten nicht so bald folgen können, als es erwünscht gewesen wäre. Theils forderte der reichhaltige Stoff, je näher der Gegenwart, eine steigend sorgfältigere Behandlung, theils erschlossen sich während der Arbeit neue wichtige Quellen, welche benutzt werden mußten, weil sie Manches klärten, was bis jetzt zweifelhaft war; theils endlich nahm die Herstellung der Illustrationen, mit denen die Verlagshandlung auch diesen Theil im reichsten Maße ausgestattet hat, eine längere Zeit in Anspruch. In letzterer Beziehung wird es nicht unbemerkt bleiben, daß die Zeichnungen von rühmlichst bekannten Künstlern, wie A. Beck, L. Burger, F. Waibler und Anderen, nach den besten, oft schwer zu ermittelnden und nicht allgemein zugänglichen Quellen entworfen und in dem Artistischen Atelier der Verlagshandlung trefflich ausgeführt worden sind. Deshalb bringt das Buch nicht nur Bilder zur Augenlust für die Jugend, sondern wird hoffentlich auch in weiteren militärischen Kreisen, ja selbst bei Historikern von Fach und Künstlern, mit seinen Illustrationen Anerkennung finden. Anknüpfend an das Vorwort zum ersten Theile, glauben wir noch erklären zu müssen, was uns bewogen hat, den Stoff, der uns noch vorlag, nicht in einen Band zusammenzufassen, sondern zu trennen und im zweiten Theile die neuere Zeit bis zum Schlusse der deutschen Befreiungskriege, im dritten die Zeit nach 1815, also die neueste Zeit bis zur Gegenwart, zu behandeln.

Auch bei der möglichsten Beschränkung, die wir uns in der Auswahl nur der wichtigsten Kriege und ihrer Darstellung hätten auferlegen können, würde der zweite Theil zu einer Stärke angewachsen sein, die mit der des ersten in keinem passenden Verhältniß gestanden hätte. Auch würden wir die Anforderungen, welche mit Recht an eine Schilderung der „Welt in Waffen“ in den der Gegenwart am nächsten liegenden Zeiträumen zu stellen sind, durch eine allzu kurze Bearbeitung gewiß mehrfach unbefriedigt gelassen haben. Ferner wuchs die Zahl der eingehenden Zeichnungen zu den Illustrationen in unerwarteter Weise, und es waren so treffliche darunter, daß sie nicht füglich zurückgewiesen werden konnten. In Erwägung aller dieser Gründe glauben wir im Interesse unserer Leser gehandelt zu haben, statt eines allzu starken lieber zwei mäßige Bände zu bringen, für deren Trennung sich die natürliche Grenze in dem der europäischen Weltkriege von 1813—1815 fand. Für die neueste Entwicklung des Kriegswesens und der Kriegführung ist dadurch der entsprechende Raum gefunden, den wir gebührend zu benutzen gedenken. Die überaus günstige Aufnahme, welche dem ersten Theile geworden ist, und das Bewußtsein, dem zweiten nach Kräften eine gesteigerte Sorgfalt gewidmet zu haben, läßt uns hoffen, daß sich derselbe ebenfalls viele Freunde gewinnen wird. Der dritte Theil, als Schluß des „Neuen Soldatenbuches“, wird so bald erscheinen, als es mit der Pflicht, dem Werke einen würdigen Abschluß zu geben, vereinbar ist.

Berlin, im September 1869.

Der Verfasser.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

1. **Der Dreißigjährige Krieg** 1
Der Ausbruch 3
Die Heere 4
Der Böhmische Krieg 10
Nach Westdeutschland 14
In Norddeutschland 18
Gustav Adolf 23
Bernhard von Weimar 32
Torstenson 34
Franzosen und Schweden 34

2. **Puritaner und Royalisten in England** 38
Cromwell 42

3. **Die Zeit des Großen Kurfürsten** 47
Die Schlacht bei Warschau 51
Das brandenburgische Heer 54
Ludwig's XIV. Armeen 55
Französischer Raubkrieg 57
Die Schweden in der Mark 61
Fehrbellin 63

4. **Die Türkenkriege** 66
Die Türken vor Wien 67
Die Türken abermals vor Wien 71
Prinz Eugenius, der edle Ritter 76

5. **Die Zeit des Spanischen Erbfolgekrieges** 83
Die Reichsarmee 84
Eugen in Italien 88
Marlborough 89
Die Schlacht bei Hochstädt 92
Turin 99

6. **Aus dem Nordischen Kriege** 103
Zar Peter 106
Karl XII. 107

7. **Das Zeitalter Friedrich's des Großen** 115
Das brandenburgisch-preußische Heer 116
Der erste Schlesische Krieg 123
Der zweite Schlesische Krieg. Hohenfriedberg 128
Kesselsdorf 131
Friedrich's Armee 133
Der Siebenjährige Krieg 143
Schlacht bei Prag 148

Seite
Kolin 149
Roßbach und Leuthen 152
Zorndorf 158
Hochkirch 159
Kunersdorf. Der Finkenfang bei Maxen. Zwei Siege endlich wieder . . . 160
Die letzten Jahre des Krieges 162
Rußland und die Türkei 165
8. **Die Engländer in Nordamerika und Indien** 169
Der nordamerikanische Freiheitskrieg 171
Verkauftes Blut 172
Die englische Herrschaft in Indien 179
9. **Französische Revolutionskriege** 185
Das erste Kriegsjahr 187
Der Feldzug von 1793—1795 192
Aerostiers 192
Der Krieg in der Vendee 198
10. **General Bonaparte. Erzherzog Karl** 200
11. **Die Siegeszeit Napoleon's I.** 219
Der Dreikaiserkrieg. Die Dreikaiserschlacht 220
Die Niederlage Preußens 224
Jena und Auerstädt 228
Der Krieg auf der Pyrenäischen Halbinsel 234
Der Krieg von 1809 238
Die Schlacht bei Aspern 240
Die englisch-deutsche Legion 245
Der Feldzug in Rußland 252
Die Schlacht bei Borodino und der Brand von Moskau 260
12. **Die Zeit der Befreiungskriege** 261
Napoleon's Rückzug aus Rußland 261
Die Erhebung 268
Die Schlacht bei Großgörschen 274
Schlacht bei Bautzen. Waffenstillstand 276
Fortsetzung des Krieges 280
Großbeeren 281
Die Schlacht an der Katzbach 282
Dresden und Kulm 283
Dennewitz 285
Die Völkerschlacht bei Leipzig 289
13. **Die hundert Tage und der Krieg von 1815, Waterloo** . . . 313
Ligny. — Die Schlacht bei Waterloo, Mont St. Jean oder Belle-Alliance . 315

Die hierzu gehörenden Tonbilder sind einzuheften:

Seite
Prinz Eugen führt die kaiserlichen und brandenburgischen Truppen über die Alpen (Buntbild) . . . . . Titelbild
Die Preußen bei Turin unter Leopold von Dessau 88
Tod des Generals Wolfe auf dem Adamsfelde bei Quebek 170



Tilly vor Magdeburg.

1. Der Dreißigjährige Krieg.



Wohl ein halbes Jahrhundert hatte Deutschland, seit Karl der Fünfte seine Kronen niedergelegt, die Segnungen des Friedens genossen. Während in Frankreich die Hugenottenkriege wütheten, in welchen über eine Million, nach Andern sogar zwei Millionen Menschen umgekommen, während die nördlichen Niederlande im heldenmüthigen Kampfe um ihre Freiheit gegen die Heere Spaniens stritten und in vielen andern Ländern Europa's die Kriegsfackel

brannte, herrschte in Deutschland Ruhe. Nur im schönen Thüringen wurde dieselbe einmal gestört, als der schwache Herzog Johann Friedrich der Jüngere, Sohn des im Schmalkaldischen Kriege seiner Kurwürde entsetzten Fürsten, sich bethören ließ, dem geächteten Mörder des Bischofs von Würzburg, Wilhelm von Grumbach, mit seinem Anhange in Gotha Schutz zu gewähren. Dem Herzoge war vorgespiegelt worden, die ganze Reichsritterschaft werde ihn zum Protektor wählen und ihm die Kurwürde wieder verschaffen; prophetische Verzückungen eines Landmannes, der Engelseher genannt, stellten ihm sogar die Kaiserkrone in Aussicht, ja man erfrechte sich, ihm zu Erfurt ein gemeines Frauenzimmer als die Königin Elisabeth von England vorzustellen, welche sich in ihn verliebt habe und gekommen sei, ihm ihre mächtige Hülfe anzubieten. Und der arme Fürst glaubte Alles! Er lehnte alle Aufforderungen, die Geächteten zu entfernen, ab und mußte seine Leichtgläubigkeit, nachdem er selbst in die Acht erklärt und sein fester Grimmenstein zu Gotha nach harter Belagerung gefallen war, mit ewigem Gefängniß büßen.

Frieden in ganz Deutschland seitdem, die kriegs- und beutelustigen Gesellen aller Stände, denen er nicht behagte, mußten in andern Ländern ihrem Drange nachziehen: wir haben davon schon gesprochen. Als aber das neue Jahrhundert anbrach, fing es an, in Deutschland wieder zu gähren: der Religionsfriede von Augsburg, den die beiden Kaiser Ferdinand I. und Maximilian II. ehrlich und edel aufrecht erhalten hatten, verlor unter der schwachen Regierung Rudolf's II. seine Kraft. Die Religionsparteien wurden immer feindseliger gegeneinander, mancherlei Beeinträchtigungen gegebener Rechte kamen vor, mehrere protestantische Fürsten und Städte schlossen eine Union, welcher eine katholische Ligue gegenübertrat. Es bedurfte nur noch des Funkens, um den Zündstoff, der sich überall gehäuft hatte, in Flammen auflodern zu lassen. Da wurde der sogenannte Majestätsbrief, welcher den Böhmen freie Uebung der lutherischen und reformirten Konfession gestattet hatte, durch Verbot von Kirchenbauten verletzt, die Beschwerden darüber fanden beim Kaiser Matthias kein Gehör und es kam in Prag zu einem stürmischen Auftritt im Schlosse, bei welchem nach hitzigem Wortwechsel der bewaffnet eingedrungenen böhmischen Deputation mit den Statthaltern die kaiserlichen Räthe Martiniz und Slawata mit dem Schreiber Fabricius Platter nach hussitischem Vorbilde aus dem Fenster in den tiefen Schloßgraben geworfen wurden. Schüsse knallten hinter ihnen her, trafen aber nicht, die Hinabgestürzten fielen weich auf einen Schutthaufen und nahmen keinen Schaden. Das war der Funke, welcher den Brand entzündete, aber kein Mensch hätte damals wol geahnt, daß dieser Brand dreißig Jahre hindurch lodern und namenloses Elend über unser so reiches und blühendes deutsches Vaterland bringen würde!

Die Böhmen erschraken selbst über das, was in Prag geschehen war und suchten es zu rechtfertigen, wenigstens zu erklären. Doch rüsteten sie sich für alle Fälle, warben Truppen und setzten ein Direktorium als Landesregierung ein. Der Kaiser seinerseits, gedrängt von seinem Neffen Ferdinand von Steiermark, der bereits zu seinem einstigen Nachfolger in Böhmen erklärt war und in seinem eigenen Lande

die Reformation mit Gewalt unterdrückt hatte, verlangte Abdankung der Truppen und Gehorsam von den Böhmen und stellte ein Heer von 14,000 Mann unter dem Grafen Bucquoy auf.

Die geworbene Macht der Böhmen war bedeutend stärker, sie rechneten außerdem auf den Beistand der Union, dessen Haupt der Kurfürst von der Pfalz, Eidam des Königs von England, war. Diesem stellte der Herzog Karl Emanuel von Savoyen noch ein Corps von 2000 Mann in Deutschland geworbener Truppen unter dem Grafen Ernst von Mansfeld zur Verfügung. Karl Emanuel selbst, von maßlosem Ehrgeize erfüllt, machte sich Hoffnungen auf die deutsche Kaiserkrone und warf dem Hause Habsburg in einer Denkschrift, die er an Mansfeld richtete, den Fehdehandschuh hin. Diese Denkschrift enthält das Stärkste, was wol je den Sprossen des Kaiserhauses gesagt worden ist. Außer der Hoffnung auf fremden Beistand hatten die böhmischen Direktoren ein allgemeines Volksaufgebot im Sinne, das, wenn es im altczechischen Geiste zu Stande kam, eine Streitermasse von fast einer Million ergeben konnte, wie die Herren am grünen Tische der „Landstube" berechnet hatten. Eitle Träume!

Der Ausbruch. Der fluchbeladene Dreißigjährige Krieg begann. In unserer Gegenwart, wenn ein Krieg unvermeidlich wird, streben die nicht betheiligten Großmächte danach, denselben zu „lokalisiren", d. h. auf den zunächst betreffenden Kriegsschauplatz zu beschränken, damit er nicht einen allgemeinen europäischen Krieg, einen Weltbrand entzünde. In den ersten Jahren des Böhmischen Krieges schien es, als werde er sich auch, als eine innere Angelegenheit, in den Erblanden des Hauses Habsburg abspielen; bald aber, nachdem Böhmen unterworfen war, zog er sich nach dem Westen Deutschlands, um die Pfalz, deren Fürst die Krone von Böhmen angenommen und verloren hatte, zu erobern; durch die für den Vertriebenen kämpfenden Heerführer kam der Krieg dann nach Niedersachsen, als dessen Kreisoberst der König von Dänemark eintrat, es wurde gekämpft bis an die Ufer des Baltischen Meeres, und zum zweiten Male siegten die Waffen des Kaisers und der Liga. Zwölf Jahre hatte der Krieg schon gedauert und schien jetzt beendigt, da kam Gustav Adolf von Schweden seinen Glaubensgenossen zu Hülfe und entzündete das erlöschende Feuer von Neuem. In drei siegreichen Feldzügen führte er seine Scharen von Pommern bis zum Rhein und südlich der Mainlinie zurückwendend nach Bayern, dann wieder nach Sachsen, wo er auf dem Schlachtfelde seinen Tod fand. Zwei Jahre später siegten die Waffen des Kaisers zum dritten Male über die Gegner, die süddeutschen protestantischen Fürsten flohen über den Rhein und warfen sich Frankreich in die Arme, die norddeutschen — Sachsen und Brandenburg — machten Frieden mit dem Kaiser und die Schweden wichen zurück bis nach Pommern. Siebzehn Jahre waren seit dem Ausbruche des Krieges verstrichen. Aber jetzt trat Frankreich als politischer Bundesgenosse der Protestanten gegen Habsburg mit seinem Heere in die Schranken und noch dreizehn Jahre mußte Deutschland unter der Geißel des Krieges bluten, bis endlich der langersehnte Frieden zu Stande kam.

Wir haben in allgemeinen großen Zügen den Gang der Kriegsbegebenheiten bezeichnet, und wollen nun die Soldateska betrachten, welche in denselben kämpfte und ihr Wesen trieb: ein Soldatenleben voll der schroffsten Gegensätze, wie kein anderer Krieg sie jemals wieder geboren hat. Gott bewahre jedes Land vor einer ähnlichen Soldatenwirthschaft und Soldatenherrschaft!

Die Heere. Stehende Heere gab es noch immer nicht, die Truppen mußten beim Beginn des Krieges, wie bisher, geworben oder ausgehoben, und im Verlaufe desselben auf gleiche Weise ergänzt werden. Regelmäßige stehende Heere sind erst nach dem Dreißigjährigen Kriege organisirt worden, doch bildeten die Scharen, welche in diesem langen Zeitraume unter den Waffen gehalten wurden, die Grundlage derselben: darum haben wir diesen Theil unseres Soldatenbuchs, der die Zeiten seit Bildung der stehenden Heere behandelt, mit dem Dreißigjährigen Kriege begonnen.



Derfflinger läßt sich zum Soldaten anwerben. Zeichnung von L. Burger.

Die Werbung sollte eine freiwillige sein, doch gebrauchten die Werber alle Mittel der Ueberredung, List und Gewalt, um ihren Zweck zu erreichen. Wenn der Bursch das Handgeld einmal genommen hatte, konnte ihn keine Reue mehr vom Kriegsdienste befreien. Wallenstein'sche Werber ließen ihm oft nur die Wahl zwischen dem Handgelde und dem Strick. In den letzten Zeiten des Krieges, als viele Gegenden fast in Wüsteneien verwandelt waren und die unglücklichen Bauern, die selbst nichts mehr hatten, auf alle Weise von den Soldaten gemißhandelt und gemartert wurden, um verborgene Lebensmittel und Geld herauszugeben, nahm mancher Landmann in der Verzweiflung lieber selbst den Spieß auf die Achsel und quälte andere Leute, als daß er sich länger schinden ließ. Vor dem Kriege hatte in einigen Ländern eine Landesvertheidigung — man nannte

es ein Defensionswerk — bestanden, z. B. in Sachsen und in dem Herzogthum Preußen; Brandenburg brachte seine Truppen, wenn es deren bedurfte, nur aus der eigenen Bevölkerung auf. In Schweden gab es seit Karl IX., dem Vater Gustav Adolf's, die Einrichtung der Indelta, d. h. der „Eingetheilten", welche noch besteht. Der bewohnte Theil des Landes war in Hemmans, d. h. Heimwesen, getheilt, jedes so groß, daß eine Familie davon leben konnte.



Französischer Musketier und Tambour. Zeichnung von A. Beck.

Auf diesen Hemmans waren Soldaten untergebracht, die Grundbesitzer mußten sie mit Wohnung und etwas Acker versehen und waren dafür von der persönlichen Dienstpflicht befreit. Die uralte sogenannte Adelsrüstung für den Reiterdienst war im Verfall; bei einer Musterung für den Dänischen Krieg 1612 hatten sich nur 30 Ritter gestellt, König Karl IX. verpflichtete aber dann den Adel zum Staatsdienst, entweder im Heere oder als Beamte. „Wer hinter dem Kehricht bleiben will", sagte der Kanzler Oxenstjerna, „der soll sein Lehn verlieren".

Es gab also hier und da nationale Wehranstalten, aber während des

Dreißigjährigen Krieges reichten diese nirgends aus und die Heere, wenn sie auch den Namen ihrer Kriegsherren führten, waren, gleich den großen Söldnerbanden vergangener Jahrhunderte, aus allerlei Volk bunt gemischt:

„gleichgiltig unterm Doppeladler kämpfend,
Wie unterm Löwen und den Lilien."

Nur einzelne geschlossene Truppentheile fremder Nationalität, welche im Deutschen Kriege auftraten, Ungarn, Kroaten, Spanier, auch die französischen Armeen, blieben im Allgemeinen ungemischt. Wir werden die Eigenthümlichkeit der einzelnen Heere kennen lernen, wie sie nacheinander auf dem Kriegsschauplatze erschienen sind und jetzt nur noch die gemeinsamen Verhältnisse im Kriegswesen der Zeit vor Ankunft der Schweden betrachten.

Kriegsgesetze waren seit dem vorigen Jahrhunderte überall eingeführt. In der kaiserlichen Armee galt das sogenannte Wallenstein'sche Reiterrecht von 1617, das aber nur eine neue Abfassung des ältern war, welches Lazarus von Schwendi, Feldhauptmann unter Karl V. und seinen beiden Nachfolgern, ausgearbeitet hatte. König Gustav Adolf war schon 1621 mit strengen Kriegsgesetzen in seinen Feldzügen gegen Polen hervorgetreten. In Frankreich hatte der Kardinal Richelieu, der seit 1624 den Staat leitete, die von ihm angestrebte unumschränkte Königsgewalt auf ein starkes Heerwesen gestützt und diesem den Grundpfeiler einer guten Disziplin zu geben versucht. Im langen Kriege verwildern aber noch heut die besten Soldaten, damals konnten auch die strengsten Kriegsgesetze der schnell einreißenden Zuchtlosigkeit nicht steuern.

Das Handgeld bei der Anwerbung richtete sich nach den Verhältnissen und der Nachfrage, wie jetzt noch in England, dem einzigen Staate, der seine Armeen noch durch Werbung rekrutirt. Der Sold war bestimmt, er war bei den Kaiserlichen 4 Gulden für den Gemeinen, mußte aber oft erhöht werden, weil bei dem Steigen der Preise Niemand mehr für den Normalsatz dienen wollte. Nach dem Fruchtwerth damaliger Zeit kann man den Gulden Reichswährung auf 3 jetzige Gulden, etwa 50 Silbergroschen, anschlagen. Die Mannschaft bekam Brot geliefert und wie bisher billige Taxen für die Märkte im Lager gestellt. Dafür hätte sie schon ohne Raub und Plünderung leben können, wie es doch auch in einigen Truppen bei guter Disziplin eine Zeit lang geschah. Aber diese Zeit war nur kurz und das Land mußte bald die ganze Last der Verpflegung für die zu selbständigen Bevölkerungen anwachsenden Heere tragen. Zu diesem Anwachs trug der ungeheure Troß und Schweif von Knechten, Dienern, Weibern und Dirnen, Marketendern und anderm Volk bei, der sich zu den Heeren gesellte und nach damaliger Kriegsordnung für nothwendig, wenigstens unvermeidlich gehalten wurde. Selbst wissenschaftliche Werke, z. B. Wallhausen's defensio patriae, sprechen das aus: letzteres rechnet auf ein Regiment von 3000 Mann 300 Wagen! Und wie gedrängt voll waren diese besetzt!

Für die Pflege der Kranken und Verwundeten war schlecht gesorgt. Es sollte zwar jede Compagnie ihren Feldscherer haben, doch schon der Name besagt, daß es

eigentlich nur ein Barbier war, der in Heilkunst pfuschte und die kranken Soldaten befanden sich meist weit besser in der Pflege der mitlaufenden Weiber und Mädchen oder bei ihren eigenen erprobten Feldmitteln, als bei ärztlicher Behandlung. — Dabei herrschte der Volksaberglaube, daß es Zaubersprüche oder Mittel geheimer Kunst gebe, um sich fest und unverwundbar zu machen: das unglaublich schlechte Schießen in den Gefechten, wobei nur wenig getroffen wurde, trug dazu bei, diesen Aberglauben zu nähren, daß man „gefroren" und schußfest sein könne. Zeitgenossen erzählen davon ganz ernsthaft die wunderlichsten Dinge. Selbst Wallenstein wurde von seinen Kriegern für schußfest gehalten, weshalb Schiller den Wachtmeister in „Wallenstein's Lager" sagen läßt:

„Durchlöchert von Kugeln war sein Hut;
Durch den Stiefel und Koller fuhren
Die Ballen, man sah die deutlichen Spuren;
Konnt' ihm keine die Haut nur ritzen,
Weil ihn die höllische Salbe thät schützen!"

Die Ausrüstung der Soldaten war nicht mehr, wie zur Zeit der Landsknechte, dem Einzelnen überlassen, sondern wurde geliefert. Nur für seine Bekleidung hatte er zu sorgen und diese war noch immer in Jedermanns Belieben gestellt, sodaß man, wenn gerade viel Beute gemacht war, die verschiedensten und reichsten Trachten in Reih und Glied nebeneinander erblicken konnte. Selbst Meßgewänder und kirchliche Ornate wurden nicht respektirt und es waren nicht blos ketzerische Fäuste, welche sich derselben bemächtigten. Der Pfarrer Stockmann in Lützen erzählt in seiner Lamentatio 1631, daß Kroaten der kaiserlichen Armee in geraubten Priesterröcken einhergerritten, und Kirchengewänder und Meßornate von Vielen getragen worden, selbst von Soldatendirnen. Uniformen waren noch nicht eingeführt, doch wurden zuweilen für einzelne, neuformirte Regimenter Röcke geliefert, und zwar, weil das Tuch im Ganzen gekauft war, von gleicher Farbe. So kleidete die Stadt Erfurt ein Regiment in Blau mit weißen Umschlägen. Weil es „besser ließ", erhielt dies Regiment später Dunkelroth mit Gelb. Ein sächsisches Regiment bekam gelbe Röcke mit hellblauen Aufschlägen, welche Bekleidung noch heute die sächsischen Postillone ziert. Die Spanier trugen schon unter Philipp II. vorherrschend Gelb, wie uns Wandbilder im Escorial aus jener Zeit bekunden — auch jetzt noch werden in der spanischen Armee citronengelbe Dienstjacken getragen. Sonst ist die spanische Volkstracht in den meisten Provinzen von Alters her braun. Uniformen für das ganze Heer ordnete zuerst Gustav Adolf von Schweden an, und die andern Mächte folgten allmälig diesem Beispiele. In den einzelnen Armeen trugen die Offiziere, wie schon früher, Feldbinden von bestimmter Farbe: die kaiserlichen Roth. Besondere Erkennungszeichen, z. B. weiße Armbinden, grüne Büsche u. s. w. wurden den Truppen zuweilen für eine Schlacht gegeben.

Bei den einzelnen Truppengattungen hatte sich seit den letzten Kriegen nicht viel verändert. Die Infanterie bestand aus Pikenieren und Musketieren, etwa zur Hälfte. Arkebusiere gab es nicht mehr, die Hakenbüchse war von der Muskete mit

größerm Kaliber ganz verdrängt worden. Wir haben dieselbe schon im I. Bande unsers Soldatenbuchs geschildert. Die Musketiere trugen keinen Harnisch, und höchstens noch eine Pickelhaube, meist aber auch für diese den damals üblichen breitkrämpigen Hut; die Pikeniere dagegen, weil für den Nahkampf mit Spieß und Degen bestimmt, hatten noch eiserne Rüstungen. Ihre Piken waren 15 bis 18 Fuß lang, auch die Degen hatten eine ziemliche Länge und starke Bügelgriffe, sogenannte Korbgriffe, zur Deckung der Hand im Gefecht. Noch immer formirte die Infanterie ihre Schlachtordnung in großen quadratischen Massen, oft von 20 und mehr Compagnien, die Pikeniere bildeten das Viereck, die Musketiere waren in Gliedern um dasselbe vertheilt und in kleinen Trupps oder Pelotons („Ballen", „Haufen") an den vier Ecken angehängt. Diese Formation, welche seit Karl V. als Muster galt, wurde allgemein Tercia genannt, ohne dabei noch an die ursprüngliche Bedeutung dieses Wortes (Bd. I.) zu denken. Wenn die Compagnien für sich allein standen, waren sie in 10 Gliedern aufgestellt, die Pikeniere in der Mitte, die Musketiere getheilt auf beiden Flügeln. Moritz von Oranien, der Statthalter und Generalkapitän der vereinigten Niederlande, hatte diese Aufstellung statt der spanischen Tercien zuerst eingeführt und seine Infanterie überhaupt in kleinere beweglichere Bataillone von höchstens 500 Mann zum Gefecht geordnet.

Die Bezeichnung Regiment hatte bisher keine bestimmte Zahl von Fähnlein oder Compagnien angegeben, jetzt wurde dieselbe nach und nach in allen Armeen festgestellt, bei den Kaiserlichen auf 10, deren jede 300 Mann stark sein sollte. Im Kriege schmolzen die Compagnien aber natürlich sehr zusammen, zuweilen auf 40, ja 25 Mann; dann wurden mehrere vereinigt, man nannte das reformirt. Schwächer, als die kaiserlichen, waren die schwedischen Compagnien und die schwächsten hatten die Franzosen: von beiden reden wir später, wenn wir auf ihre Zeit im Dreißigjährigen Kriege kommen.

Bei der Reiterei war schon in den niederländischen Kämpfen die wichtige Veränderung eingetreten, daß die Schwergeharnischten, mit Ausnahme der Leibwachen, die Lanze ganz abgelegt hatten und als Hauptwaffe nur das lange Reiterschwert führten. Den Harnisch behielten sie noch bei und hießen nun Kürassiere. Als Schußwaffen hatten sie zwei Pistolen. Außerdem gab es Karabiniere, welche nur Helm und Brustharnisch trugen, und Dragoner, damals eine berittene Truppengattung, welche auch zu Fuß kämpfte. Sie war in der Zeit der niederländischen und Hugenottenkriege aufgekommen, zuerst gelegentlich, indem man, wo Infanterie gebraucht wurde, aber nicht zur Hand war, Arkebusiere zu Pferde (Argoulets, s. Bd. I.) absitzen und mit der Feuerwaffe zu Fuß kämpfen ließ, oder, wo Infanterie rasch an einen wichtigen Punkt geschafft werden sollte, diese mit Kleppern beritten machte, nur um sie dahin zu bringen. Die Vortheile, welche aus beiden Anordnungen erwuchsen, ließen dann eine besondere Mittelgattung, die sowol zu Pferde, wie zu Fuß kämpfen konnte, als bleibende Formation entstehen. Der Name dragons (Drachen) war schon früher für die Arkebusiere zu Pferde in Frankreich üblich, wie eine Zeitquelle ausdrücklich besagt.



Die Spanier in den Niederlanden.

Die Dragoner hatten lange Feuergewehre, wie die Infanterie, auch Tambours. In der kaiserlichen Armee kommt das erste Dragonerregiment 1602 vor (Tilly, Wallonen), in der spanischen sogar erst 1635. Außer diesen Reitergattungen erschienen bei den Kaiserlichen ungarische Husaren, meist aus vornehmem Adel, und noch reich gepanzert, also damals keine leichte Kavallerie, wie jetzt, ferner Kroaten auf leichten, gewandten Pferden in ihrer Nationaltracht, mit Säbeln nach türkischer Art und silberbeschlagenen Feuerwaffen, mit denen sie vortrefflich schossen, endlich sogar Kosaken, welche der Polenkönig dem Kaiser, seinem Schwager, zu Hülfe schickte. Wir werden von diesem Volke, das sich schon im Mittelalter gegen die Tataren gebildet hatte, bei einer spätern Gelegenheit sprechen.

Große Fortschritte hatte die Artillerie gemacht, doch erschien sie im Felde noch immer in geringer Zahl. Man rechnete auf 1000 Mann kaum 1 Geschütz. In dem Verhältniß der Büchsenmeister hatte sich noch nichts geändert, die Geschützkunst wurde in Deutschland noch immer zunftmäßig betrieben, da es keine Artillerieschulen gab. Die Bedienungsmannschaft wurde von der Infanterie gestellt und

nicht einmal bleibend den Geschützen beigegeben. Doch war der Werth der Artillerie und daß ohne dieselbe nichts mehr auszurichten, allgemein anerkannt.

Treten wir nun den Thatsachen näher, den bedeutenden Männern, welche dieser Krieg, wie jede große Zeit, auch die schrecklichste, hervorgebracht hat, schauen wir uns das Soldatenleben an, folgen wir den Heerführern auf ihren Zügen und suchen, so weit das möglich, die Gedanken zu erklären, welche sie geleitet haben!

Der Böhmische Krieg. Der Kaiser Matthias ließ im Sommer 1618 seine Truppen in Böhmen einrücken, um das Land zum Gehorsam zurückzuführen. Zwei Niederländer aus spanischem Dienst, weil man keinem Deutschen traute, wurden an die Spitze gestellt, Bucquoy und Dampierre, sie konnten aber gegen die Macht der Böhmen, welche Graf Thurn befehligte, nichts ausrichten und wurden im September zurückgeschlagen. Unterdessen war Graf Ernst von Mansfeld, Oberst der Union, als General der Artillerie in den böhmischen Dienst getreten und rückte mit 3500 Mann und 6 Geschützen, deren größtes ein Fünfpfünder war, vor die wohlbefestigte Stadt Pilsen. Außer dieser Stadt war nur noch Budweis, in welches sich Bucquoy geworfen, und Krumau dem Kaiser treu. Wer nur einmal die Geschichte des Dreißigjährigen Krieges gelesen hat, dem wird der Name des Mansfelders nicht unbekannt sein. Schiller sagt von ihm: „Immer vom Schicksal verfolgt und immer größer wie sein Schicksal." Graf Mansfeld, ein natürlicher Sohn des Fürsten Peter Ernst, Statthalters von Luxemburg, später legitimirt, hatte dem Hause Habsburg, sowol der spanischen, wie der deutschen Linie, wichtige Dienste geleistet, war aber mit Undank belohnt, vielfach gedemüthigt und an seinem Erbtheil geschädigt worden. Da trat er 1610 während des Jülich'schen Erbfolgestreits mit einem selbstgeworbenen Regiment zu den Fürsten der protestantischen Union über, nahm die reformirte Lehre an und wurde fortan der gefährlichste Feind des Hauses Oesterreich. Von einer Seite ist er darum mit dem bittersten Haß, mit Verleumdung und Schmähungen verfolgt worden, während die andere Partei ihm Bewunderung und Verehrung zollte. Jedenfalls war er eine der bedeutendsten und populärsten Persönlichkeiten seines Zeitalters, ein ausgezeichneter Heerführer, furchtbar seinen Gegnern, unerschöpflich an geistigen Hülfsquellen, von durchdringendem Verstande, großer Schlauheit und hinreißender Beredsamkeit; ein echter Soldat nach dem Muster jenes Jahrhunderts, auch in dem schlimmern Sinne. Ueber sein Aeußeres lauten die Urtheile verschieden, weil es von ihm über ein Dutzend Porträts giebt, die einander nicht ähnlich sind. Doch wird er meist als schlank und kräftig, wenn auch nicht hoch gewachsen, geschildert, blond, mit klugen, lebhaften Augen. Wer mehr über den berühmten Helden wissen will, den verweisen wir auf die neueste Biographie desselben vom Grafen Uetterodt, die wir als ein anziehendes Werk empfehlen können.

Mansfeld war 38 Jahre alt, als er in böhmischen Dienst trat. Seine erste Waffenthat war, daß er Pilsen nach hartnäckiger Vertheidigung im November mit Sturm nahm. Dieser Kampf um die Stadt dauerte von Mittag bis zum andern Morgen, und dennoch wurde nach dem Siege die strengste Mannszucht gehalten,

sodaß die Bürger, welche an der Vertheidigung den kräftigsten Antheil genommen hatten, von Plünderung und Gewaltthat verschont blieben. Wäre doch so edel und ritterlich im ganzen Kriege verfahren worden! Auch Graf Thurn, der mit einem Corps im Dezember bis vor Wien drang, hielt, nach dem Bericht eines Augenzeugen, „seinen böhmischen Advent gar ordentlich und wurde Jedermann, wo die Böhmen lagen, ohne sonderbare Beschwerung, richtig gezahlt und freundlich traktirt."

Der Kaiser sprach über Mansfeld des Reiches Acht und Aberacht aus. Krank und elend starb Matthias im März 1619, und Ferdinand, sein Nachfolger, forderte Böhmen, unter Bestätigung seiner Rechte, auch der althergebrachten Gewissensfreiheit, zur Unterwerfung auf. Alles das wurde abgelehnt. Die ersten Erfolge ließen auf eine leichte Beendigung des Krieges hoffen.



Graf Peter Ernst von Mansfeld.

Dazu hätte aber mehr Energie gehört, als entwickelt wurde; der kräftige Beistand der Union blieb aus, Thurn, welcher schon bis in die Vorstädte von Wien gekommen war, ließ den günstigen Moment vorübergehen und die Standhaftigkeit König Ferdinand's, in dessen Zimmer bereits eine Deputation protestantischer österreichischer Edelleute eingedrungen war, um ihn zur Genehmigung einer Konföderation mit Böhmen zu nöthigen, wurde belohnt. In dem Moment, als ihn einer der rebellischen Deputirten am Rockknopf faßte, um ihn zur Unterschrift zu zwingen, schmetterten plötzlich Trompeten auf dem Burgplatze: es war das Kürassierregiment Dampierre, unter dem Obersten Saint-Hilaire, das seinen Weg, trotz der Einschließung, in die Hauptstadt gefunden hatte. Die erschreckten Dränger des Fürsten flohen und ein Mirakel wurde erzählt: das Bild der Himmelskönigin, zu welcher Ferdinand in seiner Noth aufgeblickt, habe ihm trostreich zugelächelt und er die Worte gehört: non deseram te! (Ich werde dich nicht verlassen!) worauf unmittelbar draußen die Trompeten erklungen. Das Regiment erhielt dafür auf ewige Zeiten das Recht, mit Musik über den Burgplatz zu marschiren, was sonst die spanische Etikette des Kaiserhofes nicht gestattete.

In der Stadt faßte die Bürgerschaft jetzt Muth, auch die Studenten griffen zu den Waffen. Thurn aber mußte bald darauf nach Böhmen zurückkehren, um Prag zu retten, weil Mansfeld unterdessen von Bucquoy bei Budweis überrascht und geschlagen worden war. Dem kaiserlichen Feldherrn, welcher Niederländer und Spanier befehligte, hatte ein böhmischer Edelmann, Albrecht von Wallenstein, ein selbst errichtetes Regiment Kürassiere zugeführt.

Wallenstein, wie er nach dem böhmischen Namen seines Geschlechts Waldstein, Waltheina, allgemein genannt wird, am 15. September 1583 geboren, durch eine reiche Heirath und Erbschaft sehr begütert, hatte sich bereits mehrfach im Kriege ausgezeichnet und bei den böhmischen Wirren treu zum Kaiser gehalten. Er begann jetzt seine große Laufbahn, die ihn bald auf den Gipfel des Ruhmes, aber endlich in Mörderhand führen sollte.

Bucquoy konnte seinen Sieg nicht benutzen; wie Thurn von Wien, wurde er schleunigst nach Wien zurückberufen, weil die Hauptstadt von Bethlen Gabor, dem Fürsten von Siebenbürgen, mit einem starken Heere bedroht war. Thurn und Mansfeld, nun vereinigt, folgten dem abziehenden Feinde bis zwei Tagemärsche vor Wien — jetzt wäre der Moment gewesen, durch rasches Vordringen und Zusammenwirken einen Schlag der Entscheidung zu thun, Deutschland den unsäglichen Jammer eines fast endlosen Krieges zu ersparen, aber es geschah nichts und ein Theil des Mansfeld'schen Fußvolks erlitt abermals eine Niederlage durch Bucquoy in der Gegend von Krems an der Donau.

Unterdessen war König Ferdinand nach Frankfurt gereist und dort zum Kaiser von Deutschland gewählt worden, während die Böhmen ihn abgesetzt und ihre Krone dem Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz angeboten hatten, der sie, vergebens gewarnt von seiner klugen Mutter, nach längerm Schwanken auf Antrieb seiner ehrgeizigen Gemahlin, der schönen Königstochter aus England, annahm. Am 4. November fand die Krönung in Prag statt. Seine Truppen aber, nach vergeblichen Versuchen, die Donau zu überschreiten, mußten Oesterreich aus Mangel wieder räumen. In Böhmen, wo Dampierre noch Budweis besetzt hielt, ging es immer schlechter, Meutereien der unbezahlten Truppen und Gewaltthätigkeiten aller Art fielen vor. Mansfeld's Reiter beraubten sogar den Boten, welcher Schmuck und Kostbarkeiten für ihre junge Königin, Elisabeth Stuart, nach Prag bringen sollte und blieben unbestraft. Mansfeld selbst, vielfach gekränkt und gereizt, überfiel die Frohnleichnamsprozession eines Klosters, an welcher Soldaten der kaiserlichen Garnison Theil genommen, er ließ einhauen, wobei viele Wallfahrer getödtet wurden, und bemächtigte sich des Klosterschatzes. Solche Thaten gaben seinen Feinden Recht. Zum Feldmarschall ernannt, verpflichtete er sich, noch bis zum Oktober im Dienste des neuen Königs zu bleiben, aber dessen Herrlichkeit nahm wenig später ein Ende.

Der Kaiser hatte schon 1619 endlich den Herzog Maximilian von Bayern, das Haupt der Liga, für sich gewonnen, indem er ihm, wenn der Kurfürst von der Pfalz besiegt sein würde, dessen Kurwürde, die Oberpfalz als erbliches Eigenthum und Oesterreich ob der Enns als Pfand dafür zugesagt hatte. Kein Fürst war besser zum Kriege gerüstet, als Maximilian schon seit langer Zeit. Er hatte 1598 eine besoldete Truppe, die Auserwählten genannt, in seinem Lande errichtet, 1601 100 Büchsenmeister für künftige Fälle in Pflicht genommen und fleißige Schießübungen unter seinem Volke halten lassen. Niemand erhielt das Bürgerrecht, kein Gesell oder Bauerbursch durfte heirathen, ehe er nicht mit der Muskete abgerichtet war.



Albrecht Wenzel Eusebius von Waldstein, Herzog von Friedland.

Im Frühlinge 1620 sammelte sich das Heer der Liga bei Dillingen unter dem Feldmarschall Johann Serclaes Baron von Tilly. Dieser war 1559 geboren, hatte seinen ersten Kriegsdienst unter Herzog Alba in den Niederlanden gethan, hier der Krone Spanien weiter gedient und war dann in kaiserlichen und bei der Organisation der oben erwähnten bayerischen Miliz in den Dienst des Herzogs Maximilian getreten: ein alter, versuchter Soldat, streng in seinem Wesen, klein und mager von Gestalt, aber gefürchtet und verehrt von seinen Kriegern und bald als Vorkämpfer des katholischen Glaubens angesehen. Mit der Union kam durch Frankreichs Vermittelung im Juni 1620 ein Vergleich zu Stande, in welchem die Union versprach, sich nicht in die böhmischen Händel zu mischen und nur die Pfalz zu schützen. Gleichwol that sie auch das nicht, als Spinola mit 20,000 Spaniern in die Pfalz einrückte und diese besetzte, während Maximilian das Heer der Liga nach Oesterreich und dann mit den kaiserlichen Truppen vereint Anfangs September zur Unterwerfung Böhmens führte. Kaiser Ferdinand hatte sich in Oesterreich bereits energisch Gehorsam verschafft, wobei ihm die wilden Kosaken, 8000 an der Zahl, die ihm sein Schwager Siegmund von Polen geschickt, zur Einschüchterung des Volkes gute Dienste geleistet.

Das böhmische Heer unter Christian von Anhalt, der sich mit Mansfeld bei

Pilsen vereinigt hatte, stand eine Zeit lang dem feindlichen gegenüber, zog sich aber wegen ausgebrochener Seuchen zurück. Der Feind marschirte nun direkt auf Prag, und die Böhmen, welche darüber in Ungewißheit waren, konnten nur durch einen Eilmarsch noch dahin kommen. Um Mitternacht am 7. November langten sie auf dem Weißen Berge an, wo am folgenden Tage, einem Sonntage, die Entscheidungsschlacht geschlagen wurde.

Mansfeld war ihr mit Absicht fern geblieben. Groll über die Versagung des Oberbefehls, den er gefordert, Rache für manche erlittene Beleidigung und Kränkung, vielleicht auch Voraussicht einer unvermeidlichen Niederlage, mögen ihn abgehalten haben, mit seinen 12,000 Mann dem Hauptheere zu folgen. Es bleibt aber ein Flecken auf seiner Ehre, der nicht abzuleugnen ist.

Die Böhmen hatten 22,000 Mann und nur 10 Geschütze, die Kaiserlichen und Liguisten 40,000 Mann mit 40 Kanonen, an Kavallerie waren auf jeder Seite 10,000 Pferde! Tilly's Aufmarsch geschah des engen Terrains wegen in vier Treffen, seine Reiterei wurde in einzelnen Geschwadern zwischen die Infanterie vertheilt, welche, ohne das Geschütz abzuwarten, über den Grund vor der böhmischen Stellung ging und ihr Musketenfeuer eröffnete. Dasselbe hatte etwa eine halbe Stunde gedauert, als die böhmische Reiterei, unter dem jungen Prinzen von Anhalt, überraschend vorbrach und die Kaiserlichen zum Weichen brachte. Tilly zog darauf ein frisches Kürassierregiment vor, das die in Unordnung gekommenen böhmischen Reiter warf, diese stürzten zurück auf die Ungarn, welche sofort die Flucht ergriffen und einen großen Theil der Infanterie mitrissen. So war die Schlacht entschieden. Wäre Tilly's Kavallerie vereinigt gewesen, so hätte sie die ganze feindliche Armee von Prag abschneiden und vernichten können.

Böhmen war verloren. Der König, an der noch immer möglichen Vertheidigung verzweifelnd, floh in übereilter Hast mit seiner Familie aus Prag und überließ seine Truppen, sein Land und das Volk, das ihn zum Herrscher gewählt hatte, ihrem Schicksal. Wie Kaiser Ferdinand die Empörung bestrafte und die katholische Kirche in Böhmen wiederherstellte, mag in der Geschichte nachgelesen werden.

Nach Westdeutschland. Die Union legte nun 1621 die Waffen ganz nieder und stellte das Schicksal des geächteten Kurfürsten von der Pfalz dem Kaiser anheim. Nur Mansfeld stand noch unbesiegt, er hielt die Fahne hoch für Friedrich und führte den Krieg fortan auf seine eigene Hand, aber auf Kosten des Volkes und Landes. Eine Zeit lang hielt er sich noch in Böhmen und der Oberpfalz, seine Hauptleute zu Pilsen kapitulirten aber für 140,000 Gulden, und der Zuzug, den ihm die Herzoge von Weimar schickten, konnte ihn nicht befähigen, das Feld hier gegen Tilly zu behaupten. Er ließ sich mit der ihm eigenen Verschlagenheit in Unterhandlungen ein, welche seine Gegner mit ihm anknüpften, um ihn für den Kaiser und die katholische Sache zu gewinnen, wußte sie meisterhaft zu täuschen und brach plötzlich, einem Befehle seines vertriebenen Königs gehorchend, nach der Rheinpfalz auf. In Gewaltmärschen führte er seine 20,000 Mann, die er nach und nach aufgebracht hatte, gegen die Spanier, welche in der Pfalz bis jetzt furchtbar gehaust hatten.

Mansfeld verwüstete dafür das Gebiet der geistlichen Fürsten, namentlich des Bischofs von Straßburg, eines österreichischen Erzherzogs, unter welchem er einst gedient hatte und schwer gekränkt worden war. Es wurde ein Raub- und Plünderungskrieg von beiden Seiten, wie auch die Scharen Tilly's, welcher Mansfeld nach dem Rhein gefolgt war, weder Freund noch Feind schonten. Das gequälte Landvolk ergriff hier und da die Waffen und übte grausame Rache an seinen Peinigern, wodurch es diese nur noch zu vermehrten Greueln herausforderte.

Jetzt erhob sich in Norddeutschland Christian von Braunschweig, der jüngere Sohn des Herzogs von Wolfenbüttel, für die Sache des geächteten Friedrich. Er war Bischof von Halberstadt, d. h. weltlicher Administrator dieses ehemaligen Stifts, dessen Einkünfte ihm zuflossen. Für Elisabeth Stuart, die Königin von Böhmen, hatte er in den Niederlanden eine glühende Liebe gefaßt und trat ganz im romantischen Geiste einer frühern Zeit als ihr Ritter auf, um ihr den verlornen Thron wieder zu erobern. Am Helm trug er ihren Handschuh mit dem Wahlspruch: „Alles für Gott und für sie!" Wie er Gott zu dienen meinte, indem auch er mit Raub und Brand die friedlichen Einwohner katholischer Gebiete heimsuchte, war der erste Theil des Spruches eine Lästerung. Christian von Braunschweig in Westfalen, Tilly im Odenwalde und an der Bergstraße, Mansfeld im Breisgau, die Spanier am Mittelrhein, es war ein entsetzlicher Winter für den Westen Deutschlands! Die selbständige Macht des Grafen Mansfeld bewog das Haus Oesterreich von Neuem, Unterhandlungen anzuknüpfen, um ihn zu gewinnen, und abermals wußte er diese mit geschickter Verstellung hinzuhalten. Markgraf Georg Friedrich von Baden-Durlach dagegen beschwor ihn, die Sache des Evangeliums und seines Herrn nicht fallen zu lassen, er versprach, ihn mit seiner ganzen Streitmacht zu unterstützen. So nahm der Krieg denn 1622 seinen Fortgang.

Mansfeld lockte den sonst vorsichtigen Tilly aus seinen Verschanzungen bei Wiesloch und schlug ihn — es ist also mit Unrecht, daß der greise Feldherr bei Breitenfeld, neun Jahre später, in Büchern stets der bis dahin Unbesiegte genannt wird. Doch benutzte Mansfeld seinen Sieg nicht, er konnte sich mit dem Markgrafen von Baden über die Operationen und den Oberbefehl nicht einigen, Beide blieben getrennt und Georg Friedrich wurde bei Wimpfen von Tilly am 6. Mai geschlagen. Der Markgraf hatte die Kriegswissenschaften gründlich studirt und viel richtige Ansichten; das macht aber, wie es sich noch heute zeigt, nicht immer einen guten Truppenführer. Die Stellung, die er bei Wimpfen genommen hatte, war sehr fehlerhaft, denn sie hatte einen Bach mit einer einzigen Brücke im Rücken. Als nun Tilly, nachdem der begonnene Kampf um Mittag, der großen Hitze wegen, ein paar Stunden geruht hatte, mit seiner ganzen Macht aus dem schattigen Walde vorbrach, und seine Reiterei die des Markgrafen unter Magnus von Württemberg und auch die Herzoge von Weimar, welche Mansfeld zu Hülfe gesendet, geworfen hatte, hierauf die Hauptstellung, welche Georg Friedrich durch eine Wagenburg gedeckt hatte, erstürmt war — da wäre der Markgraf mit seinem über jene einzige Brücke fliehenden Heere verloren gewesen, wenn diese nicht durch 400 Bürger von

Pforzheim unter ihrem Bürgermeister Deimling mit eigener Aufopferung vertheidigt worden wäre, bis ihr Landesherr gerettet worden war. Sie fanden dabei sämmtlich ihren Tod und man hat diese That der Bürgertreue mit Recht der des Leonidas und der Spartaner bei den Thermopylen verglichen.

Mansfeld, dessen Mitwirkung der Markgraf vergeblich erwartet hatte, nahm dessen versprengte Truppen auf und wandte sich nun gegen den Landgrafen von Hessen-Darmstadt, welcher, obgleich er Protestant war, doch standhaft zur Liga hielt.



Untergang der Pforzheimer.

„Ich führe Euch auf eine fette Weide", sagte der Kriegshäuptling beim Ausmarsch zu seinen Truppen. „Dort ist Euch Alles preis gegeben, nur Brennen und Todtschlag verbiete ich." Mit kaltem Humor setzte er hinzu: „Auch Mühlsteine und glühendes Eisen müßt Ihr liegen lassen." Man kann sich denken, mit welcher wilden Lust seine Banden dieser Erlaubniß nachkamen.

Jetzt rückte auch Christian von Braunschweig mit 20,000 Mann heran und eine Vereinigung der protestantischen Heere würde Tilly wahrscheinlich erdrückt haben, es glückte diesem jedoch, Mansfeld durch einen Scheinangriff auf Mannheim dorthin zu ziehen, während er sich mit seiner Hauptmacht gegen Christian wandte und diesen am 9. Juni bei Höchst schlug. Auch hier, wie bei Wimpfen, wußte er seine Artillerie vortrefflich zu gebrauchen, dort hatte sie seinen Angriff auf die Wagenburg eingeleitet, hier wirkte sie gegen die überlegene Kavallerie. Christian hatte freilich den 18 Geschützen nur 3 entgegenzustellen, die er obenein auf beide Flügel und die Mitte vereinzelt hatte. In einem heißen Kampfe wurde hierauf das Fußvolk überwältigt.

Mansfeld, der zu spät erkannt hatte, daß er getäuscht war, vereinigte sich zwar jetzt mit Christian, aber die Niederlage hatte die verbündeten Fürsten so entmuthigt, daß der Markgraf von Baden heimlich vom Hoflager des Kurfürsten und Exkönigs Friedrich abreiste und dieser, durch schlaue Vermittelung bewogen, plötzlich die beiden Heerführer, Mansfeld und den Braunschweiger, aus seinen Diensten entließ: „sie möchten ihre Sachen anderswo besser nachsuchen", lautete der Schluß des schmachvollen Schreibens, „wo und in welcher Gestalt sie es am besten finden würden."



Mansfeld vor Elsaß-Zabern.

Beide boten hierauf dem Kaiser ihre Dienste an! Sie zeigten dadurch ihre Gesinnung; nur als Söldnerführer in ihrem eigenen Interesse, nicht für einen hohen Zweck kämpften sie, und der junge Welf hätte wohl jetzt die ritterliche Spielerei mit dem Damenhandschuh am Helm aufgeben sollen! Weder Tilly, noch der Kaiser beantworteten ihre Schreiben, sie zogen daher mit 25,000 Mann (die andern hatten sich verlaufen) zunächst gegen Frankreich, zur Unterstützung der Hugenotten und dann nach den Niederlanden, wo der alte Krieg mit den Spaniern nach abgelaufenem zwölfjährigen Waffenstillstande wieder begonnen hatte. Tilly eroberte Mannheim und Heidelberg und Herzog Maximilian schenkte die unschätzbare Heidelberger Bibliothek dem Papste! Fünfzig Frachtwagen schleppten die Bücher und Manuskripte nach Rom!

In Belgien schlugen Mansfeld und Christian die Spanier bei Fleurus. Christian wurde dabei am linken Arme verwundet und so schlecht ärztlich behandelt,

daß er sich den Unterarm amputiren lassen mußte. Er that dies unter dem Schalle der Feldmusik, die er sich dazu bestellt hatte. Dann entsetzten die Heerführer Bergen op Zoom, aber die Zuchtlosigkeit ihrer Truppen ließ die Holländer wünschen, sie bald wieder los zu werden. Die Generalstaaten (so hieß die Regierung) schickten also Mansfeld nach Ostfriesland, das sie gern „annektiren" wollten, wie man heut sagen würde, während Herzog Christian in Niedersachsen Winterquartiere bezog. Wie Mansfeld in dem neutralen Ostfriesland gehaust, wollen wir nicht ausmalen. Noch jetzt lebt dort im Volke die Erinnerung an jene grauenvolle Zeit.

Im Frühling 1623 erhielt die liguistische Armee den Auftrag, gegen Christian von Braunschweig zu ziehen; dieser wich nach Westfalen aus, wurde aber bei Stadt Lohn von Tilly vollständig geschlagen und sein ganzes Heer nach einem furchtbaren Gemetzel zersprengt. Wiederum war es die Artillerie, welche in dieser Schlacht, von Position zu Position vorgehend, wesentliche Dienste leistete.

In Norddeutschland. Der Krieg war jetzt nach Norddeutschland gezogen worden. Christian von Braunschweig führte die Trümmer seines Heeres nach Ostfriesland zu Mansfeld, Tilly folgte ihm, wandte sich aber nach Hessen, weil er darauf rechnete, daß Mansfeld's Truppen bei der eingetretenen Hungersnoth im Lande auch ohne Schlacht zu Grunde gehen würden. Mansfeld ließ sich endlich unter holländischer Vermittelung von den ostfriesischen Ständen bewegen, gegen eine Abfindungssumme Ostfriesland im Januar 1624 zu verlassen. Er löste sein auf 5000 Mann geschmolzenes Corps auf und begab sich mit Christian von Braunschweig nach dem Haag. Von hier ging er nach England, wo er mit Enthusiasmus empfangen wurde.

Der Krieg schien beendigt mit dem vollständigen Siege des Kaisers, für welchen die Liga gekämpft hatte. Wir haben diese erste Periode etwas ausführlicher geschildert, weil sie weniger bekannt ist als die folgenden und schon den ganzen Charakter des furchtbaren Dramas trägt, dessen weitere Entwicklung für das Kriegswesen so wichtig geworden ist.

In Deutschland schwieg der Waffenlärm und das Jahr 1624 verging im Aeußern ruhig. Die eine Partei freute sich ihres Sieges, die andere, die sich nie hatte vereinigen können, betrachtete denselben aus sehr verschiedenem Standpunkte: Sachsen und Brandenburg zustimmend, weil sie das religiöse Interesse von dem politischen trennten und ersteres nicht für gefährdet hielten, die niedersächsischen durchaus protestantischen Reichsstände dagegen: das Welfenhaus, die Herzoge von Mecklenburg, die freien Städte u. s. w. sahen mit schweren Besorgnissen auf das Vorgehen der Liga, das ihnen die eingezogenen Stifter wieder zu nehmen drohte. Sie stellten daher Rüstungen an und die auswärtigen Mächte: Frankreich, England, die Niederlande, Feinde des Hauses Habsburg, schlossen mit ihnen einen Vertrag zur Zahlung von Unterstützungsgeldern. Auch die beiden nordischen Könige, Christian IV. von Dänemark und Gustav Adolf von Schweden, erklärten sich bereit, Niedersachsen zu vertheidigen, der erstere, welcher dort Landschaften besaß, in seinem eigenen Interesse. Die Stände wählten ihn auch zu ihrem Kreisobersten, er rüstete ein dänisches Heer aus und ertheilte Mansfeld und Christian von

Braunschweig Patente zur Anwerbung von Truppen. So betraten diese beiden in der Verbannung lebenden Kriegshelden wieder den Boden Deutschlands und wiederum standen sich die feindlichen Parteien in Waffen gegenüber.

Der Kaiser aber, der bisher von der Macht und dem Kriegsglück der Liga abhängig gewesen war, fühlte sich jetzt stark genug, ein eigenes Heer aufzustellen und wählte dazu den neuen Herzog von Friedland, Wallenstein. Dieser hatte nach der Unterwerfung Böhmens dem Kaiser in Ungarn gegen Bethlen Gabor wichtige Dienste geleistet und war dafür zum Reichsfürsten erhoben worden. Für die aufgewandten Unkosten hatte er um ein Billiges die Herrschaft Friedland erhalten und von den konfiszirten Gütern des böhmischen Adels sechzig wohlfeil gekauft, worauf er sich aus eigener Machtvollkommenheit „von Gottes Gnaden Herzog von Friedland" genannt, welchen Titel ihm auch bald der Kaiser bestätigt hatte. Als nun Tilly bei den drohenden Kriegsrüstungen der Feinde darauf antrug, die kaiserlichen Truppen, welche seiner liguistischen Armee zugetheilt waren, zu verstärken, ernannte der Kaiser Wallenstein im April 1625 zum Capo (Haupt) über alles kaiserliche Volk und lud ihn nach Wien, um mit ihm über die Aufstellung eines Heeres zu berathen. Er erbot sich, 50,000 Mann aufzubringen, und auf den Einwand, daß es unmöglich gewesen, nur 20,000 zu beschaffen und zu erhalten, sprach er das bekannte und berüchtigte Wort: „Allerdings! Mit nur 20,000 Mann kann man die Länder nicht zu deren Erhaltung in Kontribution setzen, wohl aber mit 50,000!"

Er machte diese Behauptung zur schrecklichen Wahrheit. Ein neuerer Geschichtschreiber, der sich die seltsame Aufgabe gestellt, Tilly zu verherrlichen und von aller Landverwüstung freizusprechen, sagt über jenen Gegenstand: „Mansfeld zuerst entdeckte das schauervolle Geheimniß, das sich in die Worte barg, der Krieg muß den Krieg ernähren — das entsetzliche Wort, welches das Grab aushöhlte für Deutschlands Einheit und Kultur. Christian von Braunschweig war Mansfeld's Schüler. Sie Beide fanden ihren Meister in Wallenstein ... sein organisatorischer Geist brachte das, was Jene ohne leitende Kraft des Willens versucht, in ein großartiges System." Ganz richtig — aber der Tilly gehört auch dazu!

Den Sommer über brachte Wallenstein in Böhmen und Franken erfolgreich mit Werbungen zu, dann führte er sein Heer, das meist aus versuchten Soldaten bestand, die Gebiete liguistischer Fürsten umgehend, durch Hessen nach den braunschweigischen Ländern. Der Herzog von Lüneburg-Celle schickte ihm seinen Landdrosten von Hodenberg entgegen, und Wallenstein versprach gute Mannszucht zu halten. Der Drost sah das Heer vorüberziehen, es währte den ganzen Tag und die Nacht hindurch, 2—3000 Wagen folgten, alle wohl gespickt mit geraubtem Gute. „An Weibern, Kindern und gemeinem Gesindel war keine Zahl." Da seufzte Hodenberg: „Gott tröste den Ort, wo die hinkommen und ihr Winterlager halten."

Das geschah nun im Halberstädtischen und Magdeburgischen, wo die Erpressungen und Plünderungen in unerhörter Weise betrieben wurden.

Tilly war im Sommer gegen die Heere der Protestanten ziemlich unthätig geblieben, diese benutzten ebenso wenig die sich ihnen bietenden günstigen Gelegenheiten;

im Herbst errang Tilly Vortheile und drang gegen Hannover vor, wo er gegen die Dänen stand, während Mansfeld am linken Ufer der untern Elbe seine Quartiere genommen hatte und Herzog Christian in seiner Heimat, den welfischen Landen, ein Volksaufgebot zu Stande zu bringen versuchte.

Der streng eingebrochene Winter hinderte den Ausbruch der Feindseligkeiten. Auf beiden Seiten war thatsächlich keine Einheit des Befehls: der König von Dänemark mußte den beiden Feldherren, welche den Krieg schon selbständig geführt hatten, freie Hand lassen und drüben war die Frage, ob Wallenstein oder Tilly den Vorrang haben solle, unentschieden geblieben.



Tilly's schweres Geschütz. Zeichnung von A. Beck.

Der Kurfürst von Bayern, Tilly's Kriegsherr, meinte Anfangs, Beide könnten ja, wie vor Zeiten die römischen Konsuln, abwechselnd einen Tag um den andern kommandiren! Dann aber ermahnte er seinen greisen starrköpfigen Feldherrn, mit Wallenstein, „dessen Sinnesart ihm ja bekannt sei, geschickt zu verfahren", wie auch der Kaiser den stolzen Friedländer bat, „sich der Einigkeit zu befleißigen." Beides blieb ohne den geringsten Erfolg. Ebenso wenig führte der letzte Versuch mit Friedensunterhandlungen zum Ziele. So brach das Jahr 1626 an.

Mansfeld eröffnete den Feldzug. Bei Dessau hatte Wallenstein, der seine Postirungen bis dahin ausgedehnt, eine Schiffbrücke geschlagen und diese durch einen starken Brückenkopf gedeckt, auch sonst Verschanzungen vorwärts anlegen lassen, um unter dem Schutze derselben die Elbe zu überschreiten und die Offensive zu ergreifen. Mansfeld hatte mit französischem und englischem Gelde seine Truppen befriedigt und sie durch neue Werbungen verstärkt. Rücksichtslos marschirte er durch das neutrale Brandenburg. Die Mark hatte zum Unglück damals einen schwachen Fürsten — unter den Hohenzollern eine seltene Ausnahme! — und dieser wurde obenein durch seinen Minister Schwarzenberg im österreichischen Interesse geleitet. Als der Krieg sich der Mark näherte, hatte er zwar ein Edikt erlassen, daß Jeder sich rüsten solle, „so hoch er immer aufkommen könne", also die ganze Wehrkraft des Landes aufgeboten. Es kam aber zu nichts, das Volk war im langen Frieden der Waffen entwöhnt und der kriegslustige märkische Adel diente im fremden Solde. Mehrere aus seinen Reihen sind im Dreißigjährigen Kriege hohe Kriegsobersten geworden, wir nennen nur Arnim (von Boytzenburg), Ihlow (Illo, der mit Wallenstein ermordet wurde), Sparr, Götze, Königsmark, der im schwedischen Dienst als letzte Waffenthat des Krieges die Kleinseite von Prag eroberte. Brandenburg stellte also dem Mansfelder keinen Widerstand entgegen; dieser behandelte jedoch das Land wie ein feindliches, rückte gegen die Elbe und griff Anfangs April den Brückenkopf bei Dessau an. Dieser war mit schwerem Geschütz stark besetzt (armirt), und die Artillerie zeigte hier wieder ihre Kraft, indem sie mit verheerendem Feuer mehrere, mit Heftigkeit erneuerte Stürme zurückwies. Mansfeld schloß daher die feindlichen Werke mit Gegenverschanzungen ein und unternahm erst am 25. April den Hauptsturm. Wallenstein hatte indessen seine vereinigte Macht zur Unterstützung der tapfern Besatzung des Brückenkopfes von Halberstadt herbeigeführt, er warf frische Truppen in die Verschanzungen, welche von den Mansfeldischen in stets erneuerten Stürmen wüthend angegriffen wurden. In der höchsten Gefahr des furchtbaren Kampfes that Wallenstein das Gelübde, für den Sieg dem Herrn ein Kloster zu bauen, und erfüllte dasselbe schon im folgenden Jahre durch die Stiftung der Karthause bei seiner Burg Jicin (Gitschin), wo er selbst später begraben worden ist. Doch überließ er nicht Gott allein die Rettung in der Noth — „hilf Dir selbst und Gott wird Dir helfen!" hat es zu allen Zeiten geheißen. Er sandte seine Reiterei unter Graf Schlik seitwärts, vom kämpfenden Feinde unbemerkt, aus den Werken in den die offene Ebene umfassenden Wald und als bei neuem Sturm im Rücken des Feindes Pulverwagen aufflogen, benutzte der Friedländer den Augenblick zu einem kräftigen Ausfall, welcher Mansfeld bewog, die Schlacht abzubrechen. Da stürzte die kaiserliche Kavallerie aus ihrem Hinterhalt zum Flankenangriff hervor und entschied die Niederlage des Feindes, welcher kämpfend seinen Rückzug auf Zerbst antrat. Von hier ging Mansfeld nach der Mark, wo er, von Wallenstein nicht verfolgt, sich alsbald wieder verstärkte. Mitte Juli brach er nach Schlesien auf, um von dort durch Ungarn ziehend mit dem alten, aber wankelmüthigen Bundesgenossen Bethlen Gabor von Siebenbürgen einen

Angriff auf die kaiserlichen Erblande zu unternehmen. Jetzt folgte ihm Wallenstein, konnte aber keine Vortheile über ihn gewinnen, bis Mansfeld sein geschwächtes Heer, mit dem er nichts mehr ausrichten und das er nicht ferner bezahlen konnte, wie früher in Ostfriesland, auflöste. Er wollte über Venedig nach England reisen, um dort Gelder zu neuen Werbungen zu erlangen, wurde aber auf der Reise schwer krank und mußte in dem bosnischen Dorfe Urakowitz liegen bleiben. Als er am 20. November 1626 sein Ende nahen fühlte, ließ er sich noch einmal den vollen Harnisch anlegen und mit dem Schwert umgürtet an das offene Fenster bringen, wo er, von zwei treuen Offizieren gehalten, aufrecht stehend starb.

Auch sein Waffengefährte, Christian von Braunschweig, war nicht mehr. Die Zeitgenossen glaubten an eine Vergiftung, doch mag wohl der leidenschaftliche junge Welf mit seinem rastlosen und wilden Leben selbst den Grund zu der Krankheit gelegt haben, welche die Aerzte nicht zu heilen verstanden.

König Christian von Dänemark hatte im Sommer zwar, weil Tilly erkrankt war, die Kaiserlichen weit zurückgedrängt, war aber dann vor dem genesenen Feldherrn wieder gewichen und von ihm am 19. August bei Lutter am Barenberge in der Gegend von Wolfenbüttel vollständig geschlagen worden. Sein Heer löste sich in volle Flucht auf, alles Geschütz fiel in die Hände des Siegers, dem nun ganz Niedersachsen offen stand. Auch Brandenburg wurde besetzt.

Wallenstein ergänzte seine Streitmacht den Winter über in Ungarn wieder auf 40,000 Mann und sorgte auch für sich, indem er vom Kaiser das Fürstenthum Sagan an sich brachte. Der böhmische Edelmann, der die deutschen Reichsfürsten bereits wie ein Gleichgestellter, ja nicht selten mit Geringschätzung behandelte, hatte aber den Gipfel der Macht, nach welcher sein Ehrgeiz strebte, noch lange nicht erreicht. Es wäre wohl überflüssig, seine gebieterisch imponirende Persönlichkeit und seinen Charakter zu schildern — wem wäre der welthistorisch berühmte Herzog von Friedland unbekannt geblieben! Er umgab sich mit dem Glanze eines souveränen Fürsten, seine Hofhaltung war prachtvoll, ihr entsprechend sein Gefolge als Feldherr. Fünfzig sechsspännige Kutschen führte er mit sich, und wenn er ausritt, folgten ihm 50 Knechte mit Handpferden. Dadurch gab er selbst das Beispiel zur Vermehrung des übermäßigen Trosses, welcher seinem Heere sich anhing. Im Lager bei Nürnberg, von dem wir bald sprechen werden, waren bei zuletzt kaum 40,000 Mann 15,000 Herrendiener und ebenso viele Soldatenweiber, das übrige zahllose Gesindel ungerechnet.

In Wallenstein's Hauptquartier mußte eine feierliche Ruhe walten, um seine Person absolute Stille, jedes laute Geräusch war ihm verhaßt. Offiziere durften ihm nicht mit klirrenden Sporen nahen, vor dem Krähen der Hähne soll er einen angeborenen Abscheu gehabt haben, und man erzählt, daß in Sommernächten, wenn sein Quartier zufällig an einem Teiche gelegen, die Bauern das Wasser peitschen mußten, um das Gequake der Frösche zu hindern. Es war aber nicht blos der Nachtruhe des Feldherrn wegen, sondern auch, um ihn nicht in seinen Beobachtungen der Gestirne zu stören, deren günstige

oder ungünstige Konstellationen er mit seinem Sterndeuter Seni nach dem Glauben der Zeit studirte.

Den Feldzug von 1627 eröffnete er in Schlesien, wo noch feindliche Truppen standen, die er vertrieb. Mit Tilly eroberte er dann Holstein und Schleswig; die Herzoge von Mecklenburg wurden in die Acht erklärt und ihre Länder 1628 Wallenstein zugesprochen, mit denen er 1629 förmlich belehnt wurde. Doch konnte er Stralsund, das, auf alte Rechte gestützt, keine Garnison aufnehmen wollte, nicht erobern, und er mußte die Belagerung aufheben, obgleich er sich vermessen hatte, Stralsund zu nehmen, und wenn es mit Ketten an den Himmel geschlossen wäre. Des Friedländers gewaltsames und rücksichtsloses Auftreten, sein Hochmuth und seine Anmaßungen hatten ihm längst viele Reichsfürsten verfeindet, jetzt erbitterte er auch den Kurfürsten von Bayern aufs Höchste, indem er ihm die Generale Tilly und Pappenheim durch Anerbietung braunschweigischer Länder abwendig machen wollte. Der Kaiser hatte unterdessen 1629 das Restitutionsedikt erlassen, in welchem die Rückgabe der eingezogenen geistlichen Stifter gefordert wurde. Wallenstein sah die bedenklichen Folgen ein, wie er auch erkannte, daß die Fortschritte an der Ostsee dem Kaiser einen neuen Feind in Gustav Adolf von Schweden erwecken müßten, er schloß deshalb mit König Christian den Frieden zu Lübeck, in welchem dieser seine Lande zurückerhielt gegen die Zusage, sich nicht mehr in die deutschen Angelegenheiten zu mischen.

Der Wunsch des Kaisers, seinem Sohne die böhmische Königskrone, d. h. die Nachfolge im Reiche zu verschaffen, bewog ihn, endlich wieder einmal einen Reichstag zu Regensburg 1630 zu halten. Auf diesem wurden allgemeine Klagen gegen Wallenstein's Eigenmächtigkeit und die Landverderbung seines Heeres laut, besonders heftig trat Maximilian von Bayern gegen ihn auf. Der Kaiser, der auch durch seinen Generalissimus vielfach verletzt war, ließ ihn fallen, sprach seine Absetzung aus und stellte seine Truppen ebenfalls unter Tilly's Oberbefehl.

Gustav Adolf. Da gelangte die Nachricht nach Regensburg, daß Gustav Adolf in Pommern gelandet sei. Der Kaiser sagte ironisch: „Wir haben halt wieder ein kleines Feindl bekommen!", und die Fürsten und Hofleute spotteten, auf das nordische Land anspielend, über den Schneekönig, der gegen den Adler kämpfen wolle, sie sollten aber das kleine Feindl bald achten und fürchten lernen.

Frankreich, dessen Politik unter Richelieu stets gegen das Haus Oesterreich gerichtet war, hatte einen Waffenstillstand zwischen Schweden und Polen vermittelt, sodaß Gustav Adolf freie Hand gewonnen hatte, seinen Glaubensbrüdern in Deutschland zu Hülfe zu kommen. Wahre Frömmigkeit, scharfer Verstand, hohe Bildung, eine königlich würdevolle Haltung bei großer Leutseligkeit zeichnete den Monarchen aus; körperlich war er stark und schön, von edlen Zügen, welche durch klare blaue Augen belebt wurden.

Mit 15,000 Mann (2 Kavallerie- und 4 Infanterie-Regimenter) landete er in Pommern. Er hatte bereits im polnischen Kriege wichtige Reformen bei seinem Heere eingeführt, indem er die Erfahrungen der Offiziere, welche aus fremden

Diensten viel in den seinigen traten, benutzte, namentlich die Fortschritte des Kriegswesens in den Niederlanden. Leichtigkeit in der Ausrüstung, in der Bewegung, im Manövriren und im Gefecht, gegenseitige Unterstützung der Waffen, Benutzung der Siege war es, was er anstrebte. Darum hatte er seinen Pikenieren leichtere, kürzere Spieße, Partisanen, gegeben, seinen Musketieren leichtere Gewehre, die keiner Gabel mehr bedurften und Patrontaschen, seinen Kürassieren weniger Rüststücke, seinen Dragonern schwedische, leichte Pferde, seiner Artillerie neben den schweren Batteriestücken auch kleinere leichte Kanonen, die den Infanterieregimentern zu je 2 Stück beigegeben wurden. Die sogenannten ledernen Kanonen, leichte kupferne Rohre mit Leder überzogen, hatten sich aber nicht bewährt und sind wahrscheinlich in Deutschland nicht mehr gebraucht worden. Dadurch war seine Artillerie bedeutend vermehrt.


Gustav Adolf, König von Schweden.

Der König stellte seine Infanterie in 6 Gliedern auf und die Musketierpelotons sogar zum Gefecht in 3 Gliedern. Statt des bisher gliederweise abgegebenen Feuers führte er das Pelotonfeuer ein, wobei das ganze Peloton, dessen erstes Glied dazu niederkniete, auf Kommando zugleich schoß. Den Feinden, welche beim Alten blieben, wurde er durch diese Neuerungen schon überlegen. Seine Schlachtordnung formirte er in Brigaden, wozu er 2 Regimenter, nach Abgabe einiger Trupps für besondere Zwecke kommandirter Musketiere, zusammenstoßen ließ. Er hatte den Brigaden auch gleiche Uniformen, jeder von anderer Farbe gegeben, sein Leibregiment trug Gelb.

Aus 4 Compagnien (einem Halbregimente) war der sogenannte Quaternio (Vierfähnlein) gebildet, drei solcher formirten sich in der Regel zur Brigadestellung, welche jedoch sehr verschieden geschildert und erklärt worden ist. Ein Vierfähnlein stand gewöhnlich voran, seine Pikeniere in erster Reihe, die Musketiere dahinter


Das brennende Magdeburg, am 10. Mai 1631.

Die beiden andern Quaternios, zum Hauptkampf bestimmt, waren im zweiten oder dritten Treffen aufgestellt. In dieser Weise rückten die Brigaden mit Zwischenräumen, um selbständig handeln zu können, nebeneinander in Schlachtordnung; das Heer bildete zwei Treffen, deren jedes meist seine spezielle Reserve aus Reiterei erhielt, während die Hauptmasse derselben auf beiden Flügeln in Geschwadern hielt, in deren Zwischenräume ersten Treffens Musketiertrupps von jenen Kommandirten gestellt wurden. Die Regimentsstücke standen auf den Flügeln der Brigaden, die schweren Geschütze waren in Batterien vor der Front zusammengezogen.

Auch eine zweckmäßige Marsch- und Lagerordnung hatte der König gegeben, sodaß er wirklich eine Armee mit verbesserter Ausrüstung und neuen Formen auf den Kriegsschauplatz brachte. An sich verbürgt das den Sieg noch nicht, aber das Feldherrngenie Gustav Adolf's wußte denselben an seine Fahnen zu fesseln.

Magdeburg hatte sich dem Restitutionsedikt widersetzt und den Kaiserlichen seine Thore geschlossen. Es war deshalb blockirt und später belagert, die Belagerung dann aber aufgehoben worden. Als die Schweden in Pommern landeten, war dies von einem kaiserlichen Corps, Mecklenburg von einem andern besetzt. Stettin wurde zwar von dem Herzoge von Pommern dem Könige geöffnet, aber dieser doch durch die Uebermacht bis zum Schlusse des Jahres aufgehalten, ehe er, durch geworbene Truppen verstärkt, Pommern vom Feinde säubern konnte. Tilly marschirte zur Unterstützung nach Mecklenburg; als aber der König sich aus seinem Lager bei Schwedt nach der Mark wandte und das von den Kaiserlichen besetzte Frankfurt an der Oder am 3. April 1631 mit Sturm nahm, ging Tilly wieder nach der Elbe und belagerte nun Magdeburg ernstlich.

Ob Gustav Adolf diese Stadt, die einzige, welche noch für die Religionsfreiheit kämpfte, hätte retten können, darüber sind die Meinungen getheilt.

Jedenfalls wurde Gustav Adolf durch die Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen, welche ihm den Durchmarsch verweigerten, lange hingehalten und die unglückliche Stadt am 10. Mai 1631 von den Kaiserlichen mit Sturm genommen und unter entsetzlichen Greueln zerstört. Pappenheim, als Tilly zögerte, das verabredete Signal zu geben, war zuerst stürmend eingedrungen und Anfangs von Tilly nicht unterstützt worden, sodaß er in dem wüthenden Straßenkampfe viele Soldaten verloren hatte. Seit dieser Zeit herrschte zwischen Beiden eine große Spannung, ihre Charaktere waren auch sehr verschieden. Der feurige ungestüme Reiterführer konnte sich mit dem vorsichtigen, starrsinnigen Tilly nicht vertragen.

G o t t f r i e d H e i n r i c h G r a f v o n P a p p e n h e i m war 37 Jahre alt, ein Muttermal auf seiner Stirn, zwei Streifen, gekreuzten Schwertern ähnlich, das bei Zorn oder Leidenschaft blutroth hervortrat, schien das Wahrzeichen seines Wesens zu sein. In der Schlacht bei Prag hatte er an der Spitze eines Reiterregiments zwanzig Wunden empfangen, sodaß er kaum am Leben erhalten worden war. Vom Kaiser nachher persönlich zum Ritter geschlagen — einer der spätesten Akte dieser Art — hatte er 1626 in Oberösterreich einen gefährlichen Bauernaufstand unterdrückt, welchen die Vertreibung der protestantischen Geistlichen und die gewaltsame Wiederherstellung

der katholischen Kirche veranlaßt hatte. Wer das schöne Salzkammergut besucht, kann in der Pfarrkirche zu Gmunden noch heute Pappenheim's Schwert, das zum Siegeszeichen dort aufgehängt worden ist, sehen.

Als kaiserlicher Feldmarschall hatte Pappenheim dann unter Tilly und Wallenstein gedient und Magdeburg, wie oben gesagt, zuerst erstürmt. Dafür ist auch der größte Theil der Mordscenen und der Brandstiftung durch den neuen Vertheidiger Tilly's, Onno Klopp, auf Pappenheim's Rechnung geschrieben worden.



Pappenheimer bringen einen Deserteur ein.

Gustav Adolf hatte unterdessen seinen Schwager, den Kurfürsten von Brandenburg, zur Einräumung von Küstrin und Spandau gezwungen, um seine Rückzugslinie zu decken. Brandenburg mußte sich zugleich mit Schweden verbinden, was Sachsen, das ein Heer gerüstet hatte, beharrlich ablehnte. Zur Rettung von Magdeburg kam also der König zu spät; er ging bei Tangermünde über die Elbe und bezog ein festes Lager bei Werben. Die Herzoge von Mecklenburg setzte er wieder ein, Hessen-Kassel schloß sich ihm an, und der ritterliche Bernhard von Weimar, der jüngste Sohn des regierenden Herzogs, der schon bei Wimpfen und Stadtlohn, dann unter Christian von Dänemark gekämpft hatte, trat in seine Dienste. Tilly war nach Hessen gegangen, um dasselbe für das Bündniß mit Schweden zu züchtigen, jetzt kam er nach Sachsen, verlangte Entwaffnung und behandelte das Land feindlich, sodaß der Kurfürst geradezu den Schweden in die Arme getrieben wurde.

Beide Heere vereinigten sich bei Düben und marschirten nun gegen Tilly, welcher Leipzig genommen hatte. Der kaiserliche Feldherr wollte, auf Verstärkung wartend, eine Schlacht vermeiden, Pappenheim aber, dem er mit 2000 Kürassieren eine Rekognoszirung des feindlichen Anmarsches gestattet hatte, verwickelte sich in ein Gefecht und zwang dadurch Tilly, mit seiner ganzen Macht auszurücken und am 7. September die Schlacht bei Breitenfeld anzunehmen. Er stellte sein Heer, 18,000 Mann zu Fuß, 14,000 Pferde und 26 Kanonen, in zwei Treffen, mit einem Rückhalt auf; der größte Theil der Reiterei unter Pappenheim bildete den linken Flügel, der andere unter dem Landgrafen von Fürstenberg den rechten, 5 Regimenter Kroaten unter ihrem bekannten Isolani waren hier vorgeschoben. Der Aufmarsch des Feindes, welcher zuvor einen Bach zu passiren hatte, geschah ungehindert: die Schweden, 13,000 Mann Infanterie, 9000 Reiter, 60 Geschütze, nahmen den rechten, die Sachsen, 12,000 Mann zu Fuß, 4000 Reiter, 42 Kanonen, den linken Flügel ein, jene in ihrer schon geschilderten Brigadeaufstellung, diese in dreifacher Keilform, vom Centrum und beiden Reiterflügeln jeder für sich, gebildet. Hier zeigte es sich von Neuem, wie sehr sich die schwedische Artillerie im Gegensatze zu der schwerfälligen ihrer Feinde vervollkommnet hatte, welche trotz eines Vorspanns (s. S. 20) von oft 24 Pferden an einem Geschütz den Truppenzügen kaum zu folgen und zur Schlacht aufgestellt, ihre Position nicht mehr zu ändern, daher bei wechselvollem Kampfe wenig mitzuwirken vermochten! Die Schweden hatten zwar auch schwere Geschütze, die wegen ihrer bedeutenden Wirkung nicht zu entbehren waren, neben ihnen waren aber zahlreiche leichte Kanonen den Regimentern beigegeben, welche, zur schnellen Bewegung geschickt, überall in die Gefechtsmomente eingreifen konnten.

Eine zweistündige Kanonade leitete die Schlacht ein, dann ging Tilly gegen die Schweden zum Angriff, doch hinderte ihn hier das Feuer einer schwedischen Batterie von 13 Kanonen, er wandte sich daher gegen die Sachsen, welche vollständig geschlagen wurden, während auf dem entgegengesetzten Flügel Pappenheim die schwedische Kavallerie attackirte. Hier entstand ein großartiger Reiterkampf, in welchem die zwischen den schwedischen Schwadronen vertheilten Musketiere den Kaiserlichen vielen Schaden zufügten. Siebenmal erneuerte Pappenheim seinen Angriff, aber stets mit ungünstigem Erfolge.

Durch die Niederlage der Sachsen war jedoch die linke Flanke der Schweden entblößt, Tilly schwenkte gegen diese ein und ließ zuerst die Kroaten vorprellen. Rasch bildeten die Schweden durch Herbeiziehung der nächsten Brigaden aus dem zweiten Treffen einen Haken, die Kroaten wurden von einer bisher maskirten Batterie beschossen, die schwedische Infanterie wendete hier zum ersten Male das in den Lagern bei Schwedt und Werben eingeübte Pelotonfeuer an, und in dem allgemeinen Kampfe ging alle Gefechtsleitung verloren. Der König mit seinem rechten Flügel, nachdem Pappenheim ganz geworfen, griff nun Tilly an und errang den Sieg. Nur vier wallonische Regimenter hielten noch Stand.



Schwedische Artillerie am Rhein.

Hierfür vermachte Tilly denselben bei seinem Tode im nächsten Jahre eine bedeutende Summe. Er selbst wurde bei Breitenfeld verwundet und sammelte mit Mühe die Reste seiner geschlagenen Armee bei Halberstadt.

Die Erblande des Kaisers lagen jetzt dem Schwedenkönig offen, er erkannte jedoch seinen gefährlichsten Feind in Maximilian von Bayern, als Haupt der Liga, und sprengte zunächst diese, indem er sich gegen die fränkisch-rheinischen Bisthümer wandte. Ihn leitete auch der Gedanke, aus diesen (Bamberg, Würzburg, Mainz, Speier u. s. w.) nebst Magdeburg und Halberstadt für sich selbst im Herzen von Deutschland ein Fürstenthum zu bilden, das ihm einst den Weg zum Kaiserthrone ebnen sollte. Wäre dieser Plan nicht durch seinen frühen Tod vereitelt worden und die Heirath seiner Erbin Christine mit dem Kurprinzen von Brandenburg, dem spätern Großen Kurfürsten, zu Stande gekommen — welch eine Macht hätte dieser und Deutschland welch eine andere Geschichte gewonnen! Es kam indessen anders.

Gustav Adolf marschirte also nicht nach Böhmen, wohin er nur die Sachsen unter Arnim schickte, sondern nach dem Main und diesem folgend zum Rheine. Die obengenannten Lande fielen ohne Widerstand in seine Gewalt, zu Weihnachten eroberte er Mainz und nahm Winterquartiere. Tilly war nach Süddeutschland berufen worden, um Bayern zu schützen, Pappenheim stand in Niedersachsen; der Kaiser in seiner Noth richtete seine Augen wieder auf Wallenstein, welcher nach seiner Absetzung in fürstlicher Weise auf seinen Besitzungen gelebt und seiner Zeit gewartet hatte. Diese war jetzt gekommen, er wußte sie zu benutzen, aber nicht in weiser Mäßigung. Er ließ sich bewegen, den Oberbefehl wieder zu übernehmen, Anfangs nur für drei Monate, und dann unter Bedingungen, welche ihm in der Bedrängniß zugestanden wurden, aber den Keim des Verderbens für ihn selbst in sich trugen. Wallenstein sollte danach auf immer Oberfeldherr der Kriegsmacht des Hauses Oesterreich sein, alle Stellen besetzen, Belohnungen und Strafen geben und freie Verfügung über alle eroberten oder eingezogenen Länder haben; der Kaiser und der König von Ungarn, sein Sohn, durfte nie bei der Armee erscheinen! Konnten solche Bedingungen aufrichtig erfüllt werden?

Im März 1632 brach Gustav Adolf wieder auf und wandte sich nun gegen Bayern. Am Lech stellte sich ihm Tilly entgegen, um ihm den Uebergang streitig zu machen, Gustav Adolf erzwang diesen aber am 5. April bei Rain unter dem Feuer seiner zahlreichen Artillerie, Tilly selbst wurde tödlich verwundet und starb am 6. April zu Ingolstadt. Bayern war verloren, Gustav Adolf zog am 7. Mai in München ein und der Kurfürst fand eine Zuflucht beim Erzbischof von Salzburg. Er mußte jetzt beim Kaiser Hülfe suchen, wie dieser vor 12 Jahren bei ihm! Aber Wallenstein ließ den Kurfürsten fühlen, daß er die Macht besaß, für die Anklage zu Regensburg Vergeltung zu üben. Er blieb mit seinem Heere in Böhmen, und erst, als Gustav Adolf Bayern wieder verlassen und ein festes Lager bei Nürnberg bezogen hatte, marschirte er auch hierher und schlug den Schweden gegenüber unweit Fürth sein Lager auf. Der König hatte zur Besetzung seines bedeutend vergrößerten Kriegsschauplatzes viele Truppen zurücklassen müssen, für diese sollte das Lager

bei Nürnberg der Sammelpunkt sein. Bernhard von Weimar, der mit einem detachirten Corps in Niedersachsen glücklich gekämpft hatte, war schon früher zu ihm gestoßen.

Beide Heere standen sich in den mit aller Kunst befestigten Lagern lange gegenüber, im schwedischen brach Hungersnoth aus und veranlaßte den König, das feindliche am 24. August stürmend anzugreifen, er wurde jedoch zurückgeschlagen und zog nun ab. Wallenstein folgte ihm nicht, sondern marschirte nach Sachsen, wodurch der König gezwungen wurde, sich auch dorthin zu wenden, um seinem Bundesgenossen zu Hülfe zu kommen.

An eine Schlacht glaubte Wallenstein nicht mehr; er entsandte Pappenheim nur noch gegen Halle, um die Moritzburg zu nehmen und wollte dann Winterquartiere beziehen. Da rückten die Schweden an, und es kam bei Lützen am 6. November zur Schlacht.

Wallenstein nahm Stellung hinter einem Graben, der mit Musketieren besetzt wurde, sein rechter Flügel war an die Stadt gelehnt, der linke sollte durch Pappenheim gebildet werden, welcher zurückgerufen worden war. Der Oberfeldherr litt in dieser Zeit heftig am Podagra, dennoch stieg er zu Pferde und sein hageres, erdfahles Gesicht zeigte keine Spur von Schmerz, als er an der Front seiner Truppen hinabritt und sie mit seinen durchdringenden Feueraugen musterte.

Das schwedische Heer hatte wieder zwei Treffen formirt, der König, im einfachen Lederkoller, ohne Küraß, den er seit einer im polnischen Kriege bei Dirschau empfangenen Wunde nicht mehr trug, den kleinen Hut auf dem Haupte, redete seine Krieger freundlich und ermuthigend an und ließ um 10 Uhr, als der tiefe Nebel, der auf der Gegend lag, sich zu lichten schien, den Angriff beginnen. Als der rechte Flügel vor dem Kugelregen stutzte, sprang Gustav Adolf vom Pferde, ergriff eine Partisane und führte die nächste Brigade über den Graben. Die andern folgten und warfen zwei Tercien zurück, sie wurden jedoch von der dritten und Piccolomini's Kürassieren wieder zum Weichen gezwungen. Ihnen zu Hülfe eilte der König mit dem Reiterregiment Småland, gerieth aber vorauseilend im Nebel an den Graben, wo ihm ein Schuß die Hand zerschmetterte und dann unter kaiserliche Kürassiere; ein Oberstleutnant von Falkenberg erkannte ihn und schoß ihn in den Rücken, sodaß er vom Pferde stürzte, dann wurde er von Andern durch den Kopf geschossen und rein ausgeplündert. So lautet die glaubwürdige Erzählung des Pagen, der seinen Herrn im Tode nicht verlassen hatte und selbst an den empfangenen Wunden bald nachher starb.

Des Königs Pferd mit blutigem Sattel lief nach dem linken Flügel, wo Bernhard von Weimar bis jetzt nicht glücklich gekämpft hatte. Dieser übernahm nun auf eigene Hand den Oberbefehl und der Gesammtangriff, den er anordnete, wurde von den über den Tod ihres Königs zur Wuth entflammten Truppen siegreich ausgeführt. In diesem Augenblick traf Pappenheim, mit 4 Reiterregimentern seiner Infanterie vorausgeeilt, auf dem Schlachtfelde ein und brachte das Gefecht wieder zum Stehen, aber er selbst fiel, seine Reiter wurden geworfen und seine Infanterie

kam zu spät. Die Nacht machte dem Kampf ein Ende, beide Theile schrieben sich den Sieg zu, doch behaupteten die Schweden das Schlachtfeld, und die Kaiserlichen zogen sich nach Leipzig und bald darauf nach Böhmen zurück.

Bernhard von Weimar. Ohne Bestallung führte Bernhard von Weimar den Oberbefehl des Heeres, das ihm anhing, fort, ihm zur Seite stand Horn als schwedischer Feldmarschall. Georg von Lüneburg und der Landgraf von Hessen befehligten ihre eigenen Truppen. Dem Kanzler Oxenstjerna, als Legaten der Krone Schweden, gelang es, mit dem fränkischen, schwäbischen und beiden rheinischen Kreisen im April 1633 das Bündniß zu Heilbronn zu Stande zu bringen. Wallenstein verhielt sich den Fortschritten der Protestanten gegenüber unthätig; seine Feinde am Hofe benutzten dies, um ihn zu verdächtigen, er wurde des Hochverraths beschuldigt und in die Acht erklärt. Jetzt knüpfte er allerdings Verhandlungen mit Bernhard von Weimar an, wurde aber zu Eger am 25. Februar 1634 in seinem Schlafgemach ermordet, gleichzeitig seine vornehmsten Anhänger, die zu einem Feste vereinigt waren. Die Partisane, mit welcher Hauptmann Devereux seinen Feldherrn erstach, ist mit andern Erinnerungsstücken aus der Zeit des Friedländers und dessen vortrefflichem Bilde auf dem Waldstein'schen Schlosse in Dux zu sehen.

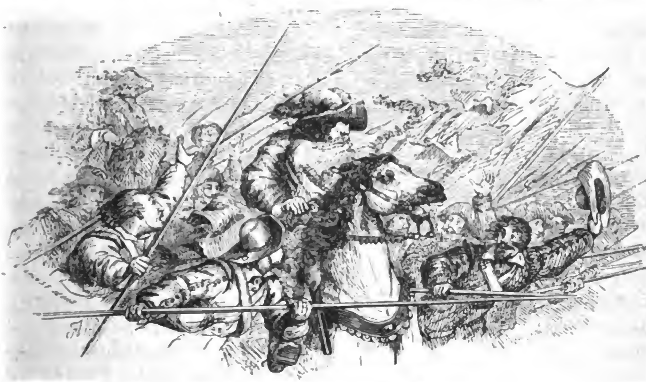


Bernhard, Herzog von Sachsen-Weimar.

An die Spitze des kaiserlichen Heeres trat dem Namen nach der König Ferdinand von Ungarn, doch befehligte eigentlich Gallas. Vereinigt mit den Bayern unter Johann von Werth, einem der kühnsten Führer in jenem Kriege, nahmen sie Regensburg wieder und schlugen die Schweden vollständig bei Nördlingen am 4. September. Horn wurde gefangen, Bernhard von Weimar begab sich nach Frankreich, um dort die Mittel zur Fortsetzung des Krieges zu erlangen. Die süddeutschen Fürsten flohen und warfen sich ebenfalls Frankreich in die Arme, das nun für den Elsaß als Preis seiner Hülfe dem Heilbronner Bündniß beitrat. Sachsen und Brandenburg schlossen mit dem Kaiser den Frieden zu Prag 1635, und der

ganze niedersächsische Kreis folgte diesem Beispiel. Nur Hessen-Kassel hielt treu bei den Schweden aus, welche sich bis an die Ostsee zurückziehen mußten.

Banér, der wilde, schöne Banér, wie er genannt worden, befehligte jetzt; er drang wieder vor und schlug den kaiserlichen General Hatzfeld 1636 bei Wittstock. Bernhard hatte mit französischem Gelde ein eigenes Heer geworben und nach schwedischem Muster vortrefflich organisirt. Er begann 1637 die Eroberung des Elsaß, der ihm zugesprochen war, wurde aber, als er den Rhein überschritt, durch Johann von Werth zum Rückzuge gezwungen und konnte erst vordringen, als Banér Gallas auf die kaiserlichen Erblande zurückdrängte und diese geschützt werden mußten. Bei Rheinfelden 1638 siegte Bernhard über Johann von Werth, welcher gefangen und nach Paris gebracht wurde, wo seine Persönlichkeit und sein Benehmen die leicht erregbaren Franzosen für ihn einnahm. Er wurde später gegen Horn ausgewechselt. — Im Dezember nahm Herzog Bernhard Breisach, nachdem er zwei zum Entsatz heranziehende Heere geschlagen hatte. Er ließ sich als Herrn huldigen.



Herzog Bernhard von Weimar bei Breisach.

Der Kardinal Richelieu sah, daß er sich nicht als französisches Werkzeug zur Eroberung deutscher Länder gebrauchen ließ, er bot ihm vergebens die Hand seiner Nichte an, suchte ihm seine Offiziere abwendig zu machen und entzog ihm endlich die Hülfsgelder. Bernhard hatte aber ein selbständiges Heer und verabredete schon mit Banér einen Feldzugsplan, wobei dieser gegen die österreichischen Erblande, der Herzog gegen Bayern operiren sollte, als der Tod seine Siegeslaufbahn endete.

Er starb am 8. Juli 1639, nach der Meinung der Zeitgenossen an französischem Gifte. Sein Heer, mit Ausnahme der Kavallerie, wurde für Frankreich gewonnen, welches damit auch seine Eroberungen festhielt. Nur seine Reiterei, und zwar ohne Offiziere, weil diese der Krone Frankreich geschworen, marschirte unter Anführung eines ehemaligen Jenenser Studenten, Hempel, den sie dazu erwählt,

nach Thüringen zu den Schweden ab und Frankreich reklamirte sie vergebens. Herzog Bernhard hatte sterbend verordnet, daß die von ihm eroberten Länder beim Deutschen Reiche, vorerst unter dem Schutze seiner Brüder bleiben sollten — was kümmerte sich Frankreich darum? Kaum, daß seine Leiche in die Fürstengruft nach Weimar geführt werden durfte. Die schwarze, mit Gold eingelegte Rüstung des Helden befindet sich auf der Wartburg.

Torstenson. Kaiser Ferdinand II. war schon 1637 gestorben und sein Sohn Ferdinand III. ihm gefolgt. Neue Führer traten überall an die Spitze der Heere: die Kaiserlichen wurden von dem Erzherzoge Leopold Wilhelm, Piccolomini und Hatzfeld, die Truppen Bernhard's von Weimar, durch Franzosen verstärkt, von Guébriant befehligt; an Banér's Stelle, der nach kurzer, meteorgleicher Kriegführung, um mit den Worten des Historikers Barthold zu reden, „an frevelhafter Verschwendung der Lebenskräfte in Wein, Frauengunst und Trotz gegen alle Anstrengungen des Krieges" gestorben war, übernahm Lienhard Torstenson, obwol krank und hinfällig, 1641 den Oberbefehl des schwedischen Heeres. Seine Feldzugspläne sind Muster höchster Kühnheit, Schnelligkeit und Energie. Er fiel 1642 in Schlesien ein, wo ihm Brieg heldenmüthig widerstand, dann zog er, nachdem seine Reiter schon bis in die Nähe von Wien gestreift, blitzschnell nach Sachsen und schlug den Erzherzog Leopold Wilhelm, welcher bis Leipzig vorgedrungen war, bei Breitenfeld, fast auf derselben Wahlstatt, wo Gustav Adolf gesiegt, nur mit umgekehrter Front. Von hier wurde er durch das feindselige Auftreten Dänemarks nach Norden abgerufen. Er eroberte Holstein, Schleswig sowie ganz Jütland und zwang Christian IV. zum nachtheiligen Frieden von Brömsebro. Die Kaiserlichen unter Gallas waren ihm bis Kiel gefolgt, um ihm den Rückzug abzuschneiden, wichen aber, als er gegen sie umkehrte. Gallas wurde bei Jüterbogk geschlagen und hierauf vom Kaiser abgesetzt, Hatzfeld erhielt das Kommando. Schon im Januar 1645 brach Torstenson über das Erzgebirge wieder in Böhmen ein und schlug die Kaiserlichen bei Jankau am 24. Februar bis zur Vernichtung, worauf er Brünn belagerte und bis Korneuburg vordrang. Doch brachen Krankheiten im Heere aus, er mußte jene Belagerung aufheben und nach Böhmen zurückgehen: Wien war gerettet. Seine Körperschwäche nöthigte ihn endlich, den Oberbefehl niederzulegen, der an Wrangel überging.

Franzosen und Schweden. Die Franzosen hatten sich in Süddeutschland ausgebreitet, Guébriant, bei Rotweil verwundet, war gestorben, sein Nachfolger Ranzau bei Tuttlingen 1643 von Mercy, dem bayerischen Feldherrn, überfallen und das Heer fast vernichtet, auch Turenne, der nun das Kommando übernahm, bei Mergentheim 1645 geschlagen worden, aber dieser Feldherr, welcher sich später den berühmtesten zugesellte, siegte noch in demselben Jahre bei Allersheim, wo Mercy fiel, und Bayern, das vom Kaiser keine Unterstützung zu hoffen hatte, bequemte sich zum Waffenstillstand. Da ging Johann von Werth, darüber empört, aus bayerischen in kaiserliche Dienste; schon im Dezember 1647 schloß sich aber der Kurfürst wieder dem Kaiser an und von Neuem war Bayern, als die Vormauer Oesterreichs und der Herd des Widerstandes, den vereinigten Angriffen Turenne's und Wrangel's ausgesetzt.



Kaiserliche überrumpeln durch Kriegslist eine Stadt.

Das französische Heer war unter Turenne ein ganz anderes geworden, als Guébriant's Truppen gewesen. Diese hatten vor Deutschland, das sie für eine grause, unwirthbare Wüstenei hielten, eine solche Furcht gehabt, daß ihnen das Ziel des Marsches zuerst verschwiegen und sie auf diesem immer in große Alarmhäuser eingesperrt werden mußten, um nicht zu desertiren.

Unter Turenne's Führung waren sie aber bald zu hoher Kriegstüchtigkeit gelangt, wozu auch die Verschmelzung mit dem weimar'schen Heere und die Waffenverbindung mit Schweden beigetragen hatte.

Ein Sieg Königsmarck's bei Zusmarshausen im Mai 1648 und die Einnahme der Kleinseite von Prag im August durch denselben Feldherrn waren die letzten bedeutenden Waffenthaten des unheilvollen Krieges, welcher endlich durch den Frieden, über den schon jahrelang verhandelt worden war, am 24. Oktober 1648 beschlossen wurde.

Im Laufe des Krieges hatte die Belagerungskunst Rückschritte gemacht, kleine, schlechtbefestigte Orte hielten sich oft auffallend lange, um wie viel mehr die großen, festen Städte. Auch wenn Bresche geschossen war; konnte der Sturm bei den neuen Vertheidigungsmitteln nur mit großen Verlusten gelingen. Man schritt daher wieder zum Ueberfall, zur Ueberrumpelung durch List. Im Laufe der Zeit hatten sich die Kriegslisten immer durch neue Einfälle und Mittel weiter entwickelt. Von denen, die schon im Alterthum üblich gewesen und von Polyän und Frontinus erzählt werden, konnte man wenige mehr brauchen, sie waren meist zu kindisch und setzten eine große Einfalt des Feindes voraus. Dafür benutzte man in den italienischen Kriegen vielfach den Aberglauben. Die Soldaten erschienen zum Ueberfall als Gespenster, sie zogen die Hemden über die Rüstungen, oder wenn sie keine hatten, was oft der Fall war, so klebten sie sich weißes Papier an. Die entnervende Furcht ließ dann ihr Unternehmen oft gelingen. Bald wurde diese List allgemein, man nannte sie Camisada (Hemdlauf) und hätte sich vor der bekannten Sache nicht zu fürchten brauchen, es konnten aber doch auch einmal keine Hemdläufer, sondern wirklich Gespenster sein! In den Kriegen der nordischen Völker kamen auch rohere Listen vor. Die Schweden, die eine Stadt belagerten, bestrichen einmal ein großes Schwein mit Theer, brachten es bei Nacht auf die dem beabsichtigten Ueberfall entgegengesetzte Seite der Mauern, steckten das arme Thier in Brand und ließen es laufen. Die nächtliche Feuererscheinung, die wie rasend über die Flur lief, lockte Alles in der Stadt auf die andere Seite der Mauern und die Schweden erstiegen die diesseitige ohne Widerstand. Gewöhnlich aber suchte man sich durch allerhand Listen Eingang in die Thore zu verschaffen, um die Wache zu überfallen und niederzumachen, und dann mit hellen Haufen in die Stadt einzudringen. Krieger als Landleute, selbst als Weiber verkleidet, welche Lebensmittel in die Stadt bringen wollten, Wagen mit Tonnen beladen, in denen bewaffnete Krieger verborgen waren, in den Niederlanden auch Torfschiffe auf den Kanälen, die zu den feindlichen Städten führten, wurden abgeschickt, um nur erst ohne Anwendung von Gewalt eine Schar hineinzubringen, welche dann mit dem Schwerte den Uebrigen den Weg bahnte. Es giebt eine Menge von Ueberfällen, welche durch solche Listen gelungen sind. Einer der berühmtesten ist der von Breda 1590.

Die letzten Jahre des Dreißigjährigen Krieges sind wohl die schrecklichsten gewesen, weil Deutschland nun bis auf das Mark ausgesogen war und viele Gegenden weder die Soldaten, noch ihre wenigen übrig gebliebenen Bewohner ernähren konnten. Da steigerte sich die Grausamkeit, um das tägliche Brot zu erpressen. Die Heere waren zu Soldatenwandervölkern geworden und da, so weit es möglich war, nur für die Kriegsleute und die zuständigen Nichtkombattanten Verpflegung geliefert

wurde, blieben immer Tausende übrig, welche sich, um nicht zu verhungern, Brot suchen mußten. So meldet ein dienstlicher Bericht, daß 1646 beim bayerisch-kaiserlichen Heere 40,000 Portionen geliefert worden, dasselbe aber mit seinem ganzen Troß 180,000 Seelen stark gewesen sei! Daß sie wie Heuschreckenschwärme ganze Länder verwüsteten, war natürlich. Wenn nichts mehr da war, brach die Hungersnoth in fürchterlicher Weise auch unter den bewaffneten Wandervölkern aus und raffte, verbunden mit Seuchen, Tausende dahin. Außerdem war ganz Deutschland von kleinen, zur Besetzung der Städte zurückgelassenen Garnisonen überzogen, welche ihre Nachbarschaft brandschatzten und ausplünderten. Als endlich der Frieden verkündigt wurde, wollten die Soldaten, denen die Welt gehörte, zuerst gar nicht daran glauben, denn der Krieg schien auf Erden der Normalzustand geworden zu sein. Sie setzten ihre Wirthschaft fort; es dauerte sehr lange, bis sie abgeführt werden konnten, und viele entlassene Kriegsknechte rotteten sich dann zu Räuberbanden zusammen. Nur zwei deutsche Länder sind von dem Kriege verschont geblieben: Salzburg, das Alpenland, durch seine glückliche Lage und Oldenburg durch die kluge Politik seines Landesherrn.

Auch in politischer Beziehung hatte der Krieg für Deutschland die schlimmsten Folgen: Vorpommern ging an die Schweden, der Elsaß an Frankreich verloren, jenes ist später durch die Hohenzollern wiedergewonnen worden, dieses aber selbst nach dem Sturze Napoleon's, wo es doch wie aller Raub an Deutschland zurückgefordert werden konnte, bei Frankreich verblieben. Wie die Macht und das Ansehen des Deutschen Reichs gelitten, die Reichsfürsten eine Souveränetät gewonnen, dadurch der Partikularismus, nach heutigem Ausdruck, befördert worden, und die Einmischung des Auslandes in deutsche Angelegenheiten gestiegen — gehört nicht in unser Soldatenbuch.



Holk's Freischaaren.



Der sterbende Reiter.

2. Puritaner und Royalisten in England:
Rundköpfe und Kavaliere.

Die Wasser verliefen sich nach und nach, aber nach der Flut wurde das ganze Elend erst erkannt, das sie angerichtet. Wohl durften sich die Großen und Mächtigen rühmen, verstärkt durch den Gewinn an selbstherrlicher Macht aus dem blutigen Ringen der Geister und Leiber hervorgegangen zu sein, indessen Bürger und Bauer waren um so übler daran. Nicht nur war Deutschlands Wohlstand auf lange hin vernichtet, sondern auch allerorten eine Entsittlichung eingetreten, ein Stumpfsinn, eine Verleugnung aller Treue, eine Gleichgiltigkeit gegen die Religion als Rückschlag des Fanatismus der ersten Kriegszeit, sodaß selbst edlere Gemüther an künftigen bessern Zuständen verzweifelten. Die Dichter der Zeit, besonders Friedrich von Logau, geben davon Zeugniß. Wenn seitdem die Fürstengewalt sich von Jahrzehnt zu Jahrzehnt erweitert hat, so liegt dies in der Natur der Sache. Ganz anders in England, wo ein religiös gleich sehr aufgeregtes Volk in erbittertem Parteikampf eine Zeit lang Sieger über die Uebergriffe der Fürstengewalt blieb.

Genau in die Zeit, welche Torstenson's siegreiche Feldzüge füllten, also in die Jahre 1642—1645, fällt der verhängnißvolle Krieg Karl's I. von England gegen

das Parlament von England. Dieser Bürgerkrieg ist von Einfluß auf das Kriegswesen geworden und verdient es daher wohl, daß wir einen Blick auf ihn werfen.

Die Geschichte der englischen Revolution ist von britischen und deutschen Schriftstellern mehrfach und zum Theil vortrefflich bearbeitet worden; wir wollen nur kurz zusammenfassen, was endlich zum Kriege zwischen den beiden Parteien, die sich schon unter Jakob, dem ersten Könige aus dem Hause Stuart, gebildet hatten, führte. In England war nach Einführung der Reformation die sogenannte bischöfliche oder Hochkirche mit der königlichen Suprematie als Landeskirche entstanden. Dieser widerstrebte die Religionspartei der Puritaner, welche eine selbstständige Kirchenverfassung ohne Bischofthum verlangte und sich mit der politischen Partei im Volke, die den Uebergriffen der Krone in die Rechte des Parlaments Widerstand leistete, zu gemeinsamer Sache verband. Karl I., dessen Thronbesteigung wir schon im vorigen Abschnitt erwähnten, gerieth wegen Steuerbewilligung mit dem Parlament wiederholt in Streit und regierte, als mehrmalige Auflösung desselben keine ihm günstigern Wahlen bewirkte, 11 Jahre ohne Parlament, bis ihn 1640 der Aufstand der Schotten gegen eine dort eingeführte Liturgie nöthigte, wiederum ein Parlament zu berufen, das ihm die Geldmittel zur Niederschlagung jenes Aufstandes bewilligen sollte. Er war nun abhängig von der Versammlung und mußte ihr sogar seinen Minister Strafford opfern, dessen Todesurtheil er mit Thränen unterschrieb. Die puritanische Partei war schon so angewachsen, und das Volk in London so aufgeregt, daß man auf den Straßen laut nach Abschaffung der Bischöfe und der päpstlichen Hochkirche schreien hörte. Bei einer solchen Gelegenheit soll der Spitzname Rundköpfe (round-heads) für die Puritaner entstanden sein. Diese strengen Eiferer, welche die Weltlust und alle Eitelkeit verdammten, trugen nämlich im Gegensatze zu den langen wohlgepflegten Locken der adeligen Mode jener Zeit ihr Haupthaar kurz und rund geschnitten. Davon wurde der Spitzname genommen. Ein königlicher Hauptmann, der das Geschrei einer großen Menge von Puritanern vor dem bischöflichen Palast hörte, soll entrüstet gerufen haben: „Man sollte all diesen Rundköpfen die Hälse abhauen!" Nach einer andern Erzählung hat die Königin dieses Wort zuerst gebraucht. Vom Fenster des Palastes Whitehall, vor welchem der Pöbel tobte, sah sie einen jungen Menschen mit kurz geschornem Haar, Namens Barnardiston, der das Volk zu Gewaltthätigkeiten anfeuerte. „O, der hübsche junge Rundkopf!" soll sie gesagt haben. Das Wort wurde weiter verbreitet und bald von den Royalisten als Spottname für ihre Gegner gebraucht, zuweilen noch mit dem Beiwort „stutzohrige" (crop-eared). Sich selbst nannten die Königlichgesinnten Kavaliere, weil der größte Theil des Adels zu ihnen gehörte. Der König mußte dem Parlamente ein Recht nach dem andern, zuletzt die Unauflöslichkeit bewilligen, wodurch er alle Macht aus den Händen gab. Da brach auch in Irland eine Revolution aus, hier ergriff das Volk die Waffen, um das englische Joch abzuschütteln — wie es in unsern Tagen wiederum ohnmächtige Versuche dazu gemacht hat. Ueber 40,000 protestantische Engländer wurden in Irland ermordet. Der König, der kein Heer aufbringen konnte, mußte

die Unterdrückung der irischen Revolution dem Parlamente überlassen: dasselbe warb Truppen, behielt sie aber in England, weil Gewaltschritte des Königs befürchtet wurden, und war nun auch im Besitz der bewaffneten Macht.

An einen Ausgleich, eine Versöhnung war nicht mehr zu denken. Der König mit seinem Hofe verließ London und begab sich nach York, wo er sein Panier aufpflanzte und alle Getreuen aufrief, sich um ihn zu scharen. Die Königin Henriette Marie, Tochter Heinrich's IV. von Frankreich, ging nach Holland, um Hülfe zu beschaffen. Wohl trat der Adel mit seinem Anhange unter die Waffen und ein kleines königliches Heer bildete sich, auch brachte die hohe Geistlichkeit reichliche Opfer zur Führung des Krieges, der die Landeskirche schützen sollte, aber die Gegenpartei, zu welcher die große Masse des Volkes hielt, hatte mehr Zulauf und ein Parlamentsheer, dessen Führung der Graf von Essex übernahm, stand bald, 14,000 Mann stark, im Felde. Als Abzeichen war ihm eine grüne Binde um den Arm gegeben.

In diesem Heere befehligte eine Compagnie der Mann, welcher bald hervortretend der Leiter der ganzen Revolution werden und nach der Hinrichtung des Königs an die Spitze des Staates treten sollte: Oliver Cromwell. Er war ein Gutsbesitzer aus einer Familie von altsächsischem Adel, der nach einer wild verlebten Jugend sich zu den strengsten religiösen Grundsätzen der Puritaner bekehrt hatte und ihnen mit glühendem, bis zur Schwärmerei gesteigertem Eifer lebte. In das Parlament 1640 gewählt, trat er mit aller Energie, wenn auch noch wenig bemerkt, in den Kampf gegen die Regierung ein; der Ausbruch des Krieges rief ihn unter die Waffen. Er war 43 Jahre alt, als er zum ersten Male in seinem Leben ein Schwert zum Kampfe zog, aber er lernte es bald meisterhaft führen, und war ein vortrefflicher Reiter, mit großer Körperkraft begabt. Kaltblütigkeit, Geistesgegenwart, Entschlossenheit und Thatkraft machten ihn zu einem vortrefflichen Reiterführer, der seinem Gegner auf der königlichen Seite trotz der ritterlichen Eigenschaften und der Kriegserfahrung, welche dieser besaß, durch seine unerschütterliche Besonnenheit überlegen war.

Dieser Gegner war Prinz Ruprecht von der Pfalz, der Sohn Friedrich's V., des vertriebenen Winterkönigs von Böhmen, und Elisabeth's von England, also ein Neffe des Königs Karl. Zum Jünglinge herangereift, hatte er im Dreißigjährigen Kriege tapfer gegen das Haus Oesterreich gekämpft, war 1638 gefangen worden und kam jetzt, aus der Haft befreit, nach England, wo der König eben sein Banner gegen das Parlament entfalten wollte. Prinz Ruprecht wurde von seinem Oheim zum Befehlshaber der Reiterei ernannt. Er war damals 23 Jahre alt, von hoher Gestalt, anmuthig und geschmeidig in seinen Bewegungen; ein kluges Augenpaar unter schwarzen scharf gezeichneten Brauen gab seinem Gesicht den Ausdruck der Entschlossenheit, seine Wangen waren von der Sonne gebräunt, gegen die Sitte der Zeit trug er aber keinen Schnauz- und Kinnbart und seine Züge bekamen dadurch etwas Mildes und Freundliches, das ihn zum Liebling der Frauen machte. So hat uns Van Dyk das Bild des Prinzen hinterlassen.

Ruprecht, der nur 800 schlecht gerüstete Reiter übernommen hatte, brachte bald

eine tüchtige Kavallerie von 3000 Pferden zusammen, mit der er in dem ersten Gefecht einen schönen Sieg errang, der ihm nur 5 Reiter, den Puritanern dagegen 500 Todte kostete. Die Infanterie war unterdessen auf 6000 Mann verstärkt worden. Der König setzte sich nun in Marsch auf London, das Parlamentsheer verlegte ihm den Weg, und es kam am 23. Oktober 1642 zur Schlacht bei Edgehill.



Prinz Ruprecht, verfolgt von Parlamentssoldaten.

Beide Armeen hatten drei Treffen gebildet, die Puritaner, 16,000 Mann stark, mit orangefarbigen Schärpen, unter der schwarzen Parlamentsfahne, auf welcher mit brauner Seide die Bibel gestickt war nebst dem Spruche: „Gott mit uns!" standen den Kavalieren gegenüber, welche glänzender gerüstet waren, auch der König im Harnisch, aber nicht schlachtenfreudig, eher schwermüthig gestimmt. Prinz Ruprecht befehligte den rechten Flügel. Sein stürmischer Angriff jagte die Puritaner in die Flucht, auch die Reiterei des linken Flügels warf die feindliche, beide aber geriethen dabei in volle Auflösung, und das Centrum der Royalisten wurde durch die feindliche Reserve durchbrochen, wobei das Reichspanier verloren ging.

Es gelang jedoch einem tapfern Hauptmann der Leibwache, Namens Smith, indem er die Orangeschärpe eines gefallenen Puritaners überwarf, mitten unter die Feinde zu gelangen, wo er die Fahne dem Schreiber des Parlamentsgenerals, der sie forttrug, wieder entriß; sein rasches Pferd brachte ihn damit glücklich wieder zum Könige, welcher ihn für die That auf dem Schlachtfelde zum Ritter schlug. Merkwürdig

ist, daß bei Edgehill beide Theile glaubten, geschlagen zu sein, was gewiß nicht oft vorkommt, das Gegentheil eher. Jedenfalls war die Schlacht also unentschieden geblieben, trotz der glücklichen Attaken der königlichen Reiterei.

Das Jahr 1642 verging ohne bedeutendere Unternehmungen, im folgenden wurden auf wiederholte Petitionen der Bürger und des Stadtraths von London Friedensunterhandlungen vom Parlamente angeknüpft, welche jedoch zu nichts führten. Der Einfluß der Königin, welche zurückgekehrt war und ein Corps frischer Truppen mitgebracht hatte, wußte jede Versöhnung zu hintertreiben. Prinz Ruprecht setzte den Krieg mit Glück fort und nahm sogar Bristol. Nur Cromwell, der jetzt Oberst war, errang einen kleinen Vortheil. Da knüpfte das Parlament wieder Friedensunterhandlungen an, zu denen selbst der Oberfeldherr Essex rieth. Drei Lords kamen als Abgesandte zum Könige, wurden aber von der Königin und ihren Günstlingen so beleidigt, daß sie erbittert und ohne Erfolg wieder abreisten.

Günstig wie die Sache stand, hätte sie entweder mit dem Schwert durch einen schnellen Vormarsch auf London, oder versöhnlich durch einen aufrichtigen und billigen Frieden beendigt werden müssen. Beides unterblieb und die Wagschale neigte sich fortan zum Vortheil der Puritaner, obgleich eine mörderische Schlacht bei Newbury am 20. September wiederum unentschieden blieb. Geldnoth hinderte große Unternehmungen der Royalisten, und Prinz Ruprecht, der unabläßig dazu drängte, sah sich in allen seinen Plänen gehemmt. Er war überdem mit der Königin, deren unheilvollem Einfluß er entgegenarbeitete, gespannt und konnte immer nur auf eigene Verantwortung mit seinen Kavalieren einzelne Unternehmungen ausführen. Noch stand ihm das Glück zur Seite. Er wurde von den Puritanern deshalb ebenso gefürchtet, als mit dem grimmigsten Hasse und den abscheulichsten Verleumdungen verfolgt. Der „blutige Prinz", so wurde verbreitet, lasse überall die Kinder umbringen, ja er verspeise die armen Kleinen — der große weiße Hund, der ihn stets begleite, sei ein verzauberter höllischer Geist — und was des Aberwitzes mehr war.

Das Jahr 1644 begann für Ruprecht günstig, auch erhielt der König aus Irland, dem er Frieden geboten, Zuzug, aber ein schottisches Heer überschritt jetzt den Grenzfluß Tweed, um sich mit den Puritanern zu vereinigen und der Hof in Oxford war in Gefahr, von Essex' Truppen umringt zu werden. Da entfloh die Königin nach Frankreich und überließ ihren Gemahl seinem Schicksale.

Cromwell. Im Parlamentsheere, das mit den Schotten vereinigt, York einschloß, war durch Cromwell eine vortreffliche Reiterschar aus Grundbesitzern und andern Männern seiner Gegend, welche seinen Glaubenseifer theilten, gebildet worden. Im vollen Harnisch als Kürassiere und doch rasch in allen Bewegungen, kein Terrainhinderniß scheuend, da sie oft genug auf der Hirsch- und Fuchsjagd über Gräben und Hecken gesetzt, griffen sie nicht, wie andere schwere Reiterei nur im Trabe, sondern stets, wenn sie dem Feinde nahe genug gekommen waren, in der ungestümsten Carrière an. Die Kavaliere, in allen ritterlichen Künsten, im Reiten und in der Waffenführung wohl geübt, fanden an Cromwell's „Eisenseiten" (ironsides), wie sie im Volke genannt wurden, plötzlich würdige Gegner. Cromwell hatte aber

noch ein anderes, weit furchtbareres Element heraufbeschworen: den Fanatismus einer über alle Schranken hinausgehenden Religionspartei, deren Haupt er bald wurde. Mit klarem Blicke hatte dieser weitschauende Staatsmann die Verhältnisse richtig erkannt und die Ueberzeugung gewonnen, daß der ritterliche Adel, welcher voll treuer Hingebung seinem Könige diente, nicht durch geworbene Söldnerschaaren, sondern nur durch ein Volksheer besiegt werden könne, welches ebenfalls durch einen höhern Gedanken begeistert werde. In diesem Sinne rief er die glaubensmuthigen Männer und Jünglinge des Vaterlandes zum Freiheitskampfe auf und schuf seine Schwadronen aus Kriegern, welche wußten, wofür sie stritten. In seinem Lager herrschte statt höfischer Belustigungen und lärmender Trinkgelage nur Gesang und Gebet; unter seiner Fahne galt die Disziplin selbst gleichsam als ein Gottesdienst, und sie Alle wären einmüthig in dem begeisterten Streben, ein Gottesreich auf Erden zu gründen. Seine, diesen religiösen



Oliver Cromwell, der Protektor.

Ideen ergebenen Anhänger nannten sich Independenten (Unabhängige), sie wollten ein allgemeines Priesterthum aller Christen, auf göttliche Erleuchtung begründet, darum verwarfen sie jedes bestimmte Glaubensbekenntniß, jede vorgeschriebene Form des Gottesdienstes; denn jede Gemeinschaft, die im Glauben des Evangeliums zusammenhielt, galt ihnen als eine unabhängige Genossenschaft, in welcher

Jeder, der sich vom Geiste berufen fühle, auch das Recht zur Lehre und zur Predigt habe. Mehr und mehr breitete sich diese Sekte aus, ganz besonders im Heere. Cromwell war bereits zum Generalleutnant ernannt worden, was aber damals eine andere Bedeutung hatte, wie jetzt: es war der Stellvertreter des Generals. Der Graf von Manchester hatte ihn dazu ernannt, weil er den Auftrag, die Universitäten zu Cambridge und Oxford für ihre Anhänglichkeit zu züchtigen, mit löblichem Eifer ausgeführt hatte. Noch war aber der Geist, der in diesem Manne lebte, nicht erkannt, sein Ruf als Truppenführer nicht von seinen Gegnern gewürdigt, sonst würde Prinz Ruprecht sich ihm und keinem andern entgegengestellt haben, als es endlich am 2. Juli 1644 zur Entscheidungsschlacht kam.

Ruprecht war auf ausdrücklichen Befehl des Königs mit allen Streitkräften zum Entsatz von York marschirt. Die feindliche Armee, welche der schottische General Lord Leven als der älteste, befehligte, hatte die Blockade aufgehoben und bei Marston-Moor Stellung genommen. Das königliche Heer formirte sich ihm gegenüber, es wurde Abend, ehe die Schlacht eröffnet wurde. Der Prinz befehligte auf dem linken Flügel gegen die schottische Reiterei, seine Irländer unter Byron hatte er auf den rechten gestellt, wo Cromwell mit seinen Harnischreitern gegenüberstand. Ein langes und blutiges Gefecht entspann sich um den Graben, der beide Heere trennte und von Cromwell mit abgesessenen Dragonern besetzt war. Prinz Ruprecht warf zwar auf seinem Flügel die Schotten über den Haufen und verfolgte sie hitzig, Cromwell hingegen brach auf dem andern hervor und schlug die Königlichen, worauf er, während die Infanterie im Centrum kämpfte, seine Reiter sammelte und dem siegreich geworfenen feindlichen Flügel in die Flanke fiel. Dies entschied den Sieg. Die Royalisten erlitten die schwerste Niederlage, sie verloren über 4000 Todte, 25 Kanonen, 47 Fahnen und alles Gepäck. Prinz Ruprecht, von seinen Reitern verlassen, hatte sich nur mit Noth gerettet, er war selbst verwundet und — worauf die abergläubischen Gegner Werth legten — hatte seinen schönen weißen Hund, der schon die Gefangenschaft in Linz mit ihm getheilt und ihm heut in die Schlacht gefolgt war, durch eine tödliche Kugel verloren.

Der Sieg wurde schlecht benutzt, im Parlamentsheere war Zwietracht unter den Führern ausgebrochen, der Sommer verging über vereinzelten Zügen. König Karl ernannte jetzt seinen Neffen zum Generalissimus. Im feindlichen Heere aber mußten infolge eines von Cromwell durchgesetzten Parlamentsbeschlusses alle Mitglieder desselben ihre Stellen in der Armee aufgeben. Dadurch wurde Lord Essex vom Oberkommando entfernt und Fairfax trat an seine Stelle, in Wahrheit aber war Cromwell die Seele der Heeresleitung, wie er auch unter den Truppen den Glaubensfanatismus immer höher entflammte.

Mit dem Könige ging es nun zu Ende. Noch einmal bot sich ihm dieselbe doppelte Möglichkeit, den Frieden zu erlangen, wie früher. Von den Schotten waren viele nach Hause, andere zu ihm übergegangen, in Schottland hatte sich schon 1644 eine royalistische Partei unter dem Grafen von Montrose erhoben und Siege erkämpft. Des Königs Unentschlossenheit wußte aber davon keinen Vortheil zu ziehen.

Andererseits wurden wieder vom Parlamente Unterhandlungen zu einem Ausgleich und Frieden angeknüpft. Abgeordnete beider Theile traten zusammen, Cromwell befand sich unter ihnen. Doch scheiterten die Verhandlungen an der Forderung, die Bischöfe abzuschaffen, der König wollte sie nicht einmal aussterben lassen. Freilich verlangte man auch von ihm, daß er dem Oberbefehl über das Heer und der Besetzung der Anführerstellen entsage. So blieb ihm denn keine Hoffnung mehr, als die auf einen glücklichen Umschwung der Dinge.

Dem Prinzen Ruprecht gelang es auch wirklich, für den Feldzug von 1645 das Heer auf 20,000 Mann zu verstärken. Ein letzter Erfolg war die Erstürmung von Leicester. Sein Operationsplan, nach dem Norden zu ziehen und zuerst die Schotten mit Hülfe Montrose's zu schlagen, wurde aber vom Könige auf den Rath der Hofpartei verworfen, welche nach Oxford zu gehen wünschte, das von Fairfax bedrängt war. Als dieser abzog, schien eine Operation überhaupt keine Eile zu haben, und der König mit seinen hohen Offizieren zog es vor, sich auf der Jagd zu amüsiren.

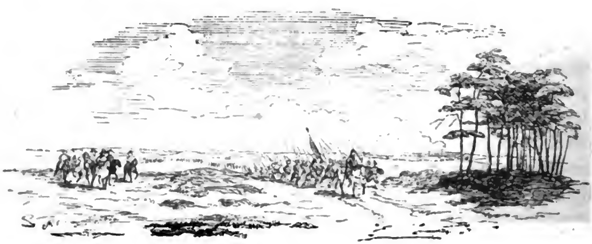
Da rückte Fairfax, dem sich Cromwell von einer getrennten Unternehmung wieder genähert hatte, zum Angriff heran und man mußte aufbrechen. Ruprecht war nicht der Meinung, jetzt eine Schlacht anzunehmen; eine Botschaft aus Schottland, von wo Montrose wieder einen glücklichen Erfolg meldete, bestimmte aber den König dazu, und er befahl den Angriff. Das Parlamentsheer erwartete denselben bei Naseby am 14. Juni: Cromwell hatte sich in der Nacht mit Fairfax vereinigt. Die heiß ersehnte Gelegenheit für den Prinzen, sich mit dem Sieger von Marston-Moor unmittelbar zu messen, war endlich gekommen. In der Meinung, daß Cromwell wiederum, wie dort, den linken Flügel kommandiren werde, behielt sich Ruprecht diesem gegenüber den Befehl vor, während Lord Langdale den andern Flügel und der König das Centrum befehligte. Aber eine feste Ordre-de-bataille gab es noch nicht. Cromwell hatte sich diesmal gerade den rechten Flügel gewählt und seinem Schwiegersohn Ireton den linken überlassen: Fairfax kommandirte, wie bei Marston, in der Mitte.

Beide Heere gingen fast gleichzeitig, jedes von der Hügelreihe, auf der es seine Schlachtordnung gebildet hatte, in den flachen Thalgrund, der sie trennte, zum Angriff herab. Wie bei Marston stürzte sich Prinz Ruprecht auf seinen Gegner, der aber nicht der gesuchte Cromwell war, und warf die feindlichen Reiter; wie dort ließ er sich von der Hitze der Verfolgung hinreißen und vergaß, daß er Feldherr war. Ebenso hatte aber auch Cromwell im unwiderstehlichen Anlauf seinen Feind geworfen; beide rechten Flügel hatten gesiegt, also raste die wüthende Verfolgung hier und dort in entgegengesetzter Richtung dahin. Die Infanterie des Königs zwang unterdessen das feindliche Fußvolk zum Weichen; so hing die Entscheidung nun davon ab, welche Kavallerie zuerst gesammelt von der Verfolgung zurückkehren werde. Natürlich war es Cromwell, der auch im wildesten Schlachtgetümmel die Besonnenheit niemals verlor. Er überließ einem seiner Obersten mit einem kleinen Theile die weitere Verfolgung der königlichen Reiter, sammelte dagegen

die seinigen und stürzte nun über die Infanterie des Königs her, die er zersprengte und niederritt. Als Ruprecht, den man oft mit dem Könige Murat von Neapel verglichen hat, auf das Schlachtfeld im Thalgrunde wiederkehrte, war Alles verloren, nicht blos eine Schlacht, sondern mit dieser eben Alles.

Wir können unsere Bilder aus diesem unglücklichen Kriege hier schließen. Nur kurz sei das Ende des Königs und die Erhebung Cromwell's noch berührt.

Karl wurde in Oxford von Fairfax belagert; es gelang ihm, verkleidet aus der Stadt zu entkommen und zu den Schotten zu fliehen, diese lieferten ihn aber **1647** für eine Geldsumme dem Parlament aus. Dasselbe hatte schon dem Prinzen Ruprecht freie Abreise nach Frankreich gewährt und behandelte auch den König mit Achtung. Man gedachte das Heer, da der Krieg aus war, aufzulösen, aber die Soldateska, überwiegend Independenten, bildete auf Cromwell's Betrieb ein Armeeparlament, dessen Oberhaus aus Offizieren, das Unterhaus aus 2 Deputirten jeder Compagnie bestand, marschirte nach London und bemächtigte sich der Person des Königs, um mit ihm zu unterhandeln. Er schlug jedoch die ihm gebotenen Bedingungen aus, wie er sich überhaupt in den letzten Tagen seines Unglücks würdig und standhaft benahm. Ein Fluchtversuch mißglückte, die Schotten, welche jetzt für ihn die Waffen erhoben, wurden geschlagen, und das Heer verlangte, daß er in Anklagestand versetzt werde, bemächtigte sich auch wiederum seiner Person. Das Parlament, welches noch immer mit ihm unterhandelte, wurde durch Cromwell's Werkzeug, den Obergeneral Fairfax, gewaltsam von seinen presbyterianischen Mitgliedern gesäubert, sodaß der Rest (das „Rumpfparlament") nur aus den wüthendsten Independenten bestand. So wurde der König vor einem Gerichtshofe, der am **20.** Januar **1649** zusammentrat, des Staatsverraths angeklagt und am **30.** öffentlich zu London enthauptet. Cromwell warf die von Irland aus für den Thronfolger versuchte Erhebung blutig nieder, besiegte die Schotten nochmals und wurde, nachdem auch mit den Niederländern ein glücklicher Krieg geführt war, zum Protektor und Regenten der Republik England erhoben. Seine Thaten als solcher waren zu Englands Ruhm und Vortheil, ihm selbst aber trübten Gewissensbisse über den Mord des Königs die letzten Lebenstage.





Derfflinger, den Feind überfallend.

3. Die Zeit des Großen Kurfürsten.

In Norddeutschland wurde nach dem Dreißigjährigen Kriege der Grundstein zu der Macht des Staates gelegt, der in unsern Tagen das hohe Werk der Einigung Deutschlands begonnen und dem gemeinsamen Vaterlande, so Gott will, eine große und glückliche Zukunft eröffnet hat.

Die Mark Brandenburg, durch Albrecht den Bären von Askanien als freies Reichslehn begründet, von dessen Nachfolgern ansehnlich vergrößert, war nach der traurigen Herrschaft der Wittelsbacher und Sigismund's, des Luxemburgers, 1415 an die Hohenzollern gekommen. Wir haben den ersten Kurfürsten aus diesem Hause mit seinen beiden kräftigen Söhnen in den Hussitenkriegen genannt. Im langen Frieden, den die Mark während des 16. Jahrhunderts hatte, war sie aufgeblüht und im Anfange des 17. unter Johann Sigismund mit rheinischen Besitzungen (Cleve) und dem Herzogthum Preußen zu einem Staatsganzen vereinigt worden.

Preußen jedoch stand unter der Lehnshoheit der Krone Polen. Wie der deutsche Ritterorden dieselbe hatte annehmen und Westpreußen an Polen abtreten müssen,

haben wir im ersten Bande erzählt. Im Jahre 1525 hatte darauf der Hochmeister Albrecht von Brandenburg aus der fränkischen Linie auf Luther's Rath den geistlichen Ordensstaat Preußen in ein weltliches Herzogthum für sich und sein Haus verwandelt. Ihm war sein Sohn Albrecht Friedrich gefolgt, zugleich hatte sich aber in kluger Voraussicht der Kurfürst Joachim II. Hektor von Brandenburg die Mitbelehnung erwirkt. Der Herzog war dann blödsinnig geworden und das Land unter vormundschaftliche Verwaltung gekommen; als er 1618 gestorben war, hatte der Kurfürst Johann Sigismund, der überdem sein Schwiegersohn war, das Herzogthum Preußen erhalten. Aber immer noch als polnisches Lehn! Es bot indessen seinem Nachfolger Georg Wilhelm, als der Dreißigjährige Krieg auch die Mark berührte und Freund und Feind gleich schonungslos in Brandenburg hausten, wenigstens eine Zuflucht.

Noch vor Beendigung des Krieges starb der schwache Fürst 1640 und sein Sohn bestieg den Thron, Friedrich Wilhelm, den die Geschichte den Großen Kurfürsten genannt hat. Ihm verdankt Brandenburg-Preußen die Grundlage seiner spätern Macht und Größe, indem er die Souverainetät über das Herzogthum Preußen errang, ohne welche kein Königreich Preußen möglich gewesen wäre, indem er ferner ein tüchtiges Heer schuf und seinen Waffen Achtung in ganz Europa verschaffte.

Als Kurprinz hatte Friedrich Wilhelm den Krieg in der besten Schule, unter dem Sohne des berühmten Moritz von Oranien, in den Niederlanden kennen gelernt und hier auch für den Kriegshaushalt, den er später so musterhaft einrichtete, das Vorbild gefunden. Bei seiner Thronbesteigung, 20 Jahre alt, fand er das Land verwüstet und menschenarm, alle Hülfsquellen erschöpft, die Truppen dem Kaiser durch einen Eid verpflichtet und dadurch seiner Verfügung entzogen. Er entfernte sogleich den Minister Schwarzenberg, der das habsburgische Interesse vertrat, schloß mit Schweden Waffenstillstand und verhielt sich für die fernere Dauer des Krieges neutral, wodurch er seinem Lande die Ruhe sicherte. Von den alten Truppen überließ er die drei Reiterregimenter, 2000 Pferde, dem Kaiser ganz, löste den Regimentsverband der Infanterie auf und behielt nur in selbständigen Compagnien einen Stamm für das neue Heer, das er zu organisiren gedachte. Seinen Unterthanen verbot er, in fremde Dienste zu gehen, fremde Werbungen in seinen Landen wurden nicht mehr gestattet. Nach dem westfälischen Frieden, in welchem Brandenburg nach seinem Erbrecht Hinterpommern und statt Vorpommerns, das die Schweden nicht herausgaben, die eingezogenen Stifter Halberstadt, Minden und Cammin nebst der Anwartschaft auf Magdeburg erhielt, begann der Kurfürst seine Reformen im Heerwesen, welche jedoch durch den schwedisch-polnischen Krieg unterbrochen und erst nach dessen Beendigung wieder aufgenommen wurden.

Dieser Krieg wurde veranlaßt, als in Schweden Gustav Adolf's Tochter, Christine, 22 Jahre nach dem Heldentode ihres Vaters die Krone freiwillig niederlegte und ihr Vetter, der Pfalzgraf Karl Gustav von Zweibrücken, dessen Mutter eine Schwester Gustav Adolf's gewesen, den schwedischen Thron bestieg. Der König

von Polen, Johann Kasimir, war auch aus dem Hause Wasa und sein Vater einst zugleich König von Schweden gewesen, hier aber abgesetzt worden, weil er als Prinz schon seinen Glauben gewechselt, um in Polen König werden zu können. Nachher war ihm, worauf er nicht gerechnet, auch die schwedische Krone zugefallen, deren er aber bald verlustig erklärt worden war. Sein Sohn Johann Kasimir erlaubte nun 1654 unvorsichtigerweise seinem Gesandten, Aeußerungen über seine Ansprüche als Wasa zu thun; das war dem feurigen und kriegerischen Karl X. Gustav ein willkommener Anlaß, ihm sofort den Krieg zu erklären.

Als Vasall der Krone Polen hätte der Kurfürst von Brandenburg seinem Lehnsherrn Beistand leisten müssen, er wurde aber vom Schwedenkönige gezwungen, sich mit ihm zu verbinden, und that es auch wohl nicht ungern, denn sein Scharfblick erkannte, welche Vortheile ihm aus dieser Verbindung erwachsen konnten. Er rüstete sich also zum Kriege, stellte Werbepatente aus und bot aus den Städten, welche von Alters her Mannschaft zum Kriege stellen mußten, den 20. Mann auf, auch die Landgemeinden mußten Rekruten geben. Diese Rüstungen hatten ihren guten Fortgang; die Reiter mußten Pferde, Waffen und Rüstung mitbringen, für das Fußvolk waren noch alte Soldaten genug vorhanden. Im Herzogthum Preußen, welches zunächst bedroht war, richtete der Statthalter, Graf Waldeck-Pyrmont, ein Defensionswerk ein: von 20 Hufen, 10 Stadthäusern oder 40 „Buden" mußte ein Mann gestellt werden, diese Milizen hießen Wibranzen.

Die Schweden hatten unterdessen Pommerellen, Westpreußen und fast ganz Polen ohne Schlacht eingenommen, sodaß der König äußerte: er bekomme keinen Feind zu sehen und führe nur einen Butterkrieg. War denn das mächtige Reich jetzt ganz wehrlos? Polen befand sich, seitdem es nach dem Aussterben der Jagellonen ein Wahlreich geworden, allerdings im Zustande innerer Zerrüttung und ging durch die Parteikämpfe des Adels seinem Verfalle rasch entgegen. Ueberdem hatte der lange Krieg mit den Kosaken, welche einst treue Lehnsleute der Krone gewesen, jetzt aber abgefallen waren, viel Kräfte aufgezehrt. Es wird hier der Ort sein, von diesem eigenthümlichen Volke, dessen wilde Reiter im Dreißigjährigen Kriege auch in Deutschland erschienen waren, zu sprechen.

Während der Mongolenherrschaft im südlichen Rußland, schon im 14. Jahrhundert, sammelten sich gelegentlich am Dnjepr Freibeuter, Flüchtlinge und Abenteurer, um auf eigene Hand ein freies Leben im kleinen Kriege gegen die Tataren zu führen. Es entstand eine Niederlassung (Ssetsch) auf den Inseln und wurde befestigt. Unter den benachbarten slawischen Stämmen schien es für junge kühne Gesellen fast zur Sitte zu werden, hier ein paar Jahre das Kriegsleben zu genießen. Allmälig strömten mehr Menschen hinzu und machten sich bleibend ansässig; wie einst in Rom erwuchs daraus ein besonderes Volk, das nur mit den Waffen seine Selbständigkeit behaupten konnte. Ein Starost von Tscherkask gab den tapfern Söhnen dieses Volkes im Anfange des 16. Jahrhunderts eine militärische Organisation, um das Grenzland von Polen, die Ukraine, zu vertheidigen. Sie nannten sich Kasacken, d. h. freie Krieger (tatarisch) und hatten eine ganz republikanische

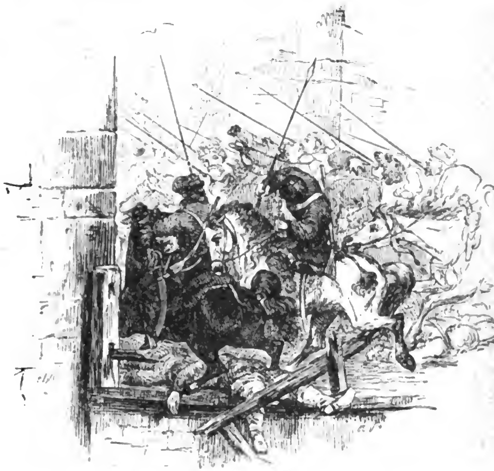
Verfassung. In Gemeinden oder Kurenen getheilt, deren jede ihren Starschinen (Aeltesten) und ihren Ataman (Vorsteher) hatte, ordnete das Volk seine Angelegenheiten durch die Volksversammlung, unter der Leitung eines Obervorstehers (Koschewoj), der im Kriege als Heerführer eine unumschränkte Gewalt besaß. Die Kriegsweise der Kosaken, welche Anfangs nur Fußvolk waren, zeigte Aehnlichkeit mit der hussitischen: auch sie hatten eine Wagenburg, die sie Tabor nannten, und fuhren damit auf ihren Freibeuterzügen im Tatarenlande umher. Zu Wasser bemannten sie lange schmale Kähne oder Tschaiken, welche Binsenflügel hatten, um nicht umzuschlagen. Damit fuhren sie die Flüsse hinab bis in das Schwarze Meer, wo sie Küstenraub trieben. Bald aber hatten sie auch Reiter, die im Steppenlande immer zahlreicher wurden, bis die Hauptkriegsstärke der Kosaken in Reiterei bestand. König Stephan Bathory, unter den Wahlkönigen nächst Sobieski der beste Feldherr, führte 1576 eine Regimentseintheilung bei den Kosaken ein und sie waren, wie gesagt, der Krone Polen treu, bis ein geringer Anlaß sie zum Aufstand und zum Abfall bewog. Dem Gerichtsschreiber der Kosaken, Bogdan Chmielniecki, war von einem polnischen Edelmann ein kleines Gut und seine Frau geraubt worden und er hatte vergebens Gerechtigkeit gesucht. Der König soll ihm geantwortet haben, ob er nicht Manns genug sei, seine Ehre selbst zu wahren. Der Kosak that das an der Spitze einer Reiterschar, wiederum kamen dem Polen seine Verwandten und Freunde zu Hülfe, diesem Kriegszustande der Selbsthülfe mußte ein Ende gemacht werden, aber die Kosaken, zum vollen Aufstande gereizt, schlossen ein Bündniß mit den Tataren, ihren alten Feinden, und es entbrannte ein Krieg, welcher mit Unterbrechungen 80 Jahre dauerte und mit dem gänzlichen Abfall der Kosacken endigte.


Kirgisen und Kosaken.

So weit war es 1655 noch nicht gekommen, aber die Kosaken hatten sich nun auch mit den Russen verbunden, welche fast ganz Litauen besetzten, als der Krieg mit Karl Gustav von Schweden ausbrach. Kein Wunder also, daß der König von Polen diesem keine hinreichende Macht entgegenstellen konnte und vor ihm aus seinem Lande nach Schlesien entwich. In der Kathedrale zu Krakau, welche Karl Gustav besuchte, sprach aber ein greiser Priester voll Gottvertrauen zu dem Sieger,

der am Grabmale des Königs Wladyslaw Ellenlang stand (wir haben ihn früher als den Wiederhersteller der Einheit Polens bezeichnet): „Dieser König hat dreimal aus seinem Reiche fliehen müssen und dreimal ist er auf den Thron zurückgekehrt."

Auch Johann Kasimir war das beschieden. Um ihn sammelten sich zu Oppeln viele Getreue, Andere ergriffen für ihn in Polen die Waffen, und es bildete sich eine Konföderation des Adels gegen die Schweden. Der König kehrte 1656 vorerst nach Lemberg zurück und weihte hier sich und das Königreich der Jungfrau Maria. Das Glück fing an, von den Schweden zu weichen, und Johann Kasimir zog wieder in Warschau ein. Doch ließ nun der Kurfürst von Brandenburg seine Truppen zu den Schweden stoßen, und Karl Gustav führte das vereinigte Heer gegen Warschau zu der ersehnten Schlacht.



Polnische Steppenvölker flüchtend.

Die Schlacht bei Warschau. Beide Herrscher standen im blühendsten Mannesalter und waren einander in mancher Beziehung ähnlich, wenn auch der König in den letzten Jahren eine ziemliche Leibesfülle bekommen hatte. Beide, von Mittelgröße, waren stark und kräftig gebaut, des Königs Gesicht hatte edle und regelmäßige Züge, ein feuriges Auge und eine hohe, gebietende Stirn von dunklem Haar umwallt, das ihm in freien schweren Locken auf den Nacken hing; der Kurfürst, einige Jahre älter, konnte nicht so schön genannt werden, aber sein Antlitz war markiger, ausdrucksvoller und sein Adlerauge verrieth schon damals die Geistesgröße, welche der Welt einst kund werden sollte. Das kleine Heer, welches er dem Könige zuführte, war vortrefflich gerüstet und gab dem kriegskundigen Monarchen eine erhöhte Siegeszuversicht.

Aber auch die Polen zweifelten nicht am Siege. Johann Kasimir wies alle Vermittlungsversuche des französischen Gesandten zurück. „Ich habe einmal die Schweden den Tataren zum Frühstück geschenkt", sagte er. „Und dem abtrünnigen

Kurfürsten habe ich ein Gefängniß zugedacht, wo ihn weder Sonne noch Mond bescheinen soll; darum muß die Schlacht schon vor sich gehen." Am zuversichtlichsten war die stolze und intrigante Königin Marie Ludovika, eine Italienerin aus dem Hause Gonzaga. Sie fuhr mit ihren Damen und ihrem ganzen Hofstaate hinaus, um von einem hohen Pavillon bei Praga, in welchem für sie ein Thronsessel errichtet war, der Schlacht zuzuschauen, von der sie sich eine wahre Lustjagd versprach. Ihre eigenen Pferde hatte sie für die Artillerie hergegeben, mit Feuerworten entflammte sie die polnischen Edelleute, welche ihre Rosse vor ihr tummelten, und lächelte holdselig, als einer ihr zurief: „Wir werden die Säbel gar nicht gebrauchen; so elende Feinde kann man mit Peitschen und Karbatschen aus dem Lande jagen."

Allerdings war das polnische Heer dem schwedisch-brandenburgischen um 10,000 Mann überlegen, es hatte aber bei 26,000 Reitern nur 4000 Mann Infanterie, während die Verbündeten gleichviel Infanterie als Kavallerie verfügen konnten und außerdem an soldatischer Tüchtigkeit und Disziplin ihre Gegner bei Weitem übertrafen.

Die Stellung der Polen war sehr stark durch das waldige und sumpfige Terrain, welches der Feind passiren mußte, und eigentlich nur in der rechten Flanke angreifbar, wo der Wald von Praga ihren Schlüssel bildete, d. h. den Zugang, dessen Behauptung oder Verlust für den Kampf entscheidend wird.

Am 18. Juli 1656 begann die Schlacht bei Warschau und dauerte drei Tage. Am ersten griffen die Verbündeten die Verschanzungen, in denen die polnische Infanterie stand, in der Front vergebens an und erlitten dabei durch das feindliche Geschützfeuer viel Verlust. Am zweiten Tage umgingen die Brandenburger in aller Stille gedeckt den rechten Flügel der Polen, welche von den Schweden in der Front beschäftigt wurden. Die Polen warfen sich dann auf die Brandenburger. Diese wiesen jedoch alle Angriffe zurück und hielten mit unerschütterlicher Standhaftigkeit aus, bis das Heer wieder vereinigt war. Dasselbe schwenkte nun rechts und griff den Grund an, welcher dem rechten feindlichen Flügel zur Anlehnung diente. Die Polen bildeten aber am Kamm desselben eine neue Vertheidigungslinie und ihre Kavallerie unternahm vorbrechend mehrere wüthende Angriffe, selbst in den Rücken der Gegner, sodaß diese nach allen Seiten Front machen mußten. Doch konnten die polnischen Reiter nirgend einbrechen und mehrere ihrer Regimenter, welche in den halbmondförmigen innern Raum der feindlichen Schlachtordnung gerathen waren, wurden hier in einem Verzweiflungskampfe vernichtet. Der Abend machte dem mörderischen Gefecht wiederum ein Ende. Am dritten Tage endlich nahmen die Verbündeten den Wald von Praga, durchbrachen die Stellung der Polen und errangen den vollständigsten Sieg.

Die Brandenburger unter ihrem Kurfürsten und den Generalen Derfflinger und Sparr, welche er in seine Dienste gezogen, hatten vorzüglich zum Siege beigetragen. Karl Gustav verlieh zum Lohne dafür dem Kurfürsten die Souveränetät über das Herzogthum Preußen, wozu er sich als Eroberer von Polen, dessen Lehn dasselbe war, für berechtigt ansah.



Der Große Kurfürst und Derfflinger. Zeichnung von A. Beck.

Doch trat jetzt ein großer Umschwung der Dinge ein. Die übrigen Mächte sahen mit Besorgniß die mächtigen Fortschritte Schwedens; Oesterreich verbündete sich mit Polen und sandte ihm Hülfstruppen unter dem alten Hatzfeld, der im Dreißigjährigen Kriege mehrfach befehligt hatte, und der König von Dänemark griff schwedische Besitzungen in Deutschland an. Gegen diesen wandte sich Karl Gustav. Der Kurfürst von Brandenburg sah sich nun in Gefahr und schloß unter Vermittelung des Kaisers Frieden mit Polen, das ihm im Vertrage von Wehlau 1657 die Souveränetät in Preußen bestätigte. Dafür ließ er 6000 Mann zu den Polen stoßen.

Der nordische Löwe bekämpfte unterdessen die Dänen. Er unternahm im strengen Winter, welcher den Kleinen Belt, die Meerenge zwischen Jütland und der Insel Fünen, mit Eis belegt hatte, den wunderbaren Kriegszug, welcher in der Geschichte einzig dasteht. Ueber den gefrorenen Belt setzte er sein Heer in Marsch, lieferte den Dänen eine siegreiche Schlacht auf dem Eise und gelangte so nach Fünen. Zwei Reitercompagnien waren freilich eingebrochen und mit Mann und Roß rettungslos ertrunken. Von hier setzte der König seinen Zug auch über den Großen Belt fort, von einer Insel zur andern die schmalen, mit Eis belegten Meerengen benutzend, bis er nach Seeland gelangte, wo er den König von Dänemark zum Frieden zwang. Dieser war jedoch nicht ehrlich gemeint, und Karl Gustav begann den Krieg bald von Neuem, belagerte Kopenhagen und hätte denselben wider eine Welt von Feinden, die sich gegen ihn, den unersättlichen Eroberer erhob, muthig fortgesetzt — da überraschte ihn aber 1660 der Tod und zu Oliva wurde ein allgemeiner Friede zwischen den kriegführenden Mächten geschlossen.

Das brandenburgische Heer. Jetzt konnte der Kurfürst von Brandenburg die unterbrochenen Heeresreformen wieder aufnehmen, welche seine Kriegsmacht aus kleinem Anfange zu einer der besten in Europa machten. Die Feldmarschälle Sparr und Derfflinger standen ihm dabei vorzüglich zur Seite; jener war Brandenburgs erster Generalfeldzeugmeister und seit 1657 Feldmarschall, er wurde der Begründer der brandenburgischen Artillerie. Der volksthümlichste Held war aber der Derfflinger, wie später der alte Dessauer, unter Friedrich dem Großen der alte Ziethen und in den Befreiungskriegen Blücher. Von Derfflinger wird erzählt, daß er in seiner Jugend Schneidergesell gewesen sei, um so ruhmvoller, daß er sich bis zum Feldmarschall aufgeschwungen. Die Geschichte ist aber nicht wahr, wie man jetzt weiß. Er war ein geborener Oesterreicher oder Böhme, der als junger Mensch im Dreißigjährigen Kriege kaiserlichen Dienst genommen hatte, Offizier geworden, dann aber ausgetreten war. Um sich in irgend einer Verlegenheit durchzuhelfen, soll er sich einmal für einen Schneidergesellen ausgegeben haben: das ist der Ursprung der weitverbreiteten Meinung, die zu widerlegen er sich gar keine Mühe gab. Er sah darin keine Schande. Den Spott der Schweden, welche über den Wall von Stettin, als er es belagerte, eine riesengroße Schere hinaushingen, vergalt er mit der Eroberung der Stadt. Er hatte, seit Gustav Adolf in Deutschland gelandet war, unter schwedischen Fahnen gekämpft und war, als Generalmajor

nach dem Frieden entlassen, 1654 in brandenburgische Dienste getreten, wo er für seine Auszeichnung bei Warschau 1656 zum Generalleutnant und 1670 zum Feldmarschall erhoben wurde. Ihm verdankt besonders die Reiterei viel, welche auf eine hohe Stufe gelangte und in den Kriegen des Großen Kurfürsten unsterbliche Lorbern errang.

Nach dem Frieden von Oliva hatte Brandenburg zwölf Jahre der Ruhe, welche ihm sehr wohlthätig waren. Durch die Gewaltschritte Frankreichs wurde es wieder zu den Waffen gerufen. Ludwig XIV., als Knabe von fünf Jahren König geworden, unter der Vormundschaft seiner Mutter und des Kardinals Mazarin zum Jünglinge erwachsen, hatte die Regierung diesem Minister noch immer überlassen, bis Mazarin 1661 gestorben war. Sein letztes Werk war der pyrenäische Friede mit Spanien und die Heirath seines jungen Königs mit einer spanischen Prinzessin gewesen. Dabei hatte Ludwig ausdrücklich auf jedes Erbrecht in Spanien verzichtet. Als aber sein Schwiegervater, der König Philipp IV., gestorben war, hatte er ein nur in einer niederländischen Provinz geltendes besonderes Successionsrecht benutzt, um die gesammten spanischen Niederlande als seiner Gemahlin gehörig in Anspruch zu nehmen und deshalb Krieg mit Spanien anzufangen. England, Holland und Schweden waren ihm aber entgegengetreten, sodaß er sich mit einer Reihe von festen Plätzen an der Grenze der Niederlande hatte begnügen müssen. Seine Rache kehrte sich nun gegen Holland, welches jene Tripelallianz gegen ihn zu Stande gebracht hatte, und er eröffnete daher schleunigst gegen dasselbe seinen zweiten Raubkrieg.

Er besaß ein treffliches Heer und berühmte Feldherrn, welche sich bereits einen großen Ruf erworben hatten: Turenne und Condé. Der erstere, unter die größten Meister der Kriegskunst aller Zeiten gezählt, hatte schon in seinem 32. Jahre den Marschallsstab erhalten und in den letzten Jahren des Dreißigjährigen Krieges die französische Armee in Deutschland glücklich geführt. Seine Meisterschaft in geschickten Operationen, wie seine Schlachtentaktik, war dann in dem fortgesetzten Kriege gegen Spanien immer mehr hervorgetreten; er hatte im ersten Raubkriege Ludwig XIV. Flandern erobert und erhielt jetzt den Befehl über die Hauptarmee gegen Holland.

Ludwig's XIV. Armeen. Das französische Heerwesen war unter dem Kriegsminister Louvois bedeutend verbessert worden: wie früher das spanische, neben ihm für mehrere Länder das niederländische und seit dem Dreißigjährigen Kriege das schwedische wurde von jetzt an, durch die glücklichen Erfolge, das französische Kriegswesen das Muster für Europa. Frankreich organisirte zuerst ein stehendes Heer, dessen Dienstverhältnisse auch für den Frieden und die Standquartiere oder Garnisonen durch bestimmte Vorschriften geregelt wurden. Wie in allen Armeen nach dem Dreißigjährigen Kriege waren auch in der französischen Uniformen eingeführt, regimenterweise verschieden an Rockfarbe, die Abzeichen sogar compagnieweise verschieden. So hatte z. B. das Regiment Dauphin graue Röcke und Beinkleider, aber jede Compagnie andere Aufschläge, Strümpfe und Gamaschen. Hübsch bunt also!

Bei den Brandenburgern war wenigstens die Grundfarbe für die ganze Infanterie Blau, wie die preußische Armee auch seitdem uniformirt geblieben ist. In der Bewaffnung der Infanterie änderte sich in dieser Zeit noch nichts: $^1/_3$ Pikeniere, $^2/_3$ Musketiere, das blieb. Es war den Hauptleuten sogar bei Strafe der Kassation (unehrenhaften Abschiedes) verboten, weniger Pikeniere bei ihren Compagnien zu haben oder die Musketiere ihr schweres Feuergewehr mit der leichtern Flinte vertauschen zu lassen, welche vor Kurzem erfunden worden war.



Französische Gardetruppen (1650—1700). Zeichnung von Fr. Waibler.
1. Garde du corps. (1649). 2. Garde du corps. (1687). 3. Offizier der Garden. (1703).
4. General-Leutnant der Garden. (1648). 5. Gardist. (1663).

Dieselbe hatte ein kleineres Kaliber und statt des Luntenschlosses ein Steinschloß, bei welchem der Feuerstein zwischen den Lippen des Hahns, den die Feder gegen den stählernen Pfannendeckel (Batterie) schnellte, an diesem Funken schlug: welche das Pulver auf der Pfanne unter dem zurückgeschlagenen Deckel entzündeten, durch das Zündloch ging dann der Feuerstrahl in den Lauf und die Ladung. Wir würden diese Einrichtung nicht erklärt haben, wenn sie nicht heutigen Tages über den neuern Zündungen fast vergessen wäre. Feuerstahl zum Funkenschlagen heißt

französisch fusil, daher die Batterie am Gewehrschloß und das ganze Steinschloßgewehr ebenso und die damit bewaffneten Leute Füsiliere genannt wurden. In die Armee kam das Gewehr kurz vor oder beim Ausbruche des Krieges gegen Holland. Es waren nämlich bisher bei jeder Compagnie 4 ausgewählte Soldaten gewesen, welche zum Werfen kleiner Handgranaten (französisch grenades) im Gefecht bestimmt waren und davon Grenadiere hießen. Diese wurden jetzt bei jedem Regiment in eine Compagnie zusammengezogen und die Compagnien erhielten dafür eine gleiche Zahl von Füsilieren, die nicht in Reih und Glied, sondern zum Patrouilliren (auf Erspähung, Streifen), überhaupt zu besondern Aufträgen gebraucht wurden, weil ihre leichtere Bewaffnung sie vor allen anderen Soldaten dazu am besten geeignet machte.

Bei der Kavallerie waren endlich die adeligen Ordonnanzcompagnien, die ihre Zeit des Ruhmes überlebt hatten, aufgehoben worden, ebenso die mit gezogenen Büchsen bewaffneten Karabinierregimenter. Dafür erhielt jedes leichte Reiterregiment eine Compagnie Musketiere zu Pferde. Die schwere Kavallerie legte auch ihr letztes Stück Rüstung, den Küraß, ab, nur ein Regiment rückte noch damit aus. Stark vermehrt wurden die Dragoner, welche sehr viel zu Fuß mit ihren langen Feuergewehren kämpften. Der glanzliebende König hatte zahlreiche Garden: französische und Schweizer Fußgarden und eine adelige Gardekavallerie aus allen Reitergattungen, welche das „Haus des Königs" hieß.

Die französischen Garden zeichneten sich überall im Kriege aus, ihre Offiziere und das „Haus des Königs", die Gardekavallerie (lauter Edelleute), spielten auch am Hofe eine große Rolle. Die vornehmste Truppe waren die Gardes-du-corps, schon von Franz I. errichtet, unter Ludwig XIV. 4 Compagnien zu 100 Gardes. Sie trugen Anfangs (noch 1649) keine Uniformen, sondern die Edelmannstracht der Zeit, nach Einführung der Uniformen aber Roth, wie die ganze Gardekavallerie, mit Tressen und Stickerei und goldenen Bandelieren. Später erhielten einige Regimenter der Maison du roi auch blaue Uniformen. Die Fußgarden (gardes françaises) waren weißgrau mit rothen Strümpfen uniformirt, ihre Offiziere aber roth.

Die Artillerie wurde in dieser Zeit erst zu einer wirklichen Truppengattung, während man bisher nur das Geschützmaterial und kontraktlich angenommene Büchsenmeister, denen Mannschaften von der Infanterie für die Bedienung der Geschütze zugestellt wurden, besessen hatte. In Frankreich waren nach dem ersten Kriege Ludwig's XIV. 12 Kanoniercompagnien errichtet worden, welche kurz vor dem zweiten mit einem zur Bedeckung der Artillerie bestimmten Regiment (Königs-Füsiliere) zusammenstießen. Auch für das Material war bedeutend gesorgt worden.

Französischer Raubkrieg. Gegen eine solche Kriegsmacht hatte die Republik der vereinigten Niederlande alle Ursache, sich nach Bundesgenossen umzusehen, als Ludwig XIV. sie bedrohte. Ihr eigenes Heerwesen war aus krämerhafter Knauserei schmählich vernachlässigt, nur auf die Flotte war viel Geld verwendet worden, weil diese den Handel beschützte. Holland besaß 10,000 Handelsfahrzeuge, und bedurfte

daher einer starken und gut gerüsteten Kriegsflotte. Hatten denn aber seine kurzsichtigen Staatsmänner einen Krieg und Angriff zu Lande für ganz unmöglich gehalten, daß selbst die Festungen in Verfall gerathen waren? Glaubten sie jene Tripelallianz für ewig unauflösbar?

Ludwig XIV. verstand sie nur zu bald zu trennen. Zuerst wurde der König von England gewonnen und zwar unwürdigerweise durch eine schöne Hofdame, die Bretagnerin Yolande von Kerwal, welche seine Schwester, die Herzogin von Orleans, aus Frankreich mitbrachte. Diese war das Werkzeug der französischen Politik und sorgte dabei auch für sich selbst. Dann gelang es ebenfalls, Schweden zu gewinnen: Holland war also sich selbst überlassen. Der Kurfürst von Brandenburg trat aber als treuer Bundesgenoß auf seine Seite, eingedenk früherer Zeiten. Durch ihn wurden auch Unterhandlungen mit dem Kaiser angeknüpft. Zwei geistliche deutsche Fürsten dagegen, der Kurfürst von Köln und der Bischof von Münster, verbanden sich mit Frankreich, das jetzt den Krieg an Holland erklärte.

Ludwig XIV. ließ ein Heer von 118,000 Mann mit 100 Kanonen ins Feld rücken, Condé führte die Avantgarde, Turenne das Gros, der König selbst die Arrièregarde. Im raschen Anlauf wurden viele holländische Städte erobert, die englische Flotte nöthigte die holländische zum Rückzuge und nur das Ausbleiben der Flut und ein ausbrechender Sturm verhinderte die Landung.

Da stellten die Holländer Wilhelm III. von Oranien, zum lebenslänglichen Statthalter ernannt, als Generalkapitän an die Spitze ihrer Wehrkraft und brachten die Allianz mit Brandenburg und Oesterreich zum Abschluß. Der Kurfürst führte sein Heer an den Rhein, ein österreichisches Corps marschirte unter Montecuccoli heran, der bereits vor 14 Jahren im schwedischen Kriege unter seinem Oberbefehle gekämpft und sich seitdem durch seine siegreichen Feldzüge gegen die Türken einen berühmten Namen gemacht hatte. Jetzt zeigte sich aber die Jämmerlichkeit deutscher Reichszustände. Die rheinischen Kurfürsten, der von Trier und Mainz und der Pfälzer, ebenso die freie Stadt Frankfurt verweigerten aus Furcht vor den Franzosen den Durchzug, und der ganze Sommer und Herbst verging unter fruchtlosen Unterhandlungen, unnützen Hin- und Hermärschen, bis die Winterquartiere bezogen wurden.

Beim Anmarsch der Brandenburger hatte König Ludwig seine Armee verlassen. Er war überhaupt kein Soldat. Dafür besaß er aber gute Feldherrn. Im Feldzuge von 1673 befehligte Condé in Holland, mußte sich aber zurückziehen, als Spanien, beleidigt wegen des rücksichtslosen Durchmarsches durch seine Niederlande, an Frankreich den Krieg erklärte. Dagegen rückte Turenne in die rheinischen Besitzungen des Kurfürsten von Brandenburg und verwüstete sie dermaßen, daß dieser, vom Kaiser nicht unterstützt, von den Holländern selbst mit den Hülfsgeldern im Stich gelassen, sich gezwungen sah, mit Frankreich Frieden zu schließen. Doch that er es nur unter der Bedingung: „unbeschadet seiner Pflicht als deutscher Reichsfürst."

Das deutsche Reich war aber geduldig: es ließ sich von den Franzosen noch lange mißhandeln, ehe es die Waffen ergriff. Und dem Hause Oesterreich war der

Kriegsruhm und die Thatkraft des Großen Kurfürsten bedenklich. Ein neuer, mächtiger Fürst der Wenden an der Ostsee könne nicht geduldet werden, hieß es. Seine erkämpfte Souveränetät im Herzogthum Preußen, das nicht zum deutschen Reiche gehörte, entzog ihn zum Theil der Obergewalt des Kaisers, er besaß Länder an der Weser, am Rheine, hatte Erbansprüche an schlesische Fürstenthümer. Schon richtete er seinen Blick auf das Meer, hatte den Anfang zu einer Flotte gemacht, konnte damit in fernen Erdtheilen Besitzungen erlangen und Kolonien anlegen — wenn all diese Bausteine zu einem großartigen Staatsgebäude fest verbunden wurden, welch eine gefährliche Nebenbuhlerschaft für das Haus Habsburg! Der Politik schien es also fein und staatsklug, dem Sieger von Warschau nicht zu neuen Lorbern zu verhelfen, sondern lieber den ausländischen König zu schonen und sich mit ihm zu verständigen.

Ludwig XIV. aber schonte Deutschland nicht, er wußte, daß selbst die äußerste Noth und Schmach den deutschen Reichstag mit seinen 200 Stimmen nicht zu einmüthigem Handeln und energischer That bringen konnte. Die Franzosen rückten also unter nichtigen Vorwänden in deutsches Gebiet ein und hausten fürchterlich darin: der Reichstag berieth darüber, nahm Protokolle auf, ließ Gutachten abgeben, verschrieb Ströme von Dinte. Die Zeiten waren vorüber, von denen Logau, der schlesische Dichter, gesungen:

Der Deutschen ihr Papier
War ihres Feindes Leder,
Der Degen war die Feder,
Mit Blute schrieb man hier.

Eine kaiserliche Armee sammelte sich zwar endlich in Böhmen, und der berühmte Montecuccoli übernahm den Oberbefehl, aber sie brauchte 13 Tage, um 15 Meilen zu marschiren, und es kam zwischen den beiden Kriegsmeistern, die sich gegenüber standen, zu keiner Schlacht, sondern nur zu einem künstlichen Manövriren, gegenseitigem Ueberbieten und Ueberlisten, Marschiren und Demonstriren, bis endlich Turenne zwar zum Rückzuge aus Deutschland bewogen wurde und die Armeen in die Winterquartiere gingen. Damit war aber keine Entscheidung gewonnen und Deutschland nur für den Augenblick gerettet, vielmehr sollte es bald genug das Furchtbarste von den Franzosen erdulden.

Neue empörende Gewaltthaten derselben auf deutschem Boden und das Andringen mehrerer Fürsten hatten endlich den Reichstag zu dem schweren Entschlusse der Kriegserklärung gebracht. Aber was half das, wenn ihm nicht sogleich durch ein starkes Heer Nachdruck gegeben werden konnte? Ein solches war zwar in Aussicht genommen, und der Kurfürst von Brandenburg, der nun als Reichsfürst wieder gegen Frankreich auftreten konnte, wurde zum Oberbefehlshaber bestimmt, aber ehe die Reichstruppen zusammenkamen, überschritt Turenne den Rhein, schlug ein kaiserliches Corps bei Sinsheim und verwüstete auf ausdrücklichen Befehl seines Königs die Pfalz mit Feuer und Schwert. Das war das Schreckenssystem des allerchristlichsten Königs. Der Kurfürst von der Pfalz forderte Turenne für seine

Unmenschlichkeiten zum Zweikampf, aber wiederum auf Befehl seines Königs lehnte der französische Feldherr diese Ehre ab. Endlich traf der Große Kurfürst mit 20,000 Brandenburgern, ein Heer wie aus Einem Gusse, am Rhein ein und die Kaiserlichen nebst den buntscheckigen Reichsvölkern schlossen sich an ihn an. Ihn begleitete der blühend schöne Kurprinz Karl Emil, dem Vater an hochherziger Gesinnung ähnlich. Ein deutsches Heer von gewaltiger Stärke überzog nun den Elsaß, welcher erst seit 25 Jahren französisch war und für Deutschland wieder gewonnen werden sollte. Aber der kaiserliche Feldherr gehorchte dem Kurfürsten schlecht und machte durch seinen Widerspruch jede entscheidende Unternehmung unmöglich. Die Brandenburger waren daher auf sich selbst angewiesen und auf den kleinen Krieg beschränkt, den sie aber mit rastloser Thätigkeit betrieben. Darin zeichnete sich besonders Henniges aus, den wir später bei Fehrbellin wiederfinden werden. Er brachte von seinen Streifzügen immer reiche Beute mit, fünf Maulthiere mit Kostbarkeiten beladen, auch Gefangene. Zur Entscheidung führt aber der kleine Krieg niemals, und der Kurfürst suchte vergebens die Schlacht. Turenne kannte seinen Gegner zu gut, um eine solche anzunehmen, ehe er es mit Vortheil wagen konnte; alle Pässe der Vogesen waren in seinem Besitz und deckten ihn. Erst gegen Ende des Jahres brach er aus dem Gebirge hervor, um die feindlichen Quartiere zu überfallen. Der Kurfürst versammelte jedoch schnell sein Heer und es kam am zweiten Weihnachtsfeiertage 1674 zu einem Treffen, welches aber nur ein Schießgefecht der Infanterie, von Artillerie unterstützt, längs einer, die Armeen trennenden Bachlinie war und ohne Entscheidung bis zum Abend des kurzen Wintertages dauerte. Die brandenburgischen Dragoner, besonders die Regimenter Derfflinger und Bomsdorff, hatten sich dabei besonders ausgezeichnet; der Kurfürst hatte sie zuletzt sämmtlich absitzen und zum Feuergefecht in die Linie der Infanterie einrücken lassen. Er fragte dann den kaiserlichen General Schulz, unter dem sie gefochten, wie sie sich gehalten. „Mit denen jagt man den Teufel aus der Hölle!" war des Generals Antwort. Sie hatten damals weiße Röcke: Derfflinger's Dragoneruniform, weiß mit Silber gestickt, ist noch vorhanden. Die kaiserlichen Dragoner trugen Roth.

In der folgenden Nacht marschirten die Kaiserlichen ohne Befehl, ohne auch nur dem Kurfürsten, ihrem Oberfeldherrn, Meldung zu thun, nach Straßburg ab und nöthigten dadurch ihre Verbündeten, zu folgen. Die ganze Armee passirte am Neujahrstage den Rhein und wurde am rechten Ufer desselben in Winterquartiere verlegt. Der Elsaß war aufgegeben.

Den Kurfürsten hatte schon früher ein schwerer Schlag betroffen: sein Sohn war plötzlich erkrankt und nach kurzem, schmerzlichem Krankenlager gestorben. Tief gebeugt hatte der Vater im ersten Schmerze geäußert: „Gott gebe, daß er nicht einige vergiftete Bissen bekommen hat!" Das Volk, das den Heldenjüngling sehr geliebt hatte, gab dem Verdacht nachher eine bestimmte Richtung: die Stiefmutter wurde beschuldigt! Mit großem Unrecht! Den Kurfürsten aber entrissen seine höhern Pflichten dem Grame, ihm hatte der König von Frankreich einen Feind im Rücken erweckt, um seinen gefährlichsten Gegner los zu werden.

Die Schweden in der Mark. Durch Bestechungen und Künste aller Art waren die Schweden bewogen worden, ihren auf zehn Jahre geschlossenen Neutralitätsvertrag mit Brandenburg zu brechen. Schon im Dezember waren schwedische Truppen in die Mark eingerückt, wo ihnen der Statthalter, Fürst Johann Georg von Anhalt (Vater des später berühmten Dessauers), nichts entgegenzusetzen hatte. Das Landvolk bewaffnete sich hier und da und hatte auf seiner Fahne den Spruch:

> **Wir sind nur Bauern von geringem Gut,**
> **Und dienen unserm Kurfürsten mit unserm Blut.**

Den krieg- und sieggewohnten Soldaten Wrangel's waren die Bauern aber nicht gewachsen, und die Schweden blieben im Lande, hielten jedoch gute Mannszucht. Ihr König wollte ja den Kurfürsten, wie er ihm erklärt hatte, nur nöthigen, von der Allianz gegen Frankreich abzutreten, dann sollte die Mark wieder geräumt werden.

Der Kurfürst hielt sich in seinen fränkischen Winterquartieren ganz still. Im Frühlinge 1675 brach er jedoch mit seinem Heere auf und langte durch Gewaltmärsche am 11. Juni in Magdeburg an, das ihm noch nicht gehörte. Erst nach dem Tode des alten Herzogs August von Sachsen, der das Erzstift unter dem Titel Administrator inne hatte, sollte es an Brandenburg fallen. Alle Vorkehrungen wurden getroffen, daß die Schweden, welche bei Brandenburg im Lager standen, nichts von der Annäherung des Kurfürsten erfuhren. Am 12., als der Abend dunkelte, ging die Kavallerie, 5600 Pferde, mit 13 Geschützen, deren Bedienungsmannschaft beritten gemacht war, und 1000 Musketiere, welche auf 146 zusammengebrachten Wagen fortgeschafft wurden, über die Elbe und in einem Geheimmarsch auf Nebenwegen gegen Rathenow, wo ein schwedisches Dragonerregiment lag. Diese Stadt ist ein wichtiger Havelübergang, dessen sich der Kurfürst bemächtigen wollte, um nach Eintreffen seiner von Magdeburg nachrückenden Infanterie die schwedische Armee anzugreifen. Das Hauptquartier derselben war 9 Meilen seitwärts von Brandenburg, in Havelberg, wo ihr Feldmarschall krank lag. Durch die Einnahme von Rathenow, das auf halbem Wege zwischen Brandenburg und Havelberg liegt, mußte die Verbindung der Armee mit dem Hauptquartier unterbrochen werden.

Es trat Regenwetter ein, das den Marsch erschwerte, dennoch erreichten die Brandenburger schon am Abend des 14. die Gegend von Rathenow, 11 Meilen von Magdeburg. Der Kurfürst ließ 400 Musketiere unter Oberstleutnant von Kanne auf Kähnen über die Havel setzen, um die Stadt von der andern Seite anzugreifen, während Derfflinger mit Dragonern bei Tagesanbruch gegen die Brücken vorging und die übrige Infanterie folgte. Der Feldmarschall gab sich, von der Brückenwache angerufen, für einen schwedischen Leutnant aus, der von Brandenburgern gejagt werde, kam dabei näher und ritt die Wache nieder. In der Stadt entstand Alarm, Kanne griff von der andern Seite an und der Ueberfall gelang vollkommen. Von 6 Dragonercompagnien, welche in Rathenow lagen, wurden der Oberst von Wangelin mit noch 5 Offizieren und 186 Dragonern gefangen, alles Andere getödtet. Der Reisemarschall von Buch, welcher in der nächsten Umgebung des Kurfürsten war, schreibt darüber in seinem Tagebuch:



Wegnahme von Rathenow. Zeichnung von L. Burger.

„Die Unsrigen ließen Alles über die Klinge springen. Sie hatten viele Mühe mit Einigen, ja selbst der größte Theil war, wie man sagt, erstarrt (d. h. verzaubert), was ich bis jetzt nicht habe glauben wollen, daß es solche Leute gäbe, ich habe es aber mit meinen eigenen Augen gesehen, sie hatten 10 oder 12 faustgroße Wunden auf dem Rücken und Bauch und wurden endlich mit Kolbenschlägen getödtet oder mit Knüppeln."

Die schwedischen Dragoner kämpften zu Fuß um ihr Leben, ihre sämmtlichen Pferde, 5—600, wurden auf einer Wiese gefangen. In Rathenow ließ der Kurfürst 500 Musketiere zurück und eilte mit der Kavallerie, welcher die noch übrige Infanterie folgte, der schwedischen Armee nach, die aus ihrem Lager bei Brandenburg aufgebrochen war, um die Verbindung mit ihrem Hauptquartier wieder herzustellen. Am 17. erreichte die Avantgarde am Nauener Damme die schwedische Nachhut und zersprengte sie; jenseit desselben stand der Feind, jedoch in so vortheilhafter Stellung, daß der Kurfürst seine wenige Infanterie abwarten mußte, um ihn anzugreifen. Die Schweden marschirten aber in der Nacht ab, um den Rhin bei Fehrbellin zu passiren. Die Uebergänge hinter ihnen waren durch Streifparteien, welche der Kurfürst entsandt hatte, zerstört, wodurch sie genöthigt wurden, bis zur Wiederherstellung der Brücken vor Fehrbellin Stand zu halten.

Fehrbellin. Der Prinz von Hessen-Homburg erbat sich auf die Nachricht vom Abmarsch der Schweden die Avantgarde, welche 1200 Pferde stark war, und folgte ihnen sogleich im Trabe. Wer von unsern Lesern das schöne Drama von Heinrich von Kleist kennt, wird sich wohl ein anderes Bild von dem Prinzen gemacht haben, als geschichtlich wahr ist. Friedrich von Homburg war kein jugendlicher Held, wie ihn der Dichter mit der ihm zustehenden Freiheit geschildert, sondern schon 42 Jahre alt und hatte nur ein Bein. Vor Kopenhagen 1658 unter Karl Gustav von Schweden war ihm das andere Bein abgeschossen worden, er hatte es durch ein künstliches mit einem silbernen Gestell ersetzt, weshalb er der „Prinz mit dem silbernen Beine" genannt wurde. Dessenungeachtet besaß er aber noch das ganze kriegerische Feuer seiner vergangenen Jugend und schonte das Blut seiner Soldaten nicht, wo Großes zu erreichen war. Ohne ihn wäre die Schlacht bei Fehrbellin vielleicht gar nicht geliefert worden. Er griff den Feind hitzig an, sobald er ihn erreicht hatte, und ließ den Kurfürsten bitten, ihn zu unterstützen. Derfflinger rieth von der Schlacht ab, welche nur mit Kavallerie und wenigen leichten Geschützen gegen ein Heer, bei welchem 7000 Mann Infanterie und 10 schwere Kanonen waren, sehr bedenklich sei. Der Kurfürst erwiederte aber: „Nun wir einmal so nahe am Feinde sind, muß er Fell oder Federn geben!" und rückte so rasch als möglich vor. Prinz Homburg war von der schwedischen Uebermacht schon sehr bedrängt und bat wiederholt um Dragoner, als der Kurfürst eintraf. Dieser ließ sogleich seine Geschütze auf einen von den Schweden unbeachteten Sandhügel auffahren und, da seine Infanterie noch 2 Stunden zurück war, durch das Dragonerregiment Derfflinger und 4 Schwadronen Reiter decken. Das Feuer dieser Geschütze bestrich die feindliche Infanterie mit großer Wirkung in der Flanke. Das schwedische Regiment Dalwig griff daher mit vorgezogenen Pikenieren, durch Kavallerie unterstützt, den Hügel an, als der Kurfürst gerade dem bedrängten Prinzen von Homburg Hülfe zuführte. Der Kampf wurde nun allgemein. Die Dragoner bei den Geschützen hielten den Angriff mit größter Standhaftigkeit aus. Endlich warf der Kurfürst, der sich selbst an die Spitze von 4 Reiterregimentern setzte, durch einen unwiderstehlichen Angriff den ganzen rechten Flügel des Feindes zurück, jenes tapfere Regiment Dalwig wurde fast ganz vernichtet, und die Schweden traten nun in zwei Kolonnen den Rückzug an, welcher wenig gestört werden konnte, da die Pferde der Brandenburger ganz erschöpft waren. Doch folgten diese dem Feinde zur Seite und beschossen ihn mit Geschütz, was er im Zurückgehen erwiderte. Dabei wurde Froben, der Stallmeister des Kurfürsten, erschossen. Die schöne Erzählung, daß er seinen Herrn, welcher einen Schimmel geritten, zu einem Tausch mit dem Pferde, um weniger kenntlich zu sein, vermocht habe und für ihn auf diese Weise gestorben sei, scheint der historischen Begründung zu entbehren. Buch berichtet nur: „Eine Kugel nahm unmittelbar bei Sr. Kurf. Durchl. dem Herrn Frobenius, Stallmeister S. K. D., das Bein oberhalb des Kniees fort, wovon er eine Stunde darauf starb." — Der Kurfürst hätte einen Tausch der Pferde nur seiner eigenen Sicherheit wegen auch nimmermehr angenommen, das lag gar nicht in seinem Charakter. Bei Türkheim

baten ihn Froben und Buch, einen Küraß anzulegen, er lehnte es jedoch ab: viele arme Soldaten hätten ja auch keinen. Uebrigens ist der Kurfürst auf den Gobelins (Wandteppichen) im Schlosse Monbijou, welche Friedrich, sein Sohn, hat anfertigen lassen, in der Schlacht von Fehrbellin auf seinem Schimmel abgebildet. Wir müssen also Froben's Opfertod fallen lassen und uns damit begnügen, daß Buch sagt, er sei von der ganzen Armee, wie von seinem Herrn, beklagt worden.

Bei Fehrbellin siegte die Kavallerie ganz allein über die beste Infanterie der damaligen Zeit; bei den jetzigen Feuerwaffen wäre eine solche Schlacht ganz undenkbar. Der Sieg wurde mit aller Thatkraft benutzt, bald begann der Kurfürst die Eroberung von Schwedisch-Pommern und nahm in den folgenden Feldzügen alle festen Plätze, auch Stettin und Stralsund, bis er auch die Insel Rügen eroberte und kein Schwede mehr auf deutschem Boden stand. In diesem Kriege wurde er nur von Dänemark unterstützt, obgleich Schweden als Reichsfeind erklärt worden war.

So großen Erfolgen konnte nur der vortheilhafteste Frieden entsprechen. Aber es sollte anders kommen — Oesterreich dachte nicht entfernt daran, Brandenburg wachsen zu lassen, und ließ seinen Bundesgenossen schmählich im Stich, indem es, ohne ihn zu bedenken, mit Frankreich 1678 zu Nymwegen Frieden schloß, wie Holland, Spanien und das deutsche Reich, jedes nur auf seinen Vortheil bedacht, auch gethan.

Friedrich Wilhelm verzagte darum nicht. Er hoffte, seine Eroberungen zu behaupten, und Dänemark, das ein gleiches Interesse hatte, hielt treu bei ihm aus. Im November 1678 brach von Livland aus ein schwedisches Heer in Preußen ein, wo ihm wenig Widerstand entgegengesetzt werden konnte. Der Kurfürst sammelte in Pommern die Reiterei und von jedem Infanterieregimente 60 der besten Leute mit doppelten Offizieren und 34 Geschützen und setzte sie nach Preußen in Marsch. Um die Schweden, welche sich zurückzogen, noch zu erreichen, ging er mit der Armee über das Eis des Kurischen Haffs. Dieser Uebergang wird in einem neuern Werke von Fontane bezweifelt, ist aber durch Buch, welcher ihm beigewohnt hat und ihn schildert, sowie durch die Abbildung auf den schon erwähnten Tapeten in Monbijou unwiderleglich bewiesen. „Die Infanterie auf Schlitten", schreibt Buch, „was sehr lustig anzusehen war, besonders da sie beständig den Dragonermarsch schlagen ließen." Henniges von Treffenfeld holte die schwedische Nachhut noch beim Dorfe Splitter ein und schlug sie am 20. Mai, ein zweites glückliches Gefecht lieferte Schöning am 23., damit war Preußen vom Feinde befreit und das Heer kehrte um.

Aber die Franzosen besetzten nun wieder die rheinischen Lande des Kurfürsten, und dieser, von Allen verlassen, mußte sich zum Frieden entschließen und seine Eroberungen, mit Ausnahme eines Landstrichs an der Oder, den Schweden wieder überliefern. Bei Unterzeichnung der Friedensurkunde sprach er Virgil's Worte: Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor! („Aus unserer Asche wird ein Rächer auferstehen!") Auch wählte er zum Text der Friedenspredigt aus Psalm 118. den Vers: „Es ist gut auf den Herrn vertrauen und sich nicht verlassen auf Fürsten."

Das Schwert hat der Große Kurfürst seitdem nicht wieder gezogen, auch hatte das Deutsche Reich, so lange er noch lebte, ja Frieden und ließ sich darin nicht stören,

In Böhmen und Ungarn sollte nach früherm Uebereinkommen Ludwig's Schwager, der römische König Ferdinand, Bruder Karl's V., folgen; eine Partei in Ungarn rief jedoch Johann von Zapolya, Wojewoden von Siebenbürgen, zum Könige aus, und dieser unterwarf sich türkischer Lehnshoheit, um den Schutz des Sultans zu erlangen. Wir dürfen uns darüber nicht wundern, wenn bald nachher auch der „Allerchristlichste" König Franz I. von Frankreich es mit seinem Titel vereinbar hielt, sich zweimal mit Suleiman, dem „Erbfeinde der Christenheit", gegen den Kaiser zu verbinden.

Der Sultan säumte nicht, Zapolya mit 200,000 Mann in Ungarn als König einzusetzen. Das türkische Kriegswesen stand damals auf der Höhe seiner eigenthümlichen Entwicklung. Den Kern der osmanischen Heere bildeten die Janitscharen. Zu deren Ergänzung wurde jährlich im Reiche unter den christlichen Unterthanen eine gewaltsame Aushebung von Knaben vorgenommen, welche von ihren Familien auf ewig getrennt in der muhamedanischen Religion erzogen und heranwachsend zu Kriegern in den Waffen geübt wurden; die intelligentesten er-
[illegible] er starb am 29. April 1688. In einer bewegten Zeit lebend, hatte er die letzten Greuel des verheerenden Dreißigjährigen Krieges erlebt, und sich daran gewöhnen müssen, Deutsche gegen Deutsche kämpfen, unser Vaterland zum Tummelplatz kaiserlicher, schwedischer und französischer Heerscharen gemacht zu sehen. Eine zweite Periode greulicher Verheerung der gesegneten Lande zwischen Rhein, Neckar und Mosel durch die Mordbrennerbanden Ludwig's XIV. zu erleben, ist ihm erspart geblieben.



baten ihn Froben und Buch, einen Küraß anzulegen, er lehnte es jedoch ab: viele arme Soldaten hätten ja auch keinen. Uebrigens ist der Kurfürst auf den Gobelins (Wandteppichen) im Schlosse Monbijou, welche Friedrich, sein Sohn, hat anfertigen lassen, in der Schlacht von Fehrbellin auf seinem Schimmel abgebildet. Wir müssen also Froben's Opfertod fallen lassen und uns damit begnügen, daß Buch sagt, er sei von der ganzen Armee, wie von seinem Herrn, beklagt worden.

Bei Fehrbellin siegte die Kavallerie ganz allein über die beste Infanterie der damaligen Zeit; bei den jetzigen Feuerwaffen wäre eine solche Schlacht ganz undenkbar. Der Sieg wurde mit aller Thatkraft benutzt, bald begann der Kurfürst die Eroberung von Schwedisch-Pommern und nahm in den folgenden Feldzügen alle festen Plätze, auch Stettin und Stralsund, bis er auch die Insel Rügen eroberte und kein Schwede mehr auf deutschem Boden stand. In diesem Kriege wurde er nur von Dänemark unterstützt, obgleich Schweden als Reichsfeind erklärt worden war.

So großen Erfolgen konnte nur der vortheilhafteste Frieden entsprechen. Aber es sollte anders kommen — Oesterreich dachte nicht entfernt daran, Brandenburg wachsen zu lassen, und ließ seinen Bundesgenossen schmählich im Stich, indem es

Im kaiserlichen Kriegslager.

4. Die Türkenkriege.

Erbfeind der Christenheit hieß der Türke sonst mit Recht, wenn auch seine Kriege nicht mehr, wie einst Muhamed die Araber entflammt, aus Glaubensdrang zur Ausbreitung des Islam, sondern nur zu Eroberungen geführt wurden. Nach der Einnahme von Konstantinopel war zunächst Ungarn den Angriffen der Türken ausgesetzt. Ungarn und Polen kämpften heldenmüthig und oft siegreich gegen sie. Eine Zeit lang ließen die Osmanen von ihnen ab, wendeten ihre Waffen nach Asien und Afrika und erweiterten dort ihre Herrschaft. Als aber 1520 Suleiman II., der Prächtige oder der Große genannt, mit dem Säbel des Propheten als Sultan umgürtet worden war, drangen sie wieder in Europa vor. In Ungarn herrschte Ludwig II. aus dem Geschlechte der polnischen Jagiellonen, der zugleich König von Böhmen war, wie vor ihm sein Vater. Er wurde der Frühzeitige genannt, weil er alle Lebensstufen vor der Zeit erreichte: mit vollen Haaren und Zähnen geboren, nach kaum zurückgelegtem Knabenalter ein Mann, war er als Jüngling an Jahren schon im Aeußern ein Greis mit gebleichtem Haar. Er bot die Wehrkraft seines Landes auf, als Suleiman, welcher schon Belgrad erobert hatte, in Ungarn vorrückte und wartete nicht ab, bis die säumigen Magnaten mit ihren Banderien und die Aufgebote aller Komitate sich vereinigt hatten, sondern griff die Türken 1526 mit der Macht, die er eben zusammen hatte, bei Mohacs an und wurde geschlagen. Auf der Flucht überschlug sich sein Pferd auf einem schlüpfrigen Bachrande, und der König erstickte im Morast. Die Eroberung von ganz Ungarn durch die Türken war die Folge dieser Schlacht.

In Böhmen und Ungarn sollte nach früherm Uebereinkommen Ludwig's Schwager, der römische König Ferdinand, Bruder Karl's V., folgen; eine Partei in Ungarn rief jedoch Johann von Zapolya, Wojewoden von Siebenbürgen, zum Könige aus, und dieser unterwarf sich türkischer Lehnshoheit, um den Schutz des Sultans zu erlangen. Wir dürfen uns darüber nicht wundern, wenn bald nachher auch der „Allerchristlichste" König Franz I. von Frankreich es mit seinem Titel vereinbar hielt, sich zweimal mit Suleiman, dem „Erbfeinde der Christenheit", gegen den Kaiser zu verbinden.

Der Sultan säumte nicht, Zapolya mit 200,000 Mann in Ungarn als König einzusetzen. Das türkische Kriegswesen stand damals auf der Höhe seiner eigenthümlichen Entwicklung. Den Kern der osmanischen Heere bildeten die Janitscharen. Zu deren Ergänzung wurde jährlich im Reiche unter den christlichen Unterthanen eine gewaltsame Aushebung von Knaben vorgenommen, welche von ihren Familien auf ewig getrennt in der muhamedanischen Religion erzogen und heranwachsend zu Kriegern in den Waffen geübt wurden; die intelligentesten erhielten auch andern Unterricht, um sie zu Führern zu gebrauchen, Schwächere, die sich nicht zu Soldaten eigneten, wurden für den Beamtendienst erzogen. Alle diese jungen Leute, welche ihren Angehörigen entrissen waren und gar nichts mehr von ihnen wußten, aber auch unter den Türken keine Familienverbindungen hatten (die Janitscharen durften nicht heirathen), waren also nur für den Dienst des Sultans auf der Welt und seine willen- und rücksichtslosen Werkzeuge. Die Janitscharen, in Ortas eingetheilt, welche von Agas (Hauptleuten) befehligt wurden, bildeten den Kern der regelmäßigen Infanterie, außerdem gab es aber die Massen der bewaffneten Aufgebote aus allen Stämmen und Provinzen des Reichs. Sehr zahlreich war die türkische Kavallerie. Ihre leichten Reiter hießen Sipahis (Spahis); es gab auch eine Art Lehnsreiterei, Timarioten genannt, vom griechischen Worte τιμή, Preis, Lohn. In den eroberten Ländern waren überall Türken mit Grundbesitz für Kriegsthaten belohnt worden, wofür sie wiederum Kriegsdienst leisten mußten. Die Osmanen führten immer viel Geschütz mit ins Feld; wir haben bei ihrem ersten Erscheinen in Deutschland ein türkisches Heer geschildert, und die Volksrede: „wo ein solches zieht, verdorrt das Gras", hatte eine wohlbegründete, tiefere Bedeutung.

Die Türken vor Wien. Suleiman, ohne Widerstand in Ungarn bis über Buda (Ofen) hinaus vorgedrungen, überschritt den Grenzfluß Deutschlands, die Leitha, und seine Reiter erschienen schon an demselben Tage, 21. September 1529, vor Wien. „Senger und Brenner" hießen dieselben im Munde des Volks, und sie rechtfertigten die Namen nur zu gut. Sie schlossen Wien ein, in den folgenden Tagen rückte das ganze Heer nach und umlagerte die Stadt von Simmering bis Nußdorf. In Wien befehligte der Pfalzgraf Philipp, neben ihm Graf Niklas von Salm als Oberfeldhauptmann. Die Besatzung war etwa 18,000 Mann stark, wurde aber von den tapfern Bürgern in der Vertheidigung unterstützt. Vierundzwanzig Tage dauerte die Belagerung, mehrere Stürme, durch Bombardement und Minen vorbereitet, wurden glänzend abgeschlagen; endlich bewog der eingetretene Mangel, die

schlechte Witterung und die Besorgniß vor einem heranrückenden Entsatzheere den Sultan zum Abzuge. Er stellte ihn dar als eine der Stadt bewiesene Verzeihung und Gnade.

Ungarn verblieb, mit Ausnahme eines kleinen Theils, welchen Oesterreich behauptete, dem Zapolya, und als dieser 1540 starb, erklärte Suleiman das Land zu einer türkischen Provinz. Der Roßschweif flatterte auf den Wällen von Ofen, bald kam es wieder zum Kriege, der nur durch Waffenstillstände unterbrochen, aber durch keinen Frieden beendigt wurde. Die Türken schlossen überhaupt mit Ungläubigen niemals Frieden, sondern nur Waffenstillstand und ließen sich auch den, wenn sie im Vortheil waren, theuer abkaufen. Oesterreich zahlte dafür jährlich 30,000 Dukaten, nachdem Wien schon einmal von einem neuen Angriff bedroht gewesen und nur durch ein deutsches Heer unter dem Kurfürsten Joachim II. von Brandenburg, dem sich viel anderer Zuzug anschloß, gerettet worden war. Kaiser



Zriny, der Held von Szigeth.

Maximilian II. verweigerte auf Anrathen des Banus von Kroatien, Nikolaus Zriny, diesen Tribut, der den anständigen Namen Arrha (Pfandgeld) führte, und stellte zwei Heere in Ungarn auf. Der greise Suleiman zog noch einmal zu Felde und starb 1566 vor Szigeth, welches Zriny vertheidigte. Theodor Körner hat ihn zum Helden eines Trauerspiels gewählt. Als die Türken nach zwanzig Stürmen die Feste erobert hatten und die kaiserlichen Heere nichts ausrichteten, wurde abermals Waffenstillstand unter Zinsbedingung geschlossen.

Zur See jedoch erkämpften die Christen 1571 einen glorreichen Sieg. Die Insel Cypern war von der Witwe des letzten Königs, einer gebornen Venetianerin, ihrer Vaterstadt vermacht worden. Von Venedig forderten es die Türken, als ein losgerissenes Besitzthum Aegyptens, zurück und eroberten die Insel nach entsetzlichen Grausamkeiten. Alle Einwohner der Stadt Nicosia wurden ermordet, den tapfern Vertheidigern der Hauptstadt Famagosta die Bedingungen der Kapitulation nicht gehalten: den Kommandanten Bragadino ließ der türkische Befehlshaber lebendig schinden! Seine Haut ist noch in Venedig zu sehen. Und die christliche Flotte im Hafen von Messina, von Venedig, dem Papste, Spanien, den Johannitern, die jetzt auf Malta saßen, und kleinern italienischen Staaten zusammengebracht, konnte nicht zum Auslaufen kommen, bis es zu spät war. Doch rächte sie wenigstens die Greuel. Im engen Meerbusen von Lepanto vernichtete an ihrer Spitze Don Juan d'Austria, der natürliche Sohn Kaiser Karl's V., die türkische Flotte in einer der furchtbarsten Seeschlachten. Schon zitterte Konstantinopel vor einem Angriffe, der Sultan verlegte aus Furcht seine Residenz nach Adrianopel, aber die Verbündeten benutzten ihren Erfolg gar nicht, entzweiten sich vielmehr bei der Theilung der unermeßlichen Beute und trennten sich, sodaß die Türken sich von dem Schrecken erholen und bald mit einer neuen Flotte im Archipel erscheinen konnten.

Ihr Kriegswesen verschlechterte sich in den folgenden Zeiten, wie es immer geschieht, wenn elende Fürsten und schlechte Regierungen ein Reich in Verfall bringen. Die Sultane zogen nicht mehr an der Spitze ihrer Heere in den Krieg, sondern überließen diesen wie die Reichsverwaltung den Großvezieren und lebten in Schwelgereien. Bei jeder Thronbesteigung wurden herkömmlich alle Brüder des neuen Sultans getödtet: Muhamed III. ließ deren 19 erwürgen und 5 hinterlassene Frauen seines Vaters, welche guter Hoffnung waren, ertränken. So glaubte der Großherr jeder Palastrevolution vorzubeugen; bald aber übernahmen es die bevorzugten Janitscharen, wie einst die römischen Prätorianer, den Thron nach ihrem Belieben zu besetzen. Ihre Organisation hatte sich verändert, seitdem ihnen schon Suleiman der Große das Heirathen, auch im Frieden andere Beschäftigungen gestattet hatte; sie rekrutirten sich mit ihren eigenen Söhnen und andere Türken ließen sich, um der Vorrechte willen, unter die Janitscharen aufnehmen. Dadurch wurden diese schlechter.

Während des Dreißigjährigen Krieges führten die Türken keine Kämpfe in Ungarn, denn der Waffenstillstand mit Oesterreich war auf 20 Jahre verlängert, sie richteten ihre Waffen vielmehr gegen Polen, auch gegen die Kosaken und Tataren, und begannen 1645 den Krieg um Candia gegen Venedig, welcher 24 Jahre dauerte und mit der Eroberung der Insel, dieses Bollwerks für Italien, schloß. Seitdem ist Candia unter türkischer Herrschaft geblieben. Während jenes candiotischen Krieges herrschte einmal, als ein vierjähriger Knabe Sultan geworden war, eine greuliche Anarchie sieben Jahre lang im Reiche. Ihr machte der zum Großvezier erhobene Muhamed Kiuprili ein Ende. Er erwarb sich um das Reich die größten Verdienste und sorgte auch für die Reorganisation des Heeres und die

Wiedererweckung des alten kriegerischen Geistes im Volke. Ihm folgte sein größerer Sohn Achmet, welcher das begonnene Werk fortsetzte. Mit dem deutschen Kaiser kam es jetzt wegen Siebenbürgen zum Bruch, und der Krieg begann nach langer Unterbrechung von Neuem: im ersten Jahre, 1663, siegreich für die Türken, im zweiten aber von Montecuccoli, wie wir früher schon erwähnten, zur glücklichen Entscheidung gebracht. Er gewann den ruhmvollen Sieg bei St. Gotthard 1664, nachdem die Spahis schon sein Centrum, das deutsche Reichstruppen bildeten, durchbrochen hatten. Von der einen Seite faßte er, herbeieilend, von der andern der Herzog von Feuillade mit französischen Truppen, die beim Heere waren, die Spahis in die Flanke und warf sie zurück. Die Franzosen trugen gepudertes Haar; bei ihrem Angriff rief Kiuprili spöttisch: „Wer sind diese Mädchen?" Sie hieben aber so ungestüm ein, daß die Türken vor diesen Mädchen in Schrecken geriethen. Die Schlacht wurde nun allgemein und endigte mit der vollständigen Niederlage der Osmanen. Die Ueberlegenheit der europäischen Taktik, wie sie im großen deutschen Kriege sich ausgebildet, zeigte sich hier zum ersten Male. Wieder aber wurde ein schöner Sieg, wie es so oft vorkommt, nicht benutzt — der Kaiser schloß übereilt mit der Pforte auf 20 Jahre Waffenstillstand; sie hatte also nichts verloren als eine Schlacht.

In Ungarn erregten die Bedrückungen der Gewissensfreiheit, zu denen sich der sonst milde Kaiser durch die Jesuiten und seinen eigenen Ketzerhaß hinreißen ließ, große Gährung. Es entstand eine geheime Verschwörung zur Selbsthülfe, sie wurde jedoch verrathen, vier ihrer vornehmsten Häupter starben den Henkertod. Der Kaiser äußerte, man könne das ganze Volk der Theilnahme an der Verschwörung beschuldigen: dies böse Wort zündete bei den feurigen Magyaren, und als die Religionsfreiheit nun wirklich angegriffen, lutherische Prediger auf die Galeeren geschickt, mehrere, darunter ein dreiundachtzigjähriger Greis, enthauptet und die Privilegien der Nation aufgehoben wurden, trat Graf Emmerich Tökely an die Spitze der Mißvergnügten, die ihm zu Tausenden zuströmten. Er behauptete sich drei Jahre lang, schlug die Oesterreicher mehrmals und unternahm Streifzüge in die kaiserlichen Erblande. Nach dem Frieden mit Frankreich, 1678, konnten aber mehr Truppen gegen ihn verwendet werden und er trat nun in Verbindung mit der Pforte. Diese nahm sich der Ungarn an und stellte in Wien Bedingungen, welche mit Entrüstung verworfen wurden. Da der Waffenstillstand noch nicht abgelaufen war, glaubte man indessen an keinen Angriff von Seiten der Türken, dieser traf daher Oesterreich ganz unvorbereitet. Besonders war es der Einfluß des spanischen Gesandten, welcher dazu führte; er widerrieth alle Rüstungen, welche die Türken reizen könnten, um Oesterreichs ganze Macht gegen Frankreich, das mit neuen Gewaltschritten drohte, zu lenken. Noch als der Großvezier schon verheerend durch Ungarn heranzog und Tökely zum Könige des Landes unter türkischem Schutz erklärte, leugnete jener Gesandte, daß die Absicht der Türken auf Wien gerichtet sei. So erschienen ihre Renner an der Schwechat, 3 Meilen von Wien, ehe man hier überhaupt etwas Böses ahnte. Nun aber floh Alles, was noch fliehen konnte. 60,000 Einwohner verließen die Stadt, auch der Hof ging nach Linz.

Die Türken abermals vor Wien. Der Kaiser hatte allerdings in Ungarn ein Heer von 35,000 Mann unter dem Herzoge von Lothringen, der schon bei St. Gotthard als junger Prinz gekämpft und später seine Einsetzung in Lothringen, weil er in drückendste Abhängigkeit von Frankreich gekommen wäre, verschmäht hatte. Er war lieber kaiserlicher General geblieben und hatte hier namentlich die Kavallerie auf eine vortreffliche Stufe gebracht. In Ungarn 1683 gegen die Türken aufgestellt, hatte er eine starke Position genommen; sie waren aber, ohne sich um ihn und die Festungen zu kümmern, unaufhaltsam vorgedrungen, sodaß der Herzog mit der Kavallerie, welcher die Infanterie folgen sollte, rasch nach Wien zurückging, wo er glücklich noch am 6. Juli ankam und auf den Donauinseln (den sogenannten Auen) lagerte, ehe die Einschließung geschah.

In der Stadt befehligte der Feldzeugmeister Graf Ernst Rüdiger von Starhemberg, welcher alle Anstalten zur Vertheidigung traf. Mit einer fast unglaublichen Thatkraft setzte er Angesichts des Feindes binnen wenigen Tagen die Stadt in vollkommenen Wehrstand, indem er zugleich den Muth der schwachen Besatzung, wie aller Einwohner, durch sein eigenes Beispiel zum entschlossensten Widerstande anfeuerte. Die Festungswerke waren zwar besser, als bei der ersten Belagerung durch die Türken, aber sie mußten doch verstärkt und armirt werden: die Einwohnerschaft arbeitete Tag und Nacht daran, selbst unter Betheiligung des höchsten Adels, ja der Geistlichkeit. An regelmäßigen Truppen waren zuerst nur 5 Compagnien in Wien, dazu wurden 8 Bürger- und 8 Freicompagnien errichtet und fleißig eingeübt, endlich langte auch die Infanterie des Herzogs von Lothringen an, aber die ganze Besatzung betrug doch nur 15,000 Mann und das türkische Heer unter dem Großvezier Kara Mustapha (dem Schwager und Nachfolger des kräftigen Achmet Kiuprili) wurde auf 200,000 Mann geschätzt. Dasselbe erschien am 14. Juli vor Wien und umschloß die Stadt in halbmondförmiger Stellung. Schon in der folgenden Nacht wurde die erste Parallele (der die Angriffsfront umfassende Laufgraben) ausgehoben und die erste Batterie errichtet, sodaß am 15. das Feuer eröffnet werden konnte. Der Herzog von Lothringen, durch ein blutiges Gefecht genöthigt, die Auen zu verlassen, zog sich auf das Marchfeld zurück, entsetzte Preßburg, welches Tökely belagerte, und schlug ihn noch einmal an der March, dann auch am Bisamberge einen türkischen Pascha. So deckte er Wien wenigstens auf dem linken Ufer der Donau. Die Belagerung nahm unterdessen ihren Fortgang, das Feuer der Türken wurde von den Wällen erwidert, die Vertheidiger machten glückliche Ausfälle und schlugen mehrere Stürme tapfer zurück. Auch der Minenkrieg unter der Erde wurde von beiden Seiten geführt. Am 25. Juli Abends stürmten die Türken dreimal den gedeckten Weg (d. h. den Wallgang vor dem äußern Grabenrand), wurden aber zurückgeworfen und bis in ihre Laufgräben verfolgt, welche dabei zum Theil von den Deutschen zugeschüttet wurden. Eine Aufforderung zur Uebergabe blieb ohne Antwort, und die Beschießung, wie der wüthende Kampf um den gedeckten Weg, wurden in den nächsten Tagen fortgesetzt, ebenso die Ausfälle.



Die Türken vor Wien im Jahre 1683. Nach einem alten Zeitbilde.

Unter den Bürgern war durch den guten Erfolg der kriegerische Geist so gestärkt, daß sie oft auf eigene Hand Ausfälle unternahmen, was jedoch Starhemberg, da es ohne Zweck und Nutzen geschah, zuletzt bei Todesstrafe verbot. Endlich gelang es den Türken, in den Graben zu dringen und die Spitze des Ravelins (Außenwerk zwischen zwei Bastionen) vor dem Burgthor in Bresche zu legen, aber sie konnten dieselbe trotz vierundzwanzigstündigen Stürmens nicht nehmen. Drei Wochen dauerte der Kampf um dies Werk und die Verschanzungen, welche die Vertheidiger auf der Grabensohle angelegt hatten. Selbst den Janitscharen sank nun der Muth und sie fingen an, den Gehorsam zu versagen. In der Stadt aber herrschte freudige Hoffnung, denn die Nachricht von dem heranrückenden Entsatzheere war durch einen kühnen Mann hineingekommen. Es war auch die höchste Zeit, denn die Werke der Angriffsfront, durch Geschützfeuer und Minen erschüttert, mußten zum Theil verlassen werden, die Türken trieben ihre Minengallerien unablässig vor, und es ist keine Frage, daß Kara Mustapha, als die vom Kahlenberge aufsteigenden Raketen in der Nacht zum 7. Juli der bedrängten Stadt die nahende Rettung verkündeten, durch einen Hauptsturm Wien genommen haben würde. Er hatte dazu noch 6 Tage Zeit, war im Besitze der stärksten Basteien, und nur wenige neu aufgeworfene Abschnitte waren noch zu überwinden. Doch hielt ihn seine Gier nach den Schätzen Wiens ab, die er durch die noch erhoffte Kapitulation für sich allein haben wollte und beim Sturme seinen Soldaten hätte überlassen müssen.

Als endlich am 12. September das christliche Heer von den Bergen herabstieg, mußte er ihm seine Scharen zur Schlacht entgegenführen und der Pascha von Damaskus, den er in den Laufgräben zurückgelassen, stürmte wol noch mit grimmiger Wuth, während im freien Felde der Kampf tobte, er konnte aber keinen Vortheil gewinnen, und Wien war gerettet.

Das Heer, welches sich zum Entsatz der Kaiserstadt bei Tuln vereinigt hatte, bestand aus 27,000 Oesterreichern unter dem Herzoge von Lothringen, 26,000 Polen unter ihrem Könige Johann Sobieski, 23,000 Sachsen und Bayern, je zur Hälfte, unter dem Kurfürsten Johann Georg III. von Sachsen und 8000 Mann Württembergern, schwäbischen und fränkischen Reichstruppen, welche der Graf von Waldeck führte. Mit Polen hatte der Kaiser für den Fall eines Türkenkrieges schon vorher ein Schutz- und Trutzbündniß geschlossen, und Johann Sobieski, der schon vor seiner Erwählung zum Könige als Kronfeldherr Lorbern gegen die Osmanen gepflückt hatte, übernahm nach der Vereinigung des ganzen Heeres dessen Oberbefehl. Er hatte nur 8000 Mann Infanterie mitgebracht, also mehr als doppelt so viel Reiter. Diese bestanden aus Husaren vom vornehmsten Adel und Gepanzerten aus dem niedern Adel, der sogenannten Szlachta. Die Erstern waren, im Gegensatz der ungarischen Husaren, schwere Kavallerie, sie hatten prächtige Harnische, lange, mit bunten Flaggen versehene Lanzen und neben den krummen Säbeln noch lange, gerade Pallasche mit vierkantig geschliffenen Spitzen, auch Streithämmer. An Waffen fehlte es ihnen also nicht, sie wußten dieselben aber auch zu gebrauchen. Die sogenannten Gepanzerten trugen dagegen nur Drahtküraße und führten außer den

Säbeln Karabiner und Pistolen, waren also leichte Kavallerie. Auf seine polnische Infanterie setzte der König kein Vertrauen, sie bewährte sich auch nicht. Das deutsche Fußvolk dagegen war um so besser, sowol das kaiserliche, als das sächsische und bayerische — von den Reichstruppen können wir allerdings nicht dasselbe sagen. In der Formation und Ausrüstung war die Infanterie der verschiedenen deutschen Staaten einander ziemlich gleich, doch wurde bei den Kaiserlichen schon im folgenden Jahre die Pike abgeschafft, weil die stürmischen Angriffe der Türken nur durch Feuer abgehalten werden konnten. Nicht blos die Reiter, sondern auch die Janitscharen griffen oft, ihre langen Flinten über die Schulter werfend, mit dem Säbel (Yatagan) in der Faust an und ließen sich durch die Piken allein nicht abwehren.

Die Armee stellte sich am 12. September in Schlachtordnung, auf dem rechten Flügel die Polen, im Centrum und auf dem linken Flügel die Oesterreicher mit ihren deutschen Bundesgenossen. Hier befehligte der Herzog von Lothringen, im Centrum der Kurfürst von Sachsen und Graf von Waldeck, Johann Sobieski auf dem rechten Flügel, unter ihm sein Kronfeldherr Jablonowski. Dreiunddreißig Fürsten kämpften bei Wien, zum großen Theil als Freiwillige, unter ihnen der jugendliche Kurfürst von Bayern, Maximilian Emanuel, der aus edler Bescheidenheit, da er noch keine Kriegserfahrung besaß, seine Truppen nicht selbst führte. Markgraf Ludwig von Baden befehligte die österreichische Reiterei des linken Flügels, in einem Dragonerregiment derselben stand der neunzehnjährige Prinz Eugen von Savoyen, von dem wol Niemand ahnte, welche welthistorische Laufbahn er hier begann. Kara Mustapha hatte den Christen nach Abzug der vor der Stadt zurückgelassenen Truppen noch etwa 140,000 Mann entgegenzuführen, sie bildeten nach der türkischen Heeresordnung (Olaj) 5 Schlachthaufen: Vorläufer, Haupttheil mit der rechten und linken Hand und „Zurückbringer", letzterer so genannt, weil er die aus der Schlacht Weichenden wieder vorzutreiben hatte.

Gegen 9 Uhr begann die Schlacht, der linke Flügel der Verbündeten kam zuerst ins Gefecht und die Sachsen drängten nach hartem Kampfe den Feind zurück. Ihre Dragoner saßen dabei mehrmals zum Feuergefecht ab. Erst viel später konnten der rechte Flügel und das Centrum, welche viele Terrainschwierigkeiten zu überwinden hatten, in die Schlacht eingreifen. Der König attakirte gegen 2 Uhr an der Spitze der polnischen Kavallerie. Aber Kara Mustapha entfaltete jetzt die Fahne Muhamed's, welche nur bei den wichtigsten und heiligsten Anlässen entrollt wird, und begeisterte dadurch seine Truppen zum wildesten Fanatismus. Sie warfen sich den Polen entgegen, deren Angriff vollständig scheiterte, sodaß sie in Unordnung bis zu den waldigen Schluchten, aus denen sie hervorgebrochen waren, zurückflohen. Hier wurden sie von 4 bayerischen Bataillonen aufgenommen. Der Feldherrnblick des Herzogs von Lothringen erkannte den wichtigen Moment, er verständigte sich schnell mit dem Kurfürsten von Sachsen über einen Gesammtangriff auf den feindlichen rechten Flügel, der gegen 4 Uhr unternommen wurde und Alles vor sich niederwarf. Unterdessen hatte der König seine Reiterei wieder gesammelt und zum erneuten Angriff vorgeführt.

Dieser geschah mit solcher Wuth, durch den frühern Fehlschlag gereizt, daß jeder Widerstand gebrochen wurde. Auch die gesammte übrige Kavallerie betheiligte sich an dem Angriffe, durch welchen die Schlacht gegen 6 Uhr entschieden wurde. Verzweifelnd flohen die Türken, ihr Lager fiel in Feindeshand, Ludwig von Baden mit seinem österreichischen und einem sächsischen Dragonerregimente sprengte nach dem Stubenthore von Wien, aus welchem Graf Starhemberg einen Ausfall machte, um die letzten Belagerer zu verjagen.



Dragoner zu Fuß fechtend. Zeichnung von A. Beck.

Aber die Flucht der Türken wogte in rasender Eile davon, bald waren sie spurlos verschwunden, und der König glaubte an Hinterlist und nächtlichen Ueberfall. Darum verbot er bei Todesstrafe das Plündern des Lagers während der Nacht und befahl den Truppen, unter den Waffen und bei den Pferden zu bleiben. Die Deutschen gehorchten, wie einst bei gleichem Anlaß vor Pavia dem Frundsberg, die Sarmaten aber konnten dem Gelüst nach Beute nicht widerstehen und eigneten sich unter dem Schleier der Nacht den größten Theil derselben zu. Die deutschen Krieger mußten sich mit den eroberten Trophäen trösten, welche noch heute in den Zeughäusern zu Wien und München und in der Rüstkammer zu Dresden von der Schlacht bei Wien Kunde geben. Unsterblichen Ruhm hatten aber die Vertheidiger der Kaiserstadt erworben, welche 63 Tage lang dem übermächtigen Feinde, der 41 Minen gegen die Festungswerke springen ließ und 50 Hauptstürme unternahm, siegreich widerstanden.

Den Werth des eroberten Lagers mit seinen Reichthümern, mit Geschütz und Gepäck hat man auf neun Millionen Gulden angeschlagen. In dem Briefe des Königs von Polen an seine Gemahlin heißt es davon unter Anderm: „Des Großveziers Erbe bin ich geworden; das Feldzeichen, welches ihm pflegte vorgetragen zu werden, nebst der Muhamedsfahne, womit ihn der Sultan für diesen Feldzug beehrt hatte, die Gezelte, Wagen und Gepäcke mit vielen tausend Kostbarkeiten sind mir zu Theil geworden und sind nur allein einige von den Köchern viele tausend Dukaten werth. Des Veziers Leibpferd mit Sattel und Zeug ist jetzt mein Eigenthum. Was er sonst von verschiedenen Ergötzlichkeiten in seinen Gezelten gehabt, als insonderheit seine Badestuben und Gärten, sammt den Springbrunnen, herumlaufenden Meerkatzen und dergleichen, wäre zu weitläufig zu erzählen."

Mit unermeßlichem Jubel wurde Johann Sobieski in Wien empfangen; seine Zusammenkunft mit dem zurückgekehrten Kaiser, der ihn, den nicht im Purpur geborenen Wahlkönig, nur im Freien und zu Pferde, höflich zwar, aber kalt empfing, schildern wir lieber nicht genauer. — Fünf Tage nach der Schlacht folgte das Heer der Verbündeten den nach Raab zu fliehenden Türken, welche noch 87,000 Christen jedes Alters und Geschlechts, darunter 200 vornehme Frauen und Jungfrauen, in die Sklaverei schleppten. Bei Raab erst vermochte der Schwarze Mustapha (Kara heißt Schwarz) seine aufgelösten Scharen wieder zu sammeln; als Schuldige an der Niederlage ließ er acht Pascha's hinrichten. — Der Krieg dauerte noch sechzehn Jahre. Wir wollen nur bei den Hauptmomenten desselben und bei den Feldherren verweilen, welche durch ihre Siege sich hier einen glänzenden Ruhm erworben haben. Die wichtige Festung Neuhäusel wurde 1685 mit Sturm genommen, im folgenden Jahre auch Ofen, wobei sich die brandenburgischen Hülfstruppen auszeichneten. Die Eroberung von Ungarn schritt unaufhaltsam vor. Der Markgraf von Baden, mit zwölf Regimentern dem von Ofen zurückgeschlagenen türkischen Entsatzheere nachgesendet, nahm viele feste Punkte.

Prinz Eugenius, der edle Ritter. Unter ihm zeichnete sich der junge Prinz Eugen von Savoyen, dem der Kaiser schon 1683 ein Dragonerregiment verliehen hatte, so aus, daß ihn der Markgraf dem Monarchen mit den Worten vorstellen konnte: „Dieser junge Savoyarde wird mit der Zeit alle Diejenigen erreichen, welche die Welt jetzt als große Feldherren betrachtet."

Wem von unsern Lesern möchte wol „Prinz Eugenius, der edle Ritter", unbekannt sein? Vielleicht stellen sich aber Viele unter dem größten Feldherrn und Staatsmann, welchen Oesterreich je besessen, auch im Aeußern einen imposanten Helden vor. Das war er durchaus nicht. „Seine kleine, schwächliche Gestalt, seine braune Hautfarbe, die an die italienische Abkunft gemahnte, die etwas aufgestülpte Nase, insbesondere aber die kurze Oberlippe, welche Ursache war, daß der Mund nie ganz geschlossen erschien und man die vordern Zähne sah, dies Alles machte auf den ersten Blick keinen vortheilhaften Eindruck. Das Auge jedoch war schön, geistreich und lebhaft, und scharfsichtigere Beobachter begriffen wohl, daß unter der wenig ansprechenden Hülle Großes verborgen lag."

So schildert Arneth, welcher vor einigen Jahren eine ganz vortreffliche Geschichte des Prinzen herausgegeben hat, Eugen's Persönlichkeit. Zu den erwähnten scharfsichtigen Beobachtern hatte Ludwig XIV. nicht gehört, sonst würde er die Bitte des Prinzen, der ihn um eine Anstellung im Heere bat, nicht so schonungslos verletzend abgewiesen und ihn dadurch bewogen haben, in Wien seine Dienste anzubieten. Eugen war der Sohn des Prinzen Eugen Moritz aus der jüngern Linie des Hauses Savoyen, der, in Paris am Hofe lebend, eine Nichte des Kardinals Mazarin geheirathet hatte. Es waren fünf Schwestern, alle feurige, geistvolle Italienerinnen, einige wahrhaft schön, die schönste vielleicht Olympia, die Gräfin von Soissons, die Mutter unsers Helden. Sie besaß eine Zeit lang die wahrhafte Liebe des jungen Königs, verwickelte sich aber nach dem Tode ihres Gemahls in gefährliche Intriguen, sodaß sie, ihre ganze Familie in Paris zurücklassend, nach Brüssel fliehen mußte. Prinz Eugen war am 18. Oktober 1663 geboren und bei der Flucht seiner Mutter siebzehn Jahre alt. Der König hatte ihn zum Priester bestimmt, man nannte ihn am Hofe nur den kleinen Abbé. Als seine Bitte, in die Armee treten zu dürfen, so kränkend abgeschlagen wurde, verließ er Frankreich und soll geschworen haben, es nicht anders wieder zu betreten, als mit den Waffen in der Hand. In Wien, wohin schon ein älterer Bruder gegangen war, erhielt er die erbetene Anstellung und bald nach der ersten Schlacht schon ein Dragonerregiment, das er während seiner ganzen Laufbahn als Inhaber behalten und zu einem Muster für die gesammte Kavallerie ausgebildet hat. Es führt darum auf ewige Zeiten den Namen Savoyen-Dragoner. Nach der Erstürmung von Ofen, welche der Kurfürst von Bayern geleitet, wurde Prinz Eugen zum Generalfeldwachtmeister (Generalmajor) ernannt.

Im folgenden Feldzuge entstanden Zerwürfnisse zwischen dem Kurfürsten von Bayern, welcher ein selbständiges Kommando verlangte, und dem Herzoge von Lothringen als Oberfeldherrn. Es wurden demnach, da der Kurfürst sonst seine Truppen zurückgezogen hätte, zwei getrennte Heere aufgestellt, doch ließ sich Max Emanuel bewegen, sie zu einer gemeinsamen Unternehmung zu vereinigen, und der Herzog von Lothringen schlug darauf die Türken 1687 bei Mohacs, wo vor 161 Jahren Ludwig II. Schlacht und Leben verloren hatte. Karl von Lothringen befolgte in allen seinen Kämpfen gegen die Türken Montecuccoli's Grundsatz, die Truppengattungen nicht zu trennen, sondern die Kavallerie theils auf die Flügel, theils auch in die Zwischenräume der Infanteriebataillone zu stellen, um so das Ganze fest zusammenzuhalten und den Türken nirgends eine Lücke zum Einbrechen und zum Handgemenge zu bieten. Auch bei Mohacs wurde danach verfahren. Prinz Eugen erstürmte nach dem Siege mit abgesessenen Dragonern das türkische Lager.

Die Zwistigkeiten zwischen den Führern begannen aber wieder, auch der Markgraf von Baden wollte als Fürst des deutschen Reichs keine Befehle von dem Lothringer annehmen, und dieser edle Fürst, der im Interesse einer energischen Kriegführung großartige, entscheidende Erfolge nur von der Einheit des Befehls erwarten konnte, wurde in seinen besten Plänen gehemmt. Zum Glück verließen seine beiden Widersacher das Heer und er machte nun die reißendsten Fortschritte,

bis die erneuten Ansprüche des Kurfürsten von Bayern ihn veranlaßten, um der guten Sache willen, zurückzutreten. Seine Siege hatten den kriegerischen Geist im deutschen Volke wieder gestählt, unter seiner Führung war die kaiserliche Armee an Disziplin, Ausdauer und Verachtung jeder Gefahr vortrefflich geworden. Selbstständig in seinen Ansichten und Handlungen, war er ebenso bescheiden als liebenswürdig in seinem Benehmen. Beim neuen Kriege mit Frankreich befehligte er die Hauptarmee, starb aber schon 1690: ein großer Verlust für den Kaiser.

Dieser benutzte den Eindruck des Sieges bei Mohacs dazu, seinen Sohn zum Erbkönig von Ungarn zu erklären; die alte Wahlfreiheit der Magyaren war dadurch vernichtet. Auch im Jahre 1688 unter dem Oberbefehl des Kurfürsten von Bayern blieben die kaiserlichen Waffen siegreich. Dieser hatte in den bisherigen Feldzügen durch die ungestümste Tapferkeit, wie durch seine schöne, edle Gestalt und die Pracht, mit der er sich stets umgab, auch wol durch seine Heiterkeit und Lebenslust, die Soldaten gewonnen und täuschte ihr Vertrauen nicht. Unter seiner persönlichen Leitung wurde Belgrad am 6. September 1688 erstürmt, seine Unterfeldherren nahmen andere Plätze, der Markgraf von Baden siegte in Bosnien.

Aber die großen Erfolge Oesterreichs riefen Ludwig XIV. wieder auf; er ließ seine Heere in Deutschland einrücken, und der Kaiser mußte auf zwei Fronten kämpfen. Vergebens warnte der Herzog von Lothringen davor, vergebens drangen alle Minister und die meisten deutschen Fürsten darauf, den von den Türken angebotenen Frieden abzuschließen und alle Macht gegen Frankreich, den viel gefährlichern Feind, zu vereinigen. Der Kaiser hielt es für eine Gewissenssache, den Krieg gegen die Ungläubigen fortzusetzen, welcher schließlich durch den Prinzen Eugen zu einem siegreichen Ende geführt wurde.

In Ungarn erhielt Markgraf Ludwig von Baden den Oberbefehl, weil der Kurfürst von Bayern am Rhein eins der drei Heere, welche gegen die Franzosen aufgestellt wurden, übernahm. Glänzende Siege bezeichneten den Feldzug, im folgenden schlug aber das Glück um, auch Belgrad ging 1690 wieder verloren, und die Osmanen drangen von Neuem in Ungarn vor. An der Spitze des türkischen Heeres stand wieder ein Kiuprili, Achmet's Bruder Mustapha, und Ludwig XIV. unterstützte ihn durch Artillerie- und Ingenieuroffiziere. Mit 100,000 Mann rückte der Großvezier 1691 ins Feld; er war dem Markgrafen von Baden doppelt überlegen; dieser erwartete ihn in einer festen Stellung bei Szlankament, den rechten Flügel an die Donau gelehnt. Hier kam es am 18. August 1691 zur Schlacht, in welcher Anfangs die Türken alle Angriffe der Deutschen abschlugen, der Fall Kiuprili's sie aber entmuthigte und der Sieg zuletzt den Kaiserlichen blieb. Der Ruhm des Markgrafen wurde dadurch erhöht; er war ein kühner, vom Glück begünstigter Feldherr, der aber seine Truppen nicht schonte; man sagte von ihm: er bedürfe für jeden Feldzug ein neues Heer. In der That war dasselbe jetzt auch so geschwächt, daß er 1692 nicht viel unternehmen konnte, nur Großwardein wurde von Heißler, Grafen von Heitersheim, genommen, einem der besten Reiteroffiziere, die Oesterreich je besessen: in Ungarn hieß er „die Türkengeißel“.



Ludwig von Baden in der Schlacht bei Szlankament.

Im Feldzuge von 1693 befehligte der Markgraf von Baden die kaiserliche Armee am Rhein; an seine Stelle trat in Ungarn der Herzog von Croy und 1695 der Kurfürst Friedrich August I., der Starke, von Sachsen. Dieser brachte wol 8000 Mann gut organisirter Truppen mit; aber ohne Feldherrntalent, führte er zwei unglückliche Feldzüge, sodaß man ihm endlich den Prinzen Eugen als Unterbefehlshaber beigab.

Von den 20 Feldmarschällen, welche der Kaiser besaß, war Eugen von Savoyen der jüngste, nur 30 Jahre alt, aber die Beiden, deren Urtheil am meisten galt, der Markgraf von Baden und Starhemberg, der Vertheidiger Wiens, der jetzt Präsident des Hofkriegsraths war, hatten ihn als den besten bezeichnet, und die allgemeine Stimme pflichtete ihnen bei. In den letzten Jahren hatte Eugen am Rhein und in Italien gekämpft, jetzt, als er eben zur Armee nach Ungarn abgehen wollte, legte hier August der Starke, weil er zum Könige von Polen erwählt war, den Oberbefehl nieder, welcher sogleich dem Prinzen Eugen übertragen wurde. Er fand das Heer in traurigem Zustande, die Disziplin gelockert, wie das unter schlechter Führung immer geschieht, und die Verpflegung höchst mangelhaft. Der Kaiser hatte zwar 1681 zweckmäßige Verordnungen erlassen, aber die schändlichsten Unterschleife fanden doch statt, und die armen Soldaten hungerten, wie sich dies dort bis in die neuesten Zeiten fortgesetzt hat. Unter solchen Verhältnissen sollte Eugen, welchem kaum 40,000 Mann zur Verfügung standen, den Kampf mit der ungeheuren Macht aufnehmen, die der Sultan in Person heranführte.

Dieser, durch die glücklichen letzten Feldzüge ermuthigt, hatte beschlossen, dem langen Kriege mit einem vernichtenden Schlage ein Ende zu machen. Sein Heer, 130,000 Mann stark, überschritt die Donau und wandte sich gegen Titl, statt, wie erwartet worden war, Peterwardein anzugreifen. Prinz Eugen vereinigte seine detachirten Corps daher mit dem Hauptheere und marschirte dem Feinde entgegen; dieser hatte aber beschlossen, nach Siebenbürgen zu gehen. Unverzüglich folgte der Prinz mit seiner ganzen Armee und traf den Sultan bei Zenta an der Theiß, wo er stehen geblieben war und sich verschanzt hatte, um den Brückenbau über den Fluß zu decken. Sogleich traf Eugen seine Anstalten zum Angriff. Rascher Entschluß und kühne That, wie es einem echten Feldherrn ziemt, waren ihm stets eigen, aber dabei besaß er auch die Besonnenheit, welche vor übereilten Maßregeln schützt. Am 11. September 1697 stand sein Heer in Schlachtordnung, der rechte Flügel unter Graf Siegbert Heister, einem Manne von hartem, energischem Charakter, an die Theiß gelehnt, der linke in der Ebene unter Guido Starhemberg, dem Neffen des Hofkriegsrathspräsidenten, ebenfalls schon im Türkenkriege erfahren und im Besitze hohen militärischen Talentes, das ihn später selbst zu einem Nebenbuhler Eugen's machte. Das Centrum befehligte der Prinz von Commercy, die Artillerie der um diese Waffe hochverdiente Feldzeugmeister Börner.

Der Vormarsch der Kaiserlichen gegen das befestigte türkische Lager konnte durch die feindlichen Reiterschwärme nicht aufgehalten werden. Diese zogen sich vor drei Dragonerregimentern und einigen Geschützen, welche der Prinz vorgehen ließ, durch die Theiß über Sandbänke, welche bei dem niedrigen Wasserstande hervorragten, in das Lager zurück. Dasselbe war durch einen Graben und hohen Erdwall und dahinter durch vorgefundenes Mauerwerk und eine starke Palissadirung halbmondförmig befestigt, sodaß die Verschanzung sich mit beiden zurückgezogenen Flügeln an den Fluß lehnte und einen Brückenkopf bildete. Prinz Eugen ließ seinen linken Flügel rechts schwenken, um die ganze Front des Lagers zu umfassen, und der Sultan störte diese Bewegung durch keinen Ausfall, mit welchem er vielleicht die feindliche Schlachtlinie durchbrochen hätte: er hoffte wol, die Schanzen so lange zu behaupten, bis der größte Theil seines Heeres den Rückzug über die Brücke, der unablässig fortgesetzt wurde, bewerkstelligt hätte; die Nachhut mochte dann immerhin geopfert werden.

Es war vier Uhr Nachmittags, als die kaiserliche Armee ihre Bewegung vollendet hatte, der kurze Herbsttag forderte raschen Angriff, um die Schlacht noch auszukämpfen. Prinz Eugen zog von beiden Flügeln Geschütze vor, um die Brücke zu beschießen; während ihres Feuers sprengte er seine Front hinab, die Truppen mit feuriger Anrede begeisternd, dann ließ er den linken Flügel zuerst und bald darauf auch das Centrum und den rechten Flügel zum Sturme vorgehen. Ein mörderischer Kugelregen empfing die Krieger und riß manche Lücke in ihre Reihen. Dennoch drangen sie, von dem Beispiel ihrer Offiziere ermuthigt, von Neuem vor, während Eugen vom linken Flügel aus Guido Starhemberg mit seinen Truppen über die Sandbänke der Theiß, die ihm die feindlichen Reiter verrathen hatten, in

das Lager vom Rücken her einbrechen ließ. Er selbst stellte sich im Centrum zu Fuß an die Spitze des Regiments Styrum und führte es zum Sturme. Auch die Reiterei, Dragoner wie Küraissiere, saßen ab und drangen mit dem Pallasch in der Hand über den Graben gegen die Verschanzungslinien, welche trotz des furchtbarsten Feuers genommen wurden. Wiewohl von vorn und hinten angegriffen, leisteten die Türken doch den verzweifeltsten Widerstand; die Janitscharen warfen die Gewehre fort und griffen zum Säbel. Der Kampf ward zum Handgemenge.



Schlacht bei Zenta. Zeichnung von H. Leutemann.

Als sie indessen wahrnahmen, daß die Wagenburg an der Brücke auch erstürmt und ihnen der Rückzug abgeschnitten war, stürzten sie scharenweise dem Flusse zu, dessen Fluten im grauenvollen Gewimmel Tausende verschlangen. Im eroberten Lager wütheten unterdessen die Klingen der Sieger, die erbitterten Soldaten gaben keinen Pardon und die türkischen Heerführer boten vergebens unermeßliche Summen für ihr Leben. Der Großvezier, vier Veziere, viele Paschas und hohe Offiziere

fanden ihren Tod, mehrere von ihren eigenen Leuten erschlagen, die ihnen die Schuld des Unglücks beimaßen. Jenseit der Brücke floh der Sultan mit seiner Leibwache in Todesangst nach Temeswar, sein Heer, die Hoffnung seines Reiches, war vernichtet. Auf dem alten Schlachtplan, der sich im Kriegsarchive zu Wien befindet, ist zu lesen: „Bataille bei Zentha, wo der Pr. Eugeni 20,000 Türken auf der Wahlstatt erlegt und 10,000 in die Theiß gesprengt, so ersoffen sind." Die Kaiserlichen hatten nach offiziellen Berichten nur 300 Todte und 1200 Verwundete: auffallend wenig, aber die Erfahrung lehrt, daß gegen einen raschen Angriff, der sich nicht durch die ersten Verluste einschüchtern läßt, immer schlechter und meist zu hoch geschossen wird.

Durch die Schlacht bei Zenta, die erste, in welcher Prinz Eugen selbständig befehligte, war sein Feldherrnruhm begründet, bald sollte er in noch höherm Glanze strahlen, im Kriege gegen die erste Militärmacht der damaligen Zeit: gegen Frankreich. Mit der Pforte kam nun 1699 der Friede oder — wie die Türken beharrlich sagten — der fünfundzwanzigjährige Waffenstillstand von Carlowitz zu Stande, in welchem Oesterreich alles Land auf dem linken Donauufer, außer dem Banat von Temeswar, auch Siebenbürgen und Slavonien erhielt, Morea und einige dalmatische Festungen an Venedig, Azow an Rußland abgetreten und den Polen alles Verlorne wieder zurückgegeben wurde. Tököly, dessen Schicksale während des Krieges vielfach gewechselt hatten, starb in Vergessenheit, man sagte, als Gastwirth in Pera.

In ganz Europa herrschte jetzt Frieden, auch Frankreich hatte 1697 sich mit seinen Gegnern geeinigt. Aber schon nach Jahresfrist brachen zwei neue Kriege aus, welche von der Newa bis zum Tajo alle europäischen Heere unter die Waffen riefen.



Flüchtige Türken.



5. Die Zeit des Spanischen Erbfolgekrieges.

Auf zwei Fronten hatte der Kaiser, wie gesagt, während der letzten zehn Jahre des Türkenkrieges gekämpft. Ludwig XIV. glaubte seine Zeit wohl ersehen zu haben, als er im Namen seiner Schwägerin, der Herzogin von Orleans, einen großen Theil der Erbschaft ihres Bruders, des Kurfürsten von der Pfalz, forderte, obgleich sie ausdrücklich darauf verzichtet hatte. Sie selbst war nicht Schuld daran, die ehrliche deutsche Frau, welche an dem überfeinen sittenlosen Hofe zu Versailles durch ihre Derbheit sich eine gute Stellung gesichert hatte. Ihr Tagebuch, in der von Schiller herausgegebenen Sammlung historischer Memoiren enthalten, beweist das: sie nennt unter Anderm darin die allmächtige Maintenon, des Königs letzte und frömmelnde Freundin, nie anders als die „alte Zott". Nächst der Pfalz hatte der König auch den Niederrhein im Auge, hier wollte er den Bischof von Straßburg, Egon von Fürstenberg, der ihm ganz ergeben war, zum Kurfürsten von Köln einsetzen lassen. Dieser deutsche Reichsgraf und Kirchenfürst hatte Ludwig XIV., als er nach der unerhörten Gewaltthat in das geraubte Straßburg seinen Einzug hielt, mit der Gotteslästerung empfangen: „Herr, nun lässest Du Deinen Diener in Frieden fahren, denn meine Augen haben den Heiland gesehen!" Schon war

Fürstenberg in Köln von der gewonnenen Mehrzahl des Domkapitels gewählt, aber der Kaiser bestimmte den Papst, die Wahl nicht zu bestätigen, welche dann auf den Prinzen Josef Clemens von Bayern, Bruder des Kurfürsten, gelenkt wurde.

Ludwig XIV. begann jetzt ohne Weiteres den Krieg, indem er Truppen in die Pfalz einrücken ließ. Der Kaiser war mit den Türken beschäftigt, Spanien ohnmächtig, der König von England, Jakob II., Frankreich zugethan. Nur Holland konnte dem deutschen Reiche zu Hülfe kommen, darum erklärte Ludwig auch ihm den Krieg. Aber plötzlich wurde Jakob II. durch eine Revolution in England ohne Blutvergießen entthront und Wilhelm von Oranien zum Könige erhoben, der sofort die Waffen gegen Frankreich kehrte. England, Spanien und Savoyen traten der zu Wien geschlossenen Allianz bei.

Da wurden 1689 die drei Armeen aufgestellt, die wir schon erwähnten: der Kurfürst von Bayern sollte den Oberrhein decken, der Herzog von Lothringen mit der Hauptarmee Mainz wieder erobern, das die Franzosen im Einverständniß mit dem Kurfürsten besetzt hatten; der Kurfürst von Brandenburg, Friedrich III., sollte am Niederrhein den Feind aus dem Kölnischen vertreiben. Gegen diese Macht sah sich Ludwig auf die Defensive beschränkt; zur Deckung seiner Grenzen, noch mehr aber zum abschreckenden Exempel, wiederholte er auf Louvois', seines steinharten Kriegsministers, Rath den unmenschlichen Befehl, den er schon einmal 1674 gegeben hatte: die Pfalz auf beiden Ufern des Rheins mit Feuer und Schwert zu verwüsten. Nie ist ein grausamer Befehl mit so teuflischer Lust vollstreckt worden und nicht blos in der Pfalz, sondern auch in Baden und an der Mosel. Hier Boufflers, in der Pfalz aber besonders Melac und Montclar haben ihre Namen unauslöschlich gebrandmarkt. Mehr als tausend Ortschaften wurden niedergebrannt, darunter Heidelberg, Mannheim, Worms und Speyer. Die Greuel an den unglücklichen Einwohnern wetteiferten mit denen der Türken und Mongolen. Ein älterer Schriftsteller sagt darüber: „Es ist unglaublich, mit welcher unmenschlichen Raserei der Feind die Einwohner mißhandelte und mit welcher teuflischen Bosheit er über das Elend der Unglücklichen frohlockte. Selbst das Heiligste wurde nicht geschont. Die Leichname scharrte er aus den Gräbern aus und zerfetzte sie mit dem Degen oder warf sie, wie Aas, auf die Straßen. Die Altäre wurden niedergerissen, die geweihten Hostien auf die Erde ausgeschüttet und Alles schändlich entehret."

Die Reichsarmee. Aber die großen Heere, die man aufgestellt hatte, kamen sie denn nicht zu Hülfe, sahen sie mit Gewehr beim Fuß all diesen Schandthaten zu? Die Armee am Niederrhein, deren Hauptbestandtheil die Brandenburger, des Großen Kurfürsten ausgezeichnete Hinterlassenschaft, ausmachten, war mit der Belagerung von Bonn, die zweite, zu welcher sich auch der Kurfürst von Bayern begeben, mit der von Mainz beschäftigt; beide wichtige Plätze wurden auch zur Kapitulation gezwungen, aber am Oberrhein waren die Streitkräfte ungenügend, den Franzosen Einhalt zu thun. Denn die Reichsvölker? — Betrachten wir sie und die Wehrverfassung des Deutschen Reichs etwas näher, um zu begreifen, wie die deutsche Reichsarmee bis an ihr seliges Ende ein Spott der ganzen Welt gewesen ist und

Deutschland, trotzdem sein Volk ein so kriegerisches, seit dem Dreißigjährigen Kriege in Ohnmacht versunken, alles Ansehen, alle Achtung im Auslande verloren hat. Der Grund aller nationalen Schwäche war die Zersplitterung Deutschlands in so viele kleine, unabhängige Fürsten- und Herrengebiete, geistliche Prälaturen, Reichsritterschaften, freie Reichsstädte, ja Reichsdörfer, in Schwaben sogar einzelne reichsunmittelbare Bauerhöfe. Es gab 8 Kurfürsten (seit Bayern hinzugekommen und bald durch Hannover 9), 33 geistliche, 61 weltliche Reichsfürsten, 35 Reichsprälaten außer den Komthuren des deutschen Ordens, und über 100 Reichsgrafen und Herren. Die Zahl der Reichsstädte und die Reichsritterschaft aufzuführen erlasse man uns. Wenn nun ein Reichsheer aufgestellt werden sollte, hatten die Kreistage der 10 deutschen Kreise über ihre Kontingente und den Kreisobersten zu beschließen, der Generalissimus wurde zwar vom Kaiser bestellt, aber die einzelnen Reichsstände sorgten für die Uniform, die Bewaffnung, Verpflegung u. s. w. Im schwäbischen Kreise waren das allein 97, darunter 5 Aebtissinnen! Denke man sich nun die buntscheckige Soldateska, welche da zusammenkam! Sie forderte den Witz heraus; ein Oberst sagte: „Bei meinem Regiment fehlen blos ein Dutzend Hanswürste und Schornsteinfeger, um die Faschingstrachten complet zu machen." Das schwäbische Kürassierregiment Zollern war von 61 Reichsständen zusammengebracht, dazu stellte die Frau Aebtissin zu Hagenbach 2, die zu Guttenzell 1 Mann. Es ging auch in die Brüche, denn nach der Reichsmatrikel, welche 1422 zuerst vereinbart, 1521 erneuert und 1681 zuletzt verfaßt wurde, wie sie bis zur Auflösung des Deutschen Reichs 1806 in Kraft geblieben, war mathematisch genau berechnet, wie viel seiner Unterthanen jeder Reichsstand zu dem Simplum der Reichsarmee, 28,000 Mann Infanterie und 12,000 Reiter, zu stellen hatte. Ueber die Bruchtheile mußten die Betroffenen sich einigen. So war der Reichsfreiherr von Sickingen zu $5^1/_3$ Infanteristen und $^2/_3$ Kavalleristen verpflichtet. Und wie kamen diese Kontingente zusammen: „heut ein Trüpplein mit langsamen Schritten, morgen eins, übermorgen gar nichts!" Ernsthafter äußerte sich der kaiserliche Gesandte: „So geht es immer, wenn so viele Köpfe das Geschäft leiten. Jeder handelt nur, wo, wie und wann es ihm beliebt; der eine erscheint früh, der andere spät im Felde, jeder sucht nach seiner Willkür zu befehligen." Da konnte selbst ein so bewährter Feldherr, wie Ludwig von Baden, der endlich 1693 auf das Begehren der deutschen Fürsten an die Spitze der Reichsarmee gestellt wurde, nichts Entscheidendes unternehmen und mußte sich begnügen, feste Lager zu beziehen. Der Krieg am Rhein wurde auch von den Franzosen schläfrig betrieben, aber in den Niederlanden wie in Italien gewannen sie mehrere Schlachten. Dort siegte Luxemburg über König Wilhelm von England. Dieser war kein rechter Feldh[illegible]r und hatte kein Glück im Kriege. In Italien schlug Catinat, ein guter Soldat [illegible] edlem, einfachen Charakter, den Herzog von Savoyen. Ueberall war de[illegible]heil auf Seiten der Franzosen, dennoch knüpfte Ludwig Friedensunterhandl[illegible] und schloß endlich 1697 zu Ryswick Frieden ohne Landgewinn — [illegible] jetzt ein höheres Ziel vor Augen schwebte.



Einrückende Truppen der Reichsarmee. Zeichnung von L. Burger.

In Spanien war das Haus Habsburg dem Erlöschen nahe: Karl II., der letzte seiner Linie, ein schwächliches Männlein, das als Kind gleichsam wie ein Huhn im Federtopfe aufgezärtelt war und erst im zehnten Jahre gehen gelernt hatte, war kinderlos und ging seinem Ende entgegen. Zur Krone Spanien gehörten noch die südlichen Niederlande, Mailand, Neapel, Sizilien und Sardinien, dazu kamen die Besitzungen in Amerika und Indien — wem sollte dies große Erbe zufallen? Unzweifelhaft stand das Recht auf der Seite der jüngern Linie des Hauses Habsburg, Kaiser Leopold war überdem der Sohn einer Tochter Philipp's III. und Gemahl einer Tochter Philipp's IV. von Spanien, und sein durch verschiedene frühere Verträge anerkanntes Erbrecht war von seinen Verbündeten 1689 förmlich garantirt worden. Aber Ludwig XIV. richtete sein Auge ebenfalls auf die spanische Krone. Er war vermählt mit der ältern Tochter Philipp's III., diese hatte zwar auf ihre Ansprüche verzichtet, aber daran kehrte sich der König nicht mehr. Auch der Herzog von Savoyen, dessen Ahnfrau eine Tochter Philipp's II., und der Kurfürst von Bayern für seinen Sohn, dessen Mutter die Kaiserin, Leopold's Gemahlin, gewesen war, machten sich Hoffnung auf die vielumworbene Krone. Die fremden Mächte, um diese nicht an Oesterreich oder Frankreich kommen zu lassen, was das europäische Gleichgewicht gestört haben würde, entwarfen einen Theilungsplan; der König Karl, empört über diese Einmischung, erklärte aber den Kurprinzen von Bayern zu seinem alleinigen Erben und das Volk jauchzte diesem Entschlusse zu. Der Kurprinz starb jedoch 1699 und König Karl wollte nun den jüngern Sohn des Kaisers zum Nachfolger haben, dieser sollte mit 12,000 Mann nach Spanien kommen. Oesterreich lehnte indessen diese Bedingung ab, vielleicht aus Geldmangel, und der französische Gesandte benutzte das, um den schwachen König insgeheim zu einem Testamente zu bewegen, in welchem Philipp von Anjou, der Enkel Ludwig's XIV., zum Erben der spanischen Monarchie bestimmt wurde.

Mit Recht schrieb der geistvolle und ritterliche Erzherzog Maximilian, welcher 1867 als Kaiser von Mexico einen so grausamen Tod gefunden hat, in sein Reisetagebuch, nachdem er im Dome zu Granada vor den Sarkophagen seiner Ahnen gestanden: „In ganz Spanien war ich den armen Todten als legitimer Verwandter der Nächste, näher als die Herrscher und Prinzen des Landes, und ein wehmüthiges Gefühl bewegte meine Seele, wie die großen Todten so verlassen sind, wie der neue Stamm ihrer nicht gedenkt und wie ich in schlichter Kleidung am Sarge Jener stehe, auf deren sonnigem Throne die Unsrigen, wäre kein Karl II. gewesen, noch herrschen sollten." Sie sind jetzt vertrieben, jene Bourbons!

Am 1. November 1700 starb der König von Spanien; gleich darauf wurde sein Testament eröffnet und eine allgemeine Entrüstung durchdrang das Volk in Oesterreich, als der Inhalt desselben bekannt wurde. Der Kaiser, mit einer Entschlossenheit, welche ihm sonst fremd war, traf sogleich Anstalten, den Protest, den er gegen das Testament erhob, mit den Waffen zu unterstützen. Ein Heer wurde in Südtirol zusammengezogen und Prinz Eugen erhielt den Oberbefehl desselben. So brach der Spanische Erbfolgekrieg aus, welcher dreizehn Jahre dauerte.

Anfangs stand Oesterreich allein; die Seemächte, die Herzöge von Mailand und Mantua, auch der Papst erkannten Philipp von Spanien an; selbst zwei deutsche Fürsten, der eigene Schwiegersohn des Kaisers, Max Emanuel von Bayern und sein Bruder, der Kurfürst von Köln, traten auf Frankreichs Seite.

Jener, in seinen Hoffnungen durch den Tod seines Sohnes getäuscht, ließ sich durch die Versprechungen Ludwig's ködern, daß ihm Alles, was er Oesterreich abnehmen werde, verbleiben und noch die Rheinpfalz überlassen werden solle. Sein Bruder schloß sich dieser undeutschen Politik an, nicht eingedenk, daß er seine Würde gegen Frankreichs Schützling, Fürstenberg, dem Kaiser verdanke. Er öffnete den Franzosen alle seine Festungen am Rheine und an der Maas, wie der Kurfürst als Statthalter der spanischen Niederlande sie hier einrücken ließ. Französische Truppen waren auch schon früher in Italien einmarschirt und hatten bereits alle Pässe nach Tirol besetzt.

Eugen in Italien. Prinz Eugen übernahm am 20. Mai 1701 das Kommando in Roveredo; unter ihm befehligte Guido Starhemberg die Infanterie, der Prinz von Baudemont, der sich schon bei Szlankament und Zenta ausgezeichnet hatte, die Kavallerie und der alte Börner wiederum die Artillerie. Es kam darauf an, die Franzosen, welche die Pässe bewachten, zu täuschen, ihre starken Stellungen zu umgehen und sich einen Weg über das Gebirge zu bahnen, durch Schluchten, wo noch kein landesüblicher Karren, geschweige denn ein Heereszug, gegangen war. Tausende von Soldaten und Landleuten arbeiteten daran, die Pfade durch die Thäler und über steile Höhen gangbar zu machen, und kein Verräther fand sich, für den gewiß überreich zu verhoffenden Lohn den Franzosen die wichtige Nachricht zu bringen.

Am 26. Mai begann der Alpenübergang, der an Kühnheit wol nur von dem Hannibal's übertroffen wird und in der Kriegsgeschichte einer der berühmtesten geworden ist. Die Infanterie theilte sich in zwei Kolonnen, ihr waren Dragoner beigegeben, welche, abgesessen, die Pferde am Zügel, die Saumpfade verfolgten; die Kavallerie schlug den Weg durch ein drittes Thal ein, die Geschütze und Fahrzeuge wurden theilweise zerlegt, oder an Stricken die Höhen hinangezogen; wo es aber möglich war, durch verstärkte Bespannung, oft 10—15 Paar Ochsen vor einer Kanone, fortgeschafft. Ochsen können nämlich noch auf steilen Bergwegen gebraucht werden, wo Pferde nicht mehr fortkommen. In drei Tagen war der Marsch nach unerhörten Anstrengungen beendigt und Eugen konnte seine Armee auf italienischem Boden, im Gebiete der Republik Venedig sammeln, deren Neutralität ihn wenig kümmerte. — Von hier eröffnete er seine Operationen, schlug die Franzosen bei Carpi und Chiari und zwang sie zum Rückzuge bis zum Oglio. Der glänzende Feldzug hatte außer dem militärischen Erfolge noch den, daß sich nun auch Bundesgenossen für den Kaiser fanden.

In diese Zeit fällt die Erhebung des Kurfürsten Friedrich von Brandenburg auf den Königsthron. In dem sogenannten Kronentraktat hatte er die Zustimmung des Kaisers erlangt, sich als Friedrich I. in Königsberg, das nicht zum Deutschen Reiche gehörte, zu krönen und König in Preußen zu nennen.



Die Preussen bei Turin unter Leopold von Dessau.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Dafür hatte er dem Kaiser 10,000 Mann Hülfstruppen versprochen, er sandte aber 20,000 Mann Kerntruppen unter dem Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau. Dänemark schickte 6000 Mann; Hannover war durch Verleihung des Kurhuts gewonnen. Die Seemächte erneuerten ihre Allianz mit dem Kaiser und das englische Parlament, gereizt durch Ludwig's unkluge Anerkennung des Prinzen von Wales nach dem Tode seines Vaters, Jakob's II., als König von England, votirte die Anwerbung einer Armee von 40,000 Mann. Auch das Deutsche Reich schloß sich dem Bündniß an, später noch Portugal und der Herzog von Savoyen. Eine Welt von Feinden, welche Ludwig's XIV. unersättliche Ländergier gegen sich unter die Waffen gerufen hatte! Nur die wittelsbachischen Brüder von Bayern und Köln, vergessend, daß sie deutsche Reichsfürsten waren, hielten noch bei ihm aus.

Marlborough. Noch vor der Kriegserklärung Englands starb König Wilhelm 1702 infolge eines Sturzes mit dem Pferde und seine Schwägerin Anna bestieg den Thron, die letzte Stuart, welche die Krone getragen. Eine britische Armee unter dem Grafen, später Herzog von Marlborough vereinigte sich mit der niederländischen. In England war das Heerwesen vor 40 Jahren bei der Wiederherstellung der Monarchie nach Cromwell's Tode geordnet worden. Die Truppen des General Monk, welcher Karl II. auf den Thron geführt hatte, und die Kavaliere (vergleiche Abschnitt III), die ihm in die Verbannung gefolgt waren, bildeten den Stamm für die neue Armee, doch wurde auch Cromwell's ehemalige Leibwache beibehalten als Garde zu Pferd (horse-guards). Im Ganzen waren es 5000 Mann. Das Parlament behielt sich das Recht vor, die Armee jährlich zu bestimmen, und hat dasselbe noch nicht aufgegeben, wenn es gegenwärtig auch eine bloße Form ist. Wilhelm III. erhielt bei seiner Thronbesteigung nur 7000 Mann bewilligt; zum Kriege gegen Frankreich beschloß das Parlament jedoch, wie gesagt, 40,000 Mann anzuwerben. Marlborough, der sie befehligte, hatte sich schon im vorigen Kriege als Truppenführer bewährt, er war ein Mann von einnehmender Persönlichkeit. Noch jetzt sehr schön, mit hohem Geist und seltener Redegabe ausgestattet, besaß er auch politische Einsicht, sodaß er als Staatsmann sich ebenso auszeichnete, wie als Feldherr. Seine Gemahlin Sarah war die Herzensfreundin der Königin und beherrschte dieselbe vollständig, er selbst hatte dadurch den größten Einfluß, wie er auch den Minister Godolphin, dessen Sohn seine Tochter geheirathet hatte, ganz leitete. Thatsächlich war Marlborough der eigentliche Regent von England. Wir haben es aber mit ihm nur als Feldherrn zu thun.

Wie Prinz Eugen kühn und entschlossen, handelte auch er stets auf eigene Verantwortung, was ihm freilich leichter war, da er bei seiner Stellung nicht fürchten durfte, zur Rechenschaft gezogen zu werden. In seinen ersten Feldzügen schlug er die Franzosen in mehrern Gefechten und eroberte viele niederländische Plätze, bis ihn die Fortschritte des Feindes auf andern Kriegsschauplätzen nach Deutschland riefen.

Prinz Eugen hatte in Italien einen würdigern Gegner, als Villeroi, den er in Cremona 1702 überfallen und gefangen genommen hatte, in dem Herzog von Vendôme gefunden. Dabei war Eugen's Heer in der traurigsten Lage, es fehlte an

Kriegsmaterial und Verpflegung, monatelang blieb der Sold aus, ebenso der Ersatz, sodaß der Prinz kaum noch 28,000 Mann gegen 80,000 hatte. Alle seine Berichte und Vorstellungen beim Hofkriegsrathe bewirkten keine Besserung, es fehlte an Geld: selbst zu 9 Prozent konnte in England keine Anleihe zu Stande gebracht werden. Um so größer erscheint Eugen's Feldherrngenie, daß er trotz dieser Schwierigkeiten zu siegen wußte.

Am Rhein befehligte wieder der Markgraf von Baden; gegen den Kurfürsten von Bayern standen Graf Styrum und Schlik. Hier wie dort wechselten die Erfolge und die Feinde gewannen allmälig die Ueberhand; auch in Italien, als Prinz Eugen nach Wien gegangen war, um dem Kaiser persönlich den elenden Zustand der Armee vorzustellen, behauptete sich Guido Starhemberg nur mit Mühe gegen Vendôme. Da überschritt ein französisches Heer unter Villars den Rhein, bestürmte zwar vergebens die festen Linien von Stollhofen, wo der Markgraf stand, drang aber in Schwaben ein und vereinigte sich bei Tuttlingen mit den Bayern. Bisher war der Kurfürst vertheidigungsweise verfahren, jetzt erklärte er an Oesterreich den Krieg, fiel im Juni 1703 in Tirol ein und eroberte es in 14 Tagen bis zum Brenner. Die treuen und tapfern Tiroler erhoben sich jedoch und schlugen den Feind wieder aus dem Lande, wobei Max Emanuel fast erschossen worden wäre: der Tiroler Schütz, der ihm auflauerte, hielt aber den Grafen Arco wegen seiner prächtigen Kleidung und weil er voran ritt, für den Fürsten und schoß ihn todt. Der Kurfürst vereinigte sich wieder mit Villars und Beide schlugen den österreichischen General Styrum bei Höchstädt.

Prinz Eugen war unterdessen Präsident des Hofkriegsraths geworden, was von der Armee mit großer Freude begrüßt wurde. Aber auch er konnte dem drückenden Geldmangel nicht abhelfen. „Und wenn die ganze Monarchie", schrieb er an Starhemberg, „auf der äußersten Spitze stehen und wirklich zu Grunde gehen sollte, man aber mit nur 50,000 Gulden oder noch weniger in der Eile aufhelfen könnte, so müßte man es eben geschehen lassen und vermöchte dem Uebel nicht zu steuern." Dagegen steuerte er andern Uebeln in seiner neuen Stellung. Er untersagte den bisher üblichen Verkauf von Offiziersstellen und strafte die Verletzung seines Befehls auch an den Vornehmsten. Graf Trautmannsdorff, einer der ältesten Generale, hatte eine Oberstleutnantsstelle verkauft und wurde dafür verabschiedet.

Die Franzosen eroberten noch gegen Ende des Jahres die wichtige Festung Breisach, auch Landau, deutsche Truppen unter dem Erbprinzen von Hessen-Cassel wurden bei Speyer geschlagen und der Marschall Tallard berichtete mit französischer Ruhmredigkeit: „Wir haben mehr Fahnen erobert, als gemeine Soldaten verloren." Im Ganzen war Ludwig XIV. überall, außer in den Niederlanden, im Vortheil und hoffte den Krieg siegreich zu beendigen. Seine Armeen standen auf vier Kriegsschauplätzen, alle in Feindesland: in den Niederlanden, in Deutschland, in Italien und in Spanien. Im eignen Lande war zwar ein Aufruhr in den Cevennen durch die Aufhebung des Religionsedikts von Nantes und die grausame Verfolgung der Protestanten ausgebrochen, doch schien er leicht zu bewältigen.

Der Kaiser dagegen hatte mit einem weit gefährlichern Aufstand in Ungarn, an dessen Spitze Rakotzy, der Liebling des Volkes, stand, zu kämpfen und rebellische Streifscharen schon wieder vor Wien gesehen, dem Prinzen Eugen war es aber gelungen, der Insurrektion wenigstens Einhalt zu thun. Er erhielt jetzt den Befehl über die Armee, welche dem Marschall Tallard am Rhein und an der Mosel entgegengestellt werden sollte. Das andere kaiserliche Heer mit der Reichsarmee befehligte Markgraf Ludwig gegen die Bayern und Franzosen an der Donau; in Italien kommandirte Starhemberg. Ein Heer aus englischen, holländischen und portugiesischen Truppen sollte in Portugal, wohin der Erzherzog Karl, jetzt zum Könige von Spanien proklamirt, abgegangen war, unter dessen Oberbefehl gebildet werden, und von dort in Spanien eindringen.

So war die Lage im Beginn des Feldzuges von 1704, in welchem eine Schlacht der Wendepunkt des ganzen Krieges werden sollte. Prinz Eugen beschwor den Kaiser, schleunige, starke Maßregeln zu ergreifen. Der gefährlichste Feind, welcher die Franzosen bis in das Herz von Deutschland geführt hatte, war der Kurfürst von Bayern, er stand mit ansehnlichen Streitkräften im Rücken der im Westen gegen Frankreich operirenden Heere, darum mußte er zuerst angegriffen und vertrieben werden. Das konnte aber nur durch die Mitwirkung Marlborough's geschehen, und Prinz Eugen legte diesem den großartigen Operationsplan vor, welchem der britische Feldherr gleich beistimmte. Die Genehmigung seiner Regierung war leicht zu erlangen, schwieriger die von Holland. Als sie aber gewonnen war, trat Marlborough am 19. Mai mit 18,000 Mann, indem er seinen Gegner Villeroi täuschte, den Marsch von Mastricht nach Deutschland an, überschritt den Rhein bei Koblenz und zog den Main aufwärts.

Es war die höchste Zeit, denn die Gefahr für den Kaiser wuchs immer mehr. In Bayern standen unter dem Kurfürsten und Marsin zusammen 60,000 Mann, Tallard am Rhein konnte das schwache Corps des Markgrafen von Baden werfen und sich mit Jenen zur Vernichtung der kaiserlichen Macht vereinigen. Marlborough's Märsche, deren Absicht nicht zu erkennen war, hielten aber Tallard einstweilen noch fest und Villeroi hatte ihn gänzlich aus den Augen verloren.

Der Herzog wandte sich jetzt, Anfangs Juni, nach dem Neckar, er hatte die Preußen und Hessen, welche am Rheine standen, auch ein dänisches Corps an sich gezogen und vereinigte sich, 30,000 Mann herbeiführend, am 22. Juni mit dem Markgrafen von Baden. Marlborough's Operation war eine der kühnsten und schwierigsten gewesen, da er feindliche Heere und Festungen, seine Rückzugslinie preisgebend, hinter sich ließ; er führte sie aber glücklich durch. Die erste Zusammenkunft, die er mit dem Prinzen Eugen hatte, flößte beiden Feldherren, trotz der Verschiedenheit ihres Wesens, gegenseitige Achtung ein, welche sie fortan in seltener Uebereinstimmung, ohne kleinliche Eifersüchteleien handeln und so große Erfolge gemeinsam gewinnen ließ. Schwieriger war das Verhältniß Eugen's zu den Führern der deutschen Hülfstruppen, doch wußte er sie bald zu gewinnen, auch den Dessauer, welcher die Preußen kommandirte. Von letztern

sagt ein österreichischer Geschichtschreiber: „Sie ließen zwar, was ihre Kriegstüchtigkeit betraf, nichts zu wünschen übrig, aber sie galten von jeher für wenig fügsam unter fremdes Kommando." Prinz Eugen bewies ihrem Führer große Hochachtung; er schrieb ihm — wir geben es wörtlich mit seiner eigenthümlichen Orthographie: „Um so glückhselliger schäze ich mich die Ehre zu haben, die Deroselben Commando unterstehende löbliche khöniglich Preussische trouppen für gegenwertige Campagna bey dem von mir commandirenden Corpo zu sehen, alß Ich erstlichen eine sehr hoche estime gegen Euer Liebden trage, sodann aber mich erfreue, daß durch Deroselben tapfern Anführung und gedachter Trouppen bekhanter bravour besagtes unter meinem Commando stehendes Corpo verstärckht werde." Die Preußen machten dieser Anerkennung in mancher Schlacht unter Eugen's Oberbefehl Ehre.

Vorerst ging der Prinz nach dem Rhein; Marlborough und Ludwig von Baden schlugen ein bayerisches Corps am Schellenberge bei Donauwerth, benutzten aber den Sieg schlecht, weil sie sich darüber nicht einigen konnten. Tallard überschritt Anfangs August nun ebenfalls den Rhein, um zu Marsin und dem Kurfürsten von Bayern zu stoßen; daher führte Eugen sein Corps Marlborough zu und es wurde nun Kriegsrath gehalten, was weiter zu thun sei. Mehrere Generale waren dafür, erst die festen Plätze, besonders Ulm, zu nehmen. Eugen, der stets für ungesäumten Angriff war, überließ es Marlborough, sie zu widerlegen und dieser sprach: „So lange man seinen Feind im freien Felde schlagen kann, soll man sich nicht mit Belagerung von Festungen abgeben. Die Festungen laufen uns nicht weg. Meine Königin hat mir befohlen, die bayerische Angelegenheit schnell zu Ende zu bringen, und wartet mit Ungeduld auf die Meldung eines Sieges. Allerdings kann eine Schlacht nicht ohne Blutvergießen geliefert werden, aber sie ist unerläßlich." Das war britisch freimüthig gegen die alten Perrücken gesprochen, aber er hatte Recht. Der erste Satz seiner Rede besonders gilt für alle Zeiten.

Die Schlacht bei Höchstädt. Es wurde also beschlossen, daß die vereinigte Armee den Feind, der bei Höchstädt im Lager stand, angreifen sollte. So kam es zu der berühmten Schlacht am 13. August 1704. Der Feind glaubte an keinen Angriff, der kleine bewegliche Marsin hatte den Kurfürsten, der seit der Vernichtung seines schönen Corps am Schellenberge sehr melancholisch war, zu beruhigen gewußt und Tallard schrieb noch am frühen Morgen, als die Vorposten schon gemeldet, daß im nahen Lager der Verbündeten die Signale zum Ausrücken gegeben worden, dem Kriegsminister, daß der Gegner — sich zurückziehe! Dieser war aber bereits im Anmarsch. Das Terrain vor der Front des französischen Lagers bildete eine von mehrern Bächen durchschnittene Ebene, die sich südlich zur Donau hinzieht. In neun Kolonnen marschirte die verbündete Armee unter Begünstigung eines tiefen Nebels bei Tagesanbruch aus ihrem Lager; der Herzog von Marlborough, der den Oberbefehl hatte, führte den linken, Prinz Eugen den rechten Flügel. Erst gegen 7 Uhr, als der Nebel gesunken war, bemerkte der Feind die Verbündeten, welche bereits am Nebelbach, der vor der Front in einer flachen Thalsenkung lief, auf=

marschirten. Die französisch-bayerische Kavallerie war zum Fouragiren geritten, sie wurde durch Alarmschüsse zurückgerufen, während im Lager Generalmarsch geschlagen wurde. So rasch als möglich rückten die Truppen in die Stellung, welche bereits ausgesucht war, in geringer Entfernung vor ihren Zelten. Sie stützte sich rechts an die Donau, wo das große, zur Vertheidigung wohl geeignete Dorf Blindheim lag, links an die waldigen Eichberge, und war zwar sehr ausgedehnt ($1^1/_2$ Stunden), aber stark durch mehrere Dörfer und den Nebelbach vor der Front. Nur waren die Truppen schlecht vertheilt, Blindheim wurde mit 27 Bataillonen — das eine Dorf! — überstopft und dadurch die Mitte geschwächt, welche nun die Kavallerie einnehmen mußte, da auch das Dorf Oberglauheim, das hier lag, 12 Bataillone erhielt. Gegen 9 Uhr eröffnete das französische Geschütz die Kanonade, welche, von den Engländern erwidert, zwei Stunden dauerte, ehe die verbündete Armee, deren rechter Flügel, bei einem weiteren Wege obenein, auf viele Terrainschwierigkeiten gestoßen war, seinen Aufmarsch bewirkt hatte.

Durch den Nebelbach getrennt, standen beide Heere sich nun in Schlachtordnung gegenüber, auf der einen Seite Bayern und Franzosen, nur zwei verschiedene Uniformen, auf der andern dagegen ein buntes Gemisch von Farben: auf dem linken Flügel zwar lauter englische Rothröcke, im Centrum aber und nach dem rechten Flügel hin außer den weißen Oesterreichern bei den Reichstruppen alle Couleuren des Regenbogens bis zur äußersten Rechten, wo das Dunkelblau der Preußen dem lustigen Farbenspiel ein Ende machte. Bei der Infanterie auf beiden Seiten sah man keine Pikeniere mehr, die Oesterreicher hatten sie, wie schon erwähnt, bereits in den Türkenkriegen, die übrigen Deutschen bald nachher, die Franzosen im vorigen Jahre abgeschafft. In England geschah das offiziell erst 1707, thatsächlich wird aber die britische Infanterie den Spieß wol im Kriege schon früher abgelegt haben. Nur Offiziere und Unteroffiziere führten ihn später noch in den Armeen, jene unter dem Namen Esponton, diese als sogenanntes Kurzgewehr. Auch die alte Muskete mit dem Luntenschloß war verschwunden und dafür das Steinschloßgewehr, mit dem Bajonnet, letzteres als Ersatz für den Spieß, eingeführt worden. Da es aber nur mit einer Tülle ohne den später erfundenen Arm, der es vom Lauf entfernt, befestigt wurde, so konnte noch nicht mit aufgestecktem Bajonnet gefeuert werden, dasselbe sollte nur zum Angriff mit blanker Waffe dienen und dieser kam fast gar nicht mehr vor. Alles wurde mit dem Feuer abgemacht. Darum verringerte sich auch die Gliederzahl der Infanterie immer mehr, bei Höchstädt stand sie schon in 4 Gliedern, nur die Oesterreicher noch in 6. Die Grenadiere, noch immer zum Werfen von Handgranaten bestimmt (jeder Mann erhielt gewöhnlich 4), zeichneten sich durch eine besondere Kopfbedeckung aus, die in den Armeen verschieden war, bei den Kaiserlichen Bärmützen; die übrige Infanterie trug den nun schon dreiseitig aufgeschlagenen Hut, zu welchem später der Zopf und die sogenannten Klebelocken kamen, um den Soldaten des 18. Jahrhunderts angenehm zu vervollständigen.

Als Marlborough gegen Mittag die Meldung bekam, daß der Aufmarsch der Armee vollendet und genügende Brücken über den Nebelbach geschlagen seien, gab

er Befehl, denselben zu überschreiten, und richtete seinen Hauptangriff auf Blindheim, wo er aber den stärksten Widerstand fand. Auch um Oberglauheim wurde gekämpft. Die Kavallerie brach durch die Intervallen der Infanterie vor und griff vereinzelt die feindliche an, wurde aber geworfen und durch die Infanterie aufgenommen, deren Feuer die verfolgenden französischen Reiter zurückwies. Dies Spiel wiederholte sich mehrmals. Am wenigsten konnte der rechte Flügel erringen, Eugen's Kavallerie wurde von der bayerischen geworfen, und der Kampf um den Eichhof an den Bergen und das Dorf Lutzingen dauerte mehrere Stunden, ehe letzteres genommen wurde. Marlborough hatte sich unterdessen überzeugt, daß Blindheim zu stark sei, um leicht erobert zu werden: es war verschanzt und der Raum zwischen dem Dorfe und der Donau durch eine Wagenburg gesperrt, welche 4 Regimenter abgesessener Dragoner vertheidigten. Der Herzog beschloß daher, das Gefecht vor Blindheim nur hinhalten zu lassen, während der Hauptangriff nun auf die Mitte gerichtet werden sollte. Tallard verstärkte diese durch 9 Bataillone, die er noch zur Verfügung hatte und zwischen die Kavallerie stellte; ihr Feuer brach den ersten Angriff der verbündeten Reiterei.



John Churchill Herzog von Marlborough.

Gegen 6 Uhr wurde derselbe aber von der Gesammtmasse wiederholt und die feindliche Schlachtordnung dadurch auseinander gesprengt. Jene 9 Bataillone wurden niedergehauen oder zerstreut, die Schlacht war entschieden. Tallard's noch einmal zusammengeraffte Reiter flohen, als Marlborough's Kavallerie sich gegen sie wandte, der Marschall wurde eingeholt und gefangen. Auch Prinz Eugen war mit seiner ganzen Macht avancirt und bedrängte den Kurfürsten von Bayern und Marsin, welche nun unter dem Schutz angezündeter Dörfer den Rückzug antraten, so lange er noch möglich war. Nach Blindheim gelangte der abgeschickte Befehl, das Dorf zu räumen, nicht mehr: von erdrückender Uebermacht eingeschlossen, streckte die ganze Besatzung nach gehaltenem Kriegsrath der höhern Offiziere die Waffen.



Prinz Eugen, „der edle Ritter", Sieger und Eroberer von Belgrad (s. S. 102).

Die jüngern hatten verlangt, daß man sich durchschlage: die Soldaten gehorchten mit wüthendem Toben. Ein Regiment warf seine Fahnen in die Glut der brennenden Häuser und zerschlug seine Gewehre, um sie nicht dem Feinde zu überliefern. Der oberste Befehlshaber, Graf Clerambault, hatte schon vorher sein Pferd in die Donau gespornt, die er zu durchschwimmen hoffte, war aber dabei ertrunken. König Ludwig hielt die Meldung, daß 24 Bataillone und 12 Escadrons seiner Franzosen die Waffen gestreckt, Anfangs für eine freche Unwahrheit! Die Trophäen des Sieges waren 246 Fahnen und Standarten, 141 Geschütze, gegen 5000 Wagen, darunter 34 Kutschen mit „französischem Frauenzimmer", wenn man dies zu den Trophäen rechnen will.

Fortan verließ die Franzosen das Kriegsglück; wenn sie auch noch kleinere Erfolge gewannen, im Großen folgte bald Niederlage auf Niederlage.

Nach der Schlacht bei Höchstädt marschirten die Verbündeten zum Rhein, wohin sich die feindliche Armee zurückgezogen hatte; Landau, Trier und andere Plätze wurden erobert, etwas Bedeutendes fiel nicht mehr vor. Die beiden großen Feldherren trennten sich nun wieder, Prinz Eugen erhielt das Kommando in Italien, wo es ziemlich schlecht stand, Marlborough marschirte wieder nach den Niederlanden. Auf beiden Schauplätzen geschah 1705 nichts Entscheidendes, Eugen lieferte Vendôme bei Cassano eine blutige Schlacht, konnte aber den Kampfplatz nicht behaupten. Hier, wie bei Höchstädt, ließ er der Tapferkeit der Preußen volle Gerechtigkeit angedeihen, wie er damals auch dem Könige Friedrich I. geschrieben hatte, daß er seinen Truppen viel zum Siege verdanke. Bei Cassano soll, beiläufig gesagt, Fürst Leopold von Anhalt zum ersten Male den von einem Italiener komponirten Marsch gehört haben, der später sein Lieblingsmarsch geworden, die einzige Melodie, die er jemals hat behalten können, sodaß Witzlinge behaupteten, er habe selbst Kirchenlieder danach gesungen. Von populären Männern werden ja stets viele Anekdoten, wahre und erfundene, erzählt, und der alte Dessauer wurde durch seine Kriegsthaten, wie durch sein biederes und leutseliges Wesen, das sich mit Barschheit und Fluchen vertrug, bald sehr populär im preußischen Volke. Damals war er aber noch nicht alt, sondern stand erst im 38. Jahre.

Kaiser Leopold starb 1705; sein Nachfolger Josef I., ein feuriger, thatkräftiger Fürst, der schon im Felde Ruhm erworben hatte und von den Soldaten mit Enthusiasmus als Kaiser begrüßt wurde, setzte den Krieg energisch fort. Karl, sein Bruder, dem es mißlungen war, von Portugal aus in Spanien einzudringen, landete in Catalonien und wurde hier als König anerkannt. Im Mai 1706 gewann Marlborough einen glänzenden Sieg bei Ramillies, infolge dessen er fast die ganzen spanischen Niederlande eroberte. Der Kurfürst von Bayern, der sich nach dem Rückzuge des vorigen Jahres von Marsin getrennt und in den Niederlanden gekämpft hatte, floh nach Frankreich, die Kurfürstin suchte in Venedig Sicherheit. Max Emanuel, in Deutschland geächtet, sah sein Land in den Händen der Oesterreicher, seine vier Söhne zu Klagenfurt in strenger Haft gehalten, seine einzige Tochter in einem Kloster festgehalten. Das Haus Wittelsbach in Bayern schien zu Grunde zu gehen.

Das unglückliche Land ward von dem Sieger aufs grausamste mißhandelt. Doch

> In Nöthen und Gefahren zeigt sich das Volk erst echt,
> Drum soll man nicht mißachten sein altes, gutes Recht. —

und in Altbayern lebten kernhafte Bauern und Bürger, Jäger und Hirten, welche gewohnt waren, ihr Brot sauer zu verdienen und, wenns drauf ankam, jede Stunde ihr Leben aufs Spiel zu setzen.



Kampf der bayerischen Gebirgsbewohner bei Sendling.

Jetzt, wo ihr tapferer Kurfürst, der Türkensieger, flüchtig, in ihrer Verzweiflung aufs äußerste gebracht, sagten sie zu sich: „Lieber bayerisch sterben, als österreichisch verderben!" und es scharten sich ihrer 40,000 tapfere Männer, bewaffnet mit Sensen und Dreschflegeln, Piken und Feuerrohren zusammen und fielen über die verhaßten Bedrücker her. Entschlossen, bis zum letzten Athemzuge zu kämpfen, brachten sie dieselben beim ersten Sturmlaufe arg ins Gedränge.

Sicher wäre der Ausgang des Aufstandes ein ganz anderer gewesen, hätte nicht der Verrath zu Stande gebracht, was der Tapferkeit der kaiserlichen Truppen allein nicht gelingen wollte. Die Christnacht des Jahres 1705 war für die treuen Gebirgsbewohner des bayerischen Hochlandes keine Freuden-, sondern eine Blut- und Mordnacht. Denn bei München und noch empfindlicher bei Sendling wurden die bayerischen Empörer, wie man sie nannte, niedergeworfen und von einem Orte, wo sie Stand hielten, nach einem andern zurückgedrängt.

Tausend und aber Tausend starben als gute Bayern und sie verkauften Leben und irdische Hoffnungen so theuer, als sie nur vermochten. Jede Hütte ward gleich einer Festung vertheidigt und beim Eintritt in dieselbe trafen die Sieger nur auf Todte und Sterbende. — Vierzehn Tage später unterlagen auch die Wenigen, welche bei Sendling davon gekommen, in dem blutigen Treffen bei Aldenbach. Wer dort sein Leben nicht verlor, der mußte es später als Empörer einbüßen. Die Verblendeten hatten für Freiheit, für das Recht ihres Kurfürsten kämpfen wollen — — Tod oder Knechtschaft ist den meisten dieser braven Leute zu Theil geworden! — —

Ueberall blieben mittlerweile die Franzosen im Nachtheil, nur in Italien hatten sie noch immer festen Fuß. Fast ganz Savoyen und Piemont war von ihnen besetzt und Starhemberg's ausgezeichnete Feldherrnkunst konnte dem Herzoge nicht helfen. Ein Heer von 12,000 guten Soldaten hatte er vor drei Jahren übernommen, jetzt war es auf kaum 4000 geschmolzen; er hatte weder Ergänzung an Mannschaft, noch an Material erhalten, viel weniger Geld zur Bekleidung und Verpflegung, denn er war durch die andere französische Armee, welche an der Etsch stand, ganz von Oesterreich abgeschnitten. Die Franzosen lagerten bald vor Turin, in welcher Stadt Graf Wirich Daun kommandirte, der Vater des spätern Feldherrn, der gegen Friedrich den Großen stritt.

Da brachte Prinz Eugen Rettung durch einen Zug, der ein Meisterstück der Kriegskunst genannt werden kann. Er täuschte Vendôme mit großer Geschicklichkeit über seine Absichten, überschritt die Etsch, wo es Jener nicht vermuthete, ebenso den Po, und wandte sich nun westwärts. Vendôme wurde zu dieser Zeit nach den Niederlanden berufen, um Villeroi zu ersetzen; der Herzog von Orleans erhielt das Kommando in Italien. Aber auch er vermochte nicht, Eugen's Marsch, der mit eben so großer Kühnheit als Vorsicht ausgeführt wurde, aufzuhalten. In der furchtbaren italienischen Sommerhitze, unter der namentlich die norddeutschen Soldaten unendlich litten, durch das von vielen Flüssen und Kanälen durchschnittene Land, wo jeder Uebergang mit Gefahren drohte, von der feindlichen Armee, die nur auf eine Blöße lauerte, bald zur Seite begleitet, bald sogar überholt, legte Prinz Eugen diesen berühmten Marsch in sechs Wochen zurück. Am 1. September vereinigte er sich mit den Truppen des Herzogs von Savoyen; einen Tag früher waren der Herzog von Orleans und Marsin wieder vor Turin eingetroffen, wo das Belagerungscorps bereits einen vergeblichen Sturm unternommen hatte. Sie ordneten sogleich einen zweiten an, der aber ebenso mit großem Verlust zurückgeschlagen wurde. Statt nun dem anrückenden Prinzen Eugen eine Schlacht im freien Felde zu liefern, be-

schlossen sie, seinen Angriff in ihren Verschanzungen abzuwarten. Bei einer Belagerung wurden nämlich zwei Linien von Verschanzungen aufgeworfen, eine gegen die Festung: die Circumvallationslinien, eine andere in einem größern Abstande von jener, nach außen gekehrt, gegen feindliche Entsatzversuche: die Contravallationslinien.

Turin. Letztere griffen die Verbündeten am 7. September 1706 an, und die Schlacht bei Turin entbrannte. Von den Wällen wurden sie mit einem heftigen Geschützfeuer während ihres Aufmarsches zur Schlachtordnung heiß empfangen. Bald antworten jedoch ihre Kanonen, und der Artilleriekampf dauerte zwei Stunden, ehe der Sturm auf die Verschanzungen begann. Eine lange Weile wurde mit Erbitterung, aber unentschieden gestritten, endlich setzte sich Eugen an die Spitze der Preußen, welche unter ihrem „Bullenbeißer", wie er den alle Gefahr verachtenden Fürsten von Dessau nannte, auf dem linken Flügel, neben ihnen die Kerntruppen der zusammengezogenen Grenadiere standen. Unter Eugen's persönlicher Führung erstürmten die Preußen zuerst die Verschanzung trotz des verheerendsten Feuers; neben dem Prinzen wurde ein Page und ein Diener erschossen, ihm selbst ein Pferd unter dem Leibe. Auch an andern Stellen drangen die Verbündeten in die Schanzen ein, noch schwankte der Kampf eine Zeit lang, bis diese ihrer ganzen Länge nach erobert waren. Zuletzt machte auch die Garnison von Turin einen glücklichen Ausfall, obgleich die Festung während der ganzen Schlacht beschossen wurde.

Die Niederlage der Franzosen war vollkommen, ihr Verlust sehr bedeutend, an Pferden allein 3000, denn in den Schanzen hatten 30 Compagnien abgesessener Dragoner gekämpft, die nicht wieder in die Sättel kommen konnten.

Die Folge der Schlacht war die Räumung Italiens durch die Franzosen, welche kraft einer Konvention erfolgte. Daun eroberte dann Neapel. Auch in Spanien machten die Verbündeten Fortschritte, selbst Madrid wurde besetzt und König Philipp mußte das Land für eine Weile verlassen.

Nur am Rhein behauptete sich Villars noch in zwei Feldzügen gegen die Reichsarmee, besonders als der Markgraf von Baden gestorben und der Kurfürst von Hannover, welchen Eugen nur das „Phantom eines Fürsten" nannte, abgetreten war. In Spanien bereitete sich ein böser Umschwung vor. Das Volk, gegen die Engländer fanatisirt, wurde dem von ihnen unterstützten Karl entschieden abgeneigt, „von der Ketzer Gnade König" nannten ihn jetzt die Spanier und wandten sich Philipp V. zu. Die französische Armee unter dem Herzoge von Berwick (einem natürlichen Sohne Jakob's II. von England und Marlborough's Schwester) wurde durch Truppen aus Italien verstärkt und siegte bei Almanza 1707, sodaß Karl wieder auf Catalonien beschränkt wurde.

Dagegen erlitten die Franzosen in den Niederlanden, die sie unter Vendôme fast ganz erobert hatten, zwei harte Schläge. Prinz Eugen vereinigte sich mit Marlborough, den er in sehr kritischer Lage und voll Kleinmuth traf; ihr Wiedersehen war ergreifend, doch ermuthigte Eugen's ruhige Zuversicht den britischen Feldherrn und Beide schlugen Vendôme bei Oudenaerde 1708, worauf Eugen Lille, das durch Vauban zu einem Waffenplatz ersten Ranges geworden war, er-

oberte. Für Frankreich war die Fortsetzung des Krieges fast unmöglich, es wurden Friedensunterhandlungen angeknüpft, aber die Verbündeten stellten so harte Bedingungen, daß Ludwig XIV. sie verwarf. Im folgenden Jahre wurde sein bester, noch unbesiegter Feldherr Villars bei Malplaquet in fester Stellung angegriffen und geschlagen. Dieser blutigsten Schlacht des Krieges, in welcher sich die Preußen wieder rühmlichst auszeichneten, wohnte der Kronprinz Friedrich Wilhelm bei.



Französische Elitetruppen. Zeichnung von Fr. Waibler.
1. Musketier des Königs (1710). 2. Schweizer-Garde (1712). 3. 4. Offiziere und Soldaten der französischen Garden (1721).

Deshalb feierte derselbe auch diesen Tag (11. September) später als König in seinem Tabakskollegium, indem statt des gewöhnlichen Bieres guter Wein aufgetragen wurde.

Jetzt wollte Ludwig XIV. die früher verworfenen Bedingungen annehmen, aber man forderte nun von ihm, daß er nöthigenfalls seinen Enkel selbst mit Waffengewalt aus Spanien vertreiben solle: das ging gegen seine Ehre und hieß die Saiten zu hoch spannen.

Daher wurden die größten Anstrengungen zur Fortsetzung des Krieges

gemacht, daher die Garden verstärkt und Schweizerregimenter in Sold genommen. In der Gardekavallerie gab es (außer den Gardes du corps) Gensd'armes, Chevauxlegers, Mousquetaires des Königs und der Königin und Grenadiere zu Pferde. Zu den Fußgarden gehörten auch das Regiment der Schweizergarde. Vor der französischen Revolution waren 12 Schweizerregimenter in französischem Solde, alle roth uniformirt und vortreffliche Soldaten. Die Feldarmee wurde aus der Miliz verstärkt, man sah einem Verzweiflungskampfe entgegen.

Bald änderte sich jedoch die Lage der Dinge. In England wurde das Ministerium gestürzt, das den Krieg betrieb. Marlborough zwar blieb einstweilen noch an der Spitze des Heeres, aber seine Frau fiel in Ungnade bei der Königin Anna und seine frühere Macht war verloren. Dazu kam 1711 der unerwartete Tod des Kaisers Josef in der Blüte seiner Jahre.

Oesterreichs Verbündete wurden jetzt von der energischen Fortsetzung des Krieges abgeschreckt. Durch eine glückliche Beendigung desselben wäre der neue Kaiser Karl, der Erbe seines Bruders, auch in den Besitz aller spanischen Lande gekommen und diese kolossale Macht Habsburgs hätte das europäische Gleichgewicht gestört. Marlborough wurde nun gar der Unterschlagung öffentlicher Gelder angeklagt und 1712 seiner Aemter entsetzt, welche er erst nach dem Tode der Königin 1714 wieder erhielt. Die englischen Truppen erhielten Befehl, die Feindseligkeiten einzustellen, weil Ludwig XIV., die Stimmung der Mächte benutzend, Friedensunterhandlungen angeknüpft hatte. Eugen, der Alles von einer Schlacht hoffte, wurde dadurch in seiner Kriegführung gelähmt. Als die Verbündeten 1713 wirklich mit Frankreich Frieden schlossen, setzten der Kaiser und das Reich den Krieg zwar noch ein Jahr fort, und Eugen rang standhaft gegen die französische Uebermacht, konnte aber nichts weiter erreichen, als daß seine unerschütterliche Festigkeit bei den Verhandlungen Oesterreich noch einen günstigen Frieden verschaffte. Wie die Franzosen in deutschen Landen zuletzt noch mit der rohesten Grausamkeit gehaust, möge nur ein Beispiel beweisen. Freiburg, das sie belagerten, hatte sich ihnen ergeben, die Kaiserlichen behaupteten aber noch die beiden Schlösser. Da ließ Villars ihre in der Stadt zurückgebliebenen Kranken, Verwundeten, Soldatenfrauen u. s. w., 5000 an der Zahl, in ein Kloster sperren und entzog ihnen allen Unterhalt: sie sollten von den Schlössern aus damit versehen werden, wodurch er die Vorräthe daselbst schneller aufgezehrt zu sehen hoffte. Als der Kommandant diese unerhörte Forderung abschlug, ließ der französische Feldherr eine Anzahl kranker und verwundeter Soldaten, welche schon mehrere Tage keine Nahrung erhalten, vor die Mauern des untern Schlosses schleppen, um dort vor den Augen des Schlosses zu verhungern! Villars erzählt diese Heldenthat selbst in seinen Memoiren! Natürlich theilte die Garnison mit den Unglücklichen ihre kargen Portionen und mußte deshalb früher kapituliren.

Ludwig XIV. hatte nun trotz seiner Niederlagen im Felde doch den Preis des Krieges, die spanische Krone, für seinen Enkel gewonnen, und das Haus Bourbon bestieg den Thron, den es im Jahre 1868 endlich verloren hat, den letzten von allen, welche es besessen.

Die spanischen Nebenlande kamen an Oesterreich, mit Ausnahme von Sizilien, welches der Herzog von Savoyen erhielt und später mit Sardinien vertauschen mußte: er nahm nun den Königstitel an. — Dem langen Kriege folgte in Europa eine Friedenszeit, gekennzeichnet durch politische Intriguen und kraftlose Schwankungen. Nur Oesterreich wurde bald wieder in einen Türkenkrieg verwickelt, dem Prinzen Eugen zu neuem, unvergänglichem Ruhm.

Gewiß hat er als Feldherr in dem Kriege gegen Frankreich noch glänzendere Lorbern gewonnen, als gegen die Türken, aber im Gedächtniß des Volkes lebt er als der Größte unter allen Türkensiegern. Denn der Spanische Erbfolgekrieg war kein Volkskrieg, wie jener gegen den Erbfeind der Christenheit; er wurde für fürstliche Hausinteressen, als ein Kabinetskrieg geführt; kein Lied feiert die Siege desselben, aber noch heut singt das Volk:

„Prinz Eugenius, der edle Ritter,
Wollt' dem Kaiser wied'rum kriegen
Stadt und Festung Belgarad —"

Zwei Schlachten, die von Peterwardein und Belgrad, zwangen die Türken zum Frieden von Passarowitz, welcher das Banat, Temeswar, Belgrad und das nördliche Serbien, Theile von Kroatien, Bosnien und der Waladhei an Oesterreich brachte, weit mehr, als es jetzt dort besitzt.

Nach diesem Kriege zog Prinz Eugen nur noch einmal das Schwert. Die Bewunderer des großen Helden müssen es bedauern, daß er, alt und bedächtig geworden, sich 1734 bei dem Mangel an guten Feldherren freiwillig erbot, das Kommando am Rhein zu übernehmen, wo nur noch der Zauber seines Namens wirken konnte. Von den beiden wichtigsten Feldherrneigenschaften, welche Marlborough's Bewunderung einst erregten, wie herrlich Eugen ihren Gegensatz zu vereinigen wußte: die feurigste Entschlossenheit und die besonnenste Ruhe, hatte er jetzt die erste verloren. Seine alten Soldaten würden ihren „kleinen Kapuziner", wie sie ihn seines braunen Röckleins wegen nannten, nicht wieder erkannt haben. Er wußte nicht mehr die Blößen des Feindes blitzschnell zu benutzen, er setzte nicht mehr Alles aufs Spiel, um Alles zu gewinnen. Die Zeit hatte ihr Recht auch an ihm gefordert. Jetzt würden seine alten Widersacher, welche ihm vorwarfen, er führe den Krieg à la Hußar, man sehe es ihm an, daß er bei der Kavallerie gestanden, er verstoße gar oft gegen die „Kriegsraison", mit ihm zufriedener gewesen sein. Gott gebe doch unserer, hoffentlich nun auf immer zu Schutz und Trutz verbundenen deutschen Kriegsmacht in Zeiten, wo es Noth ist, stets einen Prinzen Eugenius, wie er in seinen Ruhmestagen gewesen ist!

In dem traurigen Kriege von 1734 rieth er selbst zum Frieden, der Kaiser schloß ihn endlich 1735 unter schweren Bedingungen. Eugen überlebte ihn nicht lange, er starb am 21. Februar 1736. Sechzehn Feldmarschallleutnants trugen den unvergessenen Helden zu Grabe. Bald nachher füllte ein anderer Kriegsheld, gleich groß als Herrscher wie als Feldherr, die Lücke aus, welche der Tod in die Reihe der Heerführer jener Periode gerissen.



Zar Peter belohnt den siegreichen Mentschikoff.

6. Aus dem Nordischen Kriege.

Schweden war seit Gustav Adolf und Karl Gustav unbestritten im Norden die erste Kriegsmacht; nur vorübergehend hatten die unglücklichen Feldzüge gegen den Großen Kurfürsten den Ruhm seiner Waffen verdunkelt. Da wurde, von Europa kaum beachtet, in Rußland der Grundstein zu seiner künftigen Größe gelegt.

Nach der Befreiung vom Joche der Mongolen hatten die Großfürsten die Wehrkraft des Volkes wieder geordnet. Die Hauptmacht des Heeres, wenn ein solches aufgeboten wurde, bestand aus Reiterei, von den Bojaren (dem Adel) gestellt. Kaufleute und Bürger hatten Pferde zu liefern, wurden aber persönlich nur im höchsten Nothfall zum Kriegsdienste herangezogen. Schon Iwan III., der sich zuerst Selbstherrscher aller Reußen nannte, legte den Grund zur Heeresorganisation,

sie erhielt aber erst den festen Kern durch Iwan IV. Wassiljewitsch, genannt der Schreckliche, weil seine fünfzigjährige Regierung (1534—1584) mit den unmenschlichsten Grausamkeiten erfüllt ist. Bei seiner Krönung nahm er den Titel Zar an, dehnte seine Herrschaft über die tatarischen Khanate Kasan und Astrachan aus und erlebte noch die Anfänge der Besitznahme von Sibirien, wovon wir schon früher erzählt haben. Im Jahre 1545 errichtete Iwan ein neues Fußvolk als stehende Leibwache unter dem Namen Strelitzen (rüssisch Strjelzi, Schützen), das er in einer eigenen Vorstadt zu Moskau ansiedelte und nicht blos zum Kriegs-, sondern auch gelegentlich zum Schergen- und Henkerdienst, zur Vollstreckung seiner Bluturtheile gebrauchte. Sonst waren dazu seine Trabanten bestimmt, die gefürchteten Opritschinski („Vorbehaltene"), die er aus der rohesten Hefe des Volks nahm und die mit teuflischer Lust auf seinen Befehl Mord und Martern ausführten. Ein Geschichtschreiber hat von ihm gesagt: „er badete im Blute seiner Unterthanen." Ein schauerliches Beispiel möge die Wahrheit dieses Ausspruchs bekunden. Die Stadt Nowgorod war dem Zaren verdächtigt worden, verrätherische Verbindungen mit dem Könige von Polen zu unterhalten. Wir haben dieser uralten Stadt mit ihrer republikanischen Verfassung schon im Mittelalter gedacht. Damals stand sie mit der deutschen Hansa in Verbindung, sie war der Stapelplatz des Handels für den Osten Europa's und hatte gegen 400,000 Einwohner. Von ihrer Macht und Herrlichkeit zeugte das altrussische Sprüchwort: „Wer kann wider Gott und Groß-Nowgorod!" Der echte Bürgersinn und die Wehrhaftigkeit im Freistaate hatte aber seit jener Zeit sehr abgenommen und Nowgorod war von Iwan III. 1478 seiner Herrschaft unterworfen worden. Jetzt, auf jenen Verdacht hin, der einigen Grund haben mochte, zog Iwan der Schreckliche 1570 mit seinen Opritschinski und einer Horde wilder Tataren nach der ahnungslosen Stadt. Die vornehmsten Bürger, die ihm entgegenkamen, wurden sofort niedergehauen; den Erzbischof, der ihn mit dem Kruzifix in der Hand empfing, schalt er einen Wolf, einen Dieb und Räuber, weil er besonders jene Verbindungen mit Polen geleitet haben sollte, und nun fielen seine Henker über die wehrlosen Bürger her. Die Bojaren und die Bürgervorsteher wurden in einen großen Hof gesperrt, hier sprengte Iwan mit seinem Sohne unter sie und mordete mit eigener Zarenhand, bis ihm die Kraft des Armes am Speere versagte. Fünf Wochen wüthete er in der Stadt und fast kein Tag verging, an welchem nicht 5—600 Menschen hingeschlachtet wurden. Mit Recht ist gesagt worden: Was sind die Greuelthaten eines Nero und Caligula gegen dieses Wüthen eines christlichen Herrschers! Endlich war sein Blutdurst gestillt, er versammelte die noch übrig gebliebenen Einwohner, ermahnte sie zur Treue und — empfahl sich ihrem Gebete! Nowgorod hat sich seitdem nie wieder erholen können und zählt jetzt nur noch 18,000 Einwohner.

Doch kehren wir zu den Strelitzen zurück. Sie waren Fußtruppen und gut bewaffnet, besonders mit Feuergewehren, sie trugen lange Röcke mit Fallkragen und Pickelhauben, später Pelzmützen. Später wuchsen sie auf 40—50,000 Mann an und wurden in Regimenter (Polks) getheilt, welche Röcke und Stiefeln von



Karl XII. und seine Schweden in Bender von den Janitscharen bedroht. (Vergleiche S. 114.)
Zeichnung von L. Burger.

Die Dänen zogen sich zurück, Kopenhagen sah wiederum schwedische Fahnen vor seinen Mauern und König Friedrich IV. wurde zum Frieden von Travendal gezwungen. Jetzt wandte sich Karl gegen seinen zweiten Gegner, August von Polen, der die Hauptstadt von Livland, Riga, belagerte. Zweihundert Transportschiffe führten die schwedische Armee über die See. Aber die tapfere Vertheidigung des achtzigjährigen Kommandanten von Riga, General Dahlberg, hatte König August schon bewogen, die Belagerung aufzuheben. Dafür hatte sich ein dritter Feind gegen Karl erhoben: der Zar Peter hatte Narwa von ihm gefordert, und als ihm das abgeschlagen wurde den Krieg erklärt und Narwa belagert. Karl eilte sofort mit der Reiterei seines Heeres, 4000 Pferden und nur eben so viel Infanterie

(12,000 Mann sollten nachfolgen) gegen die Russen, welche, wenigstens 80,000 Mann stark, also mit zehnfacher Uebermacht, ihn erwarteten. Am 20. November griff er ihr stark verschanztes Lager an und schlug sie vollständig aufs Haupt. An 20,000 Russen sollen umgekommen sein, davon ein großer Theil in der Narwa. Der nach der blutigen Schlacht beim Einbruch der Finsterniß im Lager eingeschlossene Rest kapitulirte auf freien Abzug, die ganze Artillerie mußte aber zurückbleiben und alle Generale und Oberoffiziere wurden gefangen.

Peter der Große sagt darüber in seinem Tagebuche: „Es ist unwidersprechlich, daß die Schweden über unsere Truppen, die noch nichts als sehr wenig in Ordnung gebrachte Soldaten waren, einen Sieg erhielten. Denn von allen Regimentern waren nur die beiden der Garde und Lefort's bei der Belagerung von Asow gewesen, niemals aber hatten sie ein Gefecht im freien Felde, viel weniger mit regulären Truppen gesehen. Von den andern Regimentern, einige Obersten ausgenommen, waren sowol die Offiziere als die Soldaten nichts als nur noch Rekruten. Es ist wahr, daß uns diese Niederlage einen empfindlichen Kummer verursachte und an einem glücklichern Fortgang in der Zukunft fast verzweifeln ließ. Dennoch war sie uns vortheilhaft. Denn hätten wir damals, als wir so wenig in der Kriegskunst und Politik unterrichtet waren, einen Sieg über die Schweden davon getragen, in welchen Abgrund würde uns dies Glück in der Folge nicht haben stürzen können? Jetzt mußten wir unsere Thätigkeit verdoppeln und alle unsere Kräfte anstrengen, um dadurch den Mangel an Erfahrung zu ersetzen." Gegen seine Offiziere äußerte der Zar: „Die Schweden werden uns noch öfter schlagen, bis wir von ihnen gelernt haben und sie dann schlagen werden." — In der That wurde der große und leichte Sieg für König Karl ein Unglück. Er verachtete die Russen als Gegner, unterließ es, die Macht des Zaren gänzlich zu vernichten und ihn zum Frieden zu zwingen, sondern verfolgte nun den König von Polen, der ihm persönlich zuwider war.

August der Starke mit seiner Ueppigkeit, Prachtliebe, Genußsucht und seinen Maitressen, nach dem Vorbilde Ludwig's XIV., das leider viele deutsche Fürsten, auch die kleinsten, nachahmten, mußte den einfachen, spartanisch strengen Karl abstoßen. Schon ihr Aeußeres, welcher Kontrast! Der Sachse, im Glanz seiner schwelgerischen Feste, umgeben von lebenslustigen Generalen, galanten Kavalieren und schönen Frauen, er selbst ein schöner Mann, im reichgestickten Sammetkleide, mit seidenen Hosen und Strümpfen, die majestätische Wolkenperrücke hochgethürmt über der Stirn, herabfließend bis auf die Schultern, Kravatte und Manschetten von Brabanter Spitzen, kostbare Ringe an den Fingern, Ordensstern, Knöpfe, Nadeln, Kniegürtel, Schuhschnallen und Degengefäß von Brillanten flimmernd — dagegen der schlanke, grade Schwede von mittelgroßer Gestalt im blauen, schmucklosen Soldatenrocke mit kupfernen Knöpfen, lange Reiterstiefeln über die Lederhosen bis auf die halben Schenkel hinauf gezogen, den schweren Degen an der Seite, bei einfacher Kost, auf seiner Tafel keinen Wein, im Felde mit seinen Soldaten oft nur schwarzes Brot theilend, wie sie auf der bloßen Erde, blos vom Mantel bedeckt, schlafend!

Darum konnte Karl aber von ihnen auch alle Anstrengungen verlangen. Wie seinem großen Vorfahren Gustav Adolf ging ihm Raschheit und Beweglichkeit seiner Truppen über Alles. Seine Infanterie, an deren Spitze er oft zu Fuß kämpfte, war in noch kleinere Bataillone formirt, doch schaffte er die Pikeniere nicht ab, sie sollten nach dem Feuergefecht der Musketiere den erschütterten Feind mit dem Spieß vernichten. Der Reiterei gab er ein neues Reglement, das die schnellsten Evolutionen vorschrieb: bei einer Uebung soll er selbst zwei Pferde todtgeritten haben. Schwere Batteriestücke, welche die Märsche aufhielten, ließ er zurück und führte nur leichte Kanonen ins Feld. So war sein Heer auf den Bewegungs- und Angriffskrieg eingerichtet und er führte ihn auch. Nur nicht nach reif durchdachten Feldzugsplänen, nach klaren und richtigen Zielpunkten, nicht mit der Einsicht eines Feldherrn, die er nie gewann, sondern nach willkürlichen Entschlüssen, durch persönliche Motive bestimmt, mit Starrsinn die gefaßten Ideen verfolgend, mochten sie auch falsch oder verderblich sein, oft eine Energie ohne Gleichen entfaltend, zu Zeiten aber auch in Unthätigkeit versinkend, in welcher er eigensinnig verharrte, bis ein Anlaß ihn wieder zu fieberhafter Thätigkeit aufrief. Das Kriegsglück, das ihn in den ersten Jahren so überreich begünstigte, hat er nicht zu benutzen verstanden.

Als der Zar sich nach der Schlacht bei Narwa in das Innere seines weiten Reichs zurückgezogen hatte, stürzte Karl über Polen her, um seinen verhaßtesten Gegner zu entthronen. Er schlug zuerst die Sachsen von der Düna zurück, eroberte Kurland und ging dann nach Lithauen, wo viel Unzufriedenheit über die Regierung August's herrschte. Als dessen Geliebte, die wunderschöne Gräfin Aurora Königsmark, in Karl's Hauptquartier kam, um ihn für ihren königlichen Freund einem billigen Frieden geneigt zu stimmen, verweigerte er ihr jede Unterredung. Im folgenden Jahre schlug er die tapfern Sachsen bei Klissow, wodurch ihm ganz Polen Preis gegeben war, und 1703 noch einmal bei Pultusk. Seine Partei wuchs unter dem polnischen Adel und der Primas erklärte den Thron für erledigt, worauf Karl den Wojewoden von Posen, Stanislaw Leszczynski, 1705 zum König wählen ließ. Als ihm der Primas, der einen Andern im Sinne gehabt, einwarf, Leszczynski sei zu jung, erwiderte der König mit jenem Blick und finstern Lächeln, vor welchem aller Widerspruch verstummte: „Ich bin auch nicht älter!"

Noch hielt sich jedoch August II. im Felde, um ihn scharte sich der größte Theil des polnischen Adels und er stiftete den weißen Adlerorden, um die Tapferkeit aufzumuntern. Sein Feldherr Schulenburg drang wieder in Polen ein und lieferte sogar glückliche Gefechte; bei Punitz zwar besiegt, widerstand seine Infanterie doch allen Angriffen der schwedischen Reiterei unter des Königs eigner Anführung und erzwang sich freien Abzug. Die Schlacht bei Fraustadt vernichtete aber alle Hoffnungen August's; die Schweden drangen jetzt durch Schlesien in Sachsen ein und der König wurde zum Frieden von Altranstädt genöthigt, in welchem er der Krone von Polen entsagte. Um sich dieselbe zu retten, schickte er noch einmal seine Geliebte, die Gräfin Königsmark, zu Karl. Dieser hatte vor Niemand Furcht.

Es wird indessen behauptet, vor der Königsmark habe er sich gefürchtet, d. h. vor dem Zauber ihrer Persönlichkeit. Darum mied er auch jetzt die gefährliche Frau. August mußte sich fügen, ja, der Uebermuth des Siegers zwang ihn noch, seinem frühern Unterthan Leszczynski zur Thronbesteigung schriftlich zu gratuliren. Patkul, welchen Karl für den Anstifter des Krieges ansah, mußte ausgeliefert werden und wurde auf grausame Weise gerädert. Die Lage des Kaisers, der im Spanischen Erbfolgekriege beschäftigt war, benutzte der Schwedenkönig, um den schlesischen Protestanten die ihnen unter Leopold entzogene Religionsfreiheit wieder zu verschaffen. Glaubenseifrige Katholiken machten dem Kaiser Josef Vorwürfe, daß er sie gewährt, dieser erwiederte jedoch: „Und wenn der Schwede verlangt hätte, ich selbst solle lutherisch werden, so hätte ich kaum die Macht gehabt, es ihm abzuschlagen."

Während Karl nur den König August bekämpfte, hatte er sich um den Zaren gar nicht mehr bekümmert. Er fürchtete ihn nicht. Mochte er wieder ein Heer aufbringen, wieder in die Ostseeprovinzen eindringen, geschlagen wurde er ja doch! Erst als Peter, während Karl XII. in Sachsen war, mit einem Heere in Polen erschien und den neuen König absetzte, brach der nordische Löwe ergrimmt gegen ihn auf, um ihn ebenfalls zu entthronen. Er hatte in Sachsen sein Heer verstärkt, neu bekleidet und vortrefflich ausgerüstet, und marschirte 1707 mit 44,000 Mann aus, wobei 25,000 Reiter, großen Theils Dragoner, welche jedoch gewohnt waren, auch zu Fuß zu kämpfen. Dies Heer war Schwedens Stolz, seine Soldaten wurden nach dem Könige nur die „Karoliner" genannt, eine Benennung, die noch jetzt im schwedischen Volke unvergessen ist. Auch schlug der König die Russen 1708 bei Holowczin, verwarf indessen die Friedensanträge, welche der Zar ihm machte, worauf dieser bemerkte: „Mein Bruder Karl will den Alexander spielen, er soll aber an mir keinen Darius finden."

Hätte der König seinen Sieg verfolgt, wer weiß, ob die neue Hauptstadt von Rußland, zu welcher 1703 im eroberten Ingermannland der Grund gelegt, jemals im Bau vollendet, ob Peter nicht dennoch zu einem unglücklichen Frieden gezwungen worden wäre. Aber Karl erfreute sich immer nur an der That selbst, nie richtete sich sein Blick in größere Ferne. Den ganzen Sommer über, in der schönsten Zeit für Märsche und Gefechte, lag er unthätig an der Berezina, dann brach er plötzlich auf und begann seine Operationen während des scheußlichsten Wetters. Dazu kam die Verbindung mit dem Kosakenhetman Mazeppa, der ihn bewog, statt gerade auf Moskau zu gehen, seinen Marsch nach der Ukraine zu richten.

Hier wollte Mazeppa mit einem großen Kosakenheere zu ihm stoßen, ihm Lebensmittel im Ueberfluß liefern, vielleicht waren auch die Türken zu einem neuen Kriege zu bewegen. Mazeppa war ein geborner Pole. Er ist bekannt geworden durch jenen von Lord Byron in einem seiner schönsten Gedichte besungenen abenteuerlichen Ritt, den er, von einem eifersüchtigen Edelmanne nackt auf ein eben eingefangenes wildes Pferd gebunden, glücklich überstanden hatte. Später war der unruhige Mann nach der Ukraine zu den Kosaken gegangen und hier allmälig zum Hetman aufgestiegen.

Jetzt schon ein Greis, von dem Zaren ausgezeichnet, selbst mit dem neu gestifteten Andreasorden geschmückt, hoffte er, sich mit Hülfe der Schweden zum unabhängigen Fürsten zu machen; sein Verrath wurde aber entdeckt, die Kosaken verwarfen seine Vorschläge, und er kam als ein Flüchtling mit kaum 2000 statt 20,000 Pferden in das Lager Karl's XII., dem er auch die versprochene Zufuhr nicht bringen konnte. In seiner Ungedud hatte dieser den General Löwenhaupt, der ihm einen großen Provianttransport und 16,000 Mann frischer Truppen zuführen sollte, nicht abgewartet, und Löwenhaupt wurde bei Liesna durch den Zaren angegriffen, sein Corps zersprengt, sein Transport genommen. Von da an brach das Unglück über den König herein. Der furchtbare Winter von 1709 schwächte sein Heer, dennoch rückte er im Frühlinge vor und belagerte Pultawa, obgleich er nur noch vier leichte Kanonen hatte, die er wegen Mangels an Munition nicht einmal recht brauchen konnte. Er hielt überhaupt nicht viel von der Artillerie, die ihm bei ihrer Schwerfälligkeit ein „Impediment" war.

Als der Zar mit 60,000 Mann und 72 Geschützen zum Entsatz heranzog, griff er ihn am 8. Juli 1709 an, ohne eine bestimmte Disposition zu geben, ohne für den Fall des Unglücks die Rückzugslinie zu bestimmen. Er wurde vollständig geschlagen und mußte sich mit wenigen Begleitern über den Dniepr, den damaligen Grenzfluß der Türkei, flüchten. Hier wurde er ehrenvoll aufgenommen und ihm die Stadt Bender zum Aufenthalt angewiesen. Der Zar hatte das schwedische Heer vernichtet und trank nach dem Siege auf das Wohl seines Lehrers in der Kriegskunst. Mentschikow erhielt den Feldmarschallstab.

Fünf Jahre blieb Karl XII. in der Türkei, fünf volle Jahre! Die Seemächte, der Kaiser und mehrere deutsche Fürsten, darunter der König von Preußen, traten zusammen, im sogenannten Haager Concert 1710, um die Neutralität der schwedischen Besitzungen in Deutschland zu sichern — Karl verwarf sie! Der Dänenkönig und August der Starke erklärten jetzt die ihnen abgedrungenen Friedensschlüsse für nichtig, jener eroberte Bremen und Verden, dieser vertrieb Stanislaus Leszczynski aus Polen, die Russen setzten sich in den Ostseeprovinzen fest. Da gelang es Karl XII., die Türken zum Kriege gegen Rußland zu bewegen, der Zar wurde sogar 1711 vom Großvezier am Pruth eingeschlossen, aber seine Gemahlin Katharina bestach den Türken und erlangte für Peter freien Abzug und Frieden, wobei nur Asow wieder zurückgegeben werden mußte. Zum Dank erklärte der Zar Katharina, die ihm nur heimlich angetraut war, öffentlich zu seiner Gemahlin. Sie war ein lithauisches Bauernkind, in Marienburg von einem Propst erzogen, dann an einen schwedischen Dragoner verheirathet, welcher im Kriege fiel, während sie gefangen wurde. Der Zar Peter sah sie beim Fürsten Mentschikow und nahm sie, von ihrer Schönheit gefesselt, zu sich. Ihre Klugheit und Charakterfestigkeit bewogen ihn, sich 1707 heimlich mit ihr zu vermählen. Er ernannte sie auch später, nach dem Tode seines Sohnes, zu seiner Nachfolgerin.

Während der Abwesenheit Karls aus seinem Reiche hatte sich die Lage immer mehr verschlimmert. In Schleswig wurde der schwedische General Steenbock,

nachdem er mehrmals gesiegt, mit Hülfe der Russen geschlagen; der König von Preußen, dessen eigene Staaten durch den näher rückenden Krieg bedroht wurden, besetzte einen Theil von Pommern zu einstweiliger Verwaltung. Trotz alledem verließ Karl die Türkei nicht, er mißbrauchte des Sultans Gastfreundschaft und trotzte selbst der Ausweisung und gewaltsamen Vertreibung, sodaß die Türken 1713 den Eisenkopf (Demir-basch), wie sie ihn nannten, gefangen nahmen.

Er lag nun 2 Monate verstellt krank im Bette, und erst die Drohung der Regentschaft in Schweden, ihn für mundtodt zu erklären und seiner Schwester die Krone zu übertragen, bewog ihn 1714 zur Rückreise. Ohne Aufenthalt, Anfangs zu Pferde, zuletzt am Tage reitend, Nachts fahrend, nur von dem Obersten Düring begleitet, legte er, Sachsen und Brandenburg umgehend, die weite Entfernung von Demotika bei Adrianopel bis Stralsund in 16 Tagen zurück.

Er verlangte nun von Preußen die Zurückgabe von Pommern, wollte aber die Verwaltungskosten nicht erstatten und griff die preußische Besatzung auf Usedom an. Darauf erfolgte die Kriegserklärung Preußens 1715. Auch Hannover, welches Bremen und Verden gekauft hatte, trat zu den Feinden Karls. Stralsund mußte kapituliren, der alte Dessauer nahm die Insel Rügen, welche Karl persönlich vertheidigte. Aber der Muth des Königs blieb ungebrochen. Er unternahm zwei Feldzüge nach Norwegen, um dies zu erobern; sein Minister Görz knüpfte Unterhandlungen mit Rußland an, das er von dem Bündniß zu trennen hoffte. Der König belagerte Friedrichshall. Hier wurde er im Laufgraben am 30. November 1718 erschossen. Daß es meuchelmörderisch geschehen, wie lange Zeit geglaubt worden ist, scheint durch eine neuerdings geschehene Oeffnung seines Sarges und Untersuchung der Leiche widerlegt; die Wunde ist unleugbar durch die Kugel eines Wallgewehres entstanden — ob diese aber aus einer dänischen oder aus einer falsch gerichteten schwedischen Wallbüchse gekommen, bleibt ungewiß. In Stockholm ist dem Nationalhelden, für welchen er dem schwedischen Volke noch immer gilt, ein Standbild errichtet und am hundertundfünfzigjährigen Jahrestage seines Todes 1868 enthüllt worden.

Der Tod des Königs beendigte den Krieg noch nicht. Hannover und Preußen wurden zwar 1719 und 1720 befriedigt, der Zar erkämpfte sich aber erst durch furchtbare Verwüstung der schwedischen Küsten 1721 den Frieden von Nystädt und die Abtretung der schwedischen Ostseeprovinzen, außer Finnland. Jetzt nahm er den Kaisertitel an. Schwedens Uebergewicht im Norden, sein Ansehen als Militärmacht ersten Ranges war unrettbar verloren. Zu einer solchen erhob sich jetzt ein anderer Staat durch das Genie seines großen Königs.



Ausfahrt des Marschalls Soubise zur Schlacht. Zeichnung von A. Beck.

7. Das Zeitalter Friedrichs des Großen.

Im Frieden, dessen sich die meisten Länder Europa's nach Beendigung der beiden großen Kriege erfreuten, wurde das Militärwesen, da es nun stehende Heere gab, eifrig gepflegt. Nur artete hier und da die Liebhaberei mancher Fürsten in abgeschmackte Soldatenspielerei aus. Besonders die Haustruppen wurden nach französischem Muster ausstaffirt und zu absonderlichen Schaustellungen dressirt. Wie dieser und jener kleine deutsche Reichsfürst gern den Louis Quatorze spielte, so mußte er auch seine Leibgarde haben; der Markgraf Karl von Baden-Durlach (Gründer von Karlsruhe), ein Sonderling, hielt sich sogar eine Garde von rüstigen Töchtern seines Landes, welche unterm Gewehr vortrefflich exerzirt haben sollen. Ins Feuer sind sie zum Glück nicht gekommen. Welche Kunststücke wurden anderwärts mit den maschinenmäßig abgerichteten Soldaten getrieben! Einer der erwähnten Potentätchen ließ die seinigen oft im Finstern die Handgriffe mit dem Gewehr üben und überraschte einen hohen Gast damit, wie herrlich das ging, Ein Ruck, Ein Schlag

8*

Alles, kein Nachklirren zu hören! Auch viel künstlich durcheinander ziehende Reihenbewegungen wurden eingepaukt, wahre Quadrillentouren, welche, von hoher Tribüne geschaut, schöne Figuren oder gar den verschlungenen Namenszug Serenissimi darstellten. Ein genialer Kopf soll gar auf den Gedanken gekommen sein, sie für eine nächtliche Festlichkeit zu arrangiren, wozu den Soldaten statt der Wollenbüschel oder „Pompons" buntfarbige Oellampen auf die Hüte gesteckt werden sollten. Ob es zur Ausführung gekommen ist, wissen wir nicht. Wenden wir uns aber den Staaten zu, wo das Kriegswesen eine Bedeutung hatte und darum auch ernsthafter, seinem wichtigen Zwecke entsprechend, behandelt wurde. Eine gewisse Uebereinstimmung in der Heeresorganisation war überall zu erkennen, wie auch der Schnitt der Uniformen, die ganze Ausrüstung und Bewaffnung in den Armeen wenig verschieden war. In den meisten wurde die freiwillige Werbung für den Ersatz beibehalten, doch außer derselben auch die Aushebung im Lande durch Bestimmungen geregelt — allerdings nur unter den niedern Volksklassen: zu der allgemeinen Wehrpflicht konnte man sich, den bevorrechteten Ständen gegenüber, noch nicht erheben. Diese nahmen die Offizierstellen für sich in Anspruch, wenn sie Kriegsdienste thaten, wozu sie nicht gezwungen werden konnten. Nur Peter der Große, wie er allen Leibeigenen die Kriegspflicht auferlegte, hatte befohlen, daß ein Edelmann, der 30 Jahre alt geworden, ohne gedient zu haben, seinen Adel verlieren sollte. Für die militärische Erziehung junger Edelleute wurde in vielen Ländern gesorgt. Ludwig XIV. hatte aus jüngern Söhnen (cadets) adeliger Familien 6 Compagnien errichtet, um sie zu Offizieren erziehen zu lassen. Seinem Beispiele folgten andere Monarchen, indem sie unter demselben Namen militärische Erziehungshäuser errichteten oder den Truppen sogenannte Regimentskadetten zur künftigen Beförderung zutheilten. In Frankreich, wie in Oesterreich, wurden aber auch schon Kindern im zartesten Alter, selbst Säuglingen in der Wiege, Offizierspatente zum Geschenke gemacht, man nannte das „Expectanzen". Die kaiserlichen Regimentsinhaber durften die Offizierstellen bis zum Oberstleutnant vergeben, in Brandenburg hatte sich schon der Große Kurfürst dies Recht allein vorbehalten.

Das brandenburg-preußische Heer. Bleiben wir bei der Armee stehen, welche dieser Herrscher begründete; sehen wir zu, was seine Nachfolger aus ihr gemacht haben, bis Friedrich der Große von ihr sagen konnte: „Die Erdkugel ruht nicht sicherer auf den Schultern des Atlas in der Mythe, als der Staat auf einer solchen Armee."

Bei der brandenburgischen Infanterie waren die Regimenter in 2 Bataillone von 5 Compagnien getheilt, 1689 wurde die Pike abgeschafft und die Bajonnetflinte eingeführt. Grenadiere gab es schon unter dem Großen Kurfürsten, der sie zuerst 1677 vor Stettin brauchte; nach Ungarn waren 1686 zwei zusammengezogene Grenadiercompagnien marschirt. Jetzt erhielt jede Musketiercompagnie 12 Grenadiere, die beim Antreten auf dem rechten Flügel standen. Die Infanterie rangirte in 4 Gliedern, die Kavallerie in 3. Artillerie hatte Friedrich III. 300 Mann übernommen, braun uniformirt, wie die kaiserliche, er vermehrte sie auf 10 Compagnien und gab ihnen blaue Uniform mit paille Aufschlägen. Sie hatte, wie in Frankreich,

ihren Grand-Maitre, den Markgrafen Philipp, Bruder des Kurfürsten. Für die Heeresverwaltung wurde 1692 ein Kriegskonsistorium, für die Militärgerichtsbarkeit ein Generalauditoriat errichtet. Ein Werbepatent ordnete den Ersatz an, die Unterthanen blieben verpflichtet, eine gewisse Zahl von Rekruten zwischen 20 und 40 Jahren zu stellen, wobei allerdings oft gewaltsam verfahren wurde. Die Königskrönung 1701 schien auch für die Armee einen höhern Glanz zu fordern, der sich besonders in der Vermehrung der Garden zeigte. Aus der Trabantengarde zu Pferde, welche bisher 3 Schwadronen gehabt: eine weiße auf Schimmeln mit rothem Zaumzeug, eine schwarze auf Rappen mit „aurore" (morgenröthlich!) und eine braune mit blauem Zaumzeug, wurden zwei Regimenter formirt. Die letztere war vom Großen Kurfürsten aus französischen Protestanten, welche, nach Aufhebung ihrer Religionsfreiheit 1685 geflüchtet, in Brandenburg Aufnahme gefunden hatten, formirt worden. Friedrich III. vermehrte diese um eine Compagnie deutscher Grand-mousquetaires und bildete daraus das Regiment Gensd'armes, die beiden andern Trabantenschwadronen wurden Gardes-du-Corps. Fußgarden gab es zwei Regimenter: ein Grenadier- und ein Füsilierregiment, jenes die rothe, dieses die weiße Garde von ihren Aufschlägen genannt. Als Feldzeichen erhielten die Offiziere silberne, mit Schwarz durchzogene Schärpen und Degenquasten, welche Porte-épées genannt wurden, obgleich dies eigentlich Degengehenk heißt.

Was die Preußen unter Leopold von Dessau im Spanischen Erbfolgekriege geleistet hatten, wissen wir schon. Für die Landesvertheidigung errichtete der neue König 1701 eine Landmiliz, sie fand aber bei den Ständen viel Widerspruch, weil man fürchtete, sie werde Rekruten für die Armee geben müssen.

Die erste Maßregel, welche König Friedrich Wilhelm I., als er 1713 den Thron bestieg, im Heereswesen traf, war die Aufhebung dieser Miliz. Schon das Wort war ihm ein Greuel, weil er sich darunter keine rechten Soldaten, sondern Spießbürger und Landsturm dachte; er setzte 100 Dukaten Strafe, in die Invalidenkasse zu zahlen, darauf, wer „Miliz" in seiner Gegenwart für Kriegsmacht, was es doch bedeutet, gebrauchte. Doch fühlte er sich 1720 veranlaßt, 4 sogenannte Landregimenter zu errichten, die im Grunde nichts Anderes waren, als jene verpönte Miliz. Auch die glänzenden Garden hob der König auf, der überhaupt allen Prunk und Luxus haßte und an seinem Hofe eine fast bürgerliche Einfachheit einführte. Sein eigenes bisheriges Regiment (Kurprinz) erhielt den Namen Leibgrenadierregiment und wurde Gegenstand seiner besondern Fürsorge. Die Vorliebe für große Soldaten („lange Kerls") entstand bei ihm, als sein Onkel, der Markgraf Philipp, in seinem Regiment die größten und schönsten Leute zu Grenadieren auswählte, während man bisher dazu die gewandtesten genommen hatte. Beim Könige stieg diese Vorliebe bald so, daß sein Regiment zu einer wahren Riesengarde wurde und fremde Monarchen ihm kein angenehmeres Geschenk machen konnten, als ein paar übermäßig große Menschen. Politische Nebenzwecke, für welche sie dadurch den König günstig stimmen wollten, erreichten sie aber nicht, denn er hatte einen zu scharfen, klaren Verstand, um die Absicht nicht zu durchschauen.

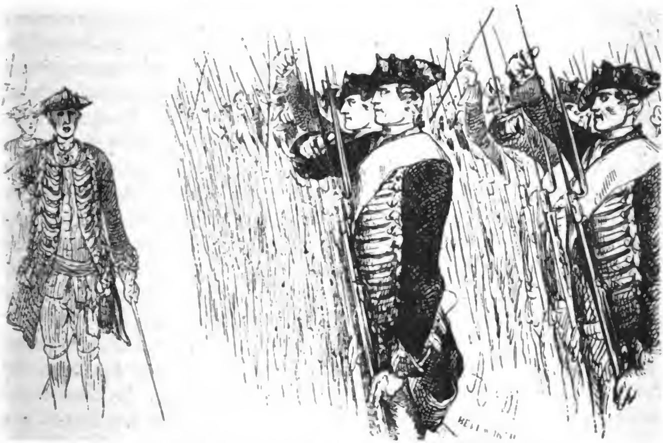
Noch während des Nordischen Krieges richtete er, um sein eigenes Land zu schonen, die Werbung im deutschen Reiche ein, wozu er als deutscher Kurfürst das Recht in Anspruch nahm. Bald darauf schaffte er die Aushebung im Inlande ganz ab, nur Freiwillige durften angenommen werden. Auch im Auslande sollten die ausgeschickten Werbeoffiziere nur Freiwillige engagiren, aber sie gebrauchten oft die abscheulichsten Mittel, um eine scheinbar freiwillige Zusage zu erlangen, und wo das unmöglich war, griffen sie Leute, die ihnen gefielen, mit Gewalt auf und schafften sie heimlich, oft unter eigener Gefahr, über die Grenze nach Preußen. Die Soldatenvorliebe des sonst so gerechten, frommen, echt deutsch gesinnten Königs ließ ihn zu den Freveln seiner Werber oder, besser gesagt, Menschenfänger ein Auge zudrücken. Im Leibregimente dienten als Gemeine zwei katholische Geistliche, die in Italien gekapert waren; einen holländischen Schiffskapitän, der besonders groß und schön war, hatten die Werber von seinem eigenen Schiffe geraubt; einen langen Schulmeister, der sich badete, aus dem Wasser gezogen, jubelnd, daß die Beine beim Herausziehen gar kein Ende nehmen wollten und der Mann wenigstens 6 Fuß maß. Kein Stand, kein Verhältniß schützte, wo langer Wuchs die Begierde der Menschenfänger gereizt; sie wußten ihr Opfer mit der raffinirtesten Schlauheit in ihre Gewalt zu bekommen, und selten führte eine Reklamation selbst der fremden Regierung zur Entlassung des gezwungenen Rekruten, denn die Antwort lautete gewöhnlich: er sei freiwillig eingetreten, befinde sich wohl und wolle gar nicht abgehen.



Offizier und Gemeine der Riesengarde König Friedrich Wilhelm's I.
Nach A. Menzel.

Diese Werbungen waren kostspielig, weil, abgesehen von jenen Geraubten, doch immer Handgeld gezahlt und den Truppen aus der Rekrutenkasse vergütigt werden mußte. Dazu war eine Taxe nach dem Maß des Rekruten festgestellt: für einen

Menschen von 6 Fuß 300 Thaler, von 5 Fuß 11 Zoll 200 Thaler (also 1 Zoll Unterschied schon 100 Thaler weniger) und so in ungleichmäßig fallender Skala bis 16 Thaler für einen von 5 Fuß 6 Zoll. Um Geldmittel dafür zu schaffen, wurde ein Beurlaubungssystem eingeführt. Die Hauptleute hatten bisher Soldaten auf eigene Hand beurlaubt und ihren Sold eingezogen; der König gestattete ihnen das auch ferner, sie mußten aber dafür Rekruten werben, und die Beurlaubung wurde geregelt. In der letzten Zeit gab Friedrich Wilhelm, da er doch nicht alle Rekruten vom Auslande beziehen konnte, ein Reglement für die Aushebung, worin jeder Compagnie ihr Kanton (Bezirk) angewiesen wurde. Danach sollten aber keine angesessenen Bürger, Bauern und Kossäthen zu Soldaten genommen werden, auch keine neu etablirten Einwanderer, wenn nicht freiwillig.



Einexerziren der Infanterie unter Friedrich dem Großen. Nach A. Menzel.

Einzige Söhne von Bürgern oder Bauern waren frei, „es sei denn ein extraordinär schöner und großer Kerl!" Die persönliche Dienstleistung des grundbesitzenden Adels wurde jetzt definitiv gegen eine jährliche Abgabe erlassen.

Für das Kriegsmaterial wurde durch Gewehr- und Pulverfabriken und andere Anstalten gesorgt, für die Heranbildung von Offizieren durch die Errichtung der Berliner Kadettenanstalt. Das 1723 eingeführte Militärdepartement leitete die ganze Verwaltung. In taktischer Beziehung erreichte die preußische Armee durch Friedrich Wilhelm I. und den Fürsten von Dessau einen bis dahin nirgends erlangten Grad der Vollkommenheit. Der alte Dessauer hatte einen fast unbeschränkten Einfluß auf das Heerwesen; so großes Vertrauen setzte der König auf seinen Feldherrn, daß er ihm in Allem freie Hand ließ. Er hatte schon 1698 bei seinem Regiment

eiserne Ladestöcke statt der hölzernen eingeführt, 1730 erhielt sie die ganze preußische Infanterie, welche nun viel rascher laden und feuern konnte als bisher, weil die hölzernen Ladestöcke, um nicht zu zerbrechen, immer mit Vorsicht in den Lauf gestoßen werden mußten. Im überlegenen Feuer lag der Sieg. Eine zweite Neuerung war der Gleichschritt. Als eine Merkwürdigkeit hatte ein Offizier erzählt, daß er einen hessischen Kapitän gesehen, bei dessen Mannschaft „alle Kerls Einen Tritt" gehabt. Man hielt es für unmöglich, jener Offizier führte es aber bei seiner Compagnie durch, und der Dessauer ordnete es 1730 gleichzeitig mit der dreigliederigen Aufstellung in der ganzen Infanterie an. Durch 3 statt 4 Glieder wurde die Feuerfront verlängert, durch den Gleichschritt die Bewegung mit aufgeschlossenen Gliedern ermöglicht, während früher große Abstände nöthig waren, damit die mit verschiedenem Tritt marschirenden Leute ihre Vorderleute nicht auf die Hacken traten. Die Infanterie gewann jetzt eine Präzision der Evolutionen, wie keine andere Armee sie je erreicht hat. Freilich wurde von früh bis Abends exerzirt und dabei, wie Berenhorst, der natürliche Sohn des alten Dessauers, in seinen berühmten „Betrachtungen über die Kriegskunst" sagt, unmäßig viel geprügelt. Im preußischen Staatswesen waren alle Formen straff und trugen den Charakter der Härte, der dem König eigen war. Dieser liebte die Soldaten und nannte sie seine „blauen Kinder", aber eben darum hielt er sie unter strenger Zucht. Er sah in der unbarmherzigen Dressur keine Grausamkeit: wie die Ruthe beim Kinde, wie der Bakel in der Schule, war der Stock ein heilsames Erziehungsmittel bei den Soldaten und wurde fleißig gehandhabt. Auch konnte eine Armee, in welcher zwei Drittheile Ausländer, zum größten Theile gar schlimme, verzweifelte Subjekte, dienten, nur durch die strengste, an Grausamkeit streifende Disziplin in Zucht und Ordnung gehalten werden. Die preußische Disziplin war aber auch musterhaft und ist es geblieben.

In der Uniform hatte sich Manches verändert. Der König hatte die glänzenden Garden seines Vaters abgeschafft, die Uniform war einfacher und aus Ersparniß sehr knapp geworden, die Grenadiere erhielten spitze Blechmützen. Bei der Königskrönung 1701 war, wie schon bemerkt, Schärpe und Portépée von Silber, mit Schwarz durchwirkt, als Abzeichen der Offiziere eingeführt worden. Diese führten noch das sogenannte Esponton, eine Hellebarde mit breitem Eisen in durchbrochener Arbeit, welche nach den Graden verschieden reich war.

Auch die Unteroffiziere hatten noch Spieße, sogenannte Kurzgewehre. Wenn diese veralteten Waffen in der Armee auch zuletzt nur noch bei Paraden getragen wurden, so erhielten sie sich doch bis zum Kriege von 1806, nach welchem sie abgeschafft wurden. Als Abzeichen des Offiziers galt früher auch der Ringkragen, ein kleines halbmondförmiges Metallstück, zu welchem der Brustharnisch älterer Zeit eingeschrumpft war; es wurde um den Hals befestigt vorn getragen und war bei den Armeen verschieden, mit dem Wappen, dem fürstlichen Namenszuge und kriegerischen Emblemen verziert. Im preußischen Heere ist der Ringkragen mit dem Esponton abgeschafft. Gradabzeichen der Offiziere an der Uniform gab es noch nicht.

In der Armee Friedrich Wilhelms I. war eine Waffe vernachlässigt, die Kavallerie. Leopold von Dessau hatte seit der Schlacht von Höchstädt, wo sie auf seinem Flügel nichts geleistet hatte, eine sehr geringe Meinung von ihr. Auch ist nicht zu leugnen, daß sie Rückschritte gemacht hatte, sie ritt langsam und schoß viel, während die Gefechtskraft der Reiterei doch einzig und allein in ihrer Schnelligkeit, ihrem Alles niederwerfenden Anrann und der Gewalt der blanken Waffe liegt. Die preußische Kavallerie damaliger Zeit hatte große, starke Leute, dickgefütterte Pferde und exerzirte viel zu Fuß: Reiter wie Dragoner. Der König fügte ihr aber eine neue Gattung zu: zwei Husarencorps, zu denen Ungarn, Rumänen, Slavonier u. s. w. geworben wurden. „Kleine, schwarze Kerls“ rieth er vorzugsweise zu nehmen. Genaueres darüber ist in Graf Lippe's Husarenbuch nachzulesen, das mit hübschen kolorirten Abbildungen geziert ist.



Friedrich der Große.

Wenige Jahre vor seinem Tode gab der Monarch jedem Musketierbataillon eine Grenadiercompagnie. Er hatte die Armee, welche 1713 kaum 40,000 Mann stark war, während seiner Regierung auf 80,000 gebracht und konnte mit Befriedigung auf dieselbe blicken. Ein tüchtiges, unverdorbenes Volk, ein trefflich geschultes Heer und gefüllte Kassen hinterließ er seinem Sohne, mit dem er eine Zeit lang in traurigen Mißverhältnissen gelebt hatte, nun aber längst vollkommen ausgesöhnt war. Wir können diese Verhältnisse, die Flucht des Kronprinzen, das Kriegsgericht, das der erzürnte Vater über ihn halten ließ und mit altrömischer Strenge wie Manlius Torquatus zu einem Todesurtheil veranlassen wollte, die Hinrichtung Katte's und die endliche Versöhnung, wol als bekannt voraussetzen.

Friedrich II., am 24. Januar 1712 geboren, bestieg den Thron am 31. Mai 1740, 28 Jahre alt. Er hatte in den letzten sechs Jahren in Rheinsberg zurückgezogen den Wissenschaften gelebt und Niemand ahnte, welche Regenten- und Feldherrngröße er bald offenbaren werde. Seine ersten Maßregeln als König bekundeten seine Gerechtigkeitsliebe und Sorge für das Wohl seiner Unterthanen; freudig aufgenommen wurde sein Ausspruch: „Ich will, daß künftighin, woferne etwa mein besonderes Interesse dem allgemeinen Besten meines Landes zuwider scheinen möchte, alsdann dieses letztere jederzeit vor dem ersteren den Vorzug behalten soll.“

Nur für das Kriegswesen schien er keine Neigung zu haben, wenigstens nicht in dem Sinne, wie der Soldatenkönig, sein Vater. Er hob dessen mit Vorliebe und großen Kosten gepflegtes Leibregiment auf und gab vielen Soldaten, welche zwangsweise darin gedient, die Freiheit. Darunter war ein vornehmer Türke, der Sohn eines Pascha von drei Roßschweifen, der als Begler-Beg bei der Erstürmung von Oczakow von den Russen gefangen genommen und später mit andern ausgesucht großen und schönen Osmanen von der Kaiserin Anna dem Könige Friedrich Wilhelm für sein Leibregiment geschenkt worden war. Diesen gab Friedrich frei, ließ ihm drei schöne orientalische Anzüge machen, sodaß er statt der spitzen preußischen Grenadiermütze von Blech und der knappen, groben Montirung eines Gemeinen wieder den Turban auf sein vom Zopfe befreites Haupt setzen und das weite, wallende Gewand seiner Nation tragen konnte. Ein preußischer Oberst mußte ihn nach Wien geleiten und dort dem türkischen Botschafter übergeben. — Auch andere Veränderungen in der Armee, welche nicht im Sinne des vorigen Königs waren, ließen den Geist, in welchem Friedrich über das Kriegswesen dachte, verkennen und die „Neue europäische Fama", eine damalige Vierteljahrsschrift, äußert darüber 1740: „Was das Militare betrifft, so bezeigen zwar Höchstdieselben davor keine Abneigung, wie sie denn denen Kriegsübungen beiwohnen, auch über das erschröcklich schöne, so bei denen Exercitiis im Feuer vorgefallen, ihr Vergnügen bezeugen, gleichwohl aber sind doch bereits einige und andere Veränderungen in diesem Stücke vorgefallen." Im Anfange des folgenden Jahres sagte die Fama aber schon: „Der unvermuthete Eintritt einer Preußischen Armee in Schlesien könnte leicht zu Weitläufftigkeiten ausschlagen." Und weiter: „Der erledigte Preußische Thron ist von einem Printzen bestiegen worden, welchem es nicht an Volck und Feuer fehlet, den Anfang seiner Regierung durch allerhand Unternehmungen bekannt zu machen."

Volk und Feuer! Sehr richtig gesagt: Kriegsvolk und Heldenfeuer, aber damit allein ist der Beiname des Großen, des Einzigen, nicht zu erringen.

Am 20. Oktober 1740 starb Kaiser Karl VI., der letzte Habsburger. Er hatte in seinem Leben Alles daran gesetzt, um seiner Tochter Maria Theresia durch einen Staatsvertrag, die sogenannte Pragmatische Sanktion, die Erbfolge in den ungetheilten österreichischen Landen zu sichern, und dennoch machten nach seinem Tode die Kurfürsten von Bayern und Sachsen, selbst der König von Spanien, erstere als Nachkommen früherer österreichischer Prinzessinnen, letzterer auf das Recht seiner Vorgänger gestützt, Ansprüche auf die Erbschaft. Schwere Verwicklungen waren vorauszusehen, darum rief König Friedrich, als er, gerade krank liegend, die Nachricht vom Tode des Kaisers erhielt: „Jetzt ist nicht Zeit, krank zu sein!", bezwang sein körperliches Leiden durch Willenskraft und trat sogleich entschieden gegen Oesterreich auf. Er forderte die schlesischen Fürstenthümer Liegnitz, Brieg und Wohlau, weil das alte Erbrecht durch die Zurückgabe des zur Entschädigung dafür an den Großen Kurfürsten verliehenen Schwiebusser Kreises wieder in Kraft getreten war; er forderte ferner das Herzogthum Jägerndorf, welches 1523 vom Hause Brandenburg erworben, 1622 aber dem damaligen Herzoge wegen der

Parteinahme gegen den Kaiser entzogen worden war: das hätte nur ihm persönlich, aber nicht dem Hause Hohenzollern geschehen dürfen.

Diesen Forderungen Nachdruck zu geben, zog der König 30,000 Mann zusammen und rückte Mitte Dezember 1740 in Schlesien ein, während sein Gesandter in Wien Unterhandlungen anknüpfte. Dieser bot für die Abtretung von Niederschlesien 2 Millionen Thaler, eine Allianz zur Aufrechthaltung der Pragmatischen Sanktion und Brandenburgs Kurstimme bei der bevorstehenden Kaiserwahl für den Gemahl Maria Theresia's, Franz Stephan von Lothringen-Toscana.



Panduren und Kroaten. Nach A. Menzel.

Aber die junge, hochgesinnte Fürstin wies Friedrichs Anträge, eingedenk der alten Größe ihres Hauses und verblendet durch die frühere Nachgiebigkeit der Hohenzollern bei allen Streitfragen, in so verletzender Weise zurück, daß Preußen zum Kriege schreiten mußte. Die Erklärung beim Einmarsch in Schlesien, daß er es nur als Vormauer seiner Staaten bei den drohenden Ereignissen besetze und mit der Königin von Ungarn in Freundschaft zu bleiben wünsche, war damit erledigt.

Der erste Schlesische Krieg. Am 3. Januar war der König in Breslau eingerückt, dem er seine Privilegien und Neutralität bestätigt hatte. Die Besetzung von ganz Schlesien, das von Truppen entblößt war, fand keine Schwierigkeiten, da die Einwohner, durch die gute Mannszucht der Preußen und ihre Baarzahlung für alle Bedürfnisse beruhigt, ihnen die Eroberung erleichterten. Es kam sogar vor, daß sie preußische Husaren zum Schutz gegen ihre eigenen kaiserlichen Soldaten, welche

beim Abmarsch plünderten, herbeiriefen. In vier Wochen war Schlesien bis auf die Festungen Glogau, Brieg und Neiße besetzt und die Truppen wurden in Winterquartiere verlegt.

Oesterreich hatte kurz vorher, im Bunde mit Rußland, einen Krieg mit den Türken geführt, in welchem seine schlecht ausgerüsteten, noch schlechter befehligten Armeen zurückgedrängt und zuletzt geschlagen worden waren. Im Frieden zu Belgrad 1739 hatte der Theil von Serbien und der Walachei, welchen Prinz Eugen gewonnen hatte, wieder abgetreten werden müssen. Der Feldmarschall-Leutnant Graf Neipperg, der ihn abgeschlossen hatte und sich deshalb in Untersuchungshaft befand, erhielt jetzt Befehl, in Mähren eine Armee zu bilden und die Preußen aus Schlesien zu vertreiben. Auch das Hannakische und Walachische Land- und Gebirgsvolk wurde aufgeboten, das sich mit allerhand Waffen der Urzeit, z. B. Stangen mit spitzigen Haken (Tschinken genannt) und langen türkischen Feuerrohren (Habuschecken), an der Grenze sammelte.

Der Feldzug von 1741 wurde von den Preußen mit der Einnahme von Glogau eröffnet. Beim Herannahen der Oesterreicher zog Friedrich das Einschließungscorps von Brieg an sich und ging ihnen zur Schlacht entgegen. Sie wurden durch Raketen aus Brieg in ihrem Lager alarmirt und formirten sich noch, als die Preußen in zwei Treffen, die Kavallerie auf den Flügeln, Alles in Linie zu drei Gliedern, schon mit klingendem Spiel avancirten. Die Schlacht bei Mollwitz am 10. April 1741 begann um 2 Uhr, indem das preußische Geschütz die feindliche Kavallerie mit guter Wirkung beschoß, während die preußische rechten Flügels ungeschickterweise mit ganzen Schwadronen rechts abschwenkte, um ihre Stellung zu verbessern. Sie bot dem aufmerksamen Feinde dadurch so viele Flanken, als Schwadronen waren; General Römer benutzte es auch augenblicklich zur Attake und warf die preußische Kavallerie über den Haufen. Dann griff er die Flanke der Infanterie an. Friedrich hatte aber hier, weil er seiner Kavallerie nicht traute, zwei Grenadierbataillone, Front nach auswärts, aufgestellt, welche in Linie durch ihr Feuer den Angriff abwiesen. In der Front hatte das Infanteriefeuer auch schon begonnen, die Verwirrung und das Getümmel auf dem preußischen rechten Flügel war aber so groß, die Gefahr so dringend, daß der Feldmarschall Schwerin den König bewog, das Schlachtfeld zu verlassen.

Er ließ dann die Linie avanciren und dabei mit Pelotons chargiren. Dies geschah im Bataillon, vom 1. Peloton zuerst, dann vom 8., hierauf vom 2., 7. u. s. w., das Feuer lief also von den Flügeln nach der Mitte und hatte gar keine Pause, weil die Pelotons abwechselnd schossen und immer wieder geladen hatten, wenn sie von Neuem an die Reihe kamen. Dazu machten die eisernen Ladestöcke ein so schnelles Schießen möglich, daß die Oesterreicher auch von dem moralischen Eindrucke erschüttert wurden, in der Eile, um es den Preußen nachzuthun, viele ihrer hölzernen Ladestöcke zerbrachen und sich bald in Klumpen von 30, 40 Mann ballten, um sich gegen dies höllische Feuer einer hinter dem andern zu decken. Auf dem linken Flügel wurde aber die preußische Kavallerie

ebenfalls von der österreichischen geworfen, der Tag von Mollwitz war kein Ehrentag für sie; desto mehr für die Infanterie, welche im Avanciren blieb — die zum Feuern kommenden Pelotons gingen dabei ein paar Schritt rasch vor und schossen (das erste Glied knieend); während des Ladens war das Bataillon, das nur halbe Schritte nahm, herangekommen, die folgenden Pelotons gingen zum Feuern vor und so wurde es fortgesetzt. Der König sagte später in einer seiner Instruktionen mit Recht: „Zur Gewinnung der Bataille kommt es nur darauf an, daß man nicht ohne Ordre still steht, sondern ordentlich und geschlossen gegen den Feind avancirt und chargirt und weilen die Stärke der Leute und die gute Ordnung die preußische Infanterie unüberwindlich machen, so muß den Leuten wohl imprimiret werden, daß, wenn der Feind wider alles Vermuthen stehen bleiben sollte, ihr sicherster Vortheil ist, mit gefälltem Bajonnet in selbigen hineinzudringen, alsdann der König davor repondiret, daß Keiner widerstehen wird."

So geschah es auch bei Mollwitz. Der rechte Flügel hatte seine Munition fast verschossen, da der Mann nur 30 Patronen hatte; Schwerin ließ also das Gewehr fällen und ging unter den kurzen Trommelschlägen des Sturmmarsches zum Bajonnetangriff vor. Dieser war ganz aus der Taktik verschwunden, seit man in langen Linien stand und nur auf das Schießen Werth legte. Das entschlossene Vorrücken der Preußen mit gefälltem Bajonnet imponirte also dem von ihrem mörderischen Feuer schon erschütterten Feind und veranlaßte Neipperg, dem Angriff nicht Stand zu halten, sondern seinen Rückzug nach Neiße anzutreten, der wenig verfolgt wurde.

Die Schlacht von Mollwitz giebt das einfachste Bild der Gefechtsordnung und Kampfweise jener Zeit, welche man die Lineartaktik genannt hat. Schützengefecht in aufgelöster Ordnung, tiefe Massen kannte man nicht mehr, en bataille sich formiren hieß in Linie. Dazu gehörte freies, ebenes Terrain. Die Linien avancirten mit geschultertem Gewehr, das auf der linken Hand getragen wurde, im langsamen Schritt, 76 in der Minute, gegen einander und beschossen sich, ohne irgend eine Deckung zu haben. Darum waren die Schlachten jener Zeit, trotz der noch mangelhaften Gewehre und des schlechten Schießens, sehr mörderisch, während jetzt die Tirailleurs jede Deckung im Terrain, bis auf die kleinste Erdwelle, benutzen, und auch die Kolonnen sich zu decken suchen, ehe sie zum Angriff gehen. Ruinirte, d. h. zusammengeschossene Bataillone wurden durch frische aus dem zweiten Treffen ersetzt und das Schießgefecht dauerte fort, bis ein Theil erschöpft war oder die Kavallerie, welche sich während desselben mit der feindlichen herumgeschlagen hatte, die Schlacht durch Einhauen auf die Infanterie entschied. Eine Reserve, für die Entscheidung aufgespart, gab es nicht, darum konnte der Sieg nicht durch energische Verfolgung benutzt werden.

Auch der von Mollwitz wurde es nicht, aber seine Wirkung war dennoch von den weittragendsten Folgen. Die Feinde Oesterreichs bekamen dadurch Muth, ihrerseits auch die Waffen zu ergreifen, und der Oesterreichische Erbfolgekrieg begann. Zwei französische Armeen überschritten den Rhein, die eine hielt Hannover, dessen

Kurfürst zugleich König von England und mit Oesterreich verbündet war, zurück. Die andere mit den Bayern eroberte Böhmen. Der Kurfürst ließ sich hier als König huldigen und wurde im Januar 1742 als Karl VII. zum deutschen Kaiser gewählt. Im Lager des Königs von Preußen hatten sich früher bereits alle fremden Gesandten eingefunden und einen großen Theilungsplan entworfen. Maria Theresia schien verloren. Aber sie verzagte darum nicht. Von ihren Ungarn hoffte sie noch Hülfe zu erlangen.



Oesterreichische schwere Kavallerie während der Schlesischen Kriege. Zeichnung von A. Beck.

Sie berief daher eine Ständeversammlung nach Preßburg und trat in ungarischer Tracht, aber in Trauerkleidern, die Krone des heiligen Stephan auf dem Haupte, ihr Söhnlein Josef, das sieben Monate alt war, auf dem Arme, in die Mitte der Versammlung und wußte durch ihre Rede die ritterlichen Magyaren so zu begeistern, daß rings im Saale die Säbel gezückt wurden und der donnernde Ruf erklang: „Wir werden für unsern König Maria Theresia sterben!“ Mit dem Könige von Preußen, um wenigstens einen Gegner zu beschwichtigen, schloß die Königin einen geheimen Vertrag, durch welchen ihm Niederschlesien versprochen wurde. Scheinbar sollte der Krieg, um ihn nicht gegen seine Verbündeten bloßzustellen, noch fortgesetzt und Neiße nach einer Belagerung pro forma ihm übergeben werden. Alle österreichischen Streitkräfte wurden nun gegen die Bayern verwendet und diese aus Böhmen vertrieben. Am Tage der Kaiserkrönung des

Wittelsbachers in Frankfurt zogen die Oesterreicher in das eroberte München ein. Aber der Vertrag mit Friedrich war wol nicht Ernst gewesen, er wurde nicht geheim gehalten und Friedrich dadurch wieder zum Losschlagen veranlaßt. Er besetzte Olmütz und belagerte Brünn. Ziethen mit seinen Husaren streifte bis Stockerau, drei Meilen von Wien. Da der König aber von den Sachsen schlecht unterstützt wurde, zog er sich aus Mähren nach Böhmen und schlug hier den Prinzen Karl von Lothringen, den Schwager Maria Theresia's, am 17. Mai 1742.



Preußische Infanterie zur Zeit Friedrichs des Großen. Zeichnung von A. Beck.

Der Sieg bei Mollwitz war in seiner Abwesenheit erfochten worden; bei Chotusitz oder Czaslau leitete er die Schlacht bereits mit Meisterschaft. Er ließ die Kavallerie vorgehen, sie attakirte brav, schlug sich unvergleichlich besser als bei Mollwitz, wurde aber schließlich doch geworfen. Die Oesterreicher avancirten und richteten den Hauptangriff ihrer Infanterie auf den linken Flügel, sie nahmen das tapfer vertheidigte Dorf Chotusitz, aber das Regiment Schwerin bildete einen Haken, um nicht umfaßt zu werden, und schlug mehrere Angriffe ab, wobei ungarische Grenadiere, die ihre Ladestöcke zerbrochen hatten, mit dem Säbel in der Faust vorgingen. Der König hatte unterdessen den andern feindlichen Flügel zurückgeworfen und drängte nun Alles gegen die Mitte zusammen, wodurch die größte Verwirrung entstand und der Feind den Rückzug antreten mußte, der zum Theil in Flucht ausartete.

Um sich ihres gefährlichsten Gegners zu entledigen, schloß Maria Theresia vier

Wochen später mit Friedrich zu Breslau Frieden und trat ihm Schlesien, mit Ausnahme von Teschen, Troppau und Jägerndorf ab. Jetzt erlangten ihre Waffen gegen die andern Feinde ein solches Uebergewicht, daß Friedrich, wohl nicht ohne Grund besorgt um Schlesien, sich von Neuem mit Frankreich zum Schutze Karls VII. verband.

Der zweite Schlesische Krieg. Friedrich marschirte 1744 in Böhmen ein, eroberte sogar Prag, konnte sich aber wegen Mangels an Lebensmitteln und von den zahlreichen leichten Truppen der Oesterreicher fast abgeschnitten von seinen Staaten, nicht behaupten und zog sich nach Schlesien zurück. Im Frühlinge 1745 drangen die Oesterreicher und Sachsen, welche jetzt mit ihnen verbündet waren, über das Gebirge in Schlesien ein. Der König hatte aber bereits seine Armee aus den weit zerstreuten Quartieren zusammengezogen, wozu Ziethen mit seinem ganzen Husarenregimente den Befehl dem in Oberschlesien stehenden Corps bringen mußte, weil der Feind die Verbindung unterbrochen hatte.

Ziethen führte diesen Auftrag mit großer Schlauheit aus und ritt mitten durch den von feindlichen Truppen besetzten Landstrich, wobei ihm die neue Uniform seines Regiments, welche einem österreichischen Husarenregimente sehr ähnlich war, zu Statten kam.

Hohenfriedberg. In einer Stellung vor Striegau erwartete Friedrich dann den Feind und als derselbe über die Pässe hereingekommen war, griff er ihn bei Hohenfriedberg am 4. Juni an. Es würde ermüdend sein, wollten wir alle Schlachten des großen Königs schildern, wir heben auch hier nur die Hauptmomente hervor. In der kurzen zweijährigen Friedenszeit war Friedrichs Bestreben, seine Armee immer kriegstüchtiger zu machen, besonders auf die Kavallerie gerichtet gewesen und sie führte schon bei Hohenfriedberg eine Waffenthat aus, welche sie wieder ihrer Vorgänger von Fehrbellin würdig machte. Der Angriff des Königs hatte zuerst die Sachsen getroffen und diese nach tapferm Widerstande geschlagen, weil die Oesterreicher sehr langsam, folglich zu spät in die Schlachtordnung rückten.

Während die Mitte der Preußen sie in der Front angriff und die Kavallerie die österreichische, welche sich heut sehr passiv verhielt, nach wiederholten Attaken warf, konnte Friedrich seinen rechten Flügel, der nach Besiegung der Sachsen keinen Feind mehr vor sich hatte, den Oesterreichern in die linke Flanke führen.

Da bemerkte General Geßler, der Chef des Regiments Baireuth-Dragoner, das zum zweiten Treffen gehörte, stark gelichtete feindliche Bataillone, brach durch die Intervallen der Infanterie vor und machte mit seinen 10 Schwadronen jene berühmte Attake, durch welche 20 Bataillone zerstreut, 66 Fahnen erobert und 4000 Gefangene gemacht wurden. Das Regiment Königin-Kürassiere, das aus jenem Dragoner-Regimente später entstanden, führt darum viele Fahnen mit der Zahl 66 in seinem Siegel und der Hohenfriedberger Marsch wird noch immer in der Armee geblasen.

Der allgemeine Rückzug der Oesterreicher in das Gebirge folgte dem glänzenden Siege. Friedrich rückte nun wieder in Böhmen ein, wo er sich den Sommer

hindurch hielt und am 30. September vom Prinzen von Lothringen auf ausdrücklichen Befehl in der Gegend von Trautenau (jetzt bekannt genug aus dem Kriege von 1866) angegriffen wurde. Die Schlacht ist die bei Sorr (richtiger Sohr) genannt worden. Der Kampfplatz war ziemlich derselbe, wo die preußischen Garden 1866 über Gablenz siegten.



Friedrich in der Schlacht bei Hohenfriedberg. Nach A. Menzel.

Unbemerkt hatten die Oesterreicher in ihrem Anmarsch die rechte Flanke des Königs gewonnen und sich senkrecht zu derselben aufgestellt. Sie verschoben jedoch den Angriff, welcher unfehlbar zum Siege geführt hätte, bis zum andern Tage. Der König erhielt Nachricht von seiner Gefahr und hatte Zeit, eine Front entgegenzustellen. Unter dem heftigsten Geschützfeuer trabte die Kavallerie

des bedrohten Flügels im Flankenmarsche fort, bis sie den österreichischen Karabiniercompagnien gegenüber einschwenken konnte. Wie jedes Bataillon seine Grenadiercompagnie, hatte jedes schwere Reiterregiment seine Karabiniercompagnie als Elite. Beide Truppen wurden gewöhnlich auf die wichtigsten Punkte gestellt, so hier auf die Höhe, welche später der Bataillenberg genannt worden ist. Die Karabiniers wurden geworfen, die Höhe erstürmt; andere österreichische Kavallerie, zur Attake vorgeführt, kehrte um! Das Uebergewicht dieser gerühmten Reiterei gegen die preußische war schon ausgeglichen. Friedrich zog nun auch den andern Flügel in das Gefecht und siegte; dann verließ er Böhmen und verlegte seine Truppen in Quartiere, denn er glaubte den Feldzug beendigt.

Zwei Mal hatte er schon die Hand zum Frieden geboten: das erste Mal, als im Januar 1745 Kaiser Karl VII. gestorben und damit der Grund, ihn als solchen zu unterstützen, gehoben war; das zweite Mal, als der Gemahl Maria Theresia's, Franz I., zum Kaiser gewählt worden. Aber beide Male hatte die charakterfeste Monarchin seine Anträge zurückgewiesen. Jetzt sollte Friedrich vernichtet werden. Ein kühner Plan wurde entworfen, wonach die Oesterreicher und Sachsen vereint auf Berlin vordringen sollten, während die preußische Armee noch größtentheils in Schlesien lag. In dem geheimen Kitzel der Freude über diesen Anschlag schwatzte aber der sächsische Minister Brühl, der ihn mit ersonnen hatte, bei einer L'hombrepartie gegen den schwedischen Gesandten in Dresden davon und dieser benachrichtigte sogleich den König. Friedrich kam seinen Feinden zuvor, er begab sich nach Schlesien, um die dortigen Truppen zusammenzuziehen und durch die Lausitz gegen Dresden zu führen; den alten Dessauer aber beorderte er mit einem Corps von Halle nach Sachsen.

Bis jetzt hatte der König den ruhmgekrönten Feldherrn nicht im Kriege gegen Oesterreich verwendet; Leopold von Dessau, welcher an der Seite Eugens gekämpft und an den schönsten Siegen der Kaiserlichen Theil genommen hatte, war von jeher gegen einen Bruch mit Oesterreich gewesen; auch wollte der König, wie er selbst geäußert, nicht mit einem Hofmeister zu Felde ziehen. Der Fürst hatte daher bis jetzt nur die Mark zu schützen gehabt. Jetzt aber erhielt er Befehl zur Aktion und da es dem Könige in seiner vorgefaßten Meinung nicht energisch genug ging, wies er ihn an: „mehr Vigueur zu zeigen". Das war wol bei dem Dessauer nicht nöthig; die Aeußerung, die er darauf gethan, wollen wir nicht wiederholen.

Prinz Karl von Lothringen war mit der österreichischen Armee in die Lausitz eingerückt, wo ein kleines sächsisches Corps bei Lauban stand. Ein anderes war bei Leipzig aufgestellt und die Hauptmacht der Sachsen unter dem Grafen Rutowski, dem Sohne August's des Starken und der Gräfin Cosel, sammelte sich bei Dresden. Das Corps in der Lausitz wurde am 23. November von den Truppen des Königs bei Katholisch-Hennersdorf überrascht und geschlagen, besonders durch Zieten.

Karl von Lothringen wich darauf nach Böhmen zurück, statt den König im Marsch anzugreifen. Leopold von Dessau war unterdessen in Sachsen eingerückt, das Corps bei Leipzig vor ihm nach Dresden abgezogen, in dessen Nähe nun die sächsische Armee

eine sehr feste Stellung bei Kesselsdorf nahm; ein österreichisches Corps von 8000 Mann unter Grünne war zu ihr gestoßen, auch der Prinz von Lothringen aus Böhmen bis gegen Dresden vorgerückt.

Kesselsdorf. Der alte Dessauer besann sich nicht lange, sondern griff die Sachsen in ihrer vortheilhaften, durch einen steilen Grund geschützten Stellung am 15. Dezember an. Man hat erzählt, daß er vor der Schlacht gebetet habe: „Herr, Du weißt, daß ich nicht ein solcher Hundsfott bin, der um jede erbärmliche Lappalie bei Dir bettelt — heut aber bitte ich Dich, wenn Du mir nicht helfen willst, hilf auch dem Feinde nicht, dann sollst Du Dein Wunder sehen!"



Leopold von Dessau im Gebet vor der Schlacht bei Kesselsdorf. Nach A. Menzel.

Die letzte Bitte wird aber schon von dem österreichischen Reitergeneral Grafen Sporck aus der Schlacht bei St. Gotthard 1663 berichtet, einem Haudegen, der weder lesen noch schreiben konnte. Das war beim Dessauer nicht der Fall; er hat sehr viel aufgeschrieben, das gewiß der Veröffentlichung werth wäre: leider ist aber der einzige Archivbeamte, der seine Handschrift noch lesen konnte, kürzlich verstorben.

Das vom Alter ungeschwächte Feldherrnauge des Fürsten erkannte sogleich, daß der Schlüssel zur feindlichen, in der Front fast unangreifbaren Stellung das Dorf Kesselsdorf sei, an welches der linke Flügel sich lehnte. Er ließ dasselbe zuerst angreifen; drei Mal wurden die preußischen Grenadiere von den sächsischen, welche dasselbe besetzt hatten, zurückgeschlagen; diese stürzten aber nun, von einem General dazu aufgemuntert, aus dem Dorfe hervor, um die fliehenden Preußen zu verfolgen, und wurden dabei von preußischer Kavallerie, welche in sie einhieb, mit

großem Verluste zurückgetrieben. Mit ihnen zugleich drang auch preußische Infanterie in Kesselsdorf ein, welches darüber verloren ging. Gleichzeitig überschritt die preußische Mitte den steilen, mit Glatteis belegten Grund vor der sächsischen Front. Die sächsischen Dragoner bei Kesselsdorf wurden von der preußischen Kavallerie, welche das Dorf umging, geworfen und ein panischer Schrecken bemächtigte sich bei der unerwarteten Erscheinung des Feindes der hinter Kesselsdorf stehenden Infanterie, sodaß sie durchbrochen wurde und sich auflöste. Der sächsische General von Jasmund sagt in seinem Bericht: „Ich sprengte unter sie, reprochirete ihnen ihre lâcheté, sich von einzelnen Husaren wie die Schafe abschlachten zu lassen, und stieß einem Kerl, der gar nicht stehen wollte, die Fuchtel bis an das Stichblatt in den Leib, vergebens!" Die Schlacht war verloren. Prinz Karl von Lothringen, der mit seiner Armee ganz in der Nähe stand, hatte die Sachsen, wie bei Hohenfriedberg, ihrem Schicksale überlassen. Das ist diesen tapfern Truppen, welche sich als Soldaten mit allen andern messen können, von ihren Bundesgenossen nur zu oft geschehen — wir werden noch Gelegenheit haben, davon zu sprechen.

Es war die letzte Schlacht des alten Dessauers zum Glück ein Sieg. Zwei Jahre darauf starb er, tief gebeugt durch den Tod seiner Gemahlin, Anna Luise Föhse, der Apothekerstochter, mit der er in der glücklichsten Ehe gelebt hatte.

Nach dem Siege bei Kesselsdorf rückten die Preußen ohne Widerstand in Dresden ein. Hier kam schon am zweiten Weihnachtsfeiertage 1745 der Frieden zu Stande, welcher den von Breslau bestätigte.

Der zweite Schlesische Krieg war beendigt; der Oesterreichische Erbfolgekrieg dauerte aber noch drei Jahre fort und wurde hauptsächlich in den Niederlanden geführt. In demselben Jahre, wo der Graf Rutowski bei Kesselsdorf geschlagen wurde, hatte sein Halbbruder, Graf Moritz von Sachsen, ebenfalls ein Sohn August's des Starken, aber von Aurora Königsmark, der in französischen Diensten stand, seinen ersten glänzenden Sieg gewonnen! Der eine kämpfte mit, der andere gegen Oesterreich. Moritz hatte schon die letzten Feldzüge des Nordischen Krieges im Heere seines Vaters mitgemacht und war dann nach Frankreich gegangen, wo er, als General angestellt, sich für 35,000 Thaler ein Regiment gekauft hatte. Bald darauf war er in Kurland von den Ständen zum Herzoge erwählt worden, hatte sich aber gegen die Russen, welche Einspruch thaten, nicht behaupten können. Seitdem war er, da Graf Brühl, der Minister seines legitimen Halbbruders, beim Ausbruch des Krieges 1741 seinen Antrag, Sachsen seinen Degen zu weihen, abgelehnt hatte, in französischen Diensten geblieben und 1744 zum Marschall von Frankreich ernannt worden, der erste Protestant seit Aufhebung des Religionsedikts von Nantes. Jedes Jahr seiner Feldherrnlaufbahn in den Niederlanden ist durch einen glorreichen Sieg bezeichnet, er wurde mit Ehren und Geschenken überhäuft und zum Generalmarschall aller französischen Feldlager und Armeen ernannt, wie einst Turenne. Seine Ansichten über Kriegskunst hat er in einem berühmten Werke ausgesprochen, das er während einer Krankheit in 13 schlaflosen Nächten niedergeschrieben hat. Nach dem Frieden von Aachen, 1748, welcher den Krieg

beendigte, lebte er nur noch zwei Jahre. Der König hatte ihm das Schloß Chambord geschenkt, wo er sich mit fürstlicher Pracht umgab. Er hielt sich sogar ein in Polen geworbenes Lanzenreiter-Regiment, „à la tartare" uniformirt, dessen erste Schwadron aus lauter Negern bestand und mit Schimmeln beritten war. Ein Spanier, mit dem er Kontrakt geschlossen, lieferte ihm diese „noirs animaux" (schwarzen Thiere!). Er starb am 30. November 1750, sein Grab in der Thomaskirche zu Straßburg ist durch ein großartiges Denkmal geziert.

Friedrich II. war unterdessen mit Eifer beschäftigt, die Staatsverwaltung seines Reiches zu verbessern und den Wohlstand wie die Bildung seiner Unterthanen zu befördern. Was er Großes für sein Volk gethan, das ihn liebte, wie selten ein Herrscher geliebt worden ist, wird unvergeßlich bleiben für alle Zeiten Er war in Deutschland damals schon populär und wurde es später in noch höherm Grade, sogar in Frankreich, während er dasselbe bekriegte. Im Auslande, bei allen Regierungen, hatte er sich Achtung verschafft, aber auch Neid und Haß erregt. Er verblendete sich darüber nicht, und da es damals, wie heut, viele unerledigte Fragen in der Politik gab und er wohl wußte, daß Oesterreich den Verlust von Schlesien nicht verschmerzt hatte, so benutzte er den längern Frieden, um seine Armee nicht allein zu verstärken, sondern sie auch in jeder Beziehung für den Krieg auszubilden. Dazu dienten die unausgesetzten Waffenübungen, die Herbstmanöver, welche später eine europäische Berühmtheit erlangten, und die meisterhaften Instruktionen für die Truppenführer, die er schriftlich erließ. Schauen wir uns aber einmal die Einrichtungen der damaligen preußischen Armee und das Soldatenleben jener Zeit an: Beides so verschieden von Allem, was die Gegenwart bietet, daß es wohl halb vergessen ist, wie es damals im Militär zuging.

Friedrichs Armee. Noch immer war die Werbung im Gange. Die Stabsoffiziere sollten darauf sehen, daß die Compagnien $^2/_3$ Ausländer hätten und „die Inländer als eine Ressource betrachteten, die sie immer haben könnten." Darum war aber auch die Desertion häufig, obgleich sie mit dem Strange bestraft wurde: „dieweil ein Kerl", heißt es im Dienstreglement von 1743, „von Rechtswegen keine Ursache dazu hat, denn Seine Majestät gnädigst verhoffen wollen, daß ein jeder Kerl sein richtiges Gehalt bekommt." Von der Behandlung des Soldaten, die oft genug der Grund der Desertion war, kein Wort! Wenn ein Soldat aus einer Festung desertirte, wurde eine Lärmkanone gelöst, damit die Umwohner auf ihn fahndeten. Ueberhaupt wurden die Bauern aufgeboten, Deserteurs einzufangen, und sie thaten es auch nicht ungern, da für die Einbringung eines solchen 12 Thaler gezahlt wurden. Auf Märschen und im Felde war freilich die beste Gelegenheit zum Desertiren; die Märsche geschahen aber nicht, wie heut, in gelockerter Kolonne ohne Tritt, mit möglichster Schonung und Bequemlichkeit der Soldaten, sondern stramm in gerichteten Zügen mit ganzem Abstand, Offiziere und Unteroffiziere auf ihren reglementsmäßigen Posten — derjenige Offizier, aus dessen Peloton ein Mann entlief, mußte 12 Thaler in die Invalidenkasse zahlen. Im Lager wurde täglich viermal die Mannschaft verlesen. Ein Gemeiner, der sich

ohne Erlaubniß aus dem Lager auch nur auf kurze Zeit entfernte, mußte durch eine Gasse von 200 Mann Spießruthen laufen. Außer den Pikets (Feldwachen) gegen den Feind wurde noch eine zweite Reihe Posten, Husarenvedetten, um das Lager gestellt, welche das Desertiren verhindern sollten. Doch erzeugte sich in den Kriegen des großen Königs durch seine Siege, durch die stete Fürsorge, die er für seine Soldaten trug, und die Liebe derselben zu ihrem königlichen Feldherrn bald ein besserer Geist in der preußischen Armee, sodaß die Desertionen seltener wurden. Im Frieden rissen sie dagegen wieder ein.



Auf dem Exerzirplatze. Nach A. Menzel.

Bei geringem Traktament und daher karger Kost, in der groben, engen Montirung, der Tucherspamiß wegen so eng, daß nach Berenhorsts Zeugniß das Blut in den Armen stockte, vor keinem Wetter geschützt (die Mäntel waren abgeschafft), endlich unter der Fuchtel — wie der Degen gewöhnlich nicht eben edel genannt wurde — und dem Stocke, die nach Belieben aufspielen konnten, war das Leben des Soldaten kein angenehmes. Die Strafbestimmungen erinnerten an die Gesetze des alten Drako in Athen. Raisonniren unterm Gewehr nur mit einem Wort wurde mit zwanzigmaligem Gassenlaufen durch 200 Mann bestraft, was den Tod zur Folge haben konnte, jedenfalls aber die Gesundheit kostete. Die Landsknechte, wir erinnern uns dessen, hatten auch ein Gassenlaufen, das war aber eine Todesstrafe für Verbrechen; der Verurtheilte wurde in der Gasse von den Spießen seiner Kameraden, deren Gemeinde er durch

seine Missethat beschimpft hatte, niedergestoßen. Jetzt war es dagegen eine Disziplinar-, eine Prügelstrafe: die Soldaten erhielten dazu Stöcke und mußten ihren durch die Gasse laufenden Kameraden Mann für Mann auf den entblößten Rücken schlagen, unter Trommelwirbel. Meinten sie es gut mit ihm, so knickten sie die Stöcke heimlich, dann wurde der Schlag schwach.

3. 2. 1.



Preußische Reiterei. Zeichnung von A. Beck.
1. Husar. 2. Schwere Kavallerie. 3. Bosniaken.

Diese Strafe konnte der Oberst ohne gerichtlichen Spruch verhängen; sie trat schon ein für Trunkenheit, Spiel, selbst für bloßes Civiltragen auf Urlaub! Dies war streng verpönt; ein Soldat, der sich auf Urlaub in bürgerlicher Kleidung betreffen ließ, mußte zwölf Mal, im Wiederholungsfalle zwanzig Mal, beim dritten Male dreißig Mal durch 200 Mann Spießruthen laufen, beim vierten Male kam er „in die Karre" (Baugefangenschaft). Wie lebten

nun die Herrn Offiziere? Nicht wahr, herrlich und in Freuden, während der arme Soldat ein wahres Hundeleben führte? O nein! Die Bestimmungen des Dienstreglements hielten die Offiziere ebenfalls in strenger Zucht und beschränkten ihre persönliche Freiheit in einer Weise, wie es die heutige Generation für ganz unerträglich halten würde. Schon die elenden kleinen Garnisonen, in welchen viele Regimenter lagen, gewährten keine Annehmlichkeiten; der König nahm keinen Anstand, fürstliche Personen, die in seiner Armee dienen wollten, in entlegene kleine Städte zu versetzen. Urlaub konnte der Offizier nur alle 4 bis 5 Jahre erhalten, und auch dann nur „wegen Geschäfte, nicht wegen Spazierenfahren." Wer einen Monat über Urlaub blieb, kam zwei Jahre auf die Festung und wurde kassirt. Im Jahre 1776 wurden drei Gardeleutnants, die nur in der Nacht ohne Urlaub in eine benachbarte Garnison geritten waren, zu sechsmonatlichem Festungsarrest verurtheilt. Das Avancement war schlecht, da wenig Offiziere abgingen, weil der Abschied sehr schwer zu erlangen war. Einem Offizier, welcher darum bat, weil er seine Güter übernehmen wollte, schrieb der König: „Ich gebe Euch zur Antwort, daß Ihr Euch was schämen solltet, daß Ihr so wenig Ambition habt und nicht weiter dienen wollt. Könnt Ihr es denn nicht machen, wie andere Offiziers, die auch Güter haben und doch im Dienst bleiben?" Der Offizier bat jedoch wiederholt um Entlassung und erhielt sie endlich mit der eigenhändigen Randbemerkung: „Abschied vor einen Preußen, der nicht dienen will, und also den man froh sein muß, daß man ihn los wird." Ein eigenes Familiebenleben sich zu gründen hielt äußerst schwer, denn der König bewilligte Heirathsgesuche selbst höhern, gut empfohlenen und ausgezeichneten Offizieren nicht gern; Subalternenoffiziere durften in der Regel gar nicht darum einkommen, wenn nicht ein armer Offizier dadurch sein Glück machen konnte. Bei dem Junggesellenleben unter sich, da in den kleinen Städten oft kein anderer Umgang war, konnte es nicht fehlen, daß eine gewisse Rohheit aufkam. Es wurde daher in einem Erlasse gesagt: „Um alle unanständige und üble Lebensart von den Offizieren abzuwenden, wird es Seiner Majestät höchst angenehm sein, wenn die Generale und Stabsoffiziere die Subalternen bei sich bitten, auf eine gute Art mit ihnen umgehen und mit selbigen öfters sprechen."

Auf das Schuldenmachen wurde von den Vorgesetzten ein scharfes Auge gerichtet. Kein Kapitän oder Subalterner sollte ohne Vorwissen des Kommandeurs Geld borgen und nie — unsere heutige vornehme Jugend in Uniform, welche, ohne sich zu grämen, oft Tausende schuldig ist, wird laut lachen! — nie über 8 Thaler! In jeder Garnison wurde es alle halbe Jahre unter Trommelschlag, ja von der Kanzel bekannt gemacht, daß Niemand ohne Vorwissen des Kommandeurs an Soldaten Geld borgen solle. Der Offizier, welcher Schulden hatte, wurde auf die Hauptwache in Arrest geschickt und saß dort (wobei er aber Dienst thun mußte) so lange, bis er Alles bezahlt hatte, aber nicht an den Gläubiger, sondern in die Armenkasse. Auch die Uniformstücke waren einer genauen Kontrole unterworfen: alle Jahre mußte sich der Offizier eine neue Uniform und Degenquaste anschaffen, jedes Frühjahr neue Klappen und Aufschläge aufsetzen lassen, alle 5 Jahre eine

neue Schärpe kaufen. Bei Strafe mußte bei der Infanterie jeder Offizier probemäßige Stiefeletten (Gamaschen), Schuhe und Handschuhe tragen, nur den Stabsoffizieren waren bei schlechtem Wetter Stiefeln erlaubt. Vergleiche man mit diesen Skizzen aus dem damaligen Offizier- und Soldatenleben das heutige!

Das Offiziercorps war mit wenigen Ausnahmen von Adel, nur bei den Husaren und der Artillerie wurden bürgerliche Offiziere angestellt. Doch besagte das Reglement von 1743: „Ein Nichtedelmann von offenem Kopf, großen Meriten und gutem Exterieur kann nach zwölfjähriger Dienstzeit zum Offizier vorgeschlagen werden," und ein späterer Armeebefehl: „Sollten sich mang (unter) den Unteroffiziers welche so hervorthun, daß sie sich sehr distinguiren, so sollen sie nicht allein Offiziere werden, sondern auch eines Adelspatentes sich verdient machen." Es sind wirklich einige Gemeine unter Friedrich dem Großen bis zu den höchsten Offizierstellen aufgestiegen, aber es waren doch nur seltene Ausnahmen.



Garde du corps. Nach A. Menzel.

Bei aller Strenge sorgte Friedrich der Große väterlich für seine Soldaten und sie wußten das auch. Im Felde war die Verpflegung, die aus Magazinen und Feldbäckereien und durch geliefertes Schlachtvieh geschah, musterhaft geregelt, das preußische Lazarethwesen für jene Zeit vortrefflich; nur stand es außer der Macht des Königs, gute Aerzte zu schaffen, obgleich sein Vater schon ein Collegium medico-chirurgicum gestiftet. Für die Invaliden wurde gleich nach dem zweiten Schlesischen Kriege das Invalidenhaus in Berlin gebaut, das erste derartige Gebäude in Deutschland.

Während des Friedens wurde die Armee, welche schon im ersten Schlesischen Kriege bedeutend verstärkt worden war, auf 150,000 Mann gebracht, sie stieg während der Regierung Friedrichs des Großen bis auf 200,000 Mann. Eine neue Formation waren die Grenadierbataillone, welche aus den zusammengezogenen Grenadiercompagnien von je zwei Regimentern gebildet wurden und seit dem Siebenjährigen Kriege zusammenblieben. Sie waren Friedrich's Stolz, die besten Truppen der preußischen Infanterie, durch ihre blanken, spitzigen Blechmützen auch äußerlich ausgezeichnet. Eine leichte Infanterie besaß der König bis zum Siebenjährigen Kriege noch nicht, nur eine 1740 errichtete Compagnie gelernter Jäger. Diese wurden zwar im Laufe dieses Krieges auf ein Jägercorps von 800 Mann verstärkt, aber dem Mangel an leichten Truppen, der sich dem Könige den Kroaten und Panduren gegenüber schon im zweiten Schlesischen Kriege fühlbar gemacht hatte, wurde dadurch nicht abgeholfen. Er errichtete also Freitruppen, die jedoch ihrem Zweck auch nicht entsprachen und bald durch ihren Mangel an Disziplin übel berufen wurden. In dem Kleinen Kriege, den sie führten, bildeten sich indessen gute Führer aus.

Bei der Kavallerie errichtete der König 1740 wieder eine Escadron Gardes-du-corps, welche 1756 auf drei vermehrt wurde. Dies Regiment hatte mit den Gensd'armes gleiche Uniform, nur Tressen, Bandeliere u. s. w. von Silber, wo die letztern Gold trugen; beide Regimenter bildeten eine Brigade und haben sich in allen Kriegen ausgezeichnet geschlagen. In der Schlacht bei Zorndorf, als diese im Anfange ungünstig stand, sagte der Major von Wakenitz, welcher gerade das Regiment befehligte: „Ich erachte keine Bataille für verloren, in welcher die Garde-du-corps des Königs noch nicht attakirt hat!", ging zum Angriff und warf die nächsten Russen in einer brillanten Attake zurück, wofür er mit Ueberspringung eines Grades sogleich Oberst wurde.

Die 12 andern Kürassier-Regimenter der Armee trugen paille Koller (eins citronengelbe) mit Borten besetzt, Hüte mit kurzen weißen Federbüschen, schwarze eiserne Bruststücke, Lederhosen und hohe Steifstiefeln. Letztere waren im Gliede, wo fest geschlossen, Knie an Knie geritten wurde (heut viel lockerer, nur Steigbügel an Steigbügel), bei dem unvermeidlichen Drängen der Pferde den Beinen ein ganz angenehmer Schutz. In der Schlachtordnung der Reiterei, welche immer auf beiden Flügeln der Infanterie hielt, schloß das Kürassiertreffen, wenn es zum Angriff antrabte, gewöhnlich alle Zwischenräume, welche das Reglement zwischen den einzelnen Regimentern und Schwadronen sonst vorschrieb. Das hieß die Attake en muraille, sie sollte eben wie eine Mauer an den Feind kommen. Da nun zuweilen 20 Schwadronen neben einander attakirten und immer nach der Mitte fest herangehalten wurde, so kann man sich das furchtbare Drängen denken, welches oft entstand und den Reitern die Beine quetschte. Es hörte erst auf, wenn das Signal „Galopp!" nachher auf „Fanfare" das Kommando „Marsch! Marsch!" erklang und die ganze Linie in donnernder Carrière mit hochgeschwungenen Pallaschen in den Feind einhieb.

Die Dragoner waren nun auch ganz Kavallerie. Sie hatten statt der frühern weißen Röcke jetzt hellblaue und keine Bajonnetflinten mehr; sie saßen zum Gefecht nicht mehr ab, wie denn der König bei der ganzen Kavallerie alles Feuern zu Pferde beim Angriff verboten hatte, weil es dem Element der Reiterei ganz zuwider ist. In der Instruktion für die Generale der Kavallerie sagt Friedrich: „Alle Escadrons sollen, sobald sie avanciren, um den Feind zu attakiren, mit aufgenommenem Gewehr und fliegenden Estandarten gegen den Feind marschiren und alle Trompeter sollen Marsch blasen, daher kein Kommandeur einer Escadron bei Ehre und Reputation sich unterstehen soll, schießen zu lassen.“ Beim Ausbruch des Siebenjährigen Krieges gab es 12 Dragonerregimenter, alle jetzt zu 10 Escadrons.

Bedeutend vermehrte der König seine Husaren, diese eigengeartete Reitergattung, welche ihr Geschichtschreiber, Graf Lippe, die modernen Parther und Numidier nennt; wir stellen sie noch höher, da sie nicht blos in flüchtigen Schwärmen, sondern auch geschlossen kämpften und schon oft, auch in neuern Kriegen, schwere Kavallerie über den Haufen geworfen haben. Friedrich hatte 1740 zwei Husarenregimenter überkommen (eins von 3, das andere von 6 Escadrons) und hinterließ 1786 zehn, alle zu 10 Escadrons. Daß sie bald ihre Vorbilder, die ungarischen Husaren, erreichten und in jeder Beziehung mit ihnen wetteifern konnten, ist ja wohl bekannt — wer es bezweifelt, kann sich in jedem Buche über die Kriege des großen Königs durch Thatsachen davon überzeugen. Die rothen Zieten'schen Husaren, die braunen von Werner, die schwarzen von Rüesch, Belling's Husaren, bei denen der gefangene schwedische Kornet Blücher eintrat, der sie später kommandirte, das Regiment, das noch heut seinen Namen führt — welche glänzenden Thaten haben sie aufzuweisen! Vom alten Zieten, dem Husarenvater, „Zieten aus dem Busch“, wie die Rede für plötzliche Ueberraschung sprüchwörtlich geworden ist, was hat die Kriegsgeschichte an Ruhm und Ehren verzeichnet — vom ersten Gefecht als Escadronschef 1741, in welchem er sich zuletzt gar mit seinem eignen Regimentskommandeur, der ihn absichtlich im Stich gelassen und, als ihn Zieten zur Rede stellte, mit Säbelhieben anfiel, herumschlagen mußte, bis zu seinem Feldherrnsiege bei Torgau 1760, als der König die Schlacht schon verloren zu haben glaubte! Und welch ein edler, ausgezeichneter Mensch zugleich: bei seiner Heldengröße bescheiden, fromm und doch frohsinnig, in seinem häuslichen und Privatleben ehrenhaft; ernst und streng im Dienst, aber väterlich gut gegen seine Untergebenen; wahrlich, das Vorbild eines Soldaten im schönsten Sinne seines Berufes!

Außer Zieten haben sich noch die Husarengenerale Werner und Belling hervorgethan. Ersterer befehligte fast immer selbständige, detachirte Corps; seine glänzendste Waffenthat ist die Entsetzung Kolbergs, das von den Russen belagert wurde, im Jahre 1760. Nur mit 3 Bataillonen und 7 Escadrons dazu aus Schlesien abmarschirt, zog er noch 2 Bataillone aus Stettin an sich und griff mit dieser kleinen Schar die Russen so kühn an, daß sie, 8000 Mann stark, vor Schrecken mit Zurücklassung ihres Belagerungsmaterials den Rückzug antraten. Belling zeichnete sich ebenfalls in Pommern aus, wo er mit seinem Husarenregimente und weniger

Infanterie drei glückliche Feldzüge gegen die ganze schwedische Armee führte, sodaß der König, als zuletzt schwedische Friedensgesandte bei ihm erschienen, diese scherzhaft an Belling wies.

Eine vorübergehende Erscheinung in der preußischen Armee waren die Freitruppen. Die Kroaten und Panduren mit ihrer regellosen Fechtweise, den Feind umschwärmend und aus dem Verstecke beschießend, wurden dem Könige sehr lästig; um ihnen etwas Aehnliches entgegen zu setzen, ließ er Freibataillone, später auch Freicorps zu Pferde errichten. Das erste Freibataillon wurde auf General Meyers Vorschlag 1756 gebildet, nachher entstanden ganze Freiregimenter. Sie leisteten im Ganzen nicht viel und hatten, wie schon gesagt, wegen ihrer schlechten Disziplin einen üblen Ruf. Weil sie blaue Röcke mit eben solchen Aufschlägen und hellblaue Westen trugen, sagte Friedrich einmal von ihnen: „Dreimal blau und neunmal des Teufels!" Offiziere der Linie durften, mit wenigen Ausnahmen, nicht bei ihnen aufgenommen werden, doch bildeten sich in dem Kleinen Kriege, dem sie oblagen, gute Truppenführer aus. Hier ist vor Allen General von Wunsch zu nennen, dessen kühne und glückliche Unternehmungen, besonders der Zug nach Franken 1758, Bewunderung verdienen. Hier nahm er Bamberg, zerstörte die dortigen Magazine und zog sich vom Main erst wieder zurück, als Prinz Heinrich ihm den Befehl dazu gab. Im Jahre 1762 gab es acht Freiregimenter und vier Freibataillone, nebst mehrern andern Freicorps, auch Kavallerie. Nach dem Frieden wurden sie sämmtlich aufgelöst.


General Werner (Chef der braunen Husaren). Nach A. Menzel.

Eine ganze Reihe trefflicher Generale hat König Friedrich unterstützt, einen guten Theil derselben hat er herangebildet; große Herrscher und Feldherren wissen stets sich die Werkzeuge zu schaffen, mit deren Hülfe sie große Dinge verrichten. Unter den Reiterführern des großen Friedrich hat jedoch Keiner sich einen so

berühmten Namen gemacht, als Seydlitz. Sein Ruhm ging durch ganz Europa. Unter ihm gelangte die Kavallerie zu einer Vollkommenheit der Ausbildung und zu einem Ansehen, wie solches später nie wieder erreicht worden ist. Im ersten Schlesischen Kriege war Seydlitz noch Kornet, aber er zog bald die Aufmerksamkeit des Königs auf sich. Daß es durch einen kühnen Reitersprung von der Zeughausbrücke in Berlin geschehen, wie oft erzählt worden, ist wol erdichtet. Wir erwähnen die hübsche Geschichte nur, weil sie allerdings Seydlitz ausgeführt haben könnte.



Friedrich der Große begrüßt Zieten. Zeichnung von L. Burger.

Er ritt als junger Offizier, heißt es, im Gefolge des Königs über die Zeughausbrücke, die heutige breite, schöne Schloßbrücke, welche damals noch von Holz und zum Aufziehen war. Friedrich hörte, wie Seydlitz äußerte: ein Kavallerieoffizier dürfe sich nicht anders gefangen geben, als wenn er schwer verwundet sei. Der König gab sogleich Befehl, die Brücke aufzuziehen, und fragte Seydlitz: „Was will Er jetzt machen, wenn hinter Ihm der Feind ist?“ Seydlitz drehte sein Pferd zur Seite und spornte es zu einem mächtigen Satze über das Brückengeländer in den Fluß, dessen hoch aufspritzende Wellen über ihm zusammenschlugen. Er kam

aber bald, fest im Sattel geblieben, wieder zum Vorschein, schwamm mit dem Pferde bis an eine Stelle, wo er an's Ufer kommen konnte, und kehrte heiter zum Könige zurück. Dafür soll er nach der Erzählung Husarenrittmeister geworden sein. Wenn das auch erfunden ist, so hat Seydlitz, der kühnste und gewandteste Reiter seiner Zeit, viel ähnliche Wagstücke zu Pferde noch als General gethan, z. B. zwischen den rasch kreisenden Flügeln einer Windmühle hindurch zu sprengen. Seine Husaren machte er bald zu den verwegensten Reitern, die kein Hinderniß im Terrain scheuten. Bei Hohenfriedberg zeichnete er sich so aus, daß ihn der König zum Major beförderte; während des folgenden Friedens wurde er Oberst und Kommandeur eines Kürassierregiments, zu dessen Chef ihn Friedrich 1757 ernannte, als er Seydlitz den Sieg bei Roßbach verdankte. Wie durch den Krieg und die Schlachten, stürmte Seydlitz auch durch das Leben und starb, nach frühzeitig erschöpften Kräften, schon im 54. Jahre.

Noch eine Reitergattung ist zu erwähnen, welche der König seiner Armee einverleibte: der Lanzenreiter. Schon 1741 hatte er einen Versuch damit gemacht, sie taugten aber nichts und wurden in Husaren verwandelt: es war dann das Regiment Natzmer, blaue Dolmans mit weißen Pelzen, in welchem Seydlitz eine Schwadron erhielt. Hierauf ließ Friedrich 1745 wieder eine Compagnie als Lanzenreiter anwerben, welche den Namen Bosniaken erhielten, obgleich wol nicht viel Bosnier darunter waren. Daraus wurde nachher ein ganzes Regiment, in rothen Röcken mit vierkantigen Mützen, das aber, obgleich mit Lanzen bewaffnet, zu den Husarenregimentern gerechnet wurde.

Die Artillerie vermehrte Friedrich bedeutend. Er fand nur 4 Compagnien vor und brachte sie auf 4 Regimenter mit 930 Feldgeschützen. Außerdem hatte er einen Vorrath von mehr als 5000 Feuerschlünden in seinen Festungen und Zeughäusern. Die Wichtigkeit dieser Waffe erkannte der König wohl und wußte sie auch im Kriege vortrefflich zu gebrauchen, doch liebte er sie eigentlich nicht und bevorzugte ihre Offiziere keineswegs. Er wurde Schöpfer der reitenden Artillerie, welche die erste und 30 Jahre lang die einzige in Europa war. Im Jahre 1759 errichtete er eine reitende Batterie (damals Brigade genannt) von 6 Geschützen, 1760 eine zweite. Nach dem Frieden blieb nur eine Exerzirbatterie in Potsdam, als Stamm für die im Kriege zu bildenden reitenden Batterien. Zum Bayerischen Erbfolgekriege wurden deren 8 errichtet. Wie sein Geist alle Zweige umfaßte, so widmete er auch dem Ingenieurwesen seine Aufmerksamkeit und griff überall beim Bau der Festungen thätig ein. Es ist weniger bekannt geworden, aber staunenswerth, was er darin selbst angeordnet und bestimmt hat, und stets in treffendster Weise.

Auch Oesterreich bereitete sich auf einen neuen Kampf vor. Nach Beendigung des Erbfolgekrieges wurde eine Reorganisation der Armee begonnen und manche Verbesserung, z. B. der eiserne Ladestock, in derselben eingeführt. Die Nationaltruppen der südslavischen Grenzstämme, welche als leichte Infanterie gute Dienste geleistet und einzelne Freicorps gebildet hatten (z. B. das des berüchtigten Trenck), erhielten eine regelmäßige Formation in Grenzregimenter, nach ihren Bezirken

genannt, denen man aber ihre eigenthümliche Fechtweise ließ, ohne sie in die Formen des Reglements zu zwängen. Sie thaten den Preußen Abbruch genug und der König ärgerte sich oft über das „Geschmeiß" oder die „Grasteufel", wie er sie zu nennen pflegte. Es gab bei ihnen auch Scharfschützen mit zweiläufigen Gewehren. Im Kriege wurde noch ein deutsches Jägercorps errichtet. Die Kavallerie bedurfte keiner Reformen, sie war ausgezeichnet; dagegen wurde das Artilleriewesen bedeutend verbessert durch den Generaldirektor der Artillerie, Fürsten Liechtenstein, der sogar einen Theil seiner eigenen reichen Einkünfte darauf verwandte. Im Siebenjährigen Kriege war die österreichische Feldartillerie vortrefflich, Friedrich der Große erkannte das selbst an.

Die Politik hatte unterdessen die Allianzen der Mächte verändert. England, das mit Frankreich Grenzstreitigkeiten in den amerikanischen Kolonien hatte, näherte sich Preußen, die Kaiserin Maria Theresia gewann mit Selbstüberwindung die Pompadour, Ludwigs XV. Geliebte, welche Frankreichs Politik bestimmte. Auch die Kaiserin Elisabeth von Rußland, Peters des Großen Tochter, die sich durch Friedrichs sie treffende satyrische Aeußerungen beleidigt fühlte, war diesem feindlich. Der sächsische Minister Brühl spann die Fäden der Pläne gegen Preußen weiter, aber gerade von Dresden aus wurden diese durch einen bestochenen Beamten abschriftlich dem Könige mitgetheilt, der auch über Rußlands Absichten durch seinen enthusiastischen Verehrer, den Großfürsten-Thronfolger, Herzog Peter von Holstein-Gottorp, unterrichtet wurde. Das Jahr 1757 war zur Vernichtung Preußens bestimmt. Friedrich beschloß daher, seinen Feinden zuvorzukommen.

England hatte mit ihm im Januar 1756 eine Allianz abgeschlossen und Frankreich den Krieg erklärt, nachdem die Feindseligkeiten zur See schon vorher begonnen hatten.

Der Siebenjährige Krieg. Friedrich gab im Juni die Ordre zur Mobilmachung der Armee, ohne deren Marschrichtung zu bestimmen; die Brigadegenerale erfuhren diese erst am Tage vor dem Ausmarsch. Mit 70,000 Mann rückte der König Ende August in drei Heersäulen ohne Kriegserklärung in Sachsen ein.

Die sächsischen Truppen, aus ihren Garnisonen aufgejagt, marschirten in das für den beabsichtigten Krieg bereits angelegte befestigte Lager bei Pirna, das jetzt in der Eile nicht mehr gehörig verproviantirt werden konnte. Es waren etwa 18,000 Mann braver Soldaten — nicht ihr Kriegsherr, sondern der Minister, von welchem sich dieser leiten ließ, brachte sie in diese traurige Lage!

Außer der Armee in Sachsen ließ Friedrich II. den Feldmarschall Schwerin mit 27,000 Mann aus Schlesien in Böhmen bis Königsgrätz einrücken, um die Oesterreicher an der Unterstützung Sachsens zu hindern. In Ostpreußen stand Lehwald mit 20,000 Mann zur Deckung des Landes gegen die Russen, ein kleineres Corps in Pommern.

So begann der dritte Schlesische Krieg, der von seiner Dauer nachher der Siebenjährige genannt worden ist.

Die Sachsen wurden in ihrem Lager bei Pirna am 10. September eingeschlossen und litten bald Mangel an Lebensmitteln. König August mit seinem Minister hatte sich auch dahin begeben, während Friedrich in Dresden aus dem sächsischen Archive die Beweise über die Pläne seiner Feinde in einer Denkschrift zusammenstellen ließ. Es galt nur die Meinung in Deutschland und bei den nicht betheiligten europäischen Mächten aufzuklären — der Gang des Krieges war nicht mehr aufzuhalten.



General F. W. von Seydlitz. Nach A. Menzel.

König Friedrich wurde nun für seinen Einfall in Sachsen und Böhmen des Landfriedensbruches beschuldigt und ein kaiserliches Hofdekret forderte das Reich zur Stellung eines Reichsexekutionsheeres auf, welche auch nach einem Reichsgutachten im Januar 1757 beschlossen wurde. Wie es mit den deutschen Reichsheeren in Folge der erbärmlichen Wehrverfassung stand, haben wir schon früher gesehen. Aber seit dem Spanischen Erbfolgekriege war es noch viel schlimmer geworden.

Nicht daß die Wehrhaftigkeit im deutschen Volke gesunken wäre, diese, als dem germanischen Stamme eigen, hatte sich immer noch in den Volksklassen, welche zu allen Zeiten die besten Soldaten lieferten, unter dem Landvolke und den Gesellen der kraftfordernden und kraftgebenden Handwerke in alter tüchtiger Weise erhalten. Indessen die schlechte, an Grausamkeit grenzende Behandlung der Soldaten, die lebenslängliche Dienstzeit, das traurige Schicksal der im Kriege zu Krüppeln gewordenen Invaliden, mußten nothwendig die Lust zum Soldatenstande verringern und außerdem brachte auch das herrschende Werbesystem viel schlechtes Gesindel in die Reihen der Krieger.



Preußische reitende Artillerie unter Friedrich II. Zeichnung von A. Beck.

Darum schlugen sich deutsche Truppen, wenn sie gut geführt wurden, doch gut und bewiesen auf Hunderten von Schlachtfeldern innerhalb und außerhalb Deutschlands die Thatenlust des deutschen Volkes und seine Mannhaftigkeit. Das Bürgerthum war aber in der Mitte des vorigen Jahrhunderts in eine traurige Versunkenheit und Gleichgiltigkeit gegen die allgemeinen Interessen, nicht blos des gemeinsamen, sondern auch des engern Vaterlandes, gerathen. Was war aus den streitbaren Bürgern der Hansa und der andern Städtebündnisse geworden? Die Städte mußten zwar auch ihr Militär haben, um ihre Thore zu bewachen, aber es war nur ein Zerrbild des Kriegerstandes. Selbst auf der Wache gaben sich die Stadtsoldaten durch ihr Gebahren dem öffentlichen Spotte Preis; sie strickten, schnitten Schusterpflöcke zum Erwerb, wie in Mainz, sie mahlten Kaffee vor dem

Wachhause und bettelten Vorübergehende an. In Schwäbisch-Gemünd mußten die Schildwachen der Stadtmiliz vor jedem Gutgekleideten präsentiren; in Frankfurt am Main, wenn Vieh durch das Thor getrieben wurde, zurücktreten, damit die Thiere sich nicht vor ihnen scheuten! Welcher Gegensatz gegen die tapfern Söhne desselben Volkes, die sich draußen im Felde mit dem Feinde herumschlugen! Es sah aber auch unter den sogenannten gebildeten und höhern Ständen schlimm aus; die Gelehrten wurden unter ihren Perrücken zu Pedanten, die keinen Sinn mehr für die praktische Welt hatten; der geistige Zopf, der allen Ständen anhing, wuchs immer länger; der Adel erschlaffte in Genußsucht und Weichlichkeit, besonders wo die Fürsten, deren jeder ein kleiner Louis XIV. sein wollte, das Beispiel dazu gaben, ganz besonders aber unter dem Krummstabe der geistlichen Fürsten. Wie diese über das Kriegswesen, dessen jeder Staat zu seiner Existenz bedarf, dachten, beweist, daß manche Kontingente derselben auf ihren Kriegsfahnen die Devise führten: Da pacem, Domine, in diebus nostris — Gieb Frieden, Herr, in unsern Tagen! Das mag ein schönes Kirchengebet sein und Gott wolle es immer erhören, auf eine Kriegsfahne aber, wenn sie zum Kampfe entrollt ist, paßt der Spruch nicht.

Aus solchen Elementen rekrutirte sich das Reichsexekutionsheer gegen den König von Preußen: er hatte es nicht zu fürchten.

Ein österreichisches Corps von 32,000 Mann unter Browne sammelte sich bei Kolin, ein anderes in Mähren; Browne erhielt Befehl, den Sachsen zu Hülfe zu eilen. Ihm entgegen ging der König mit einem Theile seines Heeres nach Böhmen, traf ihn bei Lowositz und schlug ihn am 1. Oktober, worauf die Sachsen, nach einem vergeblichen Versuche, sich auf dem rechten Elbufer durchzuschlagen, kapituliren mußten. Sie wurden ohne Weiteres der preußischen Armee einverleibt, in 10 neue Regimenter formirt und mit preußischen Offizieren versehen; die sächsischen, welche auf ihr Ehrenwort, nicht gegen Preußen zu dienen, entlassen werden sollten, verweigerten dasselbe zum großen Theil und wurden als Gefangene auf mehrere preußische Städte vertheilt. Sachsen war erobert und seine bedeutenden Hülfsquellen allein machten dem Könige die lange Fortsetzung des Krieges möglich; später mußte dies Land auch Rekruten stellen. Die gefangenen Sachsen brachten aber keinen Vortheil, sie gingen zum Feinde über, wo sie irgend konnten; aus der Lausitz marschirten sogar einmal drei ganze Bataillone, welche ihre preußischen Führer fortgejagt hatten, mit Sack und Pack unter einem Gefreiten Richter durch das von Truppen entblößte Schlesien, wo vergebens die Sturmglocken gegen sie geläutet wurden, nach Polen zu ihrem König-Kurfürsten, der sich nach dem Unglück von Pirna dorthin begeben hatte.

Im Frühlinge 1757 sammelten sich nun rings die Heeresmassen der Feinde, um Preußen zu zerschmettern; dem frühern geheimen Bunde von Oesterreich, Frankreich und Rußland schloß sich noch Schweden und in Folge der Achtserklärung das deutsche Reich an. Ueber 400,000 Mann konnten sie aufbringen und Friedrich hatte nur 150,000; zum Glück erschienen sie aber nicht gleichzeitig im Felde, nur die Oesterreicher waren schlagfertig; das erste französische Heer kam im

ein Bein verloren und war nach Prag gebracht worden, wo er nachher starb. Auch der Prinz von Lothringen, vom Brustkrampf befallen, als er der Flucht seiner Kavallerie Einhalt thun wollte, hatte das Schlachtfeld verlassen müssen. Die geschlagene Armee warf sich nach Prag hinein; Prinz Moritz von Dessau, welcher jenseit der Moldau mit einer Abtheilung stand, hätte sie abschneiden können, wenn er Pontons zu einer Schiffbrücke gehabt hätte — Seydlitz, der bei ihm war, wollte versuchen, ob der Fluß nicht zu passiren sei, aber sein Pferd versank im Triebsand bis zu den Pistolenholftern und Preußens bester Kavalleriegeneral wäre fast ertrunken.

Kolin. An 19,000 Mann hatten die Oesterreicher, 16,000 die Preußen in der Prager Schlacht verloren. Prag wurde nun eng eingeschlossen, aber das Daun'sche Corps, zu einer Armee von 50,000 Mann verstärkt, rückte näher und der König ging ihm mit einem Theile seines Heeres entgegen, um ihn zurückzuschlagen. Doch erlitt er am 18. Juni bei Kolin eine Niederlage, die erste seines Lebens. Anfangs ging Alles gut, er wollte auch hier die rechte Flanke des Feindes gewinnen; der Stützpunkt derselben, ein Eichenwäldchen, war von seiner Avantgarde bereits genommen, Zieten hatte mit der Kavallerie die feindliche unter Nadasdy zweimal zurückgeworfen — da trat eine Wendung ein. Der König ließ die Armee, welche hinter der Avantgarde fortmarschiren sollte, früher einschwenken, als er Anfangs gewollt; sein rechter Flügel, der noch zurückbleiben sollte, verwickelte sich ohne Befehl in den Kampf; dennoch hatte Daun schon den Rückzug angeordnet, als der sächsische Oberst von Benckendorff mit seinem Regiment auf eigene Verantwortung attakirte, die andern sächsischen Reiterregimenter (3 waren nicht mit bei Pirna gewesen) schlossen sich ihm an, ein österreichisches folgte und 14 preußische Bataillone, vom Feuer bereits gelichtet, wurden zersprengt. Zwar machte Seydlitz mit 15 Escadrons noch einen glücklichen Angriff und Zieten warf Nadasdy zum dritten Male weit zurück, behauptete sich auch bis zur Nacht auf dem Schlachtfelde, aber die Armee befand sich schon im vollen Rückzuge. Der König hatte persönlich noch Truppen vorführen wollen, diese waren ihm jedoch nicht gefolgt. Er kam in der traurigsten Stimmung wieder vor Prag an, aber diese hatte auf seine Entschlüsse als Feldherr keinen Einfluß. Er faßte sich schnell. Die Belagerung von Prag mußte aufgehoben, Böhmen bald verlassen werden; der König zog sich nach Sachsen zurück.

Zu Ehren des ersten Sieges über den verhaßten Feind wurde der Marien-Theresienorden gestiftet, Oesterreichs werthvollstes Ehrenkreuz; Daun erhielt vom Papste einen geweihten Degen. Er wurde dem Könige ein gefährlicher Gegner, weil er dessen Kriegführung, welche nur immer zur Offensive drängte, durch meisterhaft gewählte Stellungen zu hemmen verstand. In der heutigen Taktik giebt es fast keine Position mehr, deren Terrainhindernisse nicht mit den leichten Schützenschwärmen und den folgenden kleinen Kolonnen zu überwinden wären. Damals, wo beides nicht üblich war, sondern nur in langen, dünnen, aber geschlossenen Linien avancirt wurde, konnte man im schwierigen Gelände nicht fort.

Ein zweiter Gegner, noch gefährlicher, weil kühner als Daun, machte sich zu dieser Zeit auch schon bemerklich: Laudon. Wie Ludwig XIV. den kleinen Prinzen Eugen von Savoyen, so hatte Friedrich II. einen jungen livländischen Edelmann, der ihm seine Dienste anbot, wegen seines unansehnlichen Aeußern abgewiesen. Auch sein finsteres Gesicht gefiel ihm nicht. Dieser war jetzt Oberstleutnant bei den österreichischen Panduren und beunruhigte die Preußen auf ihrem Rückzuge über die Paßkopole, das böhmische Mittelgebirge, durch geschickte Handstreiche.



Französische Truppen. Zeichnung von Fr. Waibler.
1. Husar. 2. Dragoner der sächsischen Legion. 3. Ulan (1740—1750). 4. Husaren-Offizier der Legion Fischer (1766).

Friedrich stellte sich in der Lausitz wieder auf. Aber es kam noch mehr Unglück über ihn. Die Armee seiner Bundesgenossen wurde bei Hastenbeck im Hannöverschen am 27. Juli von den Franzosen geschlagen, die nun alles Land dort überschwemmten; ein russisches Heer rückte in Ostpreußen ein und schlug den alten Lehwaldt am 30. August bei Groß-Jägerndorf; eine zweite französische Armee unter dem Prinzen von Soubise war schon bis Thüringen vorgerückt und hatte sich bei Erfurt mit der Reichsarmee, welche der Prinz von Sachsen-Hildburghausen

führte, vereinigt; die Schweden bedrohten Pommern. Von allen Seiten umfaßt, konnte der König mit seinen geringen Streitkräften erdrückt werden. Er faßte aber einen schnellen Entschluß: mit einem kleinen Corps marschirte er nach Thüringen gegen die Franzosen, die Hauptarmee unter dem Herzoge von Bevern ließ er gegen die Oesterreicher stehen, um die Mark und Schlesien zu decken. Der Unglücksfall von Kolin hatte seinen kriegerischen Genius nur gestählt, der Wahn der Unüberwindlichkeit hätte ihm gefährlich werden können.

Werfen wir einen Blick auf das französische Heer, das sich mit den Preußen messen sollte. Unter Ludwig XIV. war dasselbe Anfangs reduzirt worden, eine Menge Mißbräuche hatten sich eingeschlichen, die allgemeine Verderbniß auch die Armee ergriffen. Der Oesterreichische Erbfolgekrieg zwang dazu, sie wieder zu vermehren; der Marschall von Sachsen strebte zwar nach Reformen, konnte sie aber nicht durchsetzen, und erhielt nur die Erlaubniß, auf Staatskosten ein Corps, gemischt aus Ulanen und Dragonern, zu formiren. Die Ulanen trugen grüne Jacken mit fliegenden Aermeln, weite Hosen, Helme von goldfarbigem Metall mit niedrigem Kamm und Roßschweif, turbanartig umwunden, krumme Säbel und Lanzen. Die Dragoner waren französisch uniformirt, ebenfalls grün, ihre Helme unten mit Bärenfell besetzt. Das Corps hatte 6 Escadrons zu 80 Ulanen und 80 Dragonern, die erste Schwadron bestand, wie wir schon früher erzählten, aus lauter Negern, mit Schimmeln beritten. Bald nach diesem Corps wurde die Legion de Saxe gebildet, welche den Namen nach ihrem Chef, dem Marschall von Sachsen, erhielt: es war ein Corps von 1350 Mann Infanterie und 650 Dragonern, welche eine Haubitzbatterie mit sich führten, die erste, die bei den Franzosen im Feldkriege gebraucht worden ist. Diese Formationen gingen nach dem Tode des



Französische Truppen. Zeichnung von Fr. Waibler.
Füsilier der Legion Morlière. Französischer Infanterist. (1766.)

Marschalls wieder ein, dagegen wurden von Jahr zu Jahr neue Legionen als Freitruppen gebildet, die Legion de la Morlière, die Legion Fischer und andere. Sie waren aus Infanterie und Kavallerie zusammengesetzt, letztere meist Husaren. Die Infanterie der Linie hatte weiße Röcke, jedes Regiment eine andere Farbe von Kragen, Rabatten und Aufschlägen: die Kürassiere trugen weiße Kollets, Hüte und Halbkürasse, die Dragoner und Grenadiere zu Pferde Roth, die Husaren ungarische Dolmans und Pelze. Die Truppen waren wohl gut, wenn ihr Feldherr, der Prinz von Soubise, sie nur zu führen verstanden hätte. Er verdankte seine Stellung nur der Gunst der königlichen Maitresse, Frau von Pompadour. Wie stolz fuhr er zur Schlacht von Roßbach aus und wie kläglich floh er nach derselben mit seinen Truppeu znm Rheine!

Schauen wir uns die Schlacht an.

Roßbach. Beim Anmarsch des Königs wich der Feind bis Eisenach zurück und Seydlitz überfiel Gotha, wovon viel lustige Dinge erzählt worden, die aber zum Theil erdichtet sind, wie das gestörte Mittagsmahl der Prinzen und hohen Offiziere der feindlichen Armee, welches dann von den preußischen Offizieren verzehrt worden sei. Die Prinzen hatten aber schon vorher das Schloß verlassen. Friedrich wurde noch einmal durch einen Streifzug Haddick's mit 5000 Kroaten auf Berlin abgerufen, er kehrte aber schon vor Leipzig wieder um, weil Haddick bereits abgezogen war, und bezog ein Lager bei Roßbach. Dies wollten die Feinde umgehen und Friedrich von der Saale abschneiden, ihre kühne Hoffnung verwandelte sich aber in die schimpflichste Niederlage. Am 5. November, als sie in ihrer Umgehung begriffen waren, ließ der König sie Anfangs gewähren, um sie ganz sicher zu machen. Dann aber befahl er schleunigstes Ausrücken und schwenkte links ab, Seydlitz mit der Kavallerie an der Spitze. Ein Höhenrücken verbarg dem Feinde diese Bewegung. Preußische schwere Kanonen fuhren auf einem Hügel, der Janushügel genannt, auf und beschossen die feindlichen Marschkolonnen; aus diesen wurde auch Geschütz vorgebracht, welches antwortete. Jetzt hatte Seydlitz die Höhen umgangen, ließ seine Schwadronen einschwenken und stürzte gerade auf die Spitzen der feindlichen Reiterkolonnen, welche gar nicht zum Aufmarsch kamen, sondern in einem wirren Kampfe über den Haufen geworfen wurden. Dann ließ er Appell blasen, sammelte und ordnete seine Schaaren wieder und wartete das Weitere ab. Die Infanterie schwenkte nun auch in Schlachtordnung ein, der König ließ sie bataillonsweise avanciren, vergebens suchte die feindliche Infanterie aus ihren Kolonnen eine Linie zu bilden, nur sieben preußische Bataillone kamen zum Feuern, das kaum eine Viertelstunde gedauert hatte, als die ganze feindliche Infanterie die Flucht ergriff. Darauf hatte Seydlitz gewartet, er fiel jetzt mit seiner Kavallerie darüber her, hieb Alles nieder, was sich nicht gefangen gab, und bewirkte so die völlige Auflösung des Heeres. Da kann man sich nicht wundern, wenn bald in Deutschland das derbe Spottlied gesungen wurde:

Und wenn der alte Fritze kommt und klopft sich auf die Hosen,
Da läuft die ganze Reichsarmee, Panduren und Franzosen.

Der damalige Pfarrer von Gleina hat es mit vielen Personen gesehen, daß ein paar hundert bewaffnete Franzosen vor zwei preußischen Husaren ausrissen. Husaren waren auch dem fliehenden Prinzen von Hildburghausen dicht auf der Ferse und hieben nach ihm, müssen aber flach gehauen haben, denn er hat sich Abends, wie sein Quartiergeber erzählt hat, den Rücken sehr mit heißem Wein waschen lassen.

Seydlitz erhielt für den Sieg, den der König ihm verdankte, den Schwarzen Adlerorden und wurde zum Generalleutnant befördert. Nun aber war es die höchste Zeit, nach Schlesien zurückzueilen, wo die Oesterreicher schon eingedrungen waren. Bei Moyß, in der Gegend von Görlitz, hatten sie am 7. September den General Winterfeld, Friedrichs Liebling, der sein volles Vertrauen besaß, geschlagen, wobei er gefallen war. Die preußische Armee war immer weiter zurückgewichen, worüber der König sehr erzürnt an den Herzog von Bevern eigenhändig schrieb: „Dero Kopf soll mir davor repondiren, daß sich Dieselben vom Feinde nicht weiter rückwärts zwingen lassen. Sagen Sie Kyau und Lestwitz von Meinetwegen gerade heraus, daß Ihre Köpfe fliegen sollen, wenn sie weiter gleichsam wie alte H...n agiren würden."

In Eilmärschen zog die Armee des Königs aus Thüringen nach Schlesien; ehe sie aber anlangte, war der Herzog von Bevern bei Breslau geschlagen und gefangen worden, und die Kaiserin hatte durch ein Patent feierlich wieder von Schlesien Besitz ergriffen. Eine kurze Freude!

Die Schlacht bei Leuthen. Zieten führte die Reste der geschlagenen Bevern'schen Armee dem Könige zu, welcher am 2. Dezember 32,000 Mann zusammen hatte. Der übermüthige Feind, fast dreimal so stark, nannte es spottweise die Potsdamer Wachtparade. Sie zu Paaren zu treiben, schien ein Kinderspiel, darum erwartete sie auch der Prinz von Lothringen gegen Dauns Rath nicht in seiner festen Stellung vor Breslau, sondern ging ihr entgegen. Der König setzte seine kleine Armee, nachdem er den Führern eine begeisternde Anrede, die aber sehr streng schloß, gehalten, am 4. in Marsch und traf am 5. auf die feindliche Uebermacht, welche in einer sehr ausgedehnten Stellung mit einem Haken vor Lissa stand; das Dorf Leuthen lag etwa in der Mitte derselben. Der sächsische General von Nostitz, der mit 5 Kavallerieregimentern (darunter die drei sächsischen von Kolin) vorgeschoben war, meldete den Anmarsch, fand aber keinen Glauben und wurde von den preußischen Husaren geworfen, wobei er selbst von 14 Säbelhieben getroffen fiel. Friedrich rekognoszirte die feindliche Stellung und beschloß, den linken Flügel anzugreifen, marschirte also in einiger Entfernung an der Front der Oesterreicher vorüber, welche gar nicht wußten, was sie davon denken sollten. Daun äußerte: „Die guten Leute paschen ab!", ein alter Hauptmann aber sagte: „Wir lassen uns wol den Hund in die Küche laufen!"

Als die preußische Armee dem im Haken zurückgebogenen feindlichen Flügel gegenüber war, ließ der König in Schlachtordnung einschwenken und die Avantgarde, 10 Bataillone, sogleich zum Angriff auf einen vorliegenden, vom Feinde

besetzten Fichtenbusch gehen. Um 1 Uhr begann die Schlacht bei Leuthen, die Musterschlacht Friedrichs des Großen. Der linke österreichische Flügel unter Nadasdy wurde bald zurückgeworfen und durch Zieten mit der Kavallerie gänzlich auseinander gesprengt. Prinz Karl zog zu spät den rechten Flügel vor, um den Preußen eine parallele Front zu bieten; es schob sich Alles dabei um das Dorf Leuthen zusammen, so daß hier dichte Klumpen statt geordneter Linien entstanden, der preußischen Artillerie gute Zielpunkte.



Friedrich II., seine Generale anredend. Nach A. Menzel.
Zur Rechten des Königs General Lentulus (Leibkürassiere), links von diesem Prinz Franz von Braunschweig. Friedrich gegenüber, im Vordergrunde rechts, Prinz Moritz von Dessau, zur Linken Zieten u. s. w.

Friedrich ließ jetzt seine Infanterie staffelförmig, ein Bataillon nach dem andern, antreten, wodurch sich die berühmte schräge oder schiefe Schlachtordnung bildete, der des Epaminondas bei Leuktra ähnlich. 20 Bataillone waren im ersten Treffen, jedes trat erst an, wenn sein Nebenbataillon 50 Schritt Vorsprung hatte, das rechte Flügelbataillon hatte also schon 1000 Schritt gemacht, als beim linken „Marsch!" kommandirt wurde. Der Vortheil dabei war, daß immer frische Kräfte ins Feuer rückten, welches die vorderen, eins nach dem andern, wie sie an den Feind kamen, eröffneten, und daß der König bis zuletzt Truppen in der Hand behielt.

der Chevaliergarde zu erwähnen, welche noch jetzt als das erste der vier Garde-kürassier-Regimenter besteht.

Dieser Name gefiel auch im Auslande und August der Starke gab sich kurz vor seinem Tode auch eine Chevaliergarde in Scharlachröcken mit hellblauen Aufschlägen, die spätere sächsische Garde-du-corps, welche diese Uniform bis zu ihrer Auflösung nach dem ruhmvoll von ihr bestandenen Feldzuge in Rußland 1812 getragen hat. Abenteuerlich sah aber ein Bataillon Janitscharen des prachtliebenden Königs August aus. Es waren zwar lauter ehrliche Sachsen, aber sie marschirten im orientalischen Kostüm einher, die Mannschaft meergrün, die Offiziere in Seide, mit Hermelin aufgeschlagen, mit rothsammtnen Turbanen und gelben Stiefeln. Eine wahre Maskerade!

In Rußland wurde unter der Kaiserin Anna, der Tochter des blödsinnigen Zaren Iwan, welche auf Peters des Großen Enkel, Peter II., 1730 folgte, eine Kommission ernannt, welche untersuchen sollte, ob und welche Reformen im Heerwesen nöthig seien. Der Feldmarschall Münnich leitete diese Reorganisation. Jedes Infanterieregiment erhielt noch eine Grenadiercompagnie, alle Feuerwaffen der Infanterie und Kavallerie wurden mit gleichem Kaliber versehen, zehn Kürassier-Regimenter allmälig aus Dragonern formirt und mit deutschen Pferden beritten gemacht; sie bekamen kornblumenblaue Kollets mit rothen Aufschlägen. Husarenregimenter hatte schon Peter der Große 1723 aus den Kronbauern (Odnodworzen) ausheben lassen. Zu der Chevaliergarde kam noch die Garde zu Pferde mit gleicher Uniform, nur mit gelben, statt der weißen Knöpfe, und mit Gold- statt der Silberstickerei der Offiziere, ganz so, wie es bei der preußischen Garde-du-corps und dem Regimente Gensd'armes war. Die russische Armee der Kaiserin Anna schlug sich gut im Türkenkriege 1736—1739, während ihre Verbündeten, die Oesterreicher, Niederlagen erlitten. Nach Anna's Tode bemächtigte sich Elisabeth, die Tochter Peters des Großen, durch eine Thronrevolution der Kaiserkrone. Sie war eine gutmüthige, schwache Frau, nur ihrer Sinnlichkeit, später auch dem Trunk ergeben und höchst indolent. Aus persönlichem Haß gegen Friedrich II. schloß sie sich dem Bunde zwischen Oesterreich und Frankreich an. Mit der geringen Thätigkeit ihrer Generale im Siebenjährigen Kriege höchst unzufrieden, ließ sie einen strengen Befehl voll der bittersten Vorwürfe an sie ausfertigen und wollte ihn eben unterzeichnen, als eine Wespe in das Dintenfaß fiel. Sie erschrak darüber, sah darin ein böses Anzeichen und gab ihre Unterschrift nicht. So blieb es im Felde bei der saumseligen Kriegführung, über welche sich Niemand mehr erboste, als der sächsische Minister Graf Brühl, der sich von Warschau aus vergebens abquälte, die russischen Feldherren zu mehr „vigueur" gegen den verhaßten Friedrich zu vermögen.

Unter Elisabeth wurde die Armee zwar bedeutend vermehrt, aber ihr fehlte die innere Kraft; das moralische Element. Blinder Gehorsam, den russischen Leibeigenen von Kindesbeinen an eingeprägt, ließ die Soldaten freilich im heftigsten Feuer wie die Mauern stehen, so daß ein preußischer General von ihnen sagte: „Es genügt nicht, die Russen zu schlagen, man muß sie todtschlagen." Auch

ließen sie sich von Führern, die sie zu behandeln wußten, zu stürmischen Angriffen fortreißen, wie es Suworow später bewiesen hat. Das sind gewiß schöne kriegerische Eigenschaften. Aber alle Selbstthätigkeit, der eigne Impuls, die Intelligenz fehlte. Unter den Offizieren herrschte Dünkel und Arroganz, aber noch viel mehr Dummheit und Unwissenheit. Die Generale besaßen meist den äußern Schliff jener Zeit bei innerer Rohheit, es gab wenig fähige Truppenführer unter ihnen. Dennoch konnte Rußland eine furchtbare Kriegsmacht ins Feld stellen, deren Bedeutung immer mehr wuchs und noch bei Lebzeiten Friedrichs des Großen sich unter Katharina II. in den Türken- und Polenkriegen zeigte. Wehe dem unglücklichen Lande, in welches die Russen einfielen!

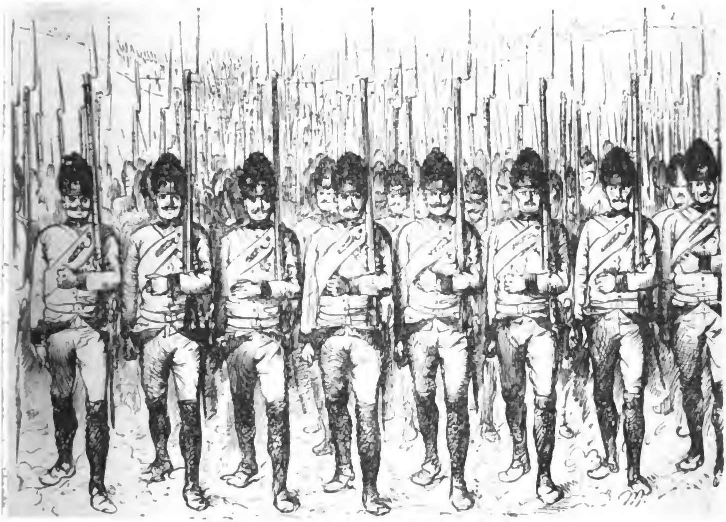


Das Regiment Bernburg wirft die kaiserliche Kavallerie. Nach A. Menzel.

Es waren nicht blos die unregelmäßigen, wilden Horden der Kosaken, Baschkiren, Kirgisen und anderer mit den russischen Heeren ziehender Völker, welche in Grausamkeit, Raub- und Mordsucht unerhörte Greuel verübten: die Soldaten der regelmäßigen Truppen wetteiferten an Rohheit und Brutalität mit ihnen, und die Neumark, Schlesien, selbst Ostpreußen, das doch bei der langen Besetzung schon als russische Provinz angesehen wurde, wissen von ihnen zu erzählen.

Zorndorf. Fermor zog sich beim Anmarsch des Königs zurück und nahm bei Zorndorf in einem länglichen Viereck mehrerer hinter einander stehender Linien eine Massenstellung, wie sie die Russen in ihren Türkenkriegen gelernt hatten. Am 25. August griff sie der König hier an und es kam zur blutigsten Schlacht. Zuerst glückte es nicht gegen den rechten russischen Flügel, die feindliche Kavallerie brach vor und warf die Preußen zurück, auch die russische Infanterie stürzte ihnen nach. Da hieb Seydlitz in sie ein. Er war bei Roßbach verwundet worden und darum

nicht mit bei Leuthen gewesen, wo zum Glück Driesen eben so gut die Schlacht entschieden hatte. Dieser war bald nachher gestorben, aber Seydlitz wieder gesund. Er gewann jetzt dem Könige die Schlacht von Zorndorf, in welcher er einen noch höhern Ruhm als bei Roßbach errang und seinen Namen als Reitergeneral unsterblich machte. In der ersten Attake hieb er den ganzen rechten Flügel der Russen zusammen und jagte die Flüchtigen in die nahen Sümpfe! Dann trat um Mittag eine längere Pause der Schlacht ein.



Ausmarsch der Kaisergrenadiere. Nach A. Menzel.

Der König wollte die Russen durchaus vernichten, aber beim erneuerten Angriff trat wiederum ein bedenkliches Schwanken ein, bis Seydlitz jene zweite geschlossene Massenattake ausführte, die russische Kavallerie weit zurückschlug und dann unter der Infanterie, welche von der preußischen unterdessen durchbrochen und ihm zugetrieben worden war, ein furchtbares Gemetzel anrichtete. Die Nacht machte diesem ein Ende, am andern Morgen sah man die Russen wieder im Massenviereck geordnet, der König griff sie aber nicht an und sie marschirten ab.

Hochkirch. Daun stand mittlerweile in Sachsen bei Pillnitz im Lager, gegen Prinz Heinrich, den Bruder des Königs, der ihn zur Behauptung Sachsens zurückgelassen hatte. — Bei dieser Gelegenheit sei erwähnt, daß Friedrich ihn später als den einzigen Feldherrn, der nie einen Fehler gemacht, bezeichnet hat. — Als der König wieder nach Sachsen kam, zog Daun in die Gegend von Bautzen ab.

Friedrich folgte ihm und bot ihm Trotz durch ein so nahe und unvorsichtig angelegtes Lager bei Hochkirch, daß Daun diese Gelegenheit am 14. Oktober vor Tagesanbruch zu einem Ueberfall benutzte, der dem Könige einen empfindlichen Verlust, namentlich an Geschütz, beibrachte. Feldmarschall Keith, der edle Schotte, den Friedrich seines vertrauten Umgangs würdigte, fand hier seinen Tod. Er hatte den König vorher vergebens gewarnt.

Daun hatte zum zweiten Male über Friedrich gesiegt, aber er begnügte sich mit diesem Ruhme und benutzte seinen Sieg wiederum nicht, weil er seinen großen Gegner zu gut kannte, um Alles aufs Spiel zu setzen. So konnte der König in Schlesien die bedrohten Festungen Neiße und Cosel entsetzen und Sachsen behaupten.

Kunersdorf. Aber das folgende Jahr brachte ihn an den Rand des Verderbens. Wiederum drangen die Russen, jetzt unter Soltikow, in die Mark, sie schlugen den General Wedell, den ihnen Friedrich entgegensandte, und vereinigten sich bei Frankfurt mit einem österreichischen Corps, das Laudon führte, welcher mittlerweile zum General aufgerückt war. Der König mußte also zur Deckung seiner Erblande aus Sachsen aufbrechen und griff den Feind am 12. August bei Kunersdorf in einer sehr vortheilhaften Stellung an. Schon hatte er den einen Flügel vollständig geschlagen, aber er wollte, wie immer, den Gegner ganz vernichten und ordnete, trotz der Erschöpfung seiner Truppen, den Angriff auch auf den andern Flügel des Feindes an. Da brach Laudon mit seinen noch frischen Oesterreichern durch eine Vertiefung, welche seitdem der Laudonsgrund heißt, in die Preußen ein und Friedrichs Sieg verwandelte sich in eine Niederlage, fast Vernichtung. Er selbst wäre gefangen worden, wenn ihn nicht der Rittmeister von Prittwitz herausgehauen hätte.

Der Finkenfang bei Maxen. Im Gefühl, daß Alles verloren sei, ermächtigte er seinen Kommandanten in Dresden zur Kapitulation auf freien Abzug; doch bereute er dies, als die Feinde sich über die Benutzung ihres Sieges nicht einigen konnten und ihm Zeit ließen, sein zerstreutes Heer schon 5 Meilen von Frankfurt wieder zu sammeln. Er schickte Gegenbefehl nach Dresden und marschirte selbst wieder nach Sachsen, aber die Hauptstadt war schon an Daun übergeben, und als er diesen angreifen und ihm zugleich durch ein abgeschicktes Corps unter General Fink den Rückzug nach Böhmen abschneiden wollte, wurde dies Corps bei Maxen in der Gegend von Pirna von großer Uebermacht umzingelt und zur Ergebung gezwungen. Eine Vergeltung für die Gefangennahme der Sachsen — sie nannten es witzig den „Finkenfang“. Das war der zweite schwere Schlag für Friedrich.

Ein dritter traf ihn im Anfange des Feldzuges von 1760, indem sein tapferer Fouqué, dem er trotz aller Mißverhältnisse den bestimmten Befehl gegeben hatte, sich bei Landeshut, dem Passe nach Schlesien, zu behaupten, hier von Laudon überwältigt und gefangen wurde.

Zwei Siege endlich wieder. Laudon eroberte Glatz; Breslau, durch Tauentzien vertheidigt, hielt sich wol, aber der König bombardirte das schöne Dresden umsonst und mußte nach Schlesien eilen, wo sein Bruder Heinrich bei Breslau gegen

die Russen stand. Daun folgte dem Könige bis Liegnitz, von der andern Seite kam Laudon; es galt nur noch, den Sack zuzuschnüren.

Friedrich aber entzog sich der Gefahr durch einen Nachtmarsch, und als Laudon am 15. August in aller Morgenfrühe die beabsichtigte Stellung auf den Höhen einnehmen wollte, fand er sie von den Preußen besetzt und wurde mit Kartätschen empfangen. Er griff sogleich an, und als er abgeschlagen wurde, noch mehrere Male, bis er nach großen Verlusten die Schlacht aufgeben mußte. Daun, von Zieten im Schach gehalten, hatte nicht angegriffen. Friedrich ging nunmehr nach Sachsen, welches fast ganz von den Oesterreichern und Reichstruppen besetzt war.



Plünderung von Charlottenburg.

Zuerst mußte er aber seiner Hauptstadt zu Hülfe eilen. Diese war Anfang Oktober von dem russichen General Tottleben, dem ein österreichisches Corps unter Lascy folgte, angegriffen worden. Zwar hatte der Kommandant von Berlin, General von Rochow, ermuthigt durch mehrere verwundete Generale, die sich hier aufhielten, unter ihnen Seydlitz, mit seinen wenigen Truppen die Russen mehrmals weit zurückgeworfen; als diese aber Verstärkung erhielten, mußte die Stadt kapituliren. Sie sollte 4 Millionen Thaler Kontribution zahlen, doch gelang es dem patriotischen Kaufmann Gotzkowsky, welcher gefangenen russischen Offizieren vor zwei Jahren Wohlthaten erwiesen hatte, der Stadt eine Ermäßigung von mehr als der Hälfte jener Summe auszuwirken. In der Umgegend von Berlin

hausten die Feinde fürchterlich, namentlich wurde Charlottenburg geplündert und das königliche Schloß hier und in Schönhausen zerstört. Beim Anmarsch des Königs zogen sie endlich ab. Dieser erfuhr es bei Guben und wandte sich nun nach der Elbe, wo er Daun in einem verschanzten Lager bei Torgau traf.



Dragoner-Offizier, Garde-du-corps-Offizier, sächsischer Infanterist, Grenadier des Regiments Kurfürst.
Zeichnung von A. Beck.

Die Schlacht bei Torgau am 3. November befreite es von ihnen. Zum ersten Male theilte der König seine Streitkräfte für den Kampf, und fast hätte Daun den dritten Sieg über ihn erfochten, wenn nicht Zieten ihm denselben durch Erstürmung der Siptitzer Höhen entrissen hätte.

Die letzten Jahre des Krieges. Aber Friedrich sah sich nun auf den Vertheidigungskrieg beschränkt; zur Offensive reichte seine Kraft nicht mehr aus; seine alten Soldaten waren großentheils gefallen, bei Torgau hatte er namentlich fast seine ganzen Kerntruppen, die Grenadiere, verloren, und die neu eingestellten Rekruten konnten sie nicht ersetzen. Daher bezog er 1761 ein festes Lager bei Bunzelwitz und

konnte nicht verhindern, daß die Russen sich mit Laudons Armee bei Jauer vereinigten und Laudon nach der Erstürmung von Schweidnitz zum ersten Male Winterquartiere in Schlesien nahm. Die Lage des Königs wurde noch verzweifelter, als England 1762 den Subsidientraktat nicht mehr erneuerte. Da rettete ihn der Tod der Kaiserin Elisabeth von Rußland, deren Nachfolger, Peter III., sich sofort mit Friedrich verbündete und ein Corps zu ihm stoßen ließ.



Die Seydlitzer treiben die Reichstruppen auseinander. Nach A. Menzel.

Zwar wurde der Kaiser noch in demselben Jahre ermordet und seine Wittwe, Katharina II., zog ihre Truppen wieder zurück, aber Friedrich, am Vorabend einer Schlacht, bewog den russischen General Tschernyschew, wenigstens noch eine Aufstellung zu nehmen, wodurch ein Theil der Oesterreicher, die noch nichts von der Veränderung der russischen Politik wußten, ihm gegenüber festgehalten wurde und Friedrich den andern Theil leichter besiegen konnte. Das war das Treffen bei Burkersdorf am **21. Juli 1762**. Im Oktober siegte Prinz Heinrich über die Reichsarmee, welche durch Oesterreicher verstärkt war, bei Freiberg; hier zeichnete sich Seydlitz nochmals aus. Es war seine letzte Waffenthat, wie es das letzte bedeutende Treffen im Siebenjährigen Kriege war, dem der Frieden zu Hubertusburg 1763 ein Ende machte. Der Besitzstand, wie er vor dem Kriege gewesen war, wurde darin wieder hergestellt.

Noch 23 Jahre regierte der König nach diesem Frieden. Er ergriff die Waffen nur noch ein Mal, um Bayern, dem Hause Wittelsbach, gegen Oesterreichs An-

nektionsgelüste zu erhalten, aber er arbeitete unablässig an der Vervollkommnung seines Heeres, denn er wußte wohl, daß die Erhaltung und die Zukunft Preußens auf diesem beruhte. „Toujours en vedette!“ Immer wachsam! war sein Wahlspruch. Die Geschichte hat es hervorgehoben, daß er in der Vergrößerung seiner Monarchie Maß zu halten wußte und sich mit der Erwerbung von Schlesien und Westpreußen begnügte, welches letztere er bei der ersten Theilung Polens gewann. Die Verbindung Ostpreußens mit seinen übrigen Provinzen war dadurch hergestellt.

Die Siege des großen Königs hatten die Bewunderung von ganz Europa auf sich gezogen, er gewann den größten Einfluß auf das Kriegswesen der Zeit, überall nahm man die preußischen Einrichtungen zum Muster. Die großen Herbstübungen bei Potsdam, schon 1748 eingeführt und nur durch den Krieg unterbrochen, gewannen eine europäische Berühmtheit, hier versammelten sich Offiziere aller Armeen, um zu lernen. In Rußland würde Peter III., Friedrichs enthusiastischer Verehrer, Alles auf preußischen Fuß eingerichtet haben; sein früher, gewaltsamer Tod hinderte ihn daran. Das französische Heerwesen wurde unter dem Kriegsminister St. Germain nach dem preußischen organisirt, sogar die Fuchtel inbegriffen, die aber das französische Nationalgefühl so verletzte, daß sie bald wieder abgeschafft werden mußte. Die preußische Taktik, welche in Frankreich viele Gegner hatte, siegte über dieselben, als man durch einen übergetretenen preußischen Leutnant, der die, wie alle Instruktionen, geheim gehaltene Schrift des Generals Saldern über die neuen Evolutionen mitgebracht hatte, genauere Kenntniß von diesen erhielt. Bis nach dem fernen Portugal, wo der Graf von Lippe-Bückeburg das Heerwesen reorganisirte, erstreckte sich der Einfluß, welchen Friedrich übte. Der Generalkapitän der Mainotten, im Aufstande gegen die Pforte, bat den König um 20,000 Preußen, die ihm Morea sollten erobern helfen. Hyder Ali, der Sultan von Mysore in Ostindien, ersuchte Friedrich um einige Drillkorporale und bot ihm dafür einen Hafen bei Goa an.

Auf solche Abenteuer ließ sich natürlich der König nicht ein, er arbeitete aber, wie schon erwähnt, an der Vervollkommnung seiner Kriegsmacht. Seit 1763 war die Armee in Provinzial-Inspektionen nach den Truppengattungen zur bessern Ueberwachung der Ausbildung getheilt. Durch vortreffliche Instruktionen sorgte Friedrich für die Belehrung und militärische Fortbildung seiner Generale. Sein Scharfblick verfolgte auch die neuen Erscheinungen im Kriegswesen, welche in der letzten Zeit seiner Regierung der nordamerikanische Krieg hervorrief; der Werth leichter Fußtruppen, der sich hier bei der veränderten Fechtart zeigte, entging ihm nicht und er errichtete noch zuletzt 3 leichte Infanterieregimenter, Füsiliere genannt. Was der König für die Ausbildung der einzelnen Truppengattungen gethan, ist schon früher erwähnt worden.

Das Zeitalter Friedrichs des Großen ist eine der wichtigsten Epochen für die Kriegskunst, für alle Zeiten lehrreich. Die Mängel der Organisation im Werbesystem statt allgemeiner Wehrpflicht, im Kriegshaushalt, in der Verpflegung,

waren theilweise in den Zeitverhältnissen begründet. Die Kriegführung aber hatte der große König wieder auf ihre richtigen Prinzipien gebracht. Nur verkannten Viele, die sich seiner Schule anschlossen, diese Prinzipien, sie suchten das Geheimniß seiner Siege in den Formen, mit denen er sie gewonnen, während es doch sein Genie war, welches den Formen auch den belebenden Geist einzuhauchen wußte. Bald nach dem Tode des Königs trat eine neue Epoche in der Kriegskunst ein, welche in derselben größere Veränderungen hervorbrachte, als selbst die Einführung der Feuerwaffen bewirkt hatte.

Rußland und die Türkei. Noch bei Friedrichs Lebzeiten erhielt Rußland eine bedeutende Machterweiterung nicht blos durch die erste Theilung Polens, sondern auch auf Kosten der Türkei.

Katharina II. war, abgesehen von ihren Verirrungen, eine Herrscherin, welche sich um Rußland außerordentliche Verdienste erworben hat. Sie führte das Werk Peters des Großen ganz in seinem Sinne fort, indem sie die Volksbildung zu heben suchte, den Gewerbfleiß und Handel beförderte, die Wissenschaften begünstigte, die Gesetzgebung verbesserte, neue Städte anlegte und der Armee eine besondere Sorgfalt widmete — endlich, indem sie Rußland bedeutend vergrößerte. In der zweiten und dritten Theilung Polens gewann sie allein über 6500 Quadratmeilen Land. Bei der Einmischung in die polnischen Wirren, welche zur ersten Theilung Polens führten, war von den Russen bei der Verfolgung polnischer Insurgenten das türkische Gebiet verletzt worden und dabei eine Moschee abgebrannt, was die Pforte 1768 zur Kriegserklärung veranlaßte. Dieser Krieg endigte nach manchem Siege der Russen unter Romanzow, der Verbrennung der osmanischen Flotte durch Orlow und der Einschließung des Großwessirs bei Schumna mit dem Frieden von Kutschuk Kainardsche 1774, in welchem die Pforte die große und kleine Kabarda (im heutigen Südrußland), Kertsch und Jenikale auf der südlichsten Landzunge der Krim und die Festung Kinburn an der Mündung des Dnjepr abtreten, den Russen freie Schifffahrt auf allen osmanischen Meeren gestatten, sowie die Unabhängigkeit des Tatarkhans in der Krim anerkennen mußte.

Die Krim ward sehr bald darauf eine Beute der Russen. Ihr Khan wurde gezwungen, sein Reich, zu dem auch das Land vom Kuban bis zum Dnjestr und die kubanische Steppe gehörte, 1783 an Rußland abzutreten.

Das war Alles das Werk des Fürsten Potemkin, Katharina's Günstling, der in der langen Reihe Derer, welche die Neigung der Kaiserin genossen, die bedeutendste Stellung einnahm und seine Macht auch zu behaupten wußte, als die Zärtlichkeit Katharina's sich Andern zuwandte, so daß die Selbstherrscherin aller Reußen von ihm völlig beherrscht wurde. Er wurde zum Fürsten und Feldmarschall ernannt, trat an die Spitze aller russischen Heere, erhielt die Verwaltung der wichtigsten Provinzen und leitete die ganze auswärtige Politik Rußlands. Der Plan, auf den Trümmern des osmanischen Reichs ein griechisches für einen russischen Großfürsten zu gründen (wozu Katharina's Enkel Konstantin ersehen war), das sogenannte griechische Projekt, wurde besonders von Potemkin genährt. Vor seiner

glänzenden Erhebung zum erklärten Günstling der Kaiserin 1774 hatte er sich in seinem häuslichen Leben als der größte Sonderling gezeigt: er war selten angezogen, ging immer ohne Hosen, mit niederhängenden Strümpfen, unfrisirt im Pudermantel einher. Nach seiner Erhebung entfaltete er aber die auffallendste Prachtliebe und den höchsten Glanz, er ließ ungeheure Paläste bauen, Gärten im bizarrsten Geschmack anlegen, beim Spiel setzte er zuweilen rohe Diamanten.



Russische Truppen (Feldzug nach der Krim) unter Katharina II. Zeichnung von L. Burger.
Rechts vorn präsentirende Infanterie, Infanterieoffizier im Mantel, neben ihm Jägeroffizier, Dragonertrompeter, Jäger, neben diesem Fuhrsoldat. Hinten Dragoneroffizier.

Von seiner Eroberung der Krim, die nun wieder Taurien genannt wurde, erhielt er den Beinamen: der Taurier. Als die Kaiserin im Jahre 1787 die südlichen Provinzen ihres unermeßlichen Reiches kennen lernen wollte, empfing sie Potemkin mit 50 prächtig ausgerüsteten Galeeren, welche sie und ihr großes Gefolge den Dnjepr hinabführten. Während dieser Wasserfahrt zauberte er ihr durch allerlei Blendwerk die reichangebautesten und bevölkertsten Gegenden vor. Städte und Dörfer erschienen, deren Häuser nur eine Vorderseite hatten, wie

Theatercoulissen, überall strömten Tausende von Menschen an das Ufer, wenn der Schiffszug sich nahte; Menschen verschiedener Nationen in den mannichfaltigsten Trachten, zahlreiche Völkerschaften schienen ihrer Kaiserin zu huldigen, Musik und Gesang erschallte, Nationaltänze wurden aufgeführt und diese Tausende, wie die Viehherden, die man im Steppenlande an vielen Orten weiden sah, waren aus weiter Ferne hier nur zusammengetrieben. Es war ein so freches Blendwerk, wie es noch nie gewagt worden ist, es erreichte aber seinen Zweck: die Kaiserin wurde getäuscht, sie glaubte an die Herrlichkeit, die sich hinter ihr wieder in Oede verwandelte, und belohnte ihren Günstling mit verschwenderischer Huld. In Cherson, der von Potemkin zauberschnell gebauten Stadt, die schon 40,000 Einwohner zählte, erwartete Katharina der Kaiser Josef II., um sie zu begrüßen. Oesterreich sowol als Preußen buhlten um Rußlands Freundschaft, diese war aber nur durch den allmächtigen Potemkin zu erlangen; Josef II. und Friedrich der Große verachteten ihn, aber sie suchten ihn zu gewinnen, der Kaiser ernannte ihn sogar zum Fürsten des Heiligen Römischen Reichs.

Unersättlich in seiner Ruhmsucht, verwickelte Potemkin Rußland noch einmal, verbündet mit Oesterreich, in einen Türkenkrieg. Die Armee war dazu trefflich vorbereitet und ausgerüstet, sie hatte auch eine zweckmäßige nationale Bekleidung: bequeme Kaftans, Halbstiefeln und Caskets erhalten, Puder und Zopf waren weggefallen. Als leichte Infanterie dienten die neuerrichteten Jäger, welche ein besonderes Reglement erhielten und ganz für ihren Dienst ausgebildet wurden. Unter Paul I. gingen aber alle diese Fortschritte wieder in den starren Formen, die er liebte, unter, wie er auch der ganzen Armee preußische Bekleidung gab.

Der Türkenkrieg begann 1787. Potemkin erhielt den Oberbefehl, unter ihm zeichnete sich bereits Suworow aus. Jener erstürmte mit furchtbarem Blutvergießen Oczakow, dieser errang mehrere Siege im Felde und nahm Ismail mit Sturm.

Die Pforte mußte sich also 1792 zum Frieden bequemen, der Rußlands Grenze bis zum Dnjestr erweiterte. Potemkin war kurz vorher auf einer Reise plötzlich gestorben. Schon erkrankt, hatte er diese Reise, ärztliche Hülfe verschmähend, unternommen, war unterwegs kränker geworden und unter einem Baume an der Straße, wohin man ihn aus dem Wagen niedergelegt, in den Armen seiner Nichte verschieden. Eine großartige Leichenfeier, wobei sein Katafalk mit orientalischer Pracht ausgestattet war, wurde ihm von der Kaiserin bereitet.

Rußlands Macht wandte sich jetzt gegen Polen, das sich, Anfangs von Preußen ermuntert, dem russischen Einflusse zu entziehen gesucht, und es kam zur zweiten Theilung Polens 1793. Die Erbitterung des polnischen Volkes führte darauf zu einem Verzweiflungskampfe.

Thaddäus Kosciuszko wurde zum Oberfeldherrn und Diktator gewählt. Er hatte schon in Amerika gefochten, wo er Washingtons Adjutant gewesen war; nach Polen zurückgekehrt, hatte er in dem vorigen Kriege als General gekämpft, und sich

besonders bei Dubienka Ruhm erworben, indem er sich mit 4000 Mann gegen 16,000 Russen in einem schwach verschanzten Lager fünf Tage vertheidigt und dasselbe dann ohne großen Verlust verlassen hatte. Als sein König sich der zweiten Theilung Polens unterwarf, war er nach Frankreich ausgewandert. Jetzt aber, 1794, kehrte er zurück und stellte sich an die Spitze der Armee. Er schlug die Russen Anfangs und leistete dann den vereinigten Preußen und Russen tapfern Widerstand; bei Szczekoczyn aber geschlagen, mußte er sich eine Zeit lang auf die Vertheidigung von Warschau beschränken und erlag endlich der dreifachen russischen Uebermacht in der Schlacht von Maciejowice, 10. Oktober 1794. Als er schwer verwundet vom Pferde sank, rief er prophetisch: „Finis Poloniae!“ Die dritte Theilung, welche Polen ein Ende machte, ließ nicht lange auf sich warten, sie erfolgte 1795.

Der gefangene Kosciuszko wurde nach Katharina's Tode vom Kaiser Paul in Freiheit gesetzt und lebte im Auslande, zuerst in Amerika, dann in Frankreich, zuletzt in der Schweiz, wo er 1817 starb. Kaiser Alexander ließ seine Leiche abholen und im Dome zu Krakau beisetzen, wo ihm ein Denkmal errichtet wurde.





Mahrattenhäuptlinge.

8. Die Engländer in Nordamerika und Indien.

Wenn wir Alles erzählen wollten, was von der Welt in Waffen auch nur in den Hauptepochen der Geschichte Interessantes zu berichten ist, so würde unser Soldatenbuch zu einer ganzen Bibliothek anschwellen. Wir müssen uns immer nur mit einer Auswahl begnügen. Darum haben wir auch von den Engländern im Siebenjährigen Kriege nur angedeutet, wie ruhmvoll sie unter dem Herzoge von Braunschweig und zur See gekämpft haben. Von ihren Schlachten war die von Minden am 1. August 1759 die glänzendste; hier griff ihre Infanterie sogar die französische Kavallerie an und vertrieb nach einer Stunde 63 Escadrons vom Kampfplatze. Das lustigste Gefecht ist vielleicht das von Dillenburg gewesen, wo die Bergschotten (Infanterie), mit dem nationalen Breitschwert (Claymore) in der Faust, ein französisches Kavallerieregiment zersprengten und auf den Pferden der Gestürzten und Gefangenen zurückritten, was sich, da die Hochländer bekanntlich unter dem kurzen gewürfelten Rocke keine Beinkleider tragen, gar absonderlich ausgenommen haben muß.

Es wird aber nöthig sein, auch der Kämpfe zu gedenken, welche die Engländer während desselben Krieges in Amerika hatten, weil ihnen hier nicht lange darauf ein Kampf von welthistorischer Bedeutung bevorstand, der Britannien einen großen Theil seiner Kolonien kostete, die jetzigen Vereinigten Freistaaten von Nordamerika.

Auch die Franzosen hatten dort bedeutende Kolonien; zwischen diesen und den englischen waren die Grenzen unbestimmt, es herrschten daher Grenzstreitigkeiten, und als die Franzosen eine Reihe von Forts an den Seen, am Ohio und Mississippi bauten, erkannte England ihr Recht auf dies Terrain nicht an und die Kolonisten begegneten sich schon feindlich. Seit 1755 begann der Kampf zur See ohne Kriegserklärung, die Engländer nahmen 300 französische Kauffahrteischiffe, dagegen bereiteten die Franzosen eine Landung in England vor, was hier einen solchen Schrecken verursachte, daß Georg II. seine hannöverschen Truppen und ein hessisches Corps nach England zog. Es war aber nur auf eine Täuschung abgesehen, ein französische Flotte lief aus Toulon aus und setzte Truppen in Minorka ans Land, welche diese Insel eroberten. Jetzt erst erklärte England feierlich den Krieg. Derselbe wurde theils zur See, und hier mit großem Uebergewicht der Briten, theils in Nordamerika, theils in Europa, wo die Engländer als Verbündete Friedrichs II. kämpften und auch mehrmals vergeblich eine Landung in Frankreich versuchten, theils in Ostindien und Afrika geführt.

Von den Kriegsjahren in Amerika ist 1759 das wichtigste, die Engländer eroberten viele Plätze und siegten in der Schlacht von Quebek. Die Franzosen gingen hier zuerst ungestüm zum Angriff, wurden aber von den Engländern, welche sie kaltblütig erwarteten, mit einem so mörderischen Feuer empfangen, daß sie schwankten. Dabei fiel der britische Feldherr, General Wolfe, was im Heere Unruhe erregte; die Franzosen machten einen neuen Angriff auf die Front und die Flanken, wurden aber wiederum zurückgeschlagen. Jetzt ergriffen die Briten, über welche General Townsend den Befehl übernommen hatte, die Offensive und entschieden dadurch den Sieg, in Folge dessen Quebek kapitulirte. Wolfe's Tod wurde allgemein beklagt, auch der französische Oberfeldherr Montcalm war gefallen.

Der Krieg wurde siegreich fortgesetzt, so daß 1760 ganz Canada in englischen Händen war; in Westindien eroberten die Briten die Karaibischen Inseln, in Afrika Senegal, in Ostindien Pondichery. Bis 1762 hatten die Franzosen fast alle ihre Kolonien verloren und erhielten im Frieden von Paris 1762 nur einen Theil derselben zurück.

Dreizehn Jahre später begann für England in Nordamerika ein neuer Krieg, nicht gegen eine fremde Macht, sondern gegen seine eigenen Kolonisten, welche sich für ihr gekränktes Recht in Waffen erhoben und, von Englands altem Feinde Frankreich unterstützt, ihre Unabhängigkeit erkämpften. Hier waren alle Verhältnisse im Kriege so verschieden von denen in Europa, daß die regelmäßigen Truppen mit ihrer Taktik in große Verlegenheit geriethen und sogar die Fechtweise ihrer ungeübten Gegner in mancher Lage annehmen mußten.



Tod des Generals Wolfe auf dem Adamsfelde bei Quebek.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Britische Kolonien in Nordamerika anzulegen, war unter der Königin Elisabeth schon versucht worden, der „jungfräulichen" Herrscherin zu Ehren wurde dort ein Landstrich Virginien (Jungfrauland) genannt, aber erst Jakob I. begründete sie 1606 und gab den Kolonisten gleiche Rechte mit den britischen Unterthanen. Bald blühten diese Kolonien auf und vermehrten sich auch; die Auswanderungen aus England nahmen infolge der inneren, namentlich der religiösen Zerwürfnisse unter den Stuarts zu, so daß Karl I. einmal acht Schiffen mit Puritanern das Auslaufen verbot. Hätte er sie doch ziehen lassen: auf einem dieser Schiffe befand sich Cromwell, der ihn wenige Jahre später auf das Blutgerüst brachte!

Die Regierung war schon frühzeitig auf den Gedanken gekommen, die Kolonien zu besteuern, ein Parlamentsbeschluß schien dazu hinreichend, obgleich die Kolonien gar nicht im englischen Parlamente durch Abgeordnete aus ihrer Mitte vertreten waren. Während des Krieges hatte man den Gedanken fallen lassen, weil man den Beistand der Kolonisten gegen die Franzosen brauchte. Nach dem Frieden wurden aber neue Versuche mit einer Stempeltaxe gemacht, dann, als die Aufregung darüber zu groß wurde, mit einer Thee- und Glassteuer. Die Kolonisten widersetzten sich ihr auf alle Weise, besonders in Boston, welches deshalb eine starke Garnison erhielt. Schon regte sich der Gedanke, mit dem Mutterlande, das ihnen ihre alten Rechte schmälerte, zu brechen. Steuerpflichtiger Thee sollte gar nicht ins Land kommen. Einige als Indianer verkleidete Kolonisten gingen am 13. Dezember 1773 an Bord eines mit Thee beladenen Schiffes und warfen 342 Kisten ins Meer. Diese That gab den Anstoß zu der Bewegung, welche so großartige Folgen hatte.

Der Nordamerikanische Freiheitskrieg. Die Regierung schloß den Hafen von Boston, die Nachrichten von dem fortgesetzten Widerstande bewogen das Parlament, die Kolonie Massachusetts 1775 als rebellisch zu erklären und den König zu den strengsten Maßregeln aufzufordern. Es war aber schon ein Kongreß in Philadelphia zusammengetreten, der erste amerikanische Kongreß, welcher beschlossen hatte, die Rechte Amerika's zu wahren. Zu Tausenden bewaffneten sich die Kolonisten und der erste Zusammenstoß mit den Truppen fand statt, als 800 Grenadiere aus Boston durch einen nächtlichen Ueberfall eine Sammlung von Kriegsvorräthen zu Concord zerstörten. Auf dem Rückmarsch wurden sie aus allen Büschen, Hecken und Gräben beschossen und verloren eine Menge Leute. Dies Gefecht bei Lexington am 18. April 1775 eröffnete den amerikanischen Unabhängigkeitskrieg.

Die Garnison von Boston wurde verstärkt, der Gouverneur forderte durch eine Proklamation zur Unterwerfung auf; statt der Antwort besetzten die Amerikaner eine Boston beherrschende Höhe und verschanzten sich daselbst. Nur durch ein blutiges Gefecht, das die Schlacht bei Bunkershill genannt wurde und den Engländern über 1000 Mann kostete, konnten sie von dort vertrieben werden. In diesen ersten Kämpfen zeigte sich bereits, daß gegen die regellose Fechtweise der Insurgenten, welche nach Jägerart aus guter Deckung schossen und sich auf keinen

Zusammenstoß im Freien einließen, die Taktik der „Regulären" zwar siegte, aber immer nur mit großen Verlusten.

Es kam für die Amerikaner darauf an, Ordnung und Halt in ihren Widerstand zu bringen, weil die Regierung über eine große bewaffnete Macht gebot. Der zweite Generalkongreß, welcher im Mai zusammentrat, mußte eine Armee aus sehr verschiedenartigen, schwer zu leitenden Elementen schaffen. Dazu erwählte man einen Oberfeldherrn, George Washington — ihm allein verdanken die Kolonien, welche sich vom Mutterlande lossagten, ihre Unabhängigkeit.

Washington war ein geborener Virginier, der schon während des Kolonialkrieges in der Miliz ausgezeichnete Dienste geleistet hatte und jetzt 42 Jahre alt war, ein Mann von edlem, gewinnendem Aeußern, geistvoll, aber bescheiden, durch sein bedeutendes Vermögen ganz unabhängig. Er nahm die Wahl an. „Sollten aber", sprach er, „unglückliche Ereignisse meine Feldherrnlaufbahn bezeichnen, so bitte ich die gegenwärtigen Wähler, daran zu gedenken, wie ich heut offen genug erklärt, daß ich mich der mir übertragenen Würde nicht gewachsen fühle."

Es war auch eine schwere Aufgabe, aus Mannschaften von so verschiedener Beschaffenheit, Nationalität und religiöser Konfession, die an Waffen, Munition, selbst an Bekleidung, Mangel litten und besonders aller Kriegszucht widerstrebten, eine tüchtige Streitmacht zu bilden; daß es ihm gelungen ist, hat Amerika vor dem Untergange gerettet. Denn ein Vernichtungskampf stand in Aussicht.

Verkauftes Blut. England hatte die umfassendsten Maßregeln zur Unterwerfung der Kolonien getroffen, und da ihm seine mangelhafte Wehrverfassung nicht erlaubte, aus dem eigenen Lande eine Armee von hinreichender Stärke aufzustellen, fremde Truppen in seinen Sold genommen. Deutsche Fürsten ließen sich willig finden, ihnen gegen bedeutende Subsidien ihre Soldaten hinzugeben. Die öffentliche Meinung hat sie dafür gerichtet und jene Verträge als Menschenhandel gebrandmarkt. Es war zwar schon vorgekommen, daß Fürsten ihre Soldaten durch Tausch oder Schenkung oder für Uebernahme des Soldes Andern überlassen hatten; sie glaubten das Recht zu haben, nach Belieben über dieselben zu verfügen. August der Starke hatte Friedrich I. von Preußen für eine Sammlung japanischen Porzellans ein ganzes Dragonerregiment geschenkt, das in Preußen noch lange das „Porzellanregiment" hieß; Kursachsen hatte sich ein Regiment vom Herzoge von Wolffenbüttel, ein anderes vom Markgrafen von Ansbach gekauft. Etwas Neues, nie Erhörtes waren also die Subsidienverträge für den Amerikanischen Krieg nicht, sie wurden aber dadurch so schmachvoll, daß allerdings der hohe Preis, für welchen die Fürsten das Blut ihrer Landeskinder verkauften, sie verleitete, immer mehr und mehr Soldaten zu bewilligen, welche nun durch alle Mittel eines wahren Menschenfanges geschafft werden mußten, und daß die erworbenen Summen, nach Millionen zu berechnen, keineswegs zur Erleichterung des armen Volkes, das überall mit Abgaben bei seinen dürftigen Erwerbsquellen fast erdrückt war, sondern zur Befriedigung der maßlosen Verschwendungs- und Genußsucht der Fürstenhöfe verwendet wurden oder schnödem Geize dienten. Daß die Hülfsleistung zur

Unterdrückung einer Rebellion geschah, wie man, unbekannt mit den eigenthümlichen Rechtsverhältnissen zwischen England und seinen Kolonien, die Sache ansah, daß einer oder der andere deutsche Fürst mit dem englischen Königshause verwandt war, nahm dem Menschenverkauf nichts von seiner Verwerflichkeit. Die Truppen hatten keine eigene Meinung, sie gehorchten einfach und thaten in Amerika ihre Pflicht als ehrliche Soldaten, auch gingen sie gutes Muthes hinüber, wie viele noch vorhandene Tagebücher und Briefe, selbst von Gemeinen, beweisen. Den Verkauften ist keine Schuld aufzubürden, aber Diejenigen werden davon betroffen, welche die Armen verhandelt haben.

Das war denn Hessen-Kassel mit 12,500 Mann, Braunschweig mit 4000, Hessen-Hanau mit 900, Waldeck mit 700, im folgenden Jahre noch Ansbach-Baireuth mit 1170 Mann und zuletzt noch Anhalt-Zerbst mitt 1160 Mann. Dieser letztern Kriegsmacht fehlte es an Offizieren und der Fürst, ein Original, dessen Wunderlichkeiten ihn oft unzurechnungsfähig erscheinen ließen, veröffentlichte einen Aufruf, worin auch Einer verlangt wurde, der sich getraue, Chef eines Infanterieregiments zu werden. Zwei Brüder von Rauschenplatt aus Braunschweig meldeten sich und wurden dieselben gleich Oberst und Major des gestellten Regiments. Für die verkauften Truppen sind jährlich über 6 Millionen an deutsche Fürsten gezahlt worden, der Landgraf von Hessen hat davon allein im Ganzen $20^1/_2$ Millionen bezogen!

Die Briten, welche mit ungenügenden Streitkräften ein Land von 200 Meilen Ausdehnung behaupten oder unterwerfen sollten, empfingen die Deutschen mit Freuden, die Hessen unter General von Heister wurden nach Rhode-Island, die Braunschweiger unter General von Riedesel nach Canada geschickt. Jetzt konnte die Offensive ergriffen werden und die Amerikaner, deren Streitmacht noch in der Bildung begriffen war, mußten auf allen Punkten weichen. Da kam denn, wie es nicht anders möglich war, manche Erbärmlichkeit vor, besonders weil das Gerücht sich verbreitet hatte, die Deutschen gäben keinen Pardon. So traf das hessische Grenadierregiment Rall, das einen Engweg durchzog, also ganz kampfunfähig war, auf eine amerikanische Milizabtheilung von 60 Mann mit einer Fahne von rothem Damast mit der Inschrift Liberty (Freiheit). Statt die unbehülfliche Kolonne der Deutschen wenigstens zu beschießen, schulterten die Milizen das Gewehr verkehrt, nahmen die Hüte ab und baten um ihr Leben. Verdient Washington nicht die höchste Bewunderung, daß er endlich doch ein Heer zu bilden wußte, mit dem er Siege errang? Noch in der Christnacht des Jahres wurde ihm ein Erstlingspfand der Verheißung zu Theil. Derselbe Oberst Rall, vor dem jene Fahne gestreckt worden war, ließ sich in stolzer Sicherherheit zu Trenton am Delaware überfallen, seine ganze Brigade mußte sich gefangen geben, er selbst fiel und Washington besuchte und tröstete ihn noch auf seinem Sterbelager.

Das war ein Lichtblick durch dunkle Wolken, dieser Sieg. Dreizehn Kolonien hatten sich am 4. Juli 1776 in einer feierlichen Akte unter dem Namen der Vereinigten Staaten von Nordamerika von der britischen Krone frei und unabhängig

zu einer Bundesrepublik erklärt. Benjamin Franklin, der berühmte Erfinder des Blitzableiters, hatte bei seiner Rückkehr aus England, wo er das Recht der Kolonien vergebens zur Anerkennung zu bringen versucht, im Kongreß als Abgeordneter von Pennsylvanien das Wort Unabhängigkeit zuerst ausgesprochen und General Lee aus Virginien den förmlichen Antrag gestellt, welcher nach reiflicher Erwägung angenommen worden war. Aber die Unabhängigkeit gegen die Macht der Engländer und ihrer deutschen Hülfstruppen zu behaupten war sehr schwer; New-York wurde von den Engländern genommen, Unglück auf Unglück folgte und drückte das Vertrauen der Patrioten, wie die Kampflust der Milizen, bedeutend herab.

Ganze Regimenter kehrten nach Ablauf der kurzen Dienstzeit, zu welcher sie sich freiwillig verpflichtet hatten, trotz aller Bitten Washingtons, in ihre Heimat zurück, andere erklärten sogar eigenmächtig ihre Dienstzeit für abgelaufen und verließen ihre Fahnen, und der Feldherr wurde zu dem Ausspruch bewogen, der aus dem Munde des großen Washington, welcher ein Volksheer geschaffen und zum Siege geführt hat, wol von Bedeutung ist: „Ein Milizheer ist ein gebrechliches Rohr, auf das man sich, ohne Besorgniß zu fallen, nicht stützen kann.“ Es war eben kein Volk in Waffen! Wir werden darüber noch sprechen.

Der Kongreß faßte nun den Beschluß, ein stehendes Heer für Kriegsdauer zu errichten, und dem edlen Feldherrn, der fast allein den Muth nicht verloren hatte, unbeschränkte Vollmacht als militärischer Diktator zu ertheilen. Die Werbungen fanden guten Fortgang; auch aus Europa strömten Freiwillige herbei; von den Franzosen nennen wir hier nur Lafayette, den spätern Heerführer; von den Polen, wie wir schon erwähnt haben, Thaddäus Kosciuszko, besonders aber kamen viele Söhne Irlands, das auch von den Engländern unterdrückt wurde. Aber Zeit bedurfte Washington zu seiner Organisation und diese ließ ihm der britische Oberbefehlshaber Howe, der zwar ein General, aber kein Feldherr war.

Mit hellerem Blick konnte der amerikanische Held jetzt in die Zukunft sehen, denn die Unterhandlungen mit Frankreich wegen eines Hülfscorps, welche Franklin eifrig betrieb, waren ihrem Abschluß nahe. Nur die einzige Besorgniß hegte er noch, daß Bourgoyne, der in Canada befehligte, sich mit der Hauptarmee vereinigen möchte: denn dann konnten die geringen Streitkräfte der Amerikaner leicht erdrückt, ihnen wenigstens weite Bodenstrecken entrissen werden. Dazu kam es nicht, aber der Krieg nahm durch die Einmischung der Indianer, welche von Howe gegen die Kolonisten aufgereizt wurden, einen grausamen Charakter an, denn bei der Todfeindschaft ihrer Stämme unter einander kämpften bald Indianer auf beiden Seiten.

Endlich sollte Washingtons Heer die erste schwere Waffenprobe ablegen, er mußte für die Rettung der Hauptstadt Philadelphia, gegen welche Howe zum zweiten Male vordrang, eine Schlacht wagen. Am Brandywinefluß, den 11. September 1777, winkte ihm schon der Sieg, aber das Glück schlug um und er erlitt eine vollständige Niederlage. Philadelphia wurde nun vom Feinde besetzt, dieser benutzte aber den Sieg nicht; eine kostbare Zeit ging verloren und

Washington, der im Mißgeschick sich immer am größten zeigte, konnte sein geschwächtes Heer in dem großen Walde bei Valley-Forge, wo er ein verschanztes Lager bezog, wieder verstärken und neu ermuthigen. Die Engländer unternahmen erst im Oktober eine Expedition gegen die Delawareforts, welche drei Tage und drei Nächte mit geringen Unterbrechungen beschossen wurden. Dann verließen die Amerikaner die Trümmer ihrer Befestigungen und zündeten in der Nacht zum 20. Oktober ihre Flotte an, in der Hoffnung, die englische dadurch mit in Brand zu setzen, was aber fehlschlug. Es war ein Schauspiel von grauenhafter Majestät, in der dunklen Nacht eine Flammenlohe nach der andern zum Himmel aufschlagen zu sehen, bis sich ein Feuermeer über alle Borde ergoß und die Gegend weithin taghell beleuchtete. Geschütze, welche auf den Schiffen geladen zurückgelassen worden, mischten die Donner ihrer entzündeten Kartuschen in das Prasseln der Glut und vermehrten die Schrecknisse; hier und da flog mit markerschütterndem Krachen eine Pulverkammer auf und warf in riesiger Feuergarbe eine Menge Balken und Schiffsgeräth in die Luft — dort brauste ein sinkendes Fahrzeug in die hochaufschäumende Meeresflut hinab, eins nach dem andern, endlich war das Werk der Zerstörung vollendet und schauerliches Dunkel legte sich über die Gegend.

Das Mißgeschick der letzten Zeit vermochte aber Washington und auch den Kongreß nicht zu beugen. Ihre Haltung richtete das gesunkene Vertrauen wieder auf und ein erster großer Erfolg verbreitete Jubel in allen Provinzen. Die englische Armee von Canada unter Bourgoyne war gegen den Hudson vorgerückt, wurde jedoch bei einem Versuche, sich aufgehäufter amerikanischer Vorräthe zu bemächtigen, geschlagen und bei Saratoga, rings umstellt und ohne Lebensmittel in verzweifelter Lage, endlich am 16. Oktober 1777 genöthigt, die Waffen zu strecken: 2400 Deutsche wurden dabei kriegsgefangen. Jetzt trat endlich Frankreich, durch dies glückverheißende Ereigniß bestimmt, aus seiner abwartenden Stellung, erkannte am 6. Februar 1778 die neuen Freistaaten an und schloß mit ihnen ein Schutz- und Trutzbündniß.

England stellte dagegen die großartigsten Rüstungen an, um in dem beginnenden dritten Feldzuge die abgefallenen Kolonien wieder zu unterwerfen, das Parlament bewilligte dazu Geld im Ueberfluß; die deutschen Fürsten, mit welchen Verträge geschlossen waren, schickten Ersatztruppen nach Amerika; Ansbach und Zerbst traten, wie schon gesagt, noch dazu Der Oberbefehl des Heeres ging an den General Clinton über, da Lord Howe sich unfähig bewiesen hatte. Allerdings würde das Unglück von Saratoga nicht geschehen sein, wenn er, dem ursprünglichen Operationsplane gemäß, sich mit Bourgoyne vereinigt hätte. Clintons erste Maßregel war, Pennsylvanien zu räumen, um New-York wieder zu gewinnen. Sogleich hingen sich die Amerikaner an die Fersen des in zwei Kolonnen abziehenden Heeres und brachten ihm durch beständige Beunruhigung auf dem Marsche empfindliche Verluste bei. Die mit gezogenen Büchsen (rifle-guns) bewaffneten Schützen, welche von ihrer Waffe Riflemen genannt wurden, trafen mit solcher Sicherheit, daß den englischen Offizieren befohlen wurde, ihre goldenen oder

silbernen Borten von der Uniform abtrennen zu lassen, weil sie dadurch kenntlich waren und dann immer zuerst nach ihnen geschossen wurde. Diese Maßregel machte auf die Mannschaft natürlich keinen guten Eindruck, war aber gerechtfertigt, da sich der Mangel an Offizieren nicht so leicht ersetzen ließ und eine Abtheilung Soldaten von damaliger Beschaffenheit ohne Offiziere einer hirtenlosen Schafherde glich.



Grenadiere werfen ihre Handgranaten aus. Zeichnung von A. Beck.

Jetzt, wo die militärische Intelligenz in den Heeren mit allgemeiner Wehrpflicht durch alle Grade geht, ist das anders geworden: Feldwebel haben schon ganze Bataillone, welche ihre Offiziere verloren, gut geführt.

Von Toulon lief 1778 schon im April eine französische Flotte mit 10,000 Mann Landtruppen aus, eine englische verfolgte sie und auf der See kam es im Juni zu einem Zusammenstoß, noch vor der Kriegserklärung, die nun nicht mehr lange auf sich warten ließ. Das französische Geschwader erschien im Juli in den Gewässern von New-York und Rhode-Island, aber die starke englische Flotte kam auch an und brachte noch einmal Rettung. Am Schlusse des Jahres unternahm

Clinton einen Schlag gegen die südlichen Provinzen, denen Washingtons entfernte Armee nicht mehr zu Hülfe kommen konnte. Ein Corps brach in Georgien ein und bemächtigte sich der Hauptstadt Savannah. Es war hoch im Winter, aber der Kleine Krieg nahm hier seinen Fortgang und wurde um so erbitterter, als auch die Einwohner, in die republikanische und royalistische Partei gespalten, gegen einander die Waffen ergriffen und beide Theile sich durch Wilde als Bundesgenossen verstärkten. Die Rothhäute kennen gegen ihre Feinde kein Erbarmen, aber auch die „Bleichgesichter" (so nennen die Indianer uns Europäer) wütheten gegen einander, wie es Christen nicht ziemt, und verwüsteten das Eigenthum politischer Gegner mit Hülfe aufständischer Neger. Das gelindere Klima des Südens machte diese Winterkämpfe möglich, während in den nördlichen Provinzen Alles von Frost und Schnee starrte.

Den Engländern drohte noch ein neuer Feind: Spanien. Von Louisiana aus, das damals noch spanisch war, konnte Florida gefährdet werden, darum entsendete Clinton 10 englische und 2 hessische Regimenter, auch das Regiment Waldeck, nach den südlichen Provinzen. Hier fanden sich wieder viele Wilde ein, um für ihren „Bruder jenseit des großen Wassers", den König von England, zu kämpfen; unter ihnen erkannten die Waldecker mit größtem Erstaunen einen Landsmann, der als Häuptling mit Federkrone, Tättowirung und Silberzierrathen, den Tomahawk (die Streitaxt) und das Skalpmesser an der Seite, erschien. Er war einst als Soldat desertirt und nach vielen Irrfahrten hierher verschlagen worden, wo er sich unter den Wilden völlig naturalisirt, eine Indianerin geheirathet und sich zum Häuptling aufgeschwungen hatte. Er grüßte seine Landsleute gemüthlich, blieb aber bei den Wilden.

Washington stand auf dem mittlern Kriegsschauplatze in einer unangreifbaren Stellung am Hudson, aus der ihn Clinton vergebens fortzumanövriren suchte. In kleinen Gefechten errangen die Amerikaner, um deren taktische Ausbildung sich ein preußischer Baron Steuben, der unter Washington als General diente, große Verdienste erwarb, schon Vortheile. Die Gegner konnten ihr europäisches Exerzirreglement nicht mehr durchführen, nicht in langen Linien langsamen Schritts gegen die Büchsenschützen avanciren, unter denen viele aus den Niederlassungen in den Urwäldern von Kindheit auf Krieg mit den wilden Thieren und Indianern geführt hatten, den sie auf dieselbe Manier gegen die Rothröcke fortsetzten. Darum streiften diese bald manche Fessel der steifen Lineartaktik ab, nahmen den Geschwindschritt an, bewegten sich freier, löſten sich im waldigen Terrain gewissermaßen von selbst auf und gingen dem Feinde, wo das Herumschießen zu nichts führte, entschlossen mit dem Bajonnet auf den Leib. In einer Hauptschlacht hätten sie nach ihrer Meinung schon gesiegt. Aber Washington fand den Zeitpunkt dazu noch nicht gekommen.

Clinton nahm jetzt ein anderes System an: er wollte den Aufstand durch die Schrecken barbarischer Verheerung unterdrücken. Die Briten ahmten die einst mit Recht gebrandmarkte Verwüstung der Pfalz nach, ihrem Kriegsruhm zur Schande!

Im Winter unternahm der Oberfeldherr einen Zug nach Süd-Carolina, wozu auch deutsche Truppen zur See geführt wurden. Die Fahrt in dieser Jahreszeit war schrecklich: 25 Tage und Nächte kämpften die Schiffe mit den furchtbarsten Stürmen, mehrere wurden verschlagen, unter ihnen eins mit 250 Mann, wobei auch hessische und ansbachische Jäger, welche solche Hungersnoth litten, daß sie zuletzt nur Spülwasser aus den leergewordenen Fleischfässern mit Hobelspänen genossen und der Kapitän in seiner Verzweiflung vorschlug, Menschen nach dem Loose, die Soldatenweiber zuerst, zu schlachten, was jedoch mit allgemeinem Abscheu verworfen wurde. Dem Tode nahe, erreichten sie endlich die Küste von Irland, von wo sie mit dem nächsten Transport wieder nach Amerika — zur Schlachtbank! — geschafft wurden.

Clinton nahm Charleston — das auch im letzten Amerikanischen Kriege wichtig geworden — im Mai 1780, stellte die englische Herrschaft in Carolina her und marschirte dann mit Zurücklassung eines Corps unter Lord Cornwallis wieder nach New-York ab. Ein französisches Corps, welches Graf Rochambeau befehligte, wurde im Juli ans Land gesetzt und unter Washingtons Kommando gestellt, mehr Truppen sollten nachfolgen. Jetzt kam es rasch hinter einander bei der Südarmee, welche Washington dem General Gates, dem Sieger von Saratoga, anvertraute, zu einer Reihe von Gefechten, zwar immer noch mit wechselndem Glück, aber in ihren Folgen günstig für die Amerikaner. Ein Parteigänger, Morgan, schlug sogar in einem Reitergefechte die bis dahin so gefürchtete englische Kavallerie. Zu beklagen war es, daß einer ihrer Generale, Arnold, durch englisches Gold verblendet, sich in verrätherische Unterhandlungen mit Clinton einließ. Diese wurden entdeckt und er mußte fliehen; der Vermittler jedoch, ein englischer Major André, wurde gefangen und, da er in Civilkleidern war, als Spion von einem Kriegsgericht, welchem alle Stabsoffiziere der Washington'schen Armee, auch General Lafayette, beiwohnten, zum Strange verurtheilt. Das Schicksal des schönen jungen Mannes erregte allgemeine Theilnahme; seine Richter, obgleich selbst davon bewegt, glaubten aber nach dem Kriegsgesetz keinen andern Spruch fällen zu können, und André wurde gehängt.

Das Jahr 1781 sollte endlich Entscheidung bringen. Der Krieg hatte sich, seit Frankreich, Spanien und jetzt auch Holland gegen England aufgetreten waren, über alle Erdtheile verbreitet, wo das englische Banner wehte, nach der spanischen Küste, um ihnen Gibraltar nnd Minorka zu entreißen, nach Afrika und Ostindien. Zur See behielt England das Uebergewicht, in Amerika neigte sich aber der Sieg auf die Seite seiner Feinde. Eine neue französische Flotte brachte Verstärkungen und Washington glaubte jetzt den Moment gekommen, um aus seiner abwartenden Haltung herauszutreten und, während er Clinton durch eine Bedrohung New-Yorks festhielt, den entscheidenden Schlag im Süden zu thun, wo Lafayette gegen Cornwallis in Virginien stand. Die Operationen wurden vortrefflich geleitet, die französische Flotte führte Lafayette frische Truppen zu, schlug die englische und erschien vor New-York, wodurch sie Clintons Verbindung zur See mit Cornwallis abschnitt.

Gegen diesen wandte sich nun Washington, nachdem er den englischen Obergeneral meisterhaft getäuscht, mit seiner ganzen Macht, und schloß ihn in Yorktown ein, wo Cornwallis, nachdem die Stadt heftig beschossen worden war, mit seinem ganzen Corps sich ergeben mußte. 7400 Mann, 63 Soldatenweiber mit 14 Kindern wurden gefangen, 191 Geschütze und eine bedeutende Kriegskasse fielen den Siegern in die Hände. Zwei Tage nach der Kapitulation kam der General Clinton endlich, aus seiner falschen Annahme aufgeschreckt, mit einer Flotte in der Chesapeakebai an, zu spät! Er kehrte niedergeschlagen nach New-York zurück, wo er bald darauf seines Oberbefehls entsetzt wurde.

Dieser siegreiche Schlag gab der Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten die feste Begründung. England setzte den Krieg zwar noch, unterstützt durch die siebente Soldatenlieferung der deutschen Fürsten, ein Jahr fort, Gibraltar wurde glänzend gegen die Spanier vertheidigt und die französische Flotte bei der Insel Guadeloupe geschlagen, wodurch Jamaika erhalten wurde, aber die Nothwendigkeit, Frieden zu schließen, konnte kein britischer Staatsmann mehr läugnen. Im Jahre 1783 kam denn auch der Frieden von Versailles zu Stande. Die Freiheit der dreizehn Vereinigten Staaten wurde anerkannt. Am 25. November räumten die Engländer New-York und Washington hielt seinen feierlichen Einzug in die befreite Stadt, welche nun ihrer großen Zukunft entgegen ging. Sie zählte damals kaum 26,000 Einwohner, jetzt wol eine Million! Der edle Feldherr, welchem Amerika seine Freiheit verdankte, nahm Abschied von dem Heere, das entlassen wurde, legte dem Kongreß Rechnung ab und trat in das Privatleben zurück. Bald rief ihn jedoch die Stimme der Nation wieder auf, um dem Staatenbunde die Verfassung zu geben und später dessen erster Präsident zu sein, welches Amt er acht Jahre segensreich verwaltete und 1797 niederlegte. Zwei Jahre darauf starb er und der Kongreß ehrte sein Andenken in feierlicher Sitzung als „den Ersten im Kriege, den Ersten im Frieden und den Ersten im Herzen seiner Mitbürger."

Die deutschen Truppen, aus der Gefangenschaft befreit, waren vor ihrer Einschiffung nach der Heimat wieder vollständig ausgerüstet und bekleidet worden, und ein ansbach'scher Grenadier schrieb in sein Tagebuch, das noch jetzt erhalten ist „Am 31. Mai erhielten wir Gamaschen und Zopfbänder. Wir fingen nun an, wieder Soldaten zu werden." Sollte man das nicht für eine Ironie halten? Es war aber ganz ehrlich gemeint, so dachte man damals! Unter den Heimgekehrten befand sich auch ein ansbach'scher Leutnant von Gneisenau — der nachmals in den deutschen Freiheitskriegen seinen Namen unsterblich gemacht hat. Das Beste, was die Soldaten aller Nationen, welche in Amerika gekämpft, heimgebracht hatten, war die Kriegserfahrung, die bald darauf in ernsten Proben ihre Früchte trug.

Die englische Herrschaft in Indien. England hatte ungeheure Verluste in Amerika erlitten, es fand aber Ersatz in Ostindien. Unter der Königin Elisabeth war 1600 eine Ostindische Handelscompagnie gegründet worden, welche dort mit Bewilligung des Großmoguls einzelne Niederlassungen und später Faktoreien zu Madras, Bombay und Calcutta anlegte. Das Reich des Großmoguls umfaßte damals ganz

Hindostan-(den Norden) und einen Theil von Dekan (dem Süden der vorderindischen Halbinsel); seinen Titel führte der Herrscher nach seiner Abstammung von dem Großkhan der Mongolen, Timur, dessen Enkel das mächtige Reich in Indien gegründet hatte. Gegen den Mogul standen die Engländer im unterwürfigsten Verhältniß; als aber nach dem Tode Aureng-Zeyb's 1707 das Reich mehr und mehr verfiel und die Unterkönige nebst ihren Statthaltern (Nabobs) in den einzelnen Provinzen unabhängiger wurden, breiteten sich die britischen Niederlassungen mehr und mehr aus. Infolge der europäischen Kriege zwischen England und Frankreich brachen auch in Ostindien Kämpfe zwischen den beiderseitigen Kolonisten aus, in welche die einheimischen, unter einander verfeindeten Fürsten gezogen wurden. Lord Clive, im Dienst der Compagnie, legte während des Siebenjährigen Krieges den Grund zur englischen Herrschaft in Ostindien. Der Nabob von Bengalen, Surrajah Dowla, überfiel die britischen Kolonien 1756, eroberte Calcutta und verübte furchtbare Grausamkeiten. Gegen ihn zog Clive mit 1000 Europäern, 2000 eingebornen Soldaten (Sipahis) und 8 leichten Haubitzen; der Nabob hatte ein Heer von 60,000 Mann mit 53 Kanonen, erlitt aber bei Plassey am 26. Juni 1757 eine vollständige Niederlage und wurde auf der Flucht ermordet. Clive setzte einen andern Nabob in Bengalen ein und erlangte später, als er zum Generalgouverneur aller englischen Besitzungen ernannt war, von dem schwachen Mogul, der seiner Hülfe bedurfte, die Belehnung mit Bengalen und andern Provinzen, wodurch er die Herrschaft der Compagnie, die er durch seinen Sieg bei Plassey begründet, über weite Landstrecken ausdehnte. Er legte 1767 sein Amt nieder, in welchem er sich ein ungeheures Vermögen erworben hatte, und lebte in England, wo er sich 1774 in finsterer Gemüthsstörung erschoß.

Die englische Herrschaft in Ostindien konnte nur durch Kriege behauptet werden. Im Pendschab, dem Fünfstromlande, welches Alexander der Große einst als der erste Europäer mit seinem Heere betreten, war das Reich der Sikhs von Lahore, im Hindostan der Bundesstaat der Mahratten, im Dekan, dem Süden, das Sultanat von Mysore und der Staat des Nizam von Hyderabad entstanden, in frühern Zeiten zum Reiche des Großmoguls gehörig. Sie alle waren den Briten feindlich, doch wußte die kluge Politik, besonders des Generalgouverneurs Warren Hastings, gefährliche Verbindungen der eingeborenen Völker zu trennen, und die Ueberlegenheit der europäischen Kriegskunst siegte in wiederholten blutigen Kriegen.

Im Einzelkampf waren aber die Eingebornen vielfach den Europäern überlegen, nicht durch Körperkraft, sondern durch ihre Gewandtheit und Waffenführung. Wir haben schon erwähnt, daß bei den Orientalen in den frühesten Zeiten die Reiterei ausgezeichnet war. In den indischen Kriegen hat die englische Kavallerie das erfahren. Ein neueres Werk, dessen Verfasser (Nolan) bei Balaklawa in der Krim 1854 gefallen ist, führt viele Beispiele an, die er zum Theil in Indien selbst erlebt hat. Die ärztlichen Listen wiesen Wunden nach, die von Riesenkraft geschlagen schienen: abgehauene Arme und Beine, und als Nolan die irregulären Reiter der Sikhs und des Nizam sah, war er erstaunt. Schlecht gekleidet, schlecht

beritten, auf kleinen, magern, häßlichen Pferden, hatten sie doch den englischen schweren Dragonern viele Verluste beigebracht, weil sie ihre haarscharf wie Rasirmesser geschliffenen Klingen mit den schmalen, flachen Griffen besser zu gebrauchen wußten, als jene ihre vortrefflichen, aus Englands besten Waffenfabriken hervorgegangenen Schwerter! In der Schlacht bei Chillianwalla forderte ein Gurtschurra (so heißen die Sikhreiter) zum Zweikampf heraus und hieb drei Dragoner, die nach einander gegen ihn ansprengten, vom Pferde — besiegt wurde er von keinem, sondern endlich heruntergeschossen.

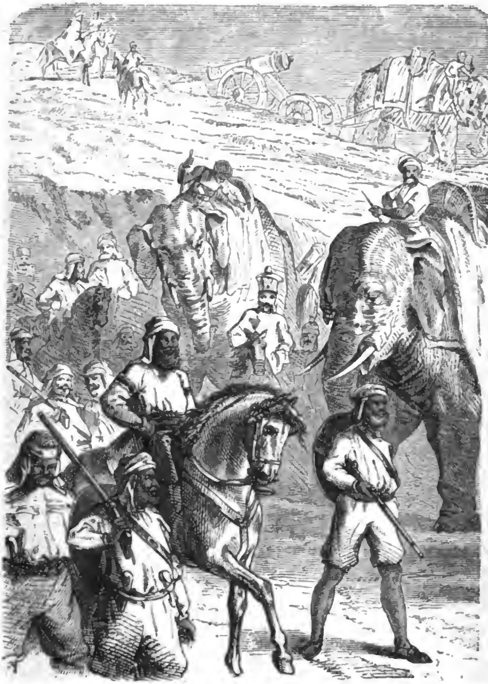

Hyder-Ali.

Mit den Mahratten begann 1774 eine Reihe von Kriegen, welche erst 1817 mit der Unterwerfung des Volkes endigten. Ihre Fürsten wurden, wie viele andere in Indien, englische Vasallen.

Der gefährlichste Feind der Engländer war der Sultan von Mysore, Tippu-Saïb. Schon sein Vater, Hyder-Ali, hatte, mit den Mahratten verbündet und von den Franzosen unterstützt, gegen sie gekämpft, wenn auch ohne Erfolg. Tippu-Saïb aber, von den kühnsten Eroberungsplänen geleitet, unternahm mehrere Kriege gegen die Briten, deren zweiten er mit dem Verluste seines halben Reichs, den dritten mit dem Leben bezahlte. Er war dazu durch die französische Expedition nach Aegypten, welche die englischen Besitzungen in Indien bedrohte, verleitet worden, Bonaparte hatte ihm sogar geschrieben, darum schlug Tippu los, wurde aber geschlagen und fiel bei der Erstürmung seiner Hauptstadt Seringapatam 1799.

Seitdem verloren fast alle noch unabhängigen Fürsten Vorderindiens ihre Selbständigkeit; neue große Kriege mit den Birmanen, Afghanen und den Sikhs dienten nur dazu, die Besitzungen der Engländer unermeßlich zu erweitern, sodaß sie gegenwärtig mit den abhängigen Lehnstaaten über 75,000 Quadratmeilen

(zehnmal mehr als der Norddeutsche Bund) mit 191 Millionen Einwohnern umfassen. Eine große Gefahr drohte England 1857 durch den Aufstand der eingebornen Truppen (seapoys, deutsch richtiger Sipahi geschrieben, was statt der speziellen Bedeutung Reiter dort allgemein Krieger, Soldaten heißt). Es galt die Vernichtung der britischen Herrschaft. Wol 600,000 Mann betrug die Stärke der Asiaten, wenn man die Truppen der Lehnsfürsten mitrechnet. Diese betheiligten sich zwar wenig am Aufstande, dennoch war es eine sechsfache Uebermacht, mit welcher 50,000 Mann europäischer Soldaten den Kampf aufnehmen sollten. Die Empörung, durch den religiösen Fanatismus sowol der Hindu, als der Mohamedaner angefacht, durch den erbitterten Haß der Orientalen genährt, verbreitete sich weithin mit allen Greueln asiatischer Grausamkeit; unter ihren Führern zeichnete sich besonders Nena-Saïb durch seinen Blutdurst aus.



Britisch-indische Truppen.

Erst nach zwei Feldzügen konnte der gefährliche Aufruhr ganz überwältigt werden und die Sieger verfuhren dabei mit erbarmenloser Strenge. Gefangene Rebellen wurden oft vor die Mündung geladener Kanonen gebunden und durch Losbrennen derselben zerschmettert — „hinweggeblasen" nannte es der rohe Soldatenwitz.

Infolge dieses Kampfes wurde das Privilegium der Ostindischen Compagnie, das schon 1854 abgelaufen und von allen Seiten angefochten war, nicht erneuert, sie löste sich auf und ihre Besitzungen gingen unmittelbar an die Krone von

England über, welche dort durch eine neue Regierung auch eine Reform des indischen Heeres bewirkt hat. Wir sind aber in diesen Betrachtungen der Zeitfolge vorausgeeilt und kehren zu dieser zurück, um die große Umwälzung kennen zu lernen, welche die französische Revolution auch im Kriegswesen herbeiführte.

Englands Weltbedeutung war schon seit der Königin Elisabeth, wo es das Uebergewicht zur See erlangte, im steten Wachsen geblieben.



Seapoys und Staatselephanten.

Dies Uebergewicht hat es bis in die neueste Zeit bewahrt, wo es ihm aber durch Frankreich, noch mehr durch die Nordamerikanische Union, streitig gemacht wird. Ein künftiger Krieg wird erst darüber entscheiden.

Die Landmacht Englands, so tapfer und meist siegreich wir sie auch in den Kriegen finden, die wir noch zu betrachten haben, leidet an den Mängeln der britischen Wehrverfassung, die bis auf den heutigen Tag, weil sie in den Verhältnissen des englischen Volkes begründet sind, keine Abhülfe gefunden haben. Wir werden

diese Wehrverfassung bei dem Krimkriege besprechen und heben hier nur hervor, daß bis heut noch keine allgemeine Wehrpflicht besteht, sondern die Soldaten im Lande geworben werden, wodurch nur erwerblose, arbeitscheue Menschen, liederliche, verlorene, selbst verworfene Subjekte in die Armee kommen und die Bessern abgehalten werden, zu solcher Gesellschaft einzutreten. Trotz der eisernsten Disziplin, die der Schläge noch nicht entbehren zu können glaubt, sind Exzesse der gröbsten Art häufig, auch Desertion, die in andern Heeren fast verschwunden ist. Im Jahre 1858 soll es 20,000 Deserteure gegeben haben, sie nehmen das Handgeld und laufen weg. Das Handgeld für die Menschenwaare richtet sich, wie bei jedem Handel, nach den Konjunkturen: hier, wo das Militär der Industrie Konkurrenz macht, besonders nach dem Staude der Arbeitslöhne in England; bei gefährlichen Kriegen muß es bedeutend erhöht werden. Ein altes Uebel, das aber noch heut seine Vertheidiger im Parlamente findet, ist die Käuflichkeit der Offizierstellen. Wir werden auf alle diese Verhältnisse später zurückkommen. Welch' ein Gegensatz stellt sich dar, wenn man mit der englischen die französische oder vorzüglich die preußische, jetzt allgemeine deutsche Wehrverfassung vergleicht, die man wol die beste in Europa nennen kann! Daß die englischen Soldaten, trotz ihrer schlechten Elemente, sich in allen Erdtheilen vortrefflich schlagen und den Beinamen, den ihnen der Nationalstolz gegeben hat, „Eichenherzen", wohl verdienen, liegt in der Wehrhaftigkeit des britischen Volkes.





Auszug der Revolutionsheere. Nach H. Vernet.

9. Französische Revolutionskriege.

Als die französische Revolution 1789 ausbrach, befand sich die Armee in der traurigsten Verfassung. Alle Zweige der Militärverwaltung waren in grenzenloser Unordnung, der Habgier und Spekulation zugänglich; die strengen Strafgesetze, wie die mit schrankenloser Willkür verhängten Disziplinarstrafen (d. h. solche, die der Vorgesetzte ohne Richterspruch anwenden kann), vermochten die militärische Zucht nicht aufrecht zu halten, weil das Ehrgefühl der Soldaten, überhaupt das moralische Element, nirgend geweckt wurde. Das war die Schuld des Offiziercorps, das sich weder Liebe noch Achtung erwarb. Fast alle Stellen vom Kapitän aufwärts waren käuflich, sogar ein Theil der Leutnantstellen; die einzige Anforderung an die Offizier-Aspiranten verlangte ein Alter von 16 Jahren und den Nachweis des Adels durch vier Generationen! Die vom Landadel brachten es selten höher, als bis zum Kapitän, und mußten fast allein allen Dienst thun; der Hofadel ging schnell durch die untern Grade oder übersprang sie und füllte alle Stellen vom Stabsoffizier aufwärts; die hohe Aristokratie begann ihre militärische Laufbahn meist gleich vom Regimentskommandanten an und die Zahl der Generale überschritt den Etat der Armee wahrhaft lächerlich: 1789 gab es deren 1171. Fast alle höheren Offiziere lebten nur ihrem Vergnügen und ließen sich selten bei ihren Truppen sehen.

Die revolutionäre Partei benutzte diese schlimmen Zustände, um die Soldaten erst mißvergnügt zu machen, dann in politische Umtriebe zu verwickeln und endlich zur offenen Empörung zu drängen. Am Bastillesturm, 14. Juli 1789, betheiligten sich bereits die Fußgarden (Gardes françaises). Die Gardes du corps, dem Volke verhaßt, mußten im Oktober aufgelöst werden. In den Provinzen nahm die Zuchtlosigkeit der Truppen in einer Weise zu, welche selbst die Nationalversammlung erschreckte. Die Verkündigung der allgemeinen Menschenrechte wurde von den politisirenden Soldaten nach Belieben gedeutet; die Offiziere wagten nicht mehr, zu befehlen und zu strafen, sie suchten nur durch Bitten und Zureden wenigstens grobe Exzesse zu verhüten; dies schwächliche Laviren untergrub natürlich ihr Ansehen nur noch mehr. Einzelne Regimenter fingen an, mißliebigen Obersten die Fahnen und Kassen wegzunehmen und — auf das Rathhaus zu bringen! Im Sommer 1790 begannen die Vertreibungen der Offiziere und die eigenmächtigen Kassenrevisionen, an welche sich bald Plünderungen der Kassen und Gelderpressungen schlossen. Eine furchtbare Meuterei, welche im August zu Nancy ausbrach, mußte endlich doch mit Strenge unterdrückt werden. Mit der neuen Verfassung 1791 wurde nun auch eine Reorganisation der Armee beschlossen; die Forderung aber, daß alle Offiziere einen Eid leisten sollten, nur den Befehlen der Nationalversammlung zu gehorchen, der mißlungene Fluchtversuch des Königs und das Beispiel des Marschalls Bouillé, welcher denselben begünstigt hatte und darum außer Landes gegangen war, veranlaßte eine große Zahl von Generalen und Offizieren, die Armee zu verlassen und über die Grenze zu gehen. Man ließ die Hälfte der vakanten Stellen den Unteroffizieren, die andere Hälfte sollte mit geeigneten Bürgern besetzt werden. Bis zum Oktober war die Zahl der entflohenen Offiziere auf 1932 gestiegen und nur 764 Stellen hatten wieder besetzt werden können.

Die Zusammenkunft des deutschen Kaisers mit dem Könige von Preußen zu Pillnitz im August 1791, bei welcher eine Unterstützung Ludwigs XVI. verabredet wurde, bewog die französische gesetzgebende Versammlung zu Kriegsrüstungen. In Paris war schon 1789 durch Lafayette eine Nationalgarde gebildet worden, welche Uniformen nach den Stadtfarben von Paris, Blau mit Roth, erhielt und die königliche Farbe, Weiß, als Rabatten (Brustaufschläge) damit vereinigte. Diese drei Farben (tricolore) wurden nach der Abschaffung des Königthums die Nationalfarben für Fahnen und Kokarden. Im Jahre 1790 war die Nationalgarde in ganz Frankreich eingeführt, in Bataillone getheilt, auch mit leichten Geschützen, wie die Linieninfanterie, versehen worden. Der innere Zustand der Armee hatte sich aber nicht verbessert: dem Kriegsminister wurde sogar die Befugniß genommen, ein Dienstreglement ohne Prüfung und Genehmigung der gesetzgebenden Versammlung zu erlassen; ja die Frage wurde diskutirt, ob Regimentsbefehle über den innern Dienst Gesetzeskraft hätten und von den Soldaten befolgt zu werden brauchten. Und mit einer solchen Armee, in welcher alle Bande der Zucht und Ordnung gelöst waren, sollte Krieg gegen die besten Militärmächte Europa's geführt werden!

Das erste Kriegsjahr. Am 20. April 1792 erklärte Ludwig XVI., von der Gesetzgebenden Versammlung dazu gedrängt, den Krieg an Kaiser Franz, aber nicht als solchen (um Deutschland aus dem Spiel zu lassen), sondern als König von Ungarn und Böhmen.



Kampf und Untergang der Schweizergarden (1792). Zeichnung von A. Beck.

An der Grenze von der Nordsee bis zur Schweiz waren drei Heere aufgestellt, unter Rochambeau, Lafayette und Luckner gebildet: die beiden Ersteren haben wir in Amerika, den Letzteren als Parteigänger im Siebenjährigen Kriege gesehen. Ein Angriff auf die österreichischen Niederlande eröffnete den Feldzug; er fand die Oesterreicher unter dem Herzoge von Sachsen-Teschen unvorbereitet, sie waren nicht einmal konzentrirt. Doch genügte ein entschlossenes Vorgehen derselben, um

das ganze Unternehmen zu vereiteln. Es war kein Wunder, daß die französische Armee bei den Zuständen, die in ihr herrschten, sich erbärmlich zeigte. Birons Corps, nachdem es ein vom Feinde gar nicht besetztes Dorf, durch welches nur eine österreichische Ulanenpatrouille geritten war, wie toll beschossen hatte, löste sich in schimpfliche Flucht auf, als eine schwache Abtheilung Infanterie sich zeigte. Dillons Detachement, auf den Feind stoßend, floh bei den ersten Kanonenschüssen, schrie Verrath, massakrirte seinen General und hing in Lille den Adjutanten mit mehreren andern Offizieren an den Laternen auf. Wer hätte damals sich träumen lassen, daß binnen zehn Jahren Frankreichs Heere das europäische Festland von den blühenden Gefilden Andalusiens bis zur alten Zarenstadt Moskau siegreich überziehen würden!

Auch Preußen ergriff nun die Waffen gegen Frankreich. Bei Koblenz sammelte sich die Hauptarmee, deren Befehl dem Herzoge von Braunschweig anvertraut wurde. Dieser erließ jenes berüchtigte Manifest, das Machwerk eines erbitterten Emigranten, Marquis Limon, der sein Volk besser hätte kennen sollen! In die große Masse desselben ist natürlich das Schriftstück nicht gedrungen, aber es gab der Presse und den Klubs durch seine übermüthigen und maßlosen Drohungen willkommenen Stoff, die Gemüther zu erhitzen. Wenn diesem Manifest wenigstens die rasche That gefolgt wäre! Aber der Herzog war nicht der Feldherr dazu. Sieben Marschtage bedurfte er, um von Koblenz bis Trier zu kommen, hier hielt er sieben Rasttage! Am 19. August überschritt er erst die französische Grenze.

In Paris war unterdessen der Thron gestürzt worden. Die Armee hätte den König noch retten können, und Lafayette mit der Ardennenarmee wollte es auch, er zögerte aber damit, wurde bei den Nachrichten aus dem Lande und von den übrigen Truppen unschlüssig und entfloh endlich über die Grenze, wo er von den Oesterreichern verhaftet und lange in Olmütz gefangen gehalten wurde. Seine Armee, deren Kommando Dumouriez erhielt, erkannte nun die neue Revolution ebenfalls an, wie es die Nordarmee gethan hatte. Diese befehligte jetzt Kellermann, während Luckner eine Reservearmee bilden sollte.

Den Preußen ergaben sich die Festungen Longwy und Verdun. Dumouriez wollte den Argonnenwald, eine von Defileen durchschnittene felsige Hochfläche auf der Grenze der Champagne, zu den französischen Thermopylen machen, aber einer dieser Engpässe wurde von den Verbündeten genommen, und Dumouriez, der sich umgangen sah, mußte sich zurückziehen. Noch war die Armee so schlecht und die Furcht vor den Preußen so groß, daß am 15. September Dumouriez' 10,000 Mann starke Arrièregarde bei der bloßen Erscheinung zweier preußischer Husarenregimenter in wilder Flucht davonlief und sogar das Gros in solche Unordnung gerieth, daß der Obergeneral, um die Flüchtigen zum Stehen zu bringen, mit seinem Gefolge in dieselben scharf einhieb. Er schrieb darüber nach Paris: „Es war kein Kampf, es war eine Flucht von 10,000 Mann vor 1500. Wenn der Feind weiter nachgefolgt wäre, so hätte er die ganze Armee zerstreuen können.“ Der Feind folgte aber nicht nach, der Herzog von Braunschweig wußte den unablässig vorwärts

drängenden König von der Vortrefflichkeit seiner methodischen Kriegführung zu überzeugen und Dumouriez konnte sich mit Kellermann, der bei Valmy stand, vereinigen. Auf Letzteren stießen am 20. September die Preußen und es kam zu der berüchtigten Kanonade von Valmy, in welcher von jeder Seite an 20,000 Schüsse abgefeuert wurden und kein Theil mehr als 400 Mann verlor: 50 Kanonenkugeln, um einen Menschen zu tödten! Als bei den Franzosen ein paar auffliegende Pulverwagen Verwirrung erregten, befahl der König den allgemeinen Angriff der Infanterie, der jedenfalls Kellermann auf den nahe stehenden Dumouriez und Beide in das Thal der Aisne geworfen hätte: ein Sieg von unberechenbaren Folgen! Aber der bedenkliche Herzog bewog den König, den Befehl zurückzunehmen, der kostbare Augenblick ging verloren und die Nacht machte dem Kanonendonner ohne viel Blutvergießen ein Ende. Ein Waffenstillstand folgte, Friedensunterhandlungen sollten mit dem französischen General angeknüpft werden, dieser legte aber statt der Antwort den Konventsbeschluß vom 21. September vor, welcher Frankreich zur Republik erklärte. Da war denn Alles abgebrochen.

Hunger und Krankheiten nöthigten die Verbündeten (auch ein österreichisches und ein hessisches Corps befand sich bei der Armee) zum verlustvollen Rückzuge aus der Champagne. Die Kanonade von Valmy, wenn auch kein taktischer Sieg für die Franzosen, hatte doch die volle Wirkung eines solchen. Longwy und Verdun wurden wieder übergeben und die armen weißgekleideten Jungfrauen, welche Friedrich Wilhelm II. im letztern Orte festlich begrüßt hatten, bluteten für ihre royalistische Gesinnung durch die Guillotine.

Der Herzog von Sachsen-Teschen mußte nun die Belagerung von Lille, Vauban's Musterfestung, aufheben; er hatte durch sein Bombardement derselben eine solche Erbitterung in Paris erregt, daß der Konvent einen Preis auf seinen Kopf setzte! Gegen Belgien wandte sich nun Dumouriez, ein anderes Corps unter Custine aber gegen den von Truppen entblößten Oberrhein. Hier waren die geistlichen Staaten in der elendesten Kriegsverfassung, sie hatten wenige und schlechte Soldaten, aber zahllose Offiziere. Die Kriegsmacht des Kurfürsten-Erzbischofs von Mainz, 3000 Mann, wurde von zwölf Generalen befehligt.

Custine, nachdem er Speier und Worms besetzt, gewann die starke Festung Mainz durch bloße Drohung; er hätte wol auch Koblenz, die Residenz des geistlichen Kurfürsten von Trier, nehmen können, aber ihn lockte das reiche Frankfurt mehr und er zog hier ohne Widerstand ein, um der Stadt eine große Kontribution aufzulegen. Die Einnahme von Mainz und Frankfurt verbreitete Schrecken am ganzen Rheinstrom und bis in das Herz von Deutschland hinein. In Koblenz flohen Kurfürst und Domkapitel, flohen alle Kavaliere, die meisten Geistlichen, besonders Mönche und Nonnen, alle Räthe, viele Bürger, selbst der Gardeoberst mit Offizieren und Gemeinen; die Stände des Kurfürstenthums Trier luden Custine ein, nach Koblenz zu kommen, die regierende Fürstin von Wied empfahl sich seiner Milde; in Bonn und Köln begannen die Behörden zu packen, aus Kassel flüchtete die landgräfliche Familie.



Kanonade von Valmy. Preußische Artillerie im Begriffe aufzufahren. Zeichnung von A. Beck.

In Baden und Württemberg, ja in den Bischofsländern Würzburg und Bamberg, zitterte man schon vor den Franzosen; die beiden ersteren Staaten betheuerten ihre Neutralität, und zu Regensburg mietheten die Gesandten am Deutschen Reichstage Schiffe, wenn es zur Flucht käme! Jammervolle Zustände in Deutschland!

Dumouriez in den Niederlanden fand die Oesterreicher in einer verschanzten Stellung bei Jemappes und griff diese an.



Französische Artillerie während der Revolutionszeit. Nach H. Vernet.

Seine neuen Truppen, noch nicht taktisch ausgebildet, kämpften dabei in aufgelöster Ordnung und nachfolgenden schwachen Linien oder gedrängten Kolonnen — dieselbe Fechtart hatte sich aus gleichen Ursachen schon im Amerikanischen Kriege entwickelt. Ganze Bataillone griffen, in Tirailleurschwärme aufgelöst, die österreichischen Schanzen an, deren Feuer jedoch die französische Mitte zum Wanken brachte. Da stimmte Dumouriez' Kammerdiener Renard die Marseillaise, die französische Revolutionshymne, an, die Soldaten fielen ein, die begeisternden Worte und ihre Melodie entzündeten den Muth von Neuem. Eine andere Masse sammelte der junge Egalité, Sohn des Herzogs von Orleans, der sich der Revolution angeschlossen hatte, um durch diese auf den Thron zu kommen, statt dessen aber später das Schaffot bestieg. In wüthend erneuertem Angriff wurden endlich die Schanzen genommen und der Sieg errungen, der ganz Belgien in die Hände der Franzosen brachte.

Im Süden hatten sie Savoyen und Nizza fast ohne Gegenwehr erobert; beide Landschaften wurden Frankreich einverleibt.

So hatte der elendiglich begonnene Feldzug von 1792 auf allen Punkten siegreich und glücklich für die Franzosen geendigt. Aber sie sollten noch harte Prüfungen bestehen, ehe sie als Sieger aus dem ganzen Kriege hervorgingen.

Schon im Dezember 1792 wurde ihnen Frankfurt wieder entrissen, welches die tapfern Hessen unter den Augen des Königs von Preußen, der die Armee von der Lahn herbeiführte, erstürmten. Viele waren unter ihnen, die den Krieg in Amerika mitgemacht hatten.

Der Feldzug von 1793—1795. Das Jahr 1793 begann mit dem Königsmorde; darauf erhob sich im Innern ein schrecklicher Bürgerkrieg, indem die Vendeer die Waffen für den Sohn des Hingerichteten ergriffen und später sich auch ein großer Theil Südfrankreichs, namentlich Bordeaux, Marseille, Lyon und Toulon, gegen den Konvent erklärte. Dann brachte Pitt, der englische Minister, eine große Koalition gegen Frankreich zu Stande, an welcher fast sämmtliche Mächte Europa's Theil nahmen. Dumouriez drang zwar in Holland ein und eroberte mehrere Plätze, aber er mußte umkehren, weil die Ardennen-Armee am 1. März bei Aldenhoven von dem Prinzen von Sachsen-Koburg, dem neuen österreichischen Generalissimus, geschlagen worden war. Dasselbe Schicksal hatte Dumouriez selbst bei Neerwinden am 18. März; er sah sein Verderben vor Augen, da er sich schon den Haß der Jakobiner zugezogen hatte; Luckners greises Haupt war bereits durch die Guillotine gefallen. Im Feldlager erschien der Kriegsminister selbst mit vier Konventsdeputirten, Dumouriez' Schuld zu untersuchen. Da faßte er einen schnellen Entschluß, verhaftete die Deputirten und wollte das Heer gegen den Konvent führen, dasselbe fiel jedoch von ihm ab und er flüchtete mit seinem Stabe, worunter der jüngere Egalité (später 1830 König Ludwig Philipp), und etwa 1500 Mann zu den Oesterreichern. Die Alliirten nahmen dann Condé und Valenciennes.

Aerostiers. Bei der Belagerung von Condé wurde in der Festung durch die Franzosen der erste Versuch gemacht, den Luftballon zu militärischen Zwecken zu benutzen. Der Kommandant wollte an den General Dampierre außerhalb der Festung eine wichtige Botschaft gelangen lassen und vertraute sie einem Luftballon an. Derselbe fiel aber in das Lager des Feindes, welcher dadurch die besten Nachrichten über die Verhältnisse in Condé erhielt. Der erste Versuch war also vollkommen mißglückt. Mehr Erfolg versprach ein zweiter, der zur Rekognoszirung des Feindes dienen sollte. In einer Gondel unter dem Ballon stieg dazu ein Offizier mit Fernröhren und Flaggensignalen mit auf, der seine Beobachtungen anstellte, während der Ballon an langen Seilen von Menschen oder auch von Pferden (wol 30) festgehalten wurde. Man nannte diese Art von Ballons aërostats captifs, sie hatten aber immer noch mit den Schwierigkeiten, welche starke Windstöße erzeugen, zu kämpfen und diese, nebst andern hinzutretenden Uebelständen, sind nie besiegt worden. Die Versuche wurden fortgesetzt, besonders auf Betrieb des energischen Coutelle, früher Chemiker, dann Oberst. Er erlangte vom

Wohlfahrtsausschuß des Nationalkonvents 1794 die Erlaubniß, eine Compagnie Aerostiers von 20—30 Mann mit eigenen Offizieren zu errichten.


Aerostiers der französischen Revolutionsheere. Nach einem Zeitbilde.

Dieselbe stellte ihre ersten Versuche mit einem aus Seide gefertigten, etwa 30 Fuß im Durchmesser haltenden Ballon, der den Namen „l'Entreprenant" erhielt, in Maubeuge an, und ließ ihn täglich zweimal steigen, um die Arbeiten und Stellungen des Feindes zu beobachten. Dann rekognoszirte Coutelle in gleicher

Weise Charleroi und war während der Schlacht von Fleurus neun Stunden in der Luft. Auch moralisch wirkte die Erscheinung des Ballons auf den Feind, Geschütz- und Gewehrkugeln trafen ihn nicht und die abergläubischen österreichischen Soldaten mochten das Ding wol für eine übernatürliche Erscheinung ansehen. Ende Oktober 1794 wurde in Meudon eine école aërostatique für 60 Zöglinge errichtet, deren Direktor Conté unter Anderm auch ein Mittel erfand, in einem gefüllten Ballon das Gas monatelang fest zu halten; das Geheimniß dieser Erfindung ist aber verloren gegangen. Für den Feldgebrauch wurde noch eine zweite Compagnie Aerostiers organisirt, welche unter Coutelle Mainz rekognoszirte, später aber unthätig blieb, weil der neue Oberbefehlshaber Hoche die ganze Sache für unpraktisch hielt. Auch der Expedition nach Aegypten 1798 wurde eine Abtheilung Aerostiers mitgegeben, die aber nicht gebraucht werden konnten, weil die Engländer das Schiff nahmen, auf welchem sich ihr ganzes Material befand. Bonaparte löste nach seiner Rückkehr aus Aegypten als Konsul das ganze Institut mit der Schule zu Meudon auf. Wir haben diese Versuche, welche immerhin ein militärisches Interesse bieten, folglich eine Stelle in unserem Soldatenbuche verdienen, gleich im Zusammenhange bis zur Aufgebung derselben erzählt und wenden uns wieder dem Kriegsschauplatze von 1793 zu.

Ein englisches Heer landete und belagerte Dünkirchen, die Preußen Mainz, das sich im Juli ergeben mußte. Hätte man diese großartigen Erfolge benutzt, so wäre die Französische Republik verloren gewesen. Schon hatten bei der Uebergabe von Valenciennes französische Soldaten ihre dreifarbigen Kokarden herabgerissen und mit Füßen getreten, wie ein französischer Deputirter, Cochon mit Namen, im Konvente selbst berichtete. Aber die Verbündeten zauderten, und der Konvent dekretirte in der äußersten Gefahr das Aufgebot des ganzen Volkes (levée en masse), welches Carnot, zum Kriegsminister ernannt, in der Art ausführte, daß alle jungen Männer von 19—25 Jahren sogleich eingestellt, weitere Mannschaften aber nach Bedürfniß requirirt werden sollten. Das machte eine neue Organisation der Armee nothwendig, sie konnte jedoch natürlich erst nach und nach durchgeführt werden. Wir wollen sie als fertig betrachten und uns auch ihre Gegner anschauen, da wir von diesen vorläufig keine entscheidenden Schläge zu berichten haben. Es wird sich daraus erklären lassen, warum nun das Glück, das der jungen Republik den Rücken gewandt hatte, ihr wieder das volle Sonnenantlitz zukehrte.

In der französischen Armee standen bisher Linie und Nationalgarde neben einander und nicht im freundlichsten Verhältniß; die erstere betrachtete die Milizen gar nicht als Soldaten und sie nahmen sich auch sehr wunderlich aus, wie wir aus Schilderungen von Augenzeugen ersehen. Nicht selten zogen sie auf Wache mit auf die Bajonette gespießten Braten und Schinken, steckten ihre Suppenlöffel auf die Hüte (wovon sie den Spottnamen Löffelgarde bekamen) und benahmen sich sonst höchst unmilitärisch. Daß sie sich trotzdem, wenn auch nicht nach dem Exerzirreglement von 1778, gut schlugen, konnte sie in den Augen der Liniensoldaten nicht heben: dafür waren sie Franzosen! Die gegenseitige Abneigung führte zu vielen

Raufereien. Jetzt wurden beide verschmolzen, indem ein Linienbataillon immer mit zwei Nationalbataillonen zu einer sogenannten Halbbrigade vereinigt wurde. Das erstere erhielt statt der bisherigen weißen ebenfalls blaue Uniform, doch wurde die weiße aufgetragen und noch 1806 unter Napoleon sah man einzelne weiß uniformirte Regimenter. Zwei Halbbrigaden bildeten eine Brigade, zwei Brigaden eine Division, welcher auch zwei Kavallerieregimenter und zwei Batterien zugetheilt waren, sodaß sie aus allen Waffen bestand; jedenfalls die wichtigste Neuerung, weil dadurch eine Division, etwa 12—15,000 Mann stark, selbständig wurde und in jedem Terrain, in jedem Gefechtsverhältniß kämpfen konnte, indem eine Waffe die andere unterstützte.



Preußische Husaren unter Blücher französische Infanterie überfallend. Zeichnung von L. Burger.

Die Kavallerie wurde stark vermehrt, bei der Artillerie die reitende errichtet, welche hier „fliegende" Artillerie hieß (volante). Das Offiziercorps mußte stark gesäubert werden und der Wohlfahrtsausschuß, an dessen Spitze Robespierre die „Schreckensherrschaft" in Frankreich führte, machte wenig Umstände. Während des einen Jahres, in welchem die Revolutionsausschüsse und deren Truppen, mit der Guillotine umherziehend, wütheten, wurden 43 Generale guillotinirt und 4000 Stabs- und Subalternoffiziere auf einmal entlassen, weil sie nichts taugten; ein Dekret vom 4. März 1794 bestimmte, daß Keiner Offizier werden sollte, der nicht lesen und schreiben könne! Aber es wurde nun bald besser in den

französischen Armeen, gerade die innern Greuel führten ihnen viele edle Elemente zu, welche lieber als Soldaten für das Vaterland ihr Blut vergießen wollten, als unter den nichtswürdigsten, oft aus persönlichen Beweggründen entstandenen Verfolgungen durch die Guillotine. So erzeugte sich, vom Nationalgefühl und dem Enthusiasmus, welchen Siege, nach Unglücksfällen gewonnen, immer erzeugen, binnen Kurzem ein echt kriegerischer Geist, welchen Feldherren wie Moreau und nach ihm Bonaparte vortrefflich zu benutzen verstanden.

Die regellose Fechtweise in Tirailleurschwärmen, welche die Ungeübtheit der Truppen erzeugt und das durchschnittene oder gebirgige Terrain der Kriegsschauplätze bis zum Uebermaße entwickelt hatte, wurde allmälig mit den Formen einer geregelten Taktik in Verbindung gebracht und gewährte nun große Vortheile, da die Verbündeten den französischen Tirailleurs, welche jede Bewegung deckten und die Gefechte eröffneten, nichts Aehnliches entgegen zu setzen hatten. Die Oesterreicher hätten dazu wol ihre Grenzer gehabt, wenn sie diesen nicht zur unpassendsten Zeit ihre nationale, gegen die Türken erprobte Fechtweise genommen und sie gezwungen hätten, geschlossen wie die Linientruppen zu kämpfen: sie beraubten sich dadurch aus Zopfpedanterie einer zwar rohen, aber doch trefflich zu benutzenden Nationalkraft und brachen auch den Muth der wilden Krieger. Im Kroatenlager, wo sonst an den Wachtfeuern die Heldenlieder von den Thaten der Väter erklungen waren, herrschte jetzt eine unheimliche Stille und düstere Stimmung: sie hatten das Vertrauen verloren.

Bei den Preußen waren in jeder Compagnie 10 Mann zu Schützen ausgewählt worden, welche, vor der Front mit Zwischenräumen aufgestellt, ohne Kommando gut gezielte Schüsse abgeben sollten. Es war ein schwacher Anfang zum zerstreuten Gefecht, der aber den alten Offizieren ein Verstoß gegen die bewährte preußische Taktik zu sein schien und nicht glücken konnte, weil zu den Schützen nur solche Soldaten genommen wurden, welche künftig Unteroffiziere werden sollten, also alte, mitunter schon steife Leute — die Dienstzeit dauerte ja 20 Jahre. Diese sollten sich mit den flinken, jungen französischen Tirailleurs messen. Die preußischen Jäger konnten das allerdings, aber das waren nur 12 Compagnien im Ganzen. Es gab auch noch 24 Füsilierbataillone und diese hatten in ihrem Reglement eine sogenannte Schwarmattacke, d. h. die beiden Flügelpelotons liefen beim Avanciren des Bataillons etwa 50 Schritt vor, lösten sich in Rotten auf und schossen; dieselbe ist aber gegen die französischen Republikaner wol nie zur Anwendung gekommen. Man glaubte diese am besten nach der Manier des Großen Friedrich zu schlagen.

Und es war ein Unglück für Preußen, daß es auch in einigen rangirten Schlachten, wie bei Pirmasens und dreimal bei Kaiserslautern, wirklich geschah. Dadurch verblendeten sich die alten Generale, in ihrem übermüthigen Herabsehen auf die „lodderigen Banden", über den neuen Geist und die Fortschritte in der Taktik und verwarfen alle Vorschläge zur Verbesserung. Wurde doch sogar der Geschwindschritt, den manche Truppentheile angenommen hatten, als eine gefährliche Neuerung wieder abgeschafft, und als Preußen, durch Uneinigkeit mit seinen

Bundesgenossen — dem alten Erbfluch aller Koalitionen — und durch die Verwicklungen in Polen bewogen, 1795 den unseligen Frieden von Basel schloß, war es, als seien alle Erfahrungen der drei Feldzüge gegen Frankreich vergessen! Der alte Gamaschendienst, das alte Reglement, das im Kriege besonders von den jüngern Offizieren beiseite geschoben war, lebte wieder auf. Es bedurfte des furchtbaren Sturzes von 1806, um auch in der Armee eine Wiedergeburt zu bewirken.



Scharnhorst vertheidigt Menin. Zeichnung von A. Beck.

Die Oesterreicher setzten den Krieg noch bis 1797 fort. Sie hatten 1793 am Oberrhein die eroberten Weißenburger Linien, eine Kette von Verschanzungen am Ufer der Lauter bis zum Rhein, welche den Elsaß deckt, wieder verloren und waren in Frankreich bei Wattignies geschlagen worden; zwar hatten sie 1794 im Norden solche Fortschritte gemacht, daß wiederum keine Festung mehr auf ihrer Marschlinie nach Paris lag, aber sie zersplitterten sich, und nach mehrern Treffen mit wechselndem Glück verloren sie die Schlacht bei Fleurus gegen Jourdan, infolge deren sie Belgien räumten, das fortan in den Händen der Franzosen blieb. Der Prinz von Koburg legte den Oberbefehl nieder, welchen Clerfayt übernahm. Unter den Waffenthaten der Verbündeten ist besonders ruhmreich die Vertheidigung von

Menin, welche der später so berühmte Scharnhorst, damals hannoverscher Hauptmann, unter dem General von Hammerstein als dessen Generalstabsoffizier leitete. Die Festung, deren Werke sehr verfallen, war von 1500 Hanoveranern und 400 französischen Emigranten besetzt, als sie am 27. April 1794 von Moreau mit 21,000 Mann eingeschlossen wurde. Die Franzosen eröffneten sogleich ein lebhaftes Feuer; am 29. war die Munition der Belagerten schon so erschöpft, daß sie kaum noch auf einen Tag hinreichte. Da rieth Scharnhorst dem General Hammerstein, sich mit der Garnison durchzuschlagen, und ordnete Alles dazu an. Spät Abends traten die Truppen unter das Gewehr, 18 bespannte Geschütze waren ihnen beigegeben; um halb zwei Uhr in der Nacht begann der Ausfall aus dem Brügger Thore. Die französische Halbbrigade Vandamme, welche vor der Brücke stand, wurde mit dem Bajonnet geworfen und zum Theil niedergemacht, aber frische feindliche Bataillone eilten herbei und die Hannoveraner hatten einen harten Kampf zu bestehen, bis es Scharnhorst gelang, die Geschütze aus dem Gedränge in eine Stellung auffahren und ihr Feuer eröffnen zu lassen. Die Franzosen wurden nun mit Kartätschen beschossen, doch war ihre Uebermacht zu groß und das Terrain, in welchem der Galuwebach einen schwer zu überschreitenden Abschnitt bildete, zu ungünstig für die Hannoveraner, so daß sich bei ihnen in dem nächtlichen Gefecht alle taktische Ordnung löste. Dennoch gelang es ihnen, sich in einzelnen Abtheilungen glücklich durchzuschlagen und den Franzosen sogar einige Geschütze abzunehmen, von denen sie aber nur 2 fortbringen konnten. Von ihren eigenen 18 Geschützen retteten sie 13, ihr Verlust betrug 14 Offiziere und 431 Mann. Scharnhorst wurde für diese ausgezeichnete That zum Major und bald darauf zum Oberstleutnant befördert.

Nach der Schlacht bei Fleurus verfolgte Jourdan die Oesterreicher, welche zuletzt über den Rhein zurückgingen; Pichegru eroberte in einem glänzenden Feldzuge Holland, und auch am Oberrhein mußten die Verbündeten über den Rhein zurückweichen. Der Feldzug von 1795 wurde von den Franzosen infolge der innern Kämpfe des Konvents sehr matt geführt; erst im Herbst ging Jourdan bei Düsseldorf über den Rhein und warf die Oesterreicher bis über den Main zurück; Pichegru, der gegen Wurmser stand, eroberte Mannheim. Jetzt aber ging der österreichische General Clerfayt zum Angriff über, schlug Jourdan, befreite das Rheinland bis Düsseldorf hinab, kehrte nach Mainz zurück, erstürmte das verschanzte Lager der Armee, welche Mainz eingeschlossen hatte, wandte sich dann rheinaufwärts gegen Mannheim und nahm auch diese Stadt. Pichegru wich vor ihm zurück und der Feldzug hatte für die österreichischen Waffen glorreich geendigt. Am 21. Dezember wurde für die Armeen am Rhein ein Waffenstillstand geschlossen.

Der Krieg in der Vendee. Im Innern Frankreichs war dagegen der unglückliche Vendeekrieg im Erlöschen, freilich erlosch er in Blut. Hier hatte die Revolution schon in ihren Anfängen keinen Boden gefunden, weil die Bevölkerung, die ihren keltischen Charakter unter der Römer- und Frankenherrschaft und auch als Franzosen ihre Ursprünglichkeit bewahrt hatte, mit dem Adel und der Geistlichkeit in

Eintracht und Zufriedenheit lebte. Die Vendee hatte keine großen Städte, keine Landstraßen, ihre Bewohner lebten in kleinen Weilern und Dörfern, die Ackerstücke waren mit Gräben und bepflanzten Erdwällen eingefaßt, zwischen welchen die tief eingeschnittenen Verbindungswege ein wahres Labyrinth bildeten. Bei den revolutionären Vorgängen im übrigen Frankreich gerieth die Vendee bald in steigende Gährung, welche nach der Hinrichtung des Königs durch eine angeordnete Rekrutenaushebung — die bisher in Frankreich noch nie stattgefunden hatte — zum offenen Aufstand führte. Der Konvent schickte Truppen hin, aber diese waren als Soldaten kaum besser eingeübt als die Vendeer, denen ihr unwegsames Terrain und die genaue Kenntniß desselben bei diesem Volkskriege zu Statten kamen. Cathelineau, ein Maurer, Stofflet, ein Förster, und andere Männer bürgerlichen Standes, dann aber auch Charette, ein Edelmann, waren die Führer, und der Marquis von Larochejacquelein, der an ihre Spitze trat, führte die Vendeer zu schönen Siegen. Der Konvent wollte den Aufstand nun durch alle Schrecken seiner Blutmaßregeln unterdrücken, Gefangene jedes Geschlechts und Alters wurden zu Tausenden hingerichtet; die Guillotine arbeitete dem Scheusal Carrier, der in Nantes wüthete, viel zu langsam, die Unglücklichen wurden mit Kartätschen niedergeschossen oder in der Loire ersäuft, wobei mit teuflischem Hohn zuweilen Jünglinge und Jungfrauen nackt zusammengebunden wurden. „Republikanische Hochzeiten!" brüllte die entmenschte Horde. Es war, als ob in jener Zeit der Blutdurst wie ein Rausch des Wahnsinns alle Besinnung, alle Gefühle unter der fanatisirten Menge erstickt hätte. Erst nach Robespierre's und der Schreckensmänner Sturz und Hinrichtung suchte der Konvent durch versöhnliche Schritte die Vendee zu beruhigen; ein Friedensvertrag wurde geschlossen, als aber ein Emigrantencorps 1795 an der Küste der Bretagne landete, ergriffen die Vendeer von Neuem die Waffen. Jenes Corps mit den ihm zugeströmten Insurgenten (dort Chouans, „Kohlbauern" genannt) wurde jedoch vom General Hoche vernichtet, welcher darauf die Vendee durch sein ebenso energisches, als kluges und mildes Auftreten wieder zur Ruhe brachte. Die bewaffneten Scharen wurden zersprengt, ihre gefangenen Führer Charette und Stofflet erschossen (Larochejacquelein war schon früher gestorben); gegen die friedlichen Einwohner ließ Hoche aber die Milde walten. So endete nach dreijähriger Dauer ein Bürgerkrieg, in welchem die schwachbevölkerte Landschaft wenigstens 150,000 Menschen verloren hat. Der Aufstand der großen Städte im Süden war bereits 1793 mit unmenschlicher Grausamkeit unterdrückt worden.



Bonaparte in den Laufgräben von Toulon. Nach H. Vernet.

10. General Bonaparte. Erzherzog Karl.

Frankreich hatte eine neue Verfassung mit einem Direktorium von fünf Männern erhalten. Darunter war Carnot, der als Kriegsminister die Reorganisation der Armee geleitet hatte. Dieser entwarf für die Fortsetzung des Krieges 1796 den großartigsten Kriegsplan. Mit drei Armeen sollte Oesterreich angegriffen werden: auf dem linken Flügel mit der Sambre- und Maasarmee unter Jourdan, im Centrum mit der Rhein- und Moselarmee, welche jetzt Moreau befehligte, und mit

der italienischen Armee im Süden auf dem rechten Flügel. Die beiden erstern sollten die Neutralität Norddeutschlands, welche Preußen im Frieden von Basel ausgemacht hatte, achten, Jourdan durch Franken, Moreau durch Schwaben und Bayern vordringen, die italienische Armee sollte die verbündeten Piemontesen und Oesterreicher schlagen, die Lombardei erobern und, durch das Etschthal in Deutschland einrückend, sich mit den andern Heeren in Verbindung setzen, um so gegen das gemeinschaftliche Ziel, Wien, zu operiren.

Die Armee von Italien stand unter Scherer; diese war nicht in den erwähnten Waffenstillstand eingeschlossen und hatte daher den Krieg fortgesetzt, auch eine Schlacht gewonnen, sie aber nicht benutzen können. Zum Obergeneral dieses Heeres wurde im März 1796 Napoleon Bonaparte ernannt.

Seine Jugendgeschichte, seine militärische und politische Laufbahn, die ihn in 11 Jahren vom Unterleutnant an die Spitze einer Armee und 8 Jahre später auf den Thron von Frankreich führte, ist zu bekannt, als daß wir mehr als nur die Umrisse derselben zu geben brauchten. Er war am 15. August 1769 zu Ajaccio auf der Insel Corsica geboren und von seinem Vater, einem Patrizier, 1779 nach Frankreich auf die Militärschule von Brienne gebracht worden, von wo er 1784 in die von Paris getreten war. Aus dieser 1785 als Artillerieleutnant in die Armee gekommen, 1792 vor Ausbruch des Krieges zum Kapitän befördert, hatte er zuerst 1793 vor Toulon Gelegenheit gehabt, seine militärische Einsicht zu bekunden. Ihm war der Befehl über die Belagerungsartillerie übergeben; auf seinen Rath wurde der Hauptangriff nicht auf die Landseite, sondern auf die Forts gerichtet, welche den Hafen beherrschen. Hier ward ihm zugleich hinreichende Gelegenheit, nicht nur von seinem außerordentlichen militärischen Talent, sondern auch von seiner persönlichen Tapferkeit wie unerschütterlichen Besonnenheit glänzende Proben abzulegen. Eines Tages, als er gerade in einem Laufgraben damit beschäftigt war, einen Bericht über die Fortschritte der Belagerung einem jungen Sergeanten, Namens Junot, zu diktiren, fiel plötzlich in ihrer unmittelbaren Nähe eine von den englischen Schiffen abgeschossene Bombe nieder, die sich zuerst in den Boden wühlte und dann zerplatzte, wobei sie eine Menge Sand und Splitter rings umher in die Luft warf. Doch weder der junge vierundzwanzigjährige Kommandant noch sein Schreiber dachten daran, die gefährliche Stelle zu verlassen. Bonaparte that, als wenn gar nichts vorgefallen wäre, und Junot blieb ebenfalls ganz ruhig sitzen und meinte: „Gut, so brauche ich keinen Streusand!“ Solche Kaltblütigkeit schätzte der neue Kommandant hoch. Er verlor seinen damaligen Schreiber nicht aus den Augen und beförderte Junot später bis zum Divisionsgeneral. Für die Besetzung von Portugal ernannte er ihn zum Herzog von Abrantes, aber nicht zum Marschall. Als Feldherr bewies er sich später unfähig und endete in Geisteszerrüttung.

Jene Unerschütterlichkeit, die Napoleon als junger Offizier kundgab, bewahrte er sich unter allen Wechselfällen seines Lebens. Er verlor jene eiserne Ruhe auch nicht, als es recht schlecht um ihn stand und eine Kugel, die ihn getroffen, beinahe

als eine Wohlthat für ihn hätte gelten können. Bei Montereau 1814 umsausten auch wieder einmal eine Menge Kugeln die Stelle, wo der Kaiser stand und die Kanonen auf den Feind richtete. Man bat ihn immer dringender, sein Leben in dieser Weise nicht muthwillig der Gefahr auszusetzen. Indessen hatte auch hier der Kaiser sogleich einen Trost bei der Hand. „Ah bah", meinte er, „die Kugel, die mich treffen könnte, ist noch nicht gegossen." Es ward überhaupt für ihn keine gegossen.

Toulon kam damals durch Verfolgung des von Bonaparte entworfenen Planes in die Gewalt der Republikaner, und man hätte denken sollen, daß dem strebsamen jungen Artillerieoffizier Gelegenheit geboten worden wäre, sich weiterhin nützlich zu machen. Dies fand jedoch nicht statt. Wiewol zum Brigadegeneral ernannt, verlebte Bonaparte mehrere Jahre vergessen und vernachlässigt, ja oft in drückender Noth zu Paris und mußte mit Verdruß zusehen, wie sehr sich die Angelegenheiten der Republik verschlechterten, im Innern wie nach außen. Im Jahre 1794 zur italienischen Armee versetzt, ward er schon im darauffolgenden Jahre wegen Reorganisation der Artillerie wieder aus Italien abberufen. Er sollte auf Betrieb eines ältern Generals, den er im Avancement übersprungen hatte und der im Konvent die Militärangelegenheiten leitete, nach der Vendee geschickt werden und dort eine Infanteriebrigade übernehmen, reichte aber seinen Abschied ein und lebte eine Zeit lang in sehr dürftigen Verhältnissen, sodaß er schon daran dachte, in russische oder türkische Dienste zu gehen. Doch erhielt er bald Beschäftigung auf der Operationskanzlei des Kriegsministeriums, wo ihn Carnot kennen und seinen klaren, energischen Geist beim Entwurf des neuen Kriegsplanes achten lernte. Der Aufstand in Paris gegen den Konvent bewirkte, daß Bonaparte, dessen Entschlossenheit man vertrauen konnte, zum zweiten Befehlshaber der Armee des Innern erhoben wurde; er warf als Kommandant der Pariser Garnison am 4. Oktober 1795 die Aufständischen im Straßenkampfe nieder und zog dadurch die Blicke von ganz Frankreich auf sich. Das Direktorium ernannte ihn zum Divisionsgeneral, und da er zwei der Direktoren, Barras, der ihn von Toulon her kannte, und Carnot, zu seinen Gönnern zählte, so erfolgte bald seine Ernennung zum Obergeneral der Armee von Italien.

Er fand dieselbe, als er Ende März in Nizza eintraf, in der traurigsten Verfassung, abgerissen, halb verhungert, in einer sehr ausgedehnten Stellung, kaum 30,000 Mann stark, während das sardinisch-österreichische Heer über 50,000 zählte. Nachdem er die einzelnen Corps besichtigt hatte, erließ er folgenden Tagesbefehl, welcher meisterhaft darauf berechnet war, den gesunkenen Muth der vernachlässigten Truppen neu zu entflammen.

„Soldaten! Ihr seid nackt und schlecht verpflegt. Die Regierung schuldet Euch viel, aber sie kann Euch nichts geben. Eure Geduld, der Muth, den Ihr inmitten dieser Felsen zeigt, sind bewundernswerth, doch sie bringen Euch keinen Ruhm, kein Glanz strahlt davon auf Euch zurück. Ich will Euch in die fruchtbarsten Ebenen der Welt führen. Reiche Provinzen, große Städte sollen in Eurer Gewalt sein.

Ihr werdet dort Ehre, Ruhm und Reichthum finden. Soldaten der Armee von Italien, sollte es Euch an Muth oder an Beharrlichkeit fehlen?"

Mit Recht ist diese Proklamation bewundert worden, aber fallen unsern Lesern bei dem Hinweis auf die zu erwartenden Reichthümer, die in die Gewalt der Soldaten fallen sollten, nicht die Worte des Mansfelders an seine Kriegsknechte ein: „Ich will Euch auf eine fette Weide führen?"

Bonaparte eröffnete seinen weltberühmten Feldzug von 1796 damit, daß er zuerst die Oesterreicher auf ihrem rechten Flügel, da, wo sie Verbindung mit den Sardiniern hatten, angriff und diese nach der Lombardei hin zurückwarf, wodurch er jene Verbindung sprengte. Einer der geistvollsten, aber auch schärfsten Militärschriftsteller der Gegenwart, Rüstow, nennt mit Recht die Feldzüge von 1796 und 1797 darum welthistorisch bedeutend, weil sie das Piedestal bildeten, auf welchem Napoleon Bonaparte das französische Kaiserreich errichtete.

Zum Generalissimus der Oesterreicher in Italien war der greise Beaulieu ernannt worden, 71 Jahre alt; die Sarden befehligte Colli, ebenfalls ein alter Herr, wie die meisten Generale der verbündeten Armeen. Ihnen gegenüber stand der sechsundzwanzigjährige Oberfeldherr der Franzosen, unter ihm seine vier Divisionsgenerale, alle im kräftigsten Mannesalter, und der ausgezeichnete Generalstabschef Berthier, der acht Nächte hintereinander arbeiten konnte, ohne daß es ihn besonders angriff. Bald sollten die Verbündeten den überlegenen Geist kennen lernen, der in dem jungen Korsen lebte. Seine schmächtige, kleine Gestalt mit dem südlich gefärbten, schmalen, etwas krankhaften Antlitz war nicht geeignet, zu imponiren, in seinen blauen Augen jedoch mit der wunderbaren Macht ihres Blickes ließ sich jener Geist schon erkennen. Wir schildern Napoleon hier, wie er damals war; später nahm er eine größere Körperfülle an und sein Gesicht die Form und den Ausdruck, wie ihn hundert Bilder als Kaiser dargestellt haben.

Durch die ersten Gefechte drängte er die Oesterreicher zurück, durch das Treffen bei Millesimo trennte er sie von den Sarden; dann wandte er sich gegen diese, schlug sie und zwang ihren König zum Frieden. Jetzt konnte er eine zweite Proklamation an seine Truppen erlassen; sie lautete, ganz im französischen Geschmack:

„Soldaten! Ihr habt in 14 Tagen sechs Siege errungen, 21 Fahnen, 50 Kanonen erbeutet, eine Anzahl fester Plätze genommen, den reichsten Theil von Piemont erobert, 17,000 Gefangene gemacht, dem Feinde 10,000 Mann getödtet oder verwundet. Von Allem entblößt, habt Ihr Alles zu ersetzen gewußt. Ihr habt Schlachten gewonnen ohne Kanonen, Flüsse überschritten ohne Brücken, habt Eilmärsche gemacht ohne Schuhe; ohne Brot habt Ihr die Nächte unter freiem Himmel gelegen. Nur die Scharen der Republik waren so außerordentlicher Thaten fähig. Empfangt meinen Dank dafür, Soldaten. Doch, ich darf es nicht verhehlen, Ihr habt noch nichts gethan, weil Euch noch etwas zu thun übrig bleibt." Das erklärt ihnen die Proklamation noch näher.

Darauf ging der Feldherr rasch ans Werk, die Lombardei zu erobern, wohin sich die Oesterreicher zurückgezogen hatten. Er überschritt unvermuthet den Po, sie

wichen hinter den Addafluß und ließen bei Lodi eine Nachhut zurück, welche sich zur Vertheidigung der ziemlich langen Brücke aufstellte, diese aber nicht einmal verbarrikadirte, geschweige denn, wie es nöthig gewesen wäre, sprengte.

Bonaparte folgte schnell. Er hatte aus seinen vier Divisionen alle Grenadier- und Carabinier-(Schützen-)Compagnien zusammengezogen und daraus eine Grenadierdivision von etwa 6000 Mann als Avantgarde seiner Armee gebildet. Lodi war geräumt, die Franzosen rückten am 10. Mai ein. Jetzt erst verbarrikadirten die Oesterreicher wenigstens den Ausgang der Brücke. Diese ließ Bonaparte der Länge nach bestreichen, während die Grenadiere sich in den Straßen in Kolonne formirten.



Französische leichte Infanterie, einen Bach durchwatend. Nach H. Vernet.

Gegen 7 Uhr Abends wurde plötzlich das Stadtthor zur Brücke geöffnet und die Sturmkolonne drang unter dem mörderischen Feuer des Feindes vor, das sie einige Male stocken ließ und die hintern Compagnien veranlaßte, sich auf die Sandbank neben der Brücke in den Fluß zu werfen, um von hier durch ihr Tirailleurfeuer die Kolonne zu unterstützen. Zwei reitende Jägerregimenter (chasseurs à cheval) setzten durch eine Furt, der Sturm war gelungen, die Oesterreicher traten den Rückzug an.

Bonaparte hielt seinen Einzug in Mailand. Beaulieu ging hinter den Oglio, dann hinter den Mincio, die Etsch und zuletzt nach Tirol zurück, wo er das Kommando niederlegte. Wurmser, der mit 25,000 Mann Verstärkung aus Deutschland ankam, trat an seine Stelle.

Jetzt schlossen auch die Herzoge von Parma und Modena Frieden mit der Französischen Republik, der König von Neapel und der Papst Waffenstillstand. Dieser mußte 21 Millionen Franken (über 5 Millionen Thaler) zahlen, 100 schöne Gemälde und Statuen aus seinen Kunstschätzen und 500 kostbare Handschriften aus den Bibliotheken abliefern. Es war der Anfang des Ausraubungssystems, welches aus allen eroberten Ländern diese Art von Trophäen, die der Nationaleitelkeit so sehr schmeichelten, nach Paris schleppte. Auch fingen bereits Erpressungen an, zu denen die höhern Offiziere mit seltener Habgier das Beispiel gaben.

Die starke Festung Mantua war der letzte Halt der Oesterreicher auf italienischem Boden, Bonaparte belagerte sie seit Anfang Juni; viermal versuchten die Oesterreicher, die Festung zu entsetzen, und immer vergebens.



Französische Husaren, über einen Bach setzend. Nach H. Vernet.

Wir verlassen einstweilen diesen Schauplatz großartiger Siege Bonaparte's, um in Deutschland erfreulicher von deutschen Siegen zu erzählen.

Hier wurde am 31. März österreichischerseits der Waffenstillstand gekündigt. Den Oberbefehl hatte der Erzherzog Karl, ein Bruder des Kaisers, übernommen, der sich bereits in den vorigen Feldzügen ausgezeichnet hatte. Die Franzosen ergriffen wiederum zuerst die Offensive, Jourdan mit der Armee des linken Flügels ging bei Düsseldorf über den Rhein, schlug den Prinzen von Württemberg, der ihm hier gegenüberstand, und drängte ihn bis zur Lahn zurück. Da eilte der Erzherzog von Mainz herbei und warf Jourdan durch zwei Siege wieder über den Rhein. So hatte der jugendliche Fürst — er war 25 Jahre alt — seine Feldherrnlaufbahn

glücklich eröffnet. Hätte man ihn nach Italien geschickt, statt des siebzigjährigen Wurmser, vielleicht wäre dort Alles anders gekommen. Der Feldzug in Deutschland 1796 brachte ihm aber auch glänzenden Ruhm. Moreau mit der französischen Armee des Centrums war bei Straßburg, als der Erzherzog gegen Jourdan kämpfte und der Oberrhein durch Wurmser's Abmarsch nach Italien von Truppen entblößt war, übergegangen und drang in Süddeutschland vor. Der Erzherzog Karl, welcher herbeieilte, wurde selbst geschlagen und mußte weichen, aber er vertheidigte jeden Schritt, ging, wo sich ihm ein Vortheil bot, zum Angriff über und kämpfte zuweilen sogar glücklich, z. B. bei Neresheim, wo das Dragonerregiment Löwenehr eine ganze feindliche Brigade von 5000 Mann zersprengte. Im Ganzen konnte er Moreau jedoch nicht aufhalten und dieser drang im August bis an den Lech vor. Ueber die Alpenpässe konnten von hier schon Nachrichten mit Bonaparte gewechselt werden. Jetzt ging auch Jourdan wieder über den Rhein, drängte das ihm gegenüberstehende Corps zurück, nahm Frankfurt, Würzburg, Bamberg — und der großartige Kriegsplan Carnot's rückte seiner Ausführung näher. Da durchkreuzte ihn der Erzherzog Karl mit kühnem Entschluß. Schon hatten die süddeutschen Fürsten mit Frankreich Frieden oder Waffenstillstand geschlossen, Norddeutschland war seit dem Frieden von Basel neutral: Oesterreich, von Allen verlassen, schien verloren zu sein.

Am Lech stand der Erzherzog Karl gegen Moreau. Diesem gegenüber ließ er einen Theil seines Heeres unter Latour stehen, täuschte seinen kriegskundigen Gegner durch geschickte Manöver und entzog sich ihm plötzlich mit 28,000 Mann durch einen kühnen Marsch, um Jourdan, der nur noch zwei Tage von Regensburg stand, anzugreifen. Er warf dessen rechten Flügel unter Bernadotte (dem spätern König von Schweden) zurück, folgte ihm auf dem Fuße und schlug Jourdan's Armee am 24. August bei Amberg. Vergebens suchte dessen ganze Kavallerie, unter Bonneau zusammengezogen, die österreichische aufzuhalten, sie wurde von den Kürassieren in der Front, von den Husaren in der Flanke attakirt und geworfen. Vier Grenadierbataillone erstürmten die Höhen bei Amberg, und die Franzosen wurden in die Flucht geschlagen. Der Erzherzog drang darauf längs des Main vor und bedrohte Jourdan's Rückzugslinie, dieser eilte daher nach Würzburg. Hier kam es zu einer zweiten Schlacht am 3. September, welche lange schwankte und endlich von der österreichischen Reservekavallerie entschieden wurde. Zum letzten Male war hier eine große Reitermasse von 120 Escadrons vereinigt, aber die eigentlich entscheidende Attake führten nur 12 Escadrons aus. Die österreichische Kavallerie bewährte auch hier, wie in den vorigen Feldzügen, ihren alten Ruf. Wir hätten überhaupt von der deutschen Reiterei aus diesem ganzen Kriege viel schöne Waffenthaten erzählen können! Sie ist der französischen, so tapfer und ungestüm diese auch angreift und ihre Waffen zu führen weiß, überlegen, weil sie besser reitet und — ihre Pferde besser pflegt.

Bei Würzburg war also Jourdan total geschlagen und wurde es noch öfter auf seiner eiligen Heimreise, bis seine Scharen in völliger Auflösung über den Rhein

kamen und er das Kommando niederlegen konnte. Es ging ihm auch später nicht besser, denn er hatte als Feldherr kein Glück mehr und Glück gehört doch auch dazu.

Der Erzherzog wandte sich jetzt südwärts, um Moreau ein gleiches Schicksal zu bereiten. Dieser war in großer Gefahr, da er so weit vorgedrungen und von der Seite her nicht mehr durch die andere Armee gesichert war; er trat daher den vielbewunderten Rückzug an, der ihn nach einem sechswöchentlichen Marsche unter Gefechten und nicht ohne Verlust, aber doch glücklich, Ende Oktober über den Rhein nach Frankreich brachte. Deutschland war befreit; die beiden Armeen, welche die Hauptrollen in dem Feldzuge spielen sollten, hatten sich über den Rhein zurückziehen müssen. Aber in Italien blieb das Kriegsglück den Franzosen treu, Bonaparte wußte es an die dreifarbige Fahne zu fesseln. Er, dem nur eine Nebenrolle zugedacht war, brachte den ganzen Krieg zur siegreichen Entscheidung.

Vier Entsatzversuche machten die Oesterreicher, um Mantua zu behaupten, den ersten Ende Juli. Wurmser kam in zwei getrennten Heersäulen auf beiden Ufern des Gardasee's von den Alpen herab und Bonaparte war in bedenklicher Lage, denn schon war Brescia auf seiner Rückzugslinie genommen. Da faßte er den großartigen Entschluß, die Belagerung aufzuheben, seinen ganzen Belagerungspark mit Geschützen, Munition u. s. w. Preis zu geben und sich mit seiner ganzen Macht auf die gefährlichste jener Kolonnen zu stürzen, welche ihm in den Rücken zu fallen drohte. Seine Generale waren nicht dieser Meinung; er hatte auch, da er so jung war, und bei Manchem wol noch für einen bloßen Günstling des Direktoriums und trotz seiner Siege nur für ein Glückskind angesehen wurde, die keinen Widerspruch duldende Autorität noch nicht, welche er später besaß. Der Eine sagte ihm geradezu, sie hätten Befehle gegeben, weil sie den Obergeneral außer Stande dazu gesehen, und das ganze Unglück komme davon her, daß er, statt auf die Berichte seiner Offiziere, lieber auf die der Venetianer und Venetianerinnen gehört habe. Der Andere, Augereau, von niederem Herkommen und sehr derben Manieren, faßte ihn am Rockknopf und sagte: „Ich will Deinen Ruhm, wir müssen uns hier schlagen und ich stehe für den Sieg!" Dabei drückte er sich den Hut mit den dreifarbigen Federn fest auf den Kopf und setzte heftig hinzu: „Wenn es uns wieder schlecht geht, so kann das nur kommen, wenn Augereau todt ist."

Bonaparte blieb aber fest und der herrlichste Erfolg krönte sein kühnes Unternehmen. Die Kolonne von Quosdanowitsch wurde zuerst, dann die feindliche Hauptmacht unter Wurmser, welcher Bonaparte schon zur Ergebung auffordern ließ, bei Castiglione am 5. August geschlagen und beide nach Tirol zurückgeworfen. Mantua wurde sogleich wieder eingeschlossen, konnte aber natürlich nur blockirt, nicht mehr bombardirt werden, weil das Geschütz dazu verloren gegangen war.

Anfangs September unternahm Wurmser den zweiten Versuch; er wollte von Osten her durch das Brentathal gegen Mantua vorrücken, und wenn Bonaparte sich gegen ihn wendete, sollte ihm ein Corps, das in Tirol zurückgelassen worden war, in den Rücken gehen. Es kam aber umgekehrt. Bonaparte wußte davon nichts und beschloß einen Angriff auf Tirol, während eine Division vor Mantua stehen blieb.

Er ließ am 4. September den Engpaß von Calliano erstürmen, was die Oesterreicher für unmöglich gehalten hatten, weil die steilen Felsen so dicht an die Etsch treten, daß nur ein Raum von 150 Schritt frei bleibt; dieser war durch eine Mauer gesperrt und dahinter ein Regiment aufgestellt, während im Lager das Corps gemüthlich abkochte.



Französische Truppen zur Zeit der Republik und der Direktorialregierung. Zeichnung von A. Beck.

Die französischen Tirailleurs erkletterten aber die Höhen zur Rechten, und neun Bataillone, mit Schützen voran, gingen in geschlossener Kolonne gegen die Mauer vor. Da wichen die Oesterreicher, als sie die Feinde auf den Klippen erblickten; aber die Franzosen verfolgten sie so rasch, daß sie mit ihnen zugleich in das Lager eindrangen und eine Menge Gefangene machten. Sie rückten dann in Trient ein, wo Bonaparte erst den Marsch Wurmser's erfuhr. Jetzt war Eile nöthig. Er ließ die Oesterreicher durch eine Division hier noch weiter zurückwerfen, mit den

beiden andern marschirte er Wurmser nach, „à tire-d'ailes“ (mit Flügelschwung, sagt er in seinem Bericht. Er kam Jenem dadurch in den Rücken, nicht dieser ihm, schlug ihn bei Bassano am 8. und zwang ihn, sich mit seiner Armee nach Mantua hineinzuwerfen, das nun von allen Seiten eng eingeschlossen wurde.



Oesterreichische Infanterie aus der Zeit des Erzherzogs Karl. Zeichnung von A. Beck.

An Mantua hing das Schicksal des Krieges. In Oesterreich wurden große Anstrengungen gemacht. Die Armee in Tirol erhielt Verstärkung, die Tiroler wurden zur Landesvertheidigung aufgeboten, auch Freiwilligencorps errichtet: den Wiener Freiwilligen stickte die Kaiserin eine Fahne. Feldzeugmeister Alvinczy erhielt den Oberbefehl und unternahm den dritten Entsatzversuch, er selbst drang von Friaul aus gegen Verona vor, während das Corps in Tirol die Franzosen hinauswerfen sollte. Ein paar unglückliche Gefechte brachten Bonaparte wieder in eine schlimme Lage, der Feind benutzte sie aber nicht, sonst wären die Franzosen

unzweifelhaft von Mantua vertrieben und bis hinter die Adda zurückgeworfen worden, dann aber hätte sich die Lombardei gegen sie erhoben und Italien wäre ihnen verloren gewesen. Bonaparte konnte sich nur durch das kühnste Wagniß retten. Er zog so viel Streitkräfte zusammen, als vor Mantua zu entbehren waren, und marschirte, seine Rückzugslinie preisgebend, rechts ab, um Alvinczy, der bereits an der Etsch stand, von der Flanke her anzugreifen. Bei Arcole kam es am 15. November zu einer dreitägigen Schlacht, welche auf den Dämmen im Weichlande zwischen der Etsch und dem Alpon, einem kleinen Nebenflusse derselben, geliefert wurde. Die „Brücke von Arcole", Bonaparte zu Fuß mit der Fahne voran — wie sehr hat dieser Moment zur Verherrlichung des Helden dienen müssen! Allerdings pflanzte er die Fahne auf der Brücke auf, mußte aber vor den Oesterreichern wieder weichen und wurde in dem Wirrwarr von dem engen Damme in den Sumpf gedrängt, wo er hülflos steckend fast gefangen worden wäre, wenn General Belliard ihn nicht bemerkt und mit Hülfe einiger Grenadiere herausgezogen hätte. Am dritten Tage der Schlacht ging die Hauptmacht der Franzosen, das schwierige Terrain vermeidend, unterhalb desselben auf einer Bockbrücke über den Fluß und gewann so den Sieg. Ein Offizier von den Guiden, einer berittenen Leibescadron, die sich Bonaparte zugelegt, war mit 25 Pferden und allen disponibeln Trompetern auf einem Umwege in den Rücken Alvinczy's geschickt worden, wo er Signale schmettern ließ, die eine große Reitermasse anzukündigen schienen. Diese Kriegslist beschleunigte Alvinczy's Rückzug, den er bereits angetreten hatte.

Zum vierten und letzten Male wurde noch im Januar 1797 ein Versuch zum Entsatz von Mantua gemacht. Dieser scheiterte aber wiederum an der Entschlossenheit und der blitzschnellen That Bonaparte's durch die Schlacht bei Rivoli am 14. Januar. Auf der Hochebene war sein Corps von allen Seiten angegriffen worden, als er selbst Hülfe von Verona herbeiführte und Alvinczy zurückschlug.

Mantua mußte denn endlich am 2. Februar kapituliren. Jetzt — zu spät, viel zu spät! — wurde der Erzherzog Karl an die Spitze der Armee gegen Bonaparte berufen, und dieser wußte recht gut, daß er einen ebenbürtigen Gegner haben würde. „Bisher fand ich Heere ohne Feldherren," sagte er mit Cäsar, „jetzt schickt man einen Feldherrn ohne Heer!" Wohl fand der Kaiserssohn nur die Trümmer eines solchen, geschwächt und entmuthigt, als er bei Innsbruck den Oberbefehl übernahm; zwar wußte er den Geist in den Truppen wieder neu zu beleben, aber wie tapfer und einsichtsvoll er auch in dem Alpenfeldzuge jede Position vertheidigte, hindern konnte er nicht, daß die Franzosen in Tirol bis an den Brenner, in Kärnthen bis Laibach, in Steiermark bis Leoben vordrangen, nur noch 18 Meilen von Wien entfernt. In der Kaiserstadt wieder allgemeine Flucht, wie einst vor den Türken! Und doch war Bonaparte gerade jetzt in der unsichersten Lage. Das Volk ergriff die Waffen gegen ihn, sein Corps im Pusterthal war zurückgeworfen, die Oesterreicher hatten Fiume wieder besetzt, streiften bis Verona und schnitten den weit in das Gebirge vorgedrungenen Feind im Rücken von Italien ab. Da erhielt der Erzherzog Karl, der jetzt seinem Ruhme vielleicht die Krone aufsetzen konnte,

den Befehl, Waffenstillstand zu schließen, dem am 18. April der Präliminarfrieden zu Leoben folgte. Oesterreich trat Belgien und die Lombardei ab und erhielt dafür im definitiven Frieden zu Campo Formio Venedig, das sich seinen Untergang selbst bereitet hatte.

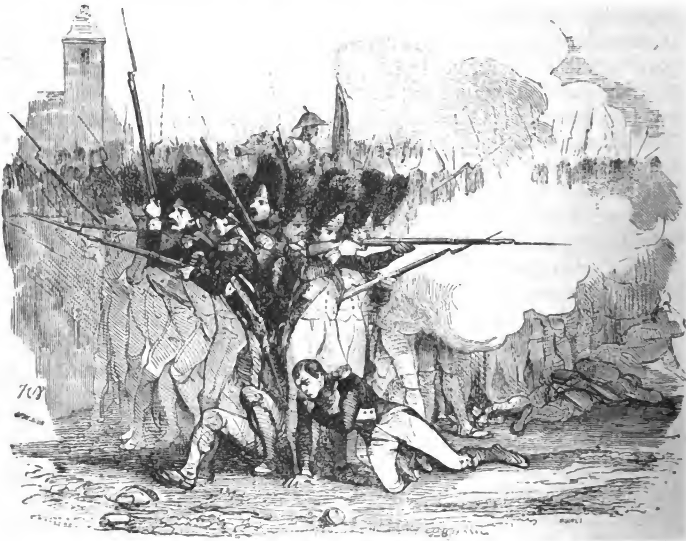
Die alte, meerbeherrschende Republik, einst so mächtig durch ihre Staatskunst, so reich durch den Handel, den sich ihr vornehmster Adel, der in das „Goldene Buch" eingetragene, zur Ehre schätzte, hatte schon durch die veränderte Weltlage seit Jahrhunderten viel verloren und nur noch den äußeren Schein ihrer alten Größe. Zu unglücklicher Stunde ließ sie sich jetzt verleiten, feindselig gegen das bereits siegreiche Frankreich aufzutreten; Bonaparte erklärte ihr den Krieg am 8. Mai und schon am 16. zogen die Franzosen in die Dogenstadt ein. Ruhmlos ging die Republik unter; ihr letzter Doge, Manin, als er nach der Abtretung Oesterreich den Huldigungseid leistete, stürzte von einem Schlagfluß getroffen todt nieder.

Bonaparte entwarf jetzt den Plan, Aegypten als Ersatz für die an England verlorenen Kolonien zu erobern; dadurch konnte Englands Einfluß im Orient vernichtet, es konnten sogar seine indischen Besitzungen bedroht werden. Das Direktorium genehmigte diesen Plan und der abenteuerliche Zug wurde begonnen. Nachdem scheinbar eine Expedition nach England vorbereitet worden, schiffte sich Bonaparte mit 40,000 Mann am 20. Mai 1798 in Toulon ein. Wie durch ein Wunder entging er der im Mittelmeer kreuzenden englischen Flotte, entriß unterwegs durch ein kurzes Bombardement den Johanniterrittern ihre Insel Malta, als eine feste Seestation im Mittelländischen Meere, und landete am 1. Juli in Aegypten, wo er sofort Alexandria mit Sturm nahm.

Aegypten stand unter türkischer Hoheit, die eigentlichen Herrscher im Lande waren aber die Bei's der Mamluken. Während der Kreuzzüge war hier unter diesem Namen (wörtlich „Sklaven") aus Fremden eine bewaffnete Macht gebildet worden. Sie hatten sich aber der Herrschaft bemächtigt und diese auch, als Aegypten unter türkische Botmäßigkeit gekommen war, mehr oder minder ausgedehnt behauptet. Jetzt standen Ibrahim und Murad-Bei an der Spitze, von denen der Letztere das Heer befehligte. In diesem war die Reiterei ausgezeichnet; Bonaparte sagt selbst, daß ein Mamluk im Einzelnkampf 3 französischen Reitern überlegen gewesen sei. Sie ritten ihre Pferde von edelster Zucht nach orientalischer Weise vortrefflich und wußten, in kurzgeschnallten, die ganze Fußsohle unterstützenden Steigbügeln zum Kampfe aufgerichtet, ihre Säbel meisterlich zu brauchen. Keiner wurde in das Corps der Mamluken aufgenommen, der nicht als Waffenprobe einen lose gestopften Sack Baumwolle auf einen Zug mit dem Säbel durchhauen konnte. Eigentlich war es mehr ein Schwung und Schnitt der haarscharfen Klinge, als ein Hieb, mit welchem sie die Köpfe ihrer Gegner heruntersäbelten.

Murad-Bei griff die Franzosen auf ihrem Vormarsch gegen Kahira am 12. Juli bei Chebrissa an. Hier, wo keine Deckungen sich boten, konnte kein Tirailleurgefecht geführt, mußten vielmehr Massen gegen den stürmischen Angriff der Mamluken formirt werden. Bonaparte ließ jede seiner 5 Divisionen für sich

ein Viereck bilden, das, an den Ecken durch die Grenadierpelotons verstärkt, nach allen vier Seiten Front machte; so entstand das sogenannte volle Carré, statt des bisherigen hohlen, d. h. mit einem großen innern Raum versehene. Die 5 Carrés, welche die schwache französische Kavallerie in ihre Mitte nahmen, gingen staffelförmig, um sich gegenseitig mit ihrem Feuer zu unterstützen, vor.



Carré französischer Grenadiere. Nach H. Vernet.

Einen so wilden Anlauf feindlicher Reiterschwärme unter gräßlichem Geschrei hatten die Franzosen in Europa noch nie erlebt; sie gestehen, daß selbst alte Soldaten erblaßt sind und ihre Gewehre im Anschlag gleichsam geflattert haben, als der Sturm auf sie losbrach. Doch schlugen sie ihn glücklich ab und gewannen dadurch wieder Selbstvertrauen.

Die Mamluken sammelten nun ihre ganze Macht; 23 vereinigte Bei's lieferten den Franzosen am 21. Juli die Schlacht bei den Pyramiden. Nicht vergebens sprach Bonaparte seine Truppen an, als die aufgehende Sonne ihnen zuerst diese Wunderbauten beleuchtete: „Soldaten, Ihr werdet heute die Tyrannen Aegyptens bekämpfen. Bedenkt, daß von den Gipfeln jener Monumente 40 Jahrhunderte auf Euch herabschauen!“ Wiederum stürmten Tausende von Mamluken auf die französischen Carrés daher; einzelne Delis („Vorkämpfer“), die sich dem Tode geweiht, brachen wol, von ihrem Haschischgetränk berauscht, ein, aber sie wurden

im Innern des Carrés niedergemacht und kein einziges gesprengt. Die Franzosen stürmten dann das Dorf, welches der Stützpunkt der Feinde war, und deren Verschanzungen, und die Mamluken flohen: Murad nach Oberägypten, Ibrahim nach Syrien zum dortigen türkischen Pascha.

Am 22. Juli hielt Bonaparte seinen feierlichen Einzug in Kahira und gedachte das Land zur bleibenden Behauptung zu organisiren.



General Bonaparte verleiht einen Ehrensäbel. Nach H. Vernet.

Jetzt traf ihn aber ein großes Unglück. Der Admiral Nelson, der ihn lange auf dem Meere gesucht, fand endlich die französische Flotte an der Küste von Aegypten und vernichtete sie in der Seeschlacht bei Abukir am 1. August. Das französische Admiralschiff von 120 Kanonen flog mit 1000 Mann in die Luft, von 21 Schiffen retteten sich nur vier.

Bonaparte ließ sich dadurch in seinem Werke nicht beirren, er sandte dem flüchtigen Murad-Bei Desaix nach und nahm die Kriegserklärung der Pforte, welche der Sieg bei Abukir dazu ermuthigt hatte, ruhig hin.

Gefährlicher für Frankreich wurde aber, daß sich in Europa, ebenfalls durch jenen Sieg veranlaßt, eine neue Koalition bildete, wozu freilich die empörenden Rechtsverletzungen der Franzosen in der Schweiz und in Italien herausgefordert hatten. Oesterreich, Rußland, England, Sardinien und Neapel traten zusammen,

und noch zwei, die nicht zusammen gehörten: der Papst, das Oberhaupt der katholischen, und der Sultan, der Erbfeind der ganzen Christenheit. Damals wunderte man sich noch über Dinge, die heute keinen Menschen mehr in Erstaunen setzen.

Der König von Neapel brach zuerst los, besetzte Rom, wo die Franzosen der päpstlichen Herrschaft ein Ende gemacht und eine römische Republik errichtet hatten; er wurde aber bald wieder vertrieben und verlor sein Königreich auf dem Festlande, wie auch der von Sardinien, dem man Piemont nahm. Beide waren jetzt nur Inselkönige unter dem Schutze der englischen Flagge, welche das Mittelmeer beherrschte.

Jetzt aber bereitete sich der Umschwung der Dinge vor. 60,000 Russen unter dem berühmten Suworow, welcher der Kaiserin Katharina weite Länder auf Kosten der Türken erobert und Polen als Beute zur letzten Theilung niedergeworfen hatte, kamen in Deutschland an, um nach Italien zu marschiren. Am Lech stand der Erzherzog Karl mit 100,000 Mann; an der Etsch, dem Grenzflusse des österreichischen Gebiets in Italien, war noch eine Armee unter Kray aufgestellt. Diese griff der französische General Scherer an, ehe die Russen angekommen waren, wurde aber in mehrern Gefechten geschlagen und nach Suworow's Eintreffen bis über die Adda zurückgeworfen. Auch Moreau, der nach ihm den Befehl übernahm, erging es nicht besser, und Macdonald, der von Neapel herbeizog, wurde in einer dreitägigen Schlacht an der Trebbia besiegt.

Der Tagesbefehl, welchen der russische Feldherr vor dieser Schlacht ausgab, charakterisirt den ganzen Mann. „In der Schlacht darf das Kommando Halt! gar nicht gehört werden! Es gilt kein anderes als: Attakirt! Hieb! Stich! Hurrah! Tambour und Musik!“ Von langen Schießgefechten wollte er nichts wissen. „Die Kugel ist eine Närrin!“ pflegte er zu sagen, „das Bajonett ein ganzer Mann.“ Ueber die Soldaten übte er wegen seines altrussischen Wesens, auch wegen seiner Wunderlichkeiten, eine fast zauberhafte Gewalt. Als Zeichen zum Angriff pflegte er wie ein Hahn zu krähen. Dies gellende Kikeriki wirkte wahrhaft dämonisch auf die Truppen. Mit den österreichischen Generalen und ihren gelehrten Dispositionen konnte er sich nicht vertragen; er verschaffte sich aber Respekt und noch mehr bei den Franzosen, obgleich sie über seine Manieren staunten, wenn sie ihm als Gefangene vorgeführt wurden. Vor der Schlacht bei Novi sahen die französischen Tirailleurs in einiger Entfernung einen kleinen Mann im bloßen Hemde über den Hosen, von einem einzigen Kosaken begleitet, an ihrer Kette langsam vorüberreiten: sie schossen auf ihn, er ritt langsam weiter und das Feuer lief, wie eine Ehrenbegrüßung ihn begleitend, die ganze Linie hinunter: es war Suworow.

Trotz aller Wunderlichkeiten trat aber in dem Geiste des greisen Feldherrn immer etwas Großartiges und Gebietendes hervor. Seine Instruktionen an die Truppen können noch heute musterhaft genannt werden.

Die eben erwähnte Schlacht kostete den Franzosen, welche schon die ganze Lombardei verloren hatten, auch Piemont.

So war die herrliche Frucht der Siege Bonaparte's in seiner Abwesenheit wieder verloren gegangen und es war hohe Zeit, daß er zurückkehrte, wenn nicht die Feinde sogar den Boden Frankreichs betreten sollten.



Die Franzosen in Aegypten. Kampf mit den Truppen der Mamluken-Bei's. Nach H. Vernet.

Denn auch Jourdan, der Unglücksfeldherr, war in Schwaben, wo er eingedrungen, vom Erzherzog Karl zurückgeschlagen worden; dieser hatte in der Schweiz selbst Massena, der sonst „das Kind des Glücks" hieß, besiegt und die Russen sollten

nun, weil Oesterreich sie gern aus dem wiedergewonnenen Italien los sein wollte, in der Schweiz den letzten Stoß geben, während der Erzherzog Karl am Mittelrhein Mannheim mit Sturm nahm.

Suworow fand aber, als er über den St. Gotthard kam, Alles schon verändert, Massena hatte über getrennte Corps gesiegt und führte gegen ihn seine gesammte Macht, so daß Suworow sich entschließen mußte, seinen Rückzug anzutreten, den er, alle Schrecken des Hochgebirges verachtend, nach Graubündten nahm.

Die Anstrengungen und Leiden der russischen Soldaten in dem berühmten Alpenfeldzuge überstiegen alle Begriffe, sie wurden aber mit Geduld ertragen. Es war nicht die Gebirgsnatur allein, die ihnen solche verursachte, sondern die schlechte Vorsorge, welche die verbündeten österreichischen Behörden für sie getroffen, besonders der Mangel an Verpflegung und Transportmitteln, die ewig neue Klage! Von den sieben Kosakenregimentern der Armee mußte jedes eine Anzahl von Pferden stellen, die als Lastthiere benutzt wurden, während ihre Reiter als leichte Infanterie Dienst thaten; aber die Steppenpferde leisteten als Saumthiere schlechte Dienste, zerstießen sich an den scharfen Felsen die Hufe und blieben größtentheils liegen. In Ilanz sammelte Suworow seine Scharen, die im traurigsten Zustande und vor der Hand völlig gefechtsunfähig waren. Er ging aber schon mit neuen Angriffsplänen um, als ihn die Aenderung der Politik seines Kaisers Paul vom Kriegsschauplatze zurückrief. Alle Bemühungen Oesterreichs waren vergebens, die Erbitterung des Feldherrn zu beschwichtigen. Suworow wurde zum Generalissimus aller russischen Heere erhoben und nach St. Petersburg berufen, wo ihm ein Empfang mit großen Ehren vorbereitet wurde. Er erkrankte jedoch auf dem Marsche zu Krakau, und es gelang seinen Feinden und Neidern, ihn wegen Nichtbefolgung kleinlicher kaiserlicher Dienstbefehle bei seinem Monarchen, der darin sehr streng, auch eifersüchtig auf seine Autorität war, in Ungnade zu bringen. Als er diese Nachricht erhielt, verschlimmerte sich seine Krankheit. Er war zwar nach einiger Zeit im Stande, seine Reise fortzusetzen, und kam am 2. Mai 1800 in St. Petersburg an, auch schien der Kaiser zuletzt wieder gnädiger gegen ihn gestimmt, doch starb der Held, der Rußland so große Dienste geleistet hatte, im Gefühle der bittersten Kränkung am 18. Mai 1800. Kaiser Alexander ließ ihm bald nach seiner Thronbesteigung eine kolossale Statue auf dem Marsfelde errichten.

Nizza und Genua waren jetzt allein noch von allen Eroberungen in den Händen der Franzosen, als Bonaparte aus Aegypten heimkehrte. Er hatte Anfangs 1799 auch einen unglücklichen Feldzug gemacht und in Syrien vergebens Akkon belagert, das er acht Mal gestürmt hatte; unterdessen war der türkische Kapudan-Pascha (Großadmiral) an der ägyptischen Küste gelandet, wo er Abukir genommen, bald aber von dem aus Syrien zurückgekommenen Bonaparte bis zur Vernichtung geschlagen worden war. Die schlimmen Nachrichten aus Europa hatten diesen darauf bewogen, den Oberbefehl in Aegypten an Kleber zu übergeben und mit wenigen Begleitern nach Frankreich heimzukehren, wo er, den Engländern wiederum glücklich entgangen, am 7. Oktober ans Land stieg.

Sein Erstes war, das im Volk verhaßte und verachtete Direktorium zu stürzen, den Rath der Alten mit Grenadieren und schlagenden Tambours aus den Fenstern seines Sitzungssaales (zum Glück parterre) springen zu lassen und Frankreich eine neue Verfassung zu geben.



Russische Truppen unter Suworow in der Schweiz 1799. Zeichnung von L. Burger.
Vorn Grenadier, Jäger, Musketier, Artillerist; links Husar, donischer, vornstehend uralischer Kosak; im Mittelgrunde Offizier und Tatar vom Tatarenregiment von Buranowski; hinten Kürassier- und Infanterieoffizier; rechts Fuhrwesen.

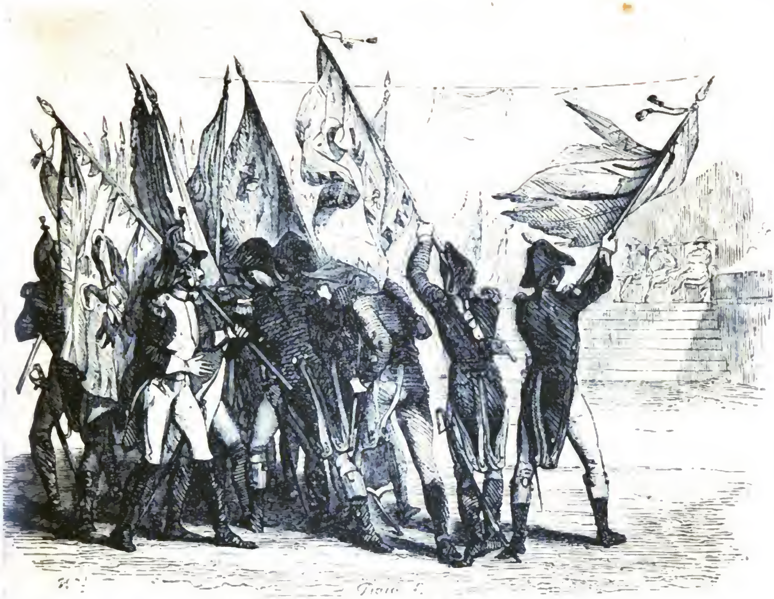
Drei Konsuln bildeten danach die Regierung; er selbst wurde, natürlich mit monarchischer Gewalt, der Erste. — Vor Allem mußte jetzt das Uebergewicht Frankreichs durch die Waffen hergestellt werden und es gelang vollkommen im

Feldzuge von 1800. Erzherzog Karl hatte seiner Gesundheit wegen den Oberbefehl niedergelegt; in Deutschland kommandirte Kray, in Italien Melas. Dieser eroberte Nizza und belagerte dann Genua, wohin er Massena zurückgeworfen. In Deutschland dagegen ließ der Erste Konsul den General Moreau mit der Donau-Armee über den Rhein gehen, Kray ward mehrmals geschlagen und ganz Bayern erobert. Unterdessen hatte Bonaparte im Mai eine sogenannte Reserve-Armee unter Berthier die Alpen übersteigen lassen und deren Befehl selbst übernommen. Ein berühmtes Gemälde von David stellt den Ersten Konsul auf diesem Alpenübergange vor, zu Pferde, mit dem Sturme des Hochgebirges kämpfend. Am 2. Juni besetzte der Erste Konsul Mailand und wandte sich dann gegen den Po. Genua hatte sich, nachdem die gräßlichste Hungersnoth in der belagerten Stadt ausgebrochen, am 5. Juni ergeben. Melas war durch Bonaparte umgangen, er hoffte sich aber durchzuschlagen und griff am 14. Juni die Franzosen bei Marengo an. Hier kam es zu der Schlacht, welche Italiens Schicksal entschied.

Anfangs wurden die Franzosen hart bedrängt; die Konsulargarde, welche sich Bonaparte gebildet, hielt zwar eine Weile Stand, ihre Grenadiere schlugen den Angriff der österreichischen Reiterei kaltblütig ab, wurden aber endlich doch zersprengt und Melas hielt die Schlacht für gewonnen, so daß er zurückritt, um den Sieg nach Wien zu melden. Da erschien plötzlich Desaix mit frischen Truppen und der Konsul rief den seinigen zu: „Ihr seid als Franzosen schon zu weit zurückgegangen — erinnert Euch, daß ich gewohnt bin, auf dem Schlachtfelde zu übernachten!“ Die Oesterreicher wurden aus verdeckter Aufstellung mit mörderischem Kartätschenfeuer empfangen, dann brach Desaix hervor, wobei er selbst fiel. Ein Kavallerieangriff Kellermann's zersprengte die österreichische Grenadierkolonne und jagte eine ganze Dragonerbrigade in die Flucht, auf der sie zum Theil ihre eigene Infanterie überritt. Bonaparte ließ auf der ganzen Schlachtlinie die Offensive ergreifen, und der Rückzug des Feindes artete bald in wilde Flucht aus. Am folgenden Tage unterzeichnete Melas den Waffenstillstand, welcher den Feldzug in Italien beendigte.

Der in Deutschland wurde nach Ablauf eines auch dort geschlossenen Waffenstillstandes durch den Sieg bei Hohenlinden entschieden, welchen Moreau am 3. Dezember gegen den Erzherzog Johann (48 Jahre später deutscher Reichsverweser) gewann. In der Noth wurde hierauf wiederum der Erzherzog Karl zum Oberbefehl berufen, konnte aber nichts mehr retten. Die Franzosen drangen bis über Linz hinaus vor, nach Wien kamen sie aber auch diesmal nicht, denn ein Waffenstillstand wurde geschlossen und bald darauf der Friede von Luneville, am 9. Februar 1801.

Bonaparte war gleich nach der Schlacht bei Marengo nach Paris zurückgekehrt, wohin Regierungsangelegenheiten ihn riefen. Den nächsten Krieg, nach fünf Jahren, führte er nicht mehr als Konsul, sondern als Kaiser der Franzosen.



Einbringung eroberter Fahnen. Nach H. Vernet.

11. Die Siegeszeit Napoleon's I.

Eine glorreiche Zeit für Frankreich, noch heute den Franzosen unvergeßlich, wie die damalige Größe ihres Kaiserreichs! Daß diese gewonnen war durch unerhörte Gewaltschritte, durch Kronen- und Länderraub, daß die anderen Völker Europa's mit Füßen getreten worden und auch das französische Volk, seiner Freiheit beraubt, für den Ehrgeiz und die Herrschsucht des Kaisers das Blut seiner Söhne in Strömen opfern mußte, kümmerte die große Nation nicht.

Auch unser Soldatenbuch kann solche Betrachtungen nicht verfolgen. Als Soldat und Feldherr verdient der Kaiser die höchste Bewunderung, aus seiner Siegeszeit wollen wir schildern, was uns besonders interessant erscheint — Alles darzustellen, ist der Rahmen unserer Bilder zu eng.

Der Konsul Bonaparte hatte sich 1804 als Kaiser Napoleon I. auf den Thron von Frankreich geschwungen und sich 1805 auch die eiserne Krone von Italien aufgesetzt, nachdem die 1797 in Oberitalien geschaffene Cisalpinische, später Italienische Republik, deren Präsident er zuletzt ebenfalls gewesen, in ein Königreich

verwandelt worden war. Zum Vizekönig von Italien ernannte er seinen Stiefsohn Eugen Beauharnais. Die republikanische Partei in Frankreich, die ihm jetzt als Monarchen feindlich war und ihn mit Verschwörungen, sogar mit Meuchelmord (durch die „Höllenmaschine") bedrohte, wurde mit Strenge unterdrückt: Pichegru, Moreau wanderten in die Verbannung. Den Herzog von Enghien, einen Prinzen des alten Königshauses, der ihm der Theilnahme an jenen Verschwörungen verdächtigt worden, ließ er auf deutschem Gebiete, wo er ruhig lebte, verhaften und nach kurzem Kriegsgericht erschießen! Daß Genugthuung vom deutschen Reiche gefordert werden könne, war ja nicht zu erwarten.

In Italien wurden neue Gebietserweiterungen gemacht, die Republik Genua und das Herzogthum Parma Frankreich einverleibt. Talleyrand, der Minister des Auswärtigen, erklärte: „Frankreich achtet, wie der Ozean, eitle Dämme nicht, sondern setzt sich seine Grenzen selbst."

Diese wo möglich wieder auf den frühern Umfang zurückzuführen, brachte endlich der englische Minister Pitt, die Mißstimmung der Mächte gegen Frankreich benutzend, eine dritte Koalition zwischen England, Oesterreich, Rußland und Schweden zu Stande. Preußen lehnte die Theilnahme ab. Der Feldzugsplan der Verbündeten war im großartigsten Maßstabe angelegt.

Der Dreikaiserkrieg. Zwei österreichisch-russische Armeen, eine in Italien unter dem Erzherzog Karl, die andere in Deutschland unter dem Erzherzog Ferdinand, thatsächlich jedoch unter Mack, verbunden durch eine dritte österreichische in Tirol unter dem Erzherzog Johann sollten gegen Frankreich vordringen, ein Corps von Russen und Schweden die Franzosen aus Hannover verjagen, ein anderes von Engländern und Russen in Neapel landen und gegen den Po marschiren.

Sie fanden aber Napoleon nicht unvorbereitet. Er hatte schon als Konsul unabläßig an der Verbesserung seiner Armee gearbeitet, sie in Armeecorps getheilt, jedes, von einem Marschall befehligt, aus 2—4 Infanteriedivisionen, 1 leichten Kavalleriedivision und 4—8 Batterien zusammengesetzt. Bei der Infanterie hatte er jedem Bataillon eine Voltigeurcompagnie gegeben. Nach der ursprünglichen Bestimmung wurden die kleinsten Leute dazu genommen, welche sicher schießen, mit leichter Kavallerie verbunden, dieser im Laufschritt folgen, oder auf deren Pferde voltigirend (davon Voltigeurs genannt), sich auf wichtige Punkte tragen lassen sollten. Die nicht zu den Corps vertheilte Kavallerie war als Reservekavallerie vereinigt. Zur Ausbildung der Truppen für künftige Kriege waren schon seit 1803 große Lager errichtet. Hier, wo alle bürgerlichen Elemente ausgeschlossen waren, sollten sie im militärischen Geiste und strenger Disziplin erhalten werden, Soldaten und Führer sich gegenseitig kennen lernen und so der starken einheitlichen Leitung ihres Kriegsherrn angepaßt werden.

Napoleon, wie wir schon bei Marengo gesehen, hatte auch seine Garde. Der Stamm dazu war das Grenadierbataillon, welches sich der Konvent 1792 zu seinem Schutze gegen die Straßendemokratie zugelegt, wozu unter dem Direktorium noch zwei Eskadrons gekommen waren. Diese Truppe wurde dann 1799

Konsular- und zuletzt 1804 Kaisergarde. Im Jahre 1805 war sie 6 Bataillone und 9 Eskadrons stark; sie wurde nicht aus Rekruten, sondern aus gedienten Leuten gebildet, die Grenadiere von zwölfjähriger, die Chasseurs (Jäger) von achtjähriger Dienstzeit. Auf Körpergröße und Schönheit wurde bei ihrer Auswahl nicht gesehen, sondern auf bewiesene Auszeichnung im Kriege. Das war die Alte Garde, welche bald die erste Truppe der Welt wurde, an Kriegstüchtigkeit von keiner andern erreicht.

Neben ihr hatte Napoleon auch eine Junge Garde errichtet, aus Leuten von kürzerer Dienstzeit und „Veliten", Söhnen des begüterten Mittelstandes, welcher durch diese Auszeichnung an den Kaiser gefesselt werden sollte. Wir werden später die Kaisergarde Napoleon's noch näher zu schildern haben.

An der Küste Frankreichs bei Boulogne war eine sogenannte Armee von England zusammengezogen, welche, um die Briten zu täuschen, Anstalten zur Einschiffung behufs einer Landung in England traf. Napoleon war selbst dort. Plötzlich gab er Befehl zum Aufbruch nach Deutschland. Es waren 4 Armeecorps unter Davoust, Soult, Lannes und Ney, sowie die Reservekavallerie, welche Murat, der Schwager des Kaisers, befehligte. Das Marschziel dieser Hauptarmee war Mannheim und Straßburg, wohin auch die Garden von Paris beordert wurden. Aus Holland sollte das Corps von Marmont über Mainz, aus Hannover das von Bernadotte durch Hessen auf Würzburg rücken, um sich hier zu vereinigen und den bis Ulm bereits vorgedrungenen Oesterreichern in den Rücken zu kommen. Diese mußten vor Ankunft der Russen geschlagen werden, dann sollte der Marsch auf Wien gehen. In Italien war Massena gegen den Erzherzog Karl aufgestellt und hatte nur einen hinhaltenden Krieg zu führen.

Dieser Feldzugsplan wurde meisterhaft durchgesetzt. Bernadotte, der rücksichtslos durch das neutrale preußische Gebiet von Ansbach marschirte, und Marmont, in Verbindung mit den Bayern, welche, von den Oesterreichern mit Entwaffnung bedroht, geradezu den Franzosen in die Arme getrieben wurden, nahmen die Donauübergänge hinter den Oesterreichern, die andern Corps griffen theils in der Front an, theils schnitten sie Mack von allen Seiten, selbst von Tirol, ab, so daß er, nach dem Treffen bei Elchingen in Ulm rings eingeschlossen, am 17. Oktober mit 25,000 Mann sich kriegsgefangen ergeben mußte. Nur der Erzherzog Ferdinand schlug sich mit der Kavallerie auf dem linken Donauufer nach Böhmen durch. Außer Bayern hatten sich auch Baden und Württemberg beim Einmarsch der Franzosen mit Napoleon alliirt —, konnten sie anders, wenn ihnen keine Macht in Deutschland zu Hülfe kam?

Die Kapitulation von Ulm und das rasche Vordringen Napoleon's im Donauthal zwang auch die Erzherzoge Johann in Tirol und Karl in Italien, obgleich dieser drei Stürme Massena's an der Etsch abgeschlagen hatte, zum Rückzuge nach der ungarischen Grenze, wo Beide sich vereinigten.

Kutusow mit der russischen Armee kam Ende Oktober am Inn an, zog sich aber unter steten Gefechten vor der französischen Hauptmacht zurück und wich auf

das linke Donauufer aus. Am 13. Dezember rückten die Franzosen in Wien ein und bemächtigten sich auch durch Ueberrumpelung der Donaubrücke, ohne daß diese abgebrannt werden konnte. Die Grenadierdivision Oudinot, welche Napoleon aus allen Grenadiercompagnien gebildet hatte, marschirte, mit vielen hohen Offizieren zu Fuß an der Spitze, ganz harmlos auf die Brücke zu; der Artillerieunteroffizier, welcher dieselbe beim feindlichen Angriff anzünden sollte, ließ sich dadurch verblüffen, die Lunte wurde ihm freundlich abgenommen; dem Fürsten Auersperg, der hinter dem Uebergange mit 13,000 Mann zur Vertheidigung aufgestellt war, spiegelte man einen Waffenstillstand vor, und er zog seine Truppen vom Ufer zurück. Er wurde dafür zur Kassation und Festungshaft verurtheilt.



Die Franzosen vor Wien. Zeichnung von A. Beck.

Kutusow zog jetzt nach Mähren ab, wohin ihm Napoleon mit zwei Corps, den Garden, Grenadieren und der Reservekavallerie folgte. Ende November stand der Kaiser bei Brünn den Verbündeten gegenüber, welche nach Ankunft der russischen Garden, ohne die Verstärkung durch die Erzherzoge oder die Mitwirkung Preußens abzuwarten, eine Schlacht beschlossen.

Die Dreikaiserschlacht. Am 2. Dezember 1805 kam es dazu, es war die Schlacht von Austerlitz, die man von der Anwesenheit der Monarchen die Dreikaiserschlacht genannt hat: Napoleon's berühmtester Sieg.

Er hatte Stellung an einem Bache genommen, dessen Uebergänge sein rechter Flügel mit einer Division besetzt hielt, während zwei andere dahinter in Angriffsmassen zum Vorstoß bereit standen. Der linke Flügel (zwei Corps und die Reservekavallerie) war über den Bach vorgeschoben, die Garden und Grenadiere blieben in Reserve. Die Verbündeten schienen Napoleon's Kriegsmanier noch gar nicht begriffen zu haben, denn sie erwarteten, er werde sich rein auf die Vertheidigung beschränken. In fünf Kolonnen setzten sie sich am 2. Dezember früh 7 Uhr staffelförmig vom linken Flügel in Bewegung, jede Kolonne auf einen bestimmten Uebergangspunkt des Baches. Nachdem diese Defileen genommen, wollte man sich jenseits in der rechten Flanke des Feindes entwickeln und diesen aufrollen, somit von seiner Rückzugslinie auf Wien abschneiden. Der rechte Flügel, bei welchem die Reservekavallerie unter dem Fürsten Liechtenstein und in Reserve die russischen Garden unter dem Großfürsten Konstantin waren, sollte dann auch die Offensive ergreifen. Ganz schön ausgedacht, wenn man einen zahmen Feind, der nur still hielt, vor sich gehabt hätte.

Ein tiefer Nebel bedeckte die Gegend, aber bald brach die Sonne durch, die sprüchwörtlich gewordene „Sonne von Austerlitz", und die Schlacht begann. Am Goldbache wurden die Defileen nach und nach genommen, aber Kutusow, der Oberfeldherr, hielt aus Bedenklichkeit die vierte Kolonne noch zurück, wodurch sie außer Verbindung mit den andern kam. Napoleon erkannte den Moment und ließ seine Angriffsmassen unter Soult gegen die Höhen von Pratzen, den Schlüsselpunkt der feindlichen Schlachtordnung, vorgehen, um diese zu durchbrechen. Hinter den Defileen war Davoust mit frischen Truppen angekommen und hielt durch eine Flankenstellung den Feind auf. Bei Pratzen stießen Napoleon's Massen auf die vierte russische Kolonne, welche endlich auf ausdrücklichen Befehl des Kaisers Alexander angetreten war. Es entstand ein mörderischer Kampf, der mit der völligen Niederlage und Auflösung der Russen endigte. Diese war so groß, daß der russische General Toll seinen Kaiser mit einem einzigen Begleiter fand, wie er weinend am Wege saß. Die Streitkräfte der Verbündeten waren jetzt in zwei Theile auseinander gesprengt. Ihr rechter Flügel stand noch in heftigem Feuer gegen Napoleon's linken, die Kavallerie machte sogar ein paar glückliche Attaken, namentlich ritt das russische Regiment Garde zu Pferde vier Carrés unter den Augen Napoleon's nieder und warf dessen reitende Gardegrenadiere, aber die Franzosen gewannen doch das Uebergewicht und zwangen den Feind zum Rückzuge. Unterdessen hatte Napoleon seine Garden und Grenadiere zur Besetzung der erstürmten Höhen von Pratzen vorgeführt und ließ nun die Truppen, welche dieselben genommen, den noch jenseits und an den Defileen kämpfenden feindlichen Kolonnen in den Rücken gehen. Sie wurden großentheils vernichtet.

Dem Siege bei Austerlitz folgte der Friede zu Presburg am 26. Dezember. Oesterreich trat Venetien, Tirol, Vorarlberg und seine schwäbischen Besitzungen sammt dem Breisgau ab; ersteres nahm Napoleon für sich, mit den andern Landschaften belohnte er seine süddeutschen Bundesgenossen, namentlich Bayern, das

nun, wie auch Württemberg, ein Königreich wurde. Rußland schloß keinen Frieden, wol aber mußte sich Preußen, das zu spät gerüstet hatte, mit Napoleon vertragen. Es trat Ansbach an Bayern, Cleve und Neufchatel an Frankreich ab und erhielt dafür ein gefährliches Geschenk aus Napoleon's Hand: Hannover, wodurch es mit England in Krieg gerieth.

Der Kaiser hatte die Macht, in Europa weitere Verfügungen zu treffen. Er entsetzte den König von Neapel und gab dies Land seinem Bruder Josef, Holland als Königreich erhielt ein anderer Bruder, Ludwig, der Vater des jetzigen Kaisers der Franzosen; seinem Schwager Murat verlieh er das von Bayern abgetretene Herzogthum Berg. Bayern, Württemberg und 14 kleinere deutsche Fürsten mußten in Paris im Juli 1806 den Rheinbund unter seinem Protektorat schließen, wodurch Deutschland ganz von ihm abhängig wurde. Alle zwischen den Gebieten der Bundesfürsten liegenden, bisher reichsunmittelbaren Stände wurden mediatisirt, d. h. ihrer selbständigen Stellung beraubt und ihr Gebiet an jene vertheilt. Das deutsche Reich war damit aufgelöst, Franz II. legte seinen deutschen Kaisertitel nieder; Kaiser von Oesterreich hatte er sich schon genannt, seit Napoleon Kaiser der Franzosen geworden war.

Die Niederlage Preußens. Ein Krieg mit Preußen war durch fortgesetzte Verletzungen dieses Staates unvermeidlich geworden. Napoleon wollte mit Preußen wegen der Kriegsrüstung von 1805 abrechnen, vor Europa aber sich als den Angegriffenen darstellen, darum reizte er seinen Gegner zur Kriegserklärung. Er hinderte die Errichtung eines Norddeutschen Bundes als Gegengewicht zu seinem Rheinbunde, er forderte Kurhessen auf, diesem beizutreten, gab Hannover an England zurück, um dies zum Frieden zu stimmen, und verweigerte die Zurückziehung seiner Armee aus Deutschland, angeblich, weil Rußland noch keinen Frieden mit ihm geschlossen habe. So standen die sechs Armeecorps, mit welchen er den kurzen siegreichen Feldzug von 1805 geführt hatte, noch immer schlagfertig am Main, im Herzen Deutschlands.

War die preußische Armee der französischen gewachsen? An Tapferkeit gewiß, sonst aber in ihrer allgemeinen Verfassung durchaus nicht. Sie ruhte auf ihren Lorbern aus Friedrich's des Großen Zeit; was seitdem im Kriegswesen fortgeschritten, war trotz der letzten Erfahrungen spurlos an ihr vorüber gegangen. Die höhern Offiziere, bis auf die Hauptleute herab, waren alt und gebrechlich. Die Bekleidung war aus leidigem Ersparungssystem sehr schlecht, die Bewaffnung der Infanterie wo möglich noch schlechter. „Die Ausrüstung", sagt General von Höpfner, welcher das beste Werk über den Krieg von 1806 und 1807 geschrieben hat, „war durchweg noch die alte geblieben; mit Zelten, wo die Franzosen bivuakirten, mit Brot- und Mehlwagen, wo Jene vom Lande lebten, mit einer unglaublichen Menge von Gepäck für die Offiziere, wo der Franzose sein Eigenthum bei sich trug."

Nur die preußische Kavallerie war der französischen überlegen und hatte ihren Ruhm in den Feldzügen von 1793 und 1794 bewährt. Lese man darüber



Soldaten Napoleon's. Die Alte Garde (1806.) Zeichnung von A. Beck.

Jäger zu Pferde im Dienstanzug und in großer Uniform. Lanzenreiter. Voltigeur. Füsilier. Grenadier. Armee-Gensd'armerie.

marschirend, nur nach und nach in das Gefecht rückten, so konnte Davoust immer mehr Truppen über das Defilee ziehen, und die Schlacht stand wie festgebannt, bis der Herzog von Braunschweig, durch beide Augen geschossen, fiel und nun alle Leitung aufhörte. Der König griff zwar persönlich ein, aber die Kavallerie hatte sich, trotz einzelner glänzender Angriffe, zersplittert und fehlte im entscheidenden Mo-

ihrer Unabh

6. November. Unterdessen war Stettin am 29. Oktober und Küstrin am 1. November übergeben worden. Der Kommandant von Küstrin fuhr deshalb einer schwachen französischen Abtheilung, die sich näherte, sogar entgegen — seine eigene Frau, darüber hoch empört, nannte ihn einen — wir wollen es nicht wiederholen. Endlich kapitulirte auch das starke Magdeburg mit 20,000 Mann, obschon der Kommandant sich vorher vermessen hatte, sich nicht eher zu ergeben, als bis ihm das Schnupftuch in der Tasche brenne!

Wir beschönigen nichts, es mag nicht blos Preußen, sondern ganz Deutschland zur Warnung dienen. Um so leuchtender auf diesem dunklen Hintergrunde strahlen die Sterne, auf welche sich der Blick nach solcher Schmach mit Freuden richten kann.

[illegible]

der Besatzung; Colberg dagegen wurde glänzend bis zum Frieden behauptet durch seinen Kommandanten Gneisenau und die treue Mitwirkung des Bürgermeisters Nettelbeck, der die Einwohner zu allen Opfern und zu muthigem Ausharren zu stimmen wußte: Ehre seinem Namen! Noch ein Dritter fand sich dazu, der Leutnant von Schill, welcher ein Freicorps bildete und den Franzosen außerhalb der Festung

vielen Schaden that. Er nahm den gemächlich reisenden Marschall Victor gefangen, gegen welchen nun Blücher ausgewechselt wurde.

Das Alles geschah in dem zweiten großen Akt des Krieges, der mit dem Eintreffen der Russen jenseit der Weichsel begann. Jetzt wurde den reißenden Fortschritten der Franzosen wenigstens für eine Zeitlang Einhalt gethan, wozu auch der Winter, welcher dort alle Wege ungangbar machte, beitrug. Napoleon hatte über viele Länder schon verfügt: Braunschweig und Hessen eingezogen, Hannover wieder besetzt und von Bayern aus die sogenannte Kontinentalsperre verfügt, wonach englische Waaren vom Festlande ausgeschlossen wurden; er hoffte dadurch England zu ruiniren.



Französische Reiterei, zu Fuße kämpfend. Nach H. Vernet.

In Warschau waren die Franzosen am 28. November eingerückt, von den Polen mit großer Begeisterung empfangen, weil sie von Napoleon die Wiederherstellung ihrer Unabhängigkeit hofften. Fürst Josef Poniatowski, ein Neffe des letzten Polenkönigs, Dombrowski und Andere bildeten Legionen für Napoleon's Dienst, sie sind ihm treu geblieben bis in den Tod — die Hoffnungen Polens hat er aber nicht erfüllt.

Noch zwei blutige Schlachten wurden geschlagen, die bei Eylau am 7. und 8. Februar unentschieden, die bei Friedland am 14. Juni siegreich für die Franzosen. In der letzten war es die Artillerie, welche den Sieg entschied. Hier trat zum ersten Male ihr Massengebrauch wirksam hervor. Unter Artilleriemasse ist nicht

etwa eine große Menge von Geschützen zu verstehen, sondern nur die Vereinigung mehrerer Batterien zum Zusammenwirken. Der General Sénarmont ging mit fünf Batterien bis auf 300 Schritt an die russischen Massen heran; nachdem ein paar Mal durchgefeuert war (geschützweise), avancirte er bis auf 150 Schritt, zuletzt gar auf 80 Schritt! und richtete in solcher Nähe natürlich eine furchtbare Verheerung mit Kartätschen an. Heute, gegen gezogene Hinterladungsgewehre, sollte er das bleiben lassen! Allen Respekt übrigens vor den Russen, daß sie stehen geblieben sind in solchem Höllenfeuer.

Nach dieser Schlacht rückten die Franzosen in Königsberg ein und bis Tilsit vor, wo Kaiser Alexander Waffenstillstand und Frieden anbot. Mit Rußland schloß ihn Napoleon am 7. Juli, mit Preußen am 9. Juli: die edle Königin Luise hatte vergeblich in einer persönlichen Zusammenkunft mit dem französischen Kaiser günstigere Bedingungen zu erhalten gesucht. Preußen mußte alles Land zwischen Elbe und Rhein sowie einen großen Theil der polnischen Erwerbungen abtreten, bis zur Abtragung von 36 Millionen Thaler Kontribution französische Garnison in seinen Festungen dulden und ernähren und durfte nur eine Armee von 42,000 Mann halten. Der stolze Staatsbau Friedrich's des Großen war zertrümmert, aus so tiefer Schmach und Erniedrigung aber sollte die Erhebung um so großartiger sein!

Napoleon erweiterte und befestigte seine Gewalt über Deutschland noch mehr, indem er aus den abgetretenen preußischen Landen, Braunschweig, Hessen und einem Theile von Hannover ein Königreich Westfalen für seinen jüngsten Bruder Jerôme (Hieronymus) schuf, der nun in Kassel einen lustigen, leichtfertigen Hof hielt. Der Kurfürst von Sachsen, der schon im Dezember 1806 mit Napoleon Frieden geschlossen und auch den Königstitel angenommen hatte, erhielt die von Preußen abgetretenen polnischen Landestheile als ein Großherzogthum Warschau — beileibe nicht Polen genannt! Die Völker verachtete Napoleon zu sehr, um ihren Wünschen willfährig zu sein; die knechtische Kriecherei und Schmeichelei, die er selbst in Deutschland erfahren, konnte seine Verachtung nur steigern: er sollte aber die Volkskraft noch kennen lernen.

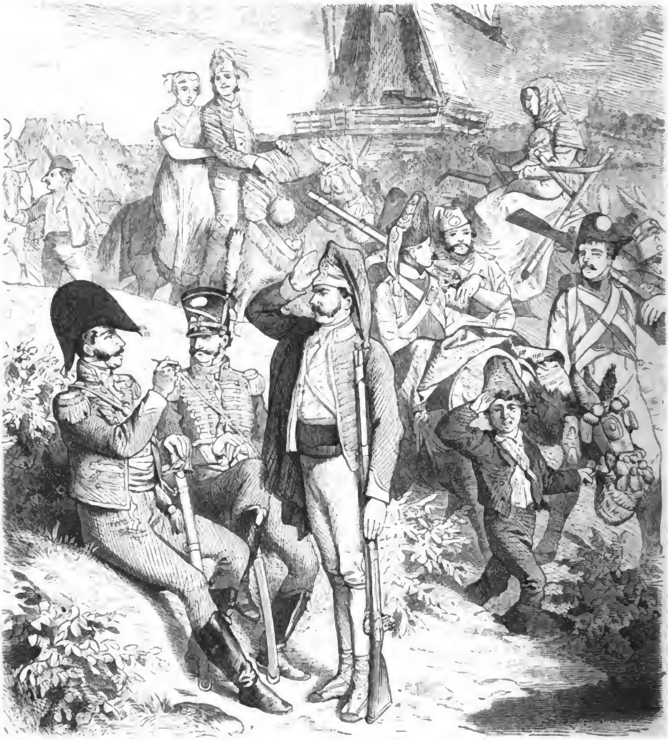
Schon von Berlin aus im Jahre 1806 hatte Napoleon, wie schon bemerkt, die Kontinentalsperre gegen England dekretirt, wonach dasselbe von aller Verbindung mit dem Festlande ausgeschlossen werden, Handel und Verkehr mit England aufhören und jeder Engländer, der den Boden eines von den Franzosen oder deren Verbündeten besetzten Landes betrete, kriegsgefangen sein sollte. England fürchtete, daß auch Dänemark, welches früher eine bewaffnete Neutralität inne gehalten, sich jener Kontinentalsperre anschließen werde, und beschloß daher den unerhörten Gewaltstreich, sich der dänischen Flotte zu bemächtigen. Eine englische Flotte unter Admiral Gambier mit 33,000 Mann Landungstruppen unter Lord Cathcart erschien im August 1807 gegen alles Völkerrecht vor Kopenhagen und verlangte die pfandweise Auslieferung der dänischen Flotte. Diese wurde natürlich verweigert und die Engländer begannen ein furchtbares Bombardement auf die Stadt, welches vom

Der Kaiser behielt ihn der Sicherheit wegen in Frankreich und gab die Krone von Spanien seinem Bruder Josef. Das Königreich Neapel erhielt Murat und das dadurch erledigte Großherzogthum Berg der kleine Ludwig Napoleon, Sohn des Königs von Holland und der Stieftochter Napoleon's, Hortense Beauharnais. Dies Kind, damals sechs Wochen alt, ist der jetzige Kaiser der Franzosen.

An demselben Tage, wo Napoleon die Krone von Spanien vergab, erklärte in Sevilla eine zusammengetretene Junta (Versammlung) von Abgeordneten des von Wuth und Scham über die Gewaltthat glühenden Volkes den Krieg an den Unterdrücker der Nation und der Aufstand verbreitete sich schnell über alle Provinzen. In Arragonien organisirte Palafox, in Andalusien Castaños die Volksbewaffnung. Zwar wurde diese hier und da von den kriegsgeübten Franzosen geschlagen und Dupont drang im Süden bis in die Sierra-Morena (das „Maurengebirge") vor; hier aber, von allen Seiten umstellt, mußte er mit 16,000 Mann die Waffen strecken: eine in dem Kaiserheere noch nie erlebte Schande! König Josef, der bereits in Madrid angekommen war, reiste wieder ab; englische Truppen unter Wellesley, dem spätern Herzoge von Wellington, landeten in Portugal und befreiten dies Land. Von der dänischen Insel Fünen entwichen die dorthin geschickten Spanier unter La Romana auf englischen Schiffen und kehrten zurück, um an der Vertheidigung des Vaterlandes Theil zu nehmen.

Napoleon beschloß, die Empörung in Spanien in Person zu unterdrücken. Um sich nach allen Seiten zu sichern, lud er vorher den Kaiser von Rußland, Alexander, der eine romantische Freundschaft für den bewunderten Helden, seinen zweimaligen Ueberwinder, gefaßt hatte, zu einer Zusammenkunft in Erfurt ein. Diese Stadt, mitten in Deutschland, war seit dem Tilsiter Frieden eine kaiserlich französische; hier fanden sich denn auf Napoleon's Wunsch, der als Befehl galt, die vier Rheinbundskönige nebst allen andern Rheinbundsfürsten ein und die Erfurter sprechen noch heute von diesem glänzenden Kongreß im Herbst 1808. Zufrieden über seine Besprechungen mit dem Kaiser Alexander, eilte Napoleon dann nach Spanien, wo er bis zu Ende des Jahres nach seiner Kriegsmanier mit großen Schlägen den Krieg vorläufig beendigte. Durch die Schlacht bei Burgos zersprengte er selbst die feindliche Mittelarmee; die Stadt war von allen Einwohnern verlassen, als er einzog, und wurde der Plünderung übergeben. Napoleon nahm sein Hauptquartier im erzbischöflichen Palaste, vor dem Portale hielten zwei bärmützige Grenadiers à cheval auf ihren kolossalen Pferden als Ehrenposten, die alte Garde bivuakirte auf dem großen Platze vor dem Palast. Da kochten und brieten die Grenadiere und Chasseurs in Kesseln, welche sie aus den nächsten Klöstern genommen, ihre Mahlzeit; die Feuer wurden mit kostbaren Möbeln unterhalten; goldverzierte Prachtsessel, mit Sammet und Damast überzogen, waren herbeigeschleppt worden und auf ihnen wiegten sich die alten Kriegsgesellen, ihren kurzen Stummel schmauchend und laut die Operationen, selbst ihren „kleinen Korporal", wie sie den Kaiser nannten, kritisirend. Der ließ ihnen aber keine lange Ruhe. Die Siege auf seinen beiden Flügeln bewogen ihn, ungesäumt mit seiner Hauptmacht gegen Madrid vorzurücken.

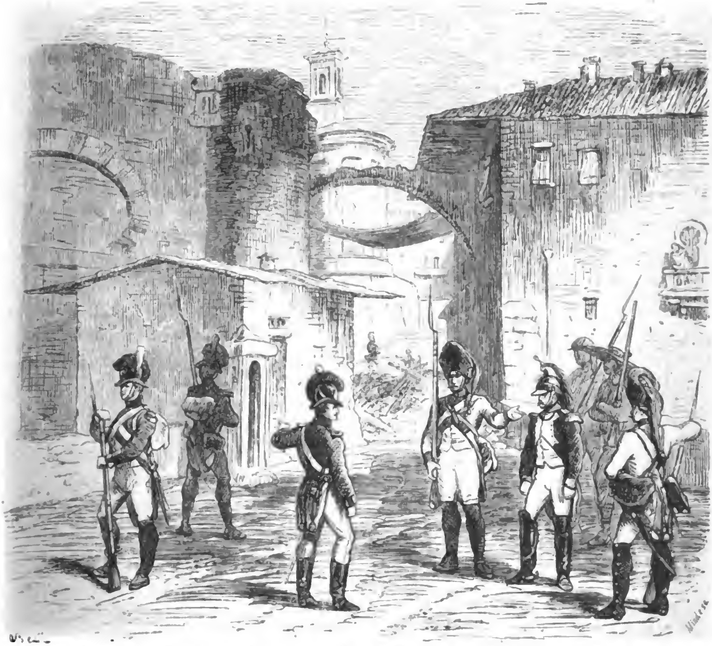
An den Pässen der Guadarrama fand er noch Widerstand; unangreifbar besonders schien der Paß von Somosierra, ein Bergsattel zwischen kegelförmigen Spitzen, in welchem die Straße in drei Biegungen aufsteigt. Diesen hatten die Spanier mit 14,000 Mann und 16 Kanonen besetzt.



Spanische Truppen unter Napoleon im Aufmarsch. Aus der Zeit ihrer Anwesenheit in Hamburg. Zeichnung von L. Burger.

Als die Infanterie, wie natürlich, zum Angriff des Defilees vorging, jedoch abgeschlagen wurde, attakirte eine Eskadron polnischer Chevauxlegers (nicht Lanziers, wie man gewöhnlich liest, denn das Regiment erhielt erst 1809 Lanzen) in den Engpaß hinein. Wir lassen über diese glänzende und ungewöhnliche Reiterthat einen Offizier jener Eskadron, Niegolewski, der kürzlich erst gestorben ist, reden: „Im vollen Lauf, in der Kolonne zu Vieren, weil der Paß keine größere Breite

zuließ, stürzte sich die Eskadron, ihren Rittmeister Koszietulski an der Spitze, unter dem Geschrei „Vive l'Empereur!" unaufhaltsam in das Defilee. Das geringste Stutzen nach der ersten Kartätschenladung hätte sie vernichtet; Jeder vertraute sich der Schnelligkeit seines Pferdes; über die Gestürzten hinweg, unter dem mörderischen Geschütz- und Gewehrfeuer, das sich bei jeder Biegung wiederholte, jagte Alles bergauf; die Ordnung war natürlich dabei ganz aufgelöst, die Bestberittenen gewannen die Spitze; so wurden alle vier Batterien nach einander blitzschnell genommen, die Bedienungsmannschaften niedergehauen."



Einbringung eines französischen Gefangenen an die Engländer in Spanien. Zeichnung von A. Beck.

Der Paß war erstürmt, durch Kavallerie! Ein panischer Schrecken bemächtigte sich der Spanier, ihr ganzes Corps ergriff die Flucht.

Vier Tage darauf, am 4. Dezember, stand der Kaiser vor Madrid. „Zieht die weiße Fahne auf oder die Stadt wird aufgehört haben zu existiren!" antwortete er kalt dem Parlamentär, der vor ihm erschien. Darauf eröffneten die Spanier von den Wällen das Feuer. Napoleon ließ durch seinen Sénarmont (den von Friedland!) eine Bresche in die Mauer schießen und diese durch eine Kolonne

zusammengezogener Voltigeurcompagnien erstürmen, — nach kurzem Gefecht war Madrid erobert.

Die Engländer kamen zur Rettung zu spät; sie hielten vor Napoleon, der sie endlich auf dem Festlande zu fassen hoffte, nicht Stand, sondern zogen sich nach der Küste zurück, schlugen die verfolgenden Franzosen bei Corunna, welchen Sieg sie mit dem Tode ihres Feldherrn Moore erkauften, und schifften sich ein. Alles Kriegsmaterial, das nicht fortgeschafft werden konnte, wurde vernichtet, 3000 Pferde mußten von ihren Reitern auf Befehl erschossen werden, was viele nicht ohne Thränen thun konnten. Die meisten Festungen wurden von den Franzosen genommen, auch Saragossa, nach der heldenmüthigsten Vertheidigung durch Palafox.

Napoleon glaubte Spanien vollständig unterworfen zu haben und verließ dasselbe, um Oesterreich, das von Neuem gegen ihn rüstete, zu bekämpfen. Aber der Krieg auf der Pyrenäischen Halbinsel flammte bald wieder empor und nahm so bedeutende Streitkräfte in Anspruch, daß er später, als Napoleon 1813 die in Spanien kämpfenden Truppenmassen besser in Deutschland gebraucht hätte, wesentlich zu seinem Untergange mit beitrug. In offenen Feldschlachten waren die Franzosen meist im Vortheil, aber die bewaffneten Volksscharen, Guerrillas genannt (guerrilla, „kleiner Krieg"), erschwerten die Kriegführung durch Unterbrechung aller Verbindungen und fortwährende Handstreiche, so daß mobile Kolonnen, oft von ziemlicher Stärke, entsendet werden mußten, um Landstriche von den Guerrillas zu säubern. Auch hielt die hartnäckige Vertheidigung vieler Festungen die Franzosen auf, und eine englische Hülfsarmee unter Wellington, die wieder herbeikam, gab den spanischen regelmäßigen Truppen einen bessern Halt, so daß beide dann auch Siege errangen. Der Kaiser schickte nun viel deutsche Rheinbundstruppen nach Spanien, welche ihr Blut für ihn vergießen mußten!

Der Krieg von 1809. Oesterreich hatte schon seit Beginn des spanischen Krieges gerüstet. Der Erzherzog Karl war jetzt Kriegsminister und hatte Vieles im Heerwesen verbessert, auch eine Landwehr förmlich organisirt. Noch vor der Kriegserklärung erließ er einen Aufruf an das Heer, welches er in Deutschland führen sollte, und sagte darin mit Recht: „Die Freiheit von Europa hat sich unter die Fahnen Oesterreichs geflüchtet." Er hoffte, daß sich das deutsche Volk gegen die Fremdherrschaft erheben werde: einzeln aufzuckende Blitze schienen das Gewitter zu verkündigen. Aber es kam noch nicht dazu; nur in Tirol, wo insgeheim Verbindungen angeknüpft waren, griff das treue Bergvolk zu dem sicher treffenden Stutzen, um wieder kaiserlich zu werden.

Bergfeuer und die mit Blut oder Mehl gefärbten Wellen der Alpenbäche gaben die Zeichen zum Aufstande, als ein österreichisches Corps durch das Drauthal anrückte. Die Bayern lagen zerstreut im Lande in Quartieren, eine französische Kolonne zog nichts ahnend über den Brenner. Von den Tirolern überfallen, zogen die Truppen in mehrern Gefechten den Kürzern, sie wurden von allen Höhen beschossen und durch herabgestürzte Felsstücke und Baumstämme getroffen, während sie selbst den Schützen nicht ankommen konnten. Auf dem Sterzinger Moos

griff der Sandwirth Andreas Hofer mit dem Aufgebot des Passeyerthals eine bayerische Abtheilung an: drei große Heuwagen schoben die Tiroler zum Schutz gegen die Kartätschen- und Flintenkugeln vor sich her; die Deichsel des einen lenkte eine kräftige Dirne, bei jedem vergeblichen Schusse laut aufjauchzend. Das bayerische Bataillon mußte die Waffen strecken. Darauf wurde Hofer zum Oberanführer von Südtirol erwählt, zuletzt von ganz Tirol. Er war ein großer, starker Mann mit einem langen schwarzen Barte, den er in Folge einer Wette trug, daß seine Frau es nicht leiden würde; treuherzig, gutmüthig und streng rechtlich, besaß er aber doch nicht die Gaben, welche die ihm übertragene Stellung forderte. Nächst ihm traten Teimer und besonders der tollkühne Speckbacher hervor. Am 11. April waren um Innsbruck wol 20,000 Tiroler versammelt, sie drangen in die Stadt und zwangen die Bayern und Franzosen, auf freiem Felde zu kapituliren. Letztere räumten nach einem gegen die Oesterreicher verlorenen Treffen Tirol ganz, wo nun die Vertheidigung geordnet wurde.



Gefangene Engländer. Nach H. Vernet.

In Italien drang der Erzherzog Johann siegreich bis Verona vor, in Polen Erzherzog Ferdinand mit einer dritten Armee bis Warschau. Der Erzherzog Karl mit der Hauptmacht ging über den Inn, rückte in München ein und setzte sich in drei Kolonnen gegen Regensburg in Bewegung, um die feindlichen Armeen vor ihrer Vereinigung anzugreifen. Auch Davoust rückte zum Angriff vor und Napoleon war selbst beim Heere eingetroffen. Vom 19. bis zum 23. April kam es zu einer Reihe von einzelnen Treffen, welche zusammen die Schlacht bei Regensburg genannt werden. In allen kam nur immer ein Theil der österreichischen Armee gegen die feindliche Uebermacht in den Kampf, während der andere keinen Feind sah; es mußte daher unglücklich ablaufen. Besonders heftig war bei Eggmühl ein großartiges Kavalleriegefecht, in welchem zuletzt 90 Eskadrons handgemein wurden. Zehn französische Kürassierregimenter waren vereinigt, alle in Linie entwickelt, mit 2 Regimentern Front und 5 Regimentern

Tiefe, die leichte Kavallerie (Chevauxlegers) der Bayern und Württemberger deckte die Flügel. Die wiederholten Attaken dauerten, bis die Dunkelheit einbrach; zuletzt war es, wie gesagt, ein allgemeines Handgemenge, in welchem man nur das Klirren und Schmettern der Hiebe, das Geschrei der Kämpfenden, das Schnauben der Pferde hörte und die sprühenden Funken, vom Stahl am Stahl geschlagen, sah. Endlich räumten die Oesterreicher in dem Getümmel, das sich weit dahin wälzte, das Feld — sie hatten (nach französischem Bericht) sieben Mal mehr als die Franzosen verloren, weil diese Brust- und Rückenkürasse trugen, sie selbst aber nur Bruststücke.

Der Erzherzog zog sich endlich durch Regensburg zurück, das von den Franzosen erstürmt wurde. Er ging nach Böhmen. Napoleon ließ ihn durch Davoust verfolgen, während er selbst im Donauthale nach Wien vorrückte. Lefebvre nebst den Bayern unterwarfen Tirol wieder, wobei letztere die furchtbarste Rache nahmen. Ihr Feldherr Wrede sagte deshalb in einem Tagesbefehle: „Euer General spricht mit Thränen in den Augen zu Euch und sagt Euch, daß Eure Gefühle von Menschlichkeit in Grausamkeit ausgeartet sind. Ich fordere Euch auf, von heute an wieder Soldaten und M e n s c h e n zu werden!"

Aus Italien mußte der Erzherzog Johann trotz seiner Siege sich ebenfalls zurückziehen, wenn er nicht durch das rasche Vordringen der Franzosen in Deutschland abgeschnitten werden sollte. In Norddeutschland wagten zu dieser Zeit einzelne kühne Männer den Versuch, eine Volkserhebung zu bewirken, sie scheiterten aber sämmtlich: Katte in der Altmark, Dörenberg in Westfalen, wo er den König stürzen wollte, und Schill auf seinem berühmten Zuge von Berlin aus. Den erzählen wir aber später als den eines Sturmvogels der deutschen Erhebung.

Nicht ohne Widerstand drangen die Franzosen auf Wien vor; ein mörderisches Gefecht fand bei Ebersberg statt, wo ein ganzes ungarisches Infanterieregiment, durch einen wüthenden Bajonnettangriff in die Traun gesprengt, vor den Augen ihrer Waffengenossen in den reißenden Wellen verschwand, deren krystallhelles Smaragdgrün jetzt durch Blut gefärbt wurde. Aufzuhalten war Napoleon nicht mehr und Wien ging am 12. Mai durch Kapitulation über. Tags darauf rückten die Franzosen zum zweiten Male in die Kaiserstadt ein. Der Erzherzog Karl, von Böhmen herangezogen, stand aber schlagfertig auf dem linken Ufer der Donau, um den Feind beim Uebergange anzugreifen.

Die Schlacht bei Aspern. Napoleon ließ von der Lobau, einer großen Insel im Strome, die er besetzt hatte, Schiffbrücken schlagen und begann am 21. Mai den Uebergang zwischen den Dörfern Aspern und Eßlingen, welche als Stützpunkte für die Entwicklung sogleich besetzt wurden. Der Erzherzog rückte in fünf Kolonnen mit 75,000 Mann zum Angriff und umfaßte das französische Heer, von welchem bisher etwa nur die Hälfte, 50,000 Mann, übergegangen war, in einem Halbkreise. Zwischen Aspern und Eßlingen, in dem engen Raume von einer halben Meile Ausdehnung, nahm die mörderische Schlacht ihren Anfang. Alles hing von dem Besitze der beiden Dörfer ab. Aspern wurde gleich Anfangs von den Oesterreichern

genommen und, obschon es ihnen wiederholt entrissen wurde, theilweise behauptet; in Eßlingen konnten sie sich dagegen nicht halten. Zwei Mal versuchte Napoleon, durch einen Massenangriff seiner Reservekavallerie das Centrum der Oesterreicher zu sprengen; diese formirten zum ersten Male volle Carrés, welche die sprüchwörtlich gewordene Tapferkeit der französischen Kürassiere nicht zu sprengen vermochte. Nach der Schlacht konnte aus der Masse von Kürassen Gefallener ein Siegesdenkmal errichtet werden.



Grenzinfanterie und Grenzer Husaren. Zeichnung von A. Beck.

Unterdessen war die Brücke, welche vom rechten Donauufer nach der Lobau führte, von brennenden Fahrzeugen und Schiffsmühlen, welche die Oesterreicher den Strom hinabtreiben ließen, durchbrochen und dadurch der Uebergang der nachrückenden französischen Truppen erschwert worden, so daß sie nur vereinzelt durch Ueberschiffen auf die Insel kamen und das ganze Davoust'sche Corps der Schlacht müßig zusehen mußte. Die Nacht machte dem erbitterten Kampfe auf kurze Zeit ein Ende. Schon bei Tagesanbruch des 22. begann derselbe wieder um die Dörfer; dann erneute Napoleon mit gesammter Macht (nur die Garden blieben in Reserve) den Versuch, die österreichische Mitte zu durchbrechen. Zahlreiche Batterien leiteten mit verheerendem Feuer den Angriff ein, der eine gefährliche Krisis eintreten ließ. Aber der Erzherzog führte persönlich seine bis jetzt noch zurückgehaltene Reserve von Grenadieren herbei, ergriff eine Fahne und ging, nachdem er das Gefecht

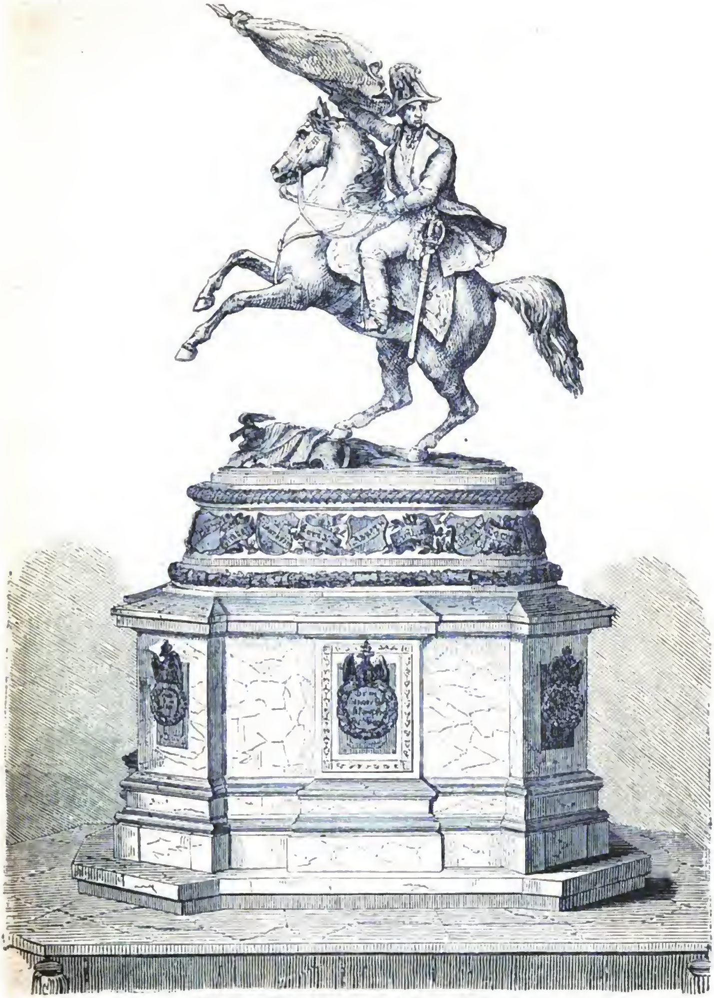
zum Stehen gebracht, zum Angriff über. Die Franzosen wichen allmälig in ihre frühere Aufstellung zurück, auf deren Massen nun alles österreichische Geschütz sein Feuer richtete. Napoleon ordnete endlich seinen Rückzug auf die Insel Lobau an, welchen die Infanterie, die sich noch in Eßlingen behauptete, mit großer Hingebung deckte.

Der Erzherzog Karl hatte den ersten Sieg über Napoleon erfochten! Erst 1860, 13 Jahre nach seinem Tode, ist ihm ein Standbild in Wien gesetzt worden, welches ihn in dem Momente darstellt, wo er mit der Fahne in der Hand, hoch zu Roß, seine Grenadiere zum Siege führte. Wir führen auf Seite 243 unseren Lesern dieses Denkmal vor.

So groß war die moralische Wirkung der ersten Niederlage Napoleon's, daß er seiner entmuthigten Infanterie wieder Bataillonsgeschütze zutheilte. Ein paar Tage mußte sie auf der Lobau aushalten, ehe die Brücken völlig wiederhergestellt waren; Mitkämpfer erzählen, wie sie dort gehungert und als Gemüse sogar Brennnesseln gekocht haben.

Entscheidende Folgen hatte aber der Sieg bei Aspern nicht, denn nach sechs Wochen überschritt Napoleon nochmals von der Lobau aus den Strom und diesmal siegte er in der Schlacht bei Wagram. Hier, wo die Oesterreicher wieder umfassend zum Angriff gingen, hielt er deren Mitte mit einigen Divisionen und besonders durch das Feuer einer großen Artilleriemasse fest, wodurch der Feind in eine Winkelstellung gerieth. Zugleich ließ er dessen linken Flügel durch Davoust, welchen er nach und nach bis auf ein Dritttheil der ganzen Armee verstärkte, umgehen — die großartigste Umgehung der neuern Kriegsgeschichte. Der Erzherzog Johann, welcher nach der verlorenen Schlacht bei Raab in der Nähe stand, hatte mit zur Hauptarmee stoßen sollen, doch verlor der Ordonnanzoffizier, der ihm den Befehl brachte, durch die abgebrochene Marchbrücke 6 Stunden Zeit und der Erzherzog kam an, als Alles verloren war. Karl wich langsam nach Mähren zurück und bot Napoleon noch einmal am 10. Mai bei Znaym die Spitze — es war das letzte Gefecht seiner Heldenlaufbahn. Fürst Liechtenstein, der Parlamentär von 1805, schloß wiederum Waffenstillstand, schon am 12., und der Frieden zu Wien beendigte den Krieg.

Nur die „Schwarzen" führten ihn fort und die Tiroler. Friedrich Wilhelm von Braunschweig, der Sohn des bei Auerstädt verwundeten und fern seiner Heimat in Ottensen gestorbenen Herzogs, von Napoleon seines Landes beraubt, hatte beim Beginn des Krieges in Böhmen ein Corps zusammengebracht, das von seiner Uniform bald nur „die Schwarzen" genannt wurde. Damit war er in Sachsen eingedrungen. Nach dem Waffenstillstande Oesterreichs beschloß er, sich mit seinem Corps zur Nordsee durchzuschlagen und nach England zu gehen. Dieser kühne Zug, in Deutschland hoch gefeiert und in Liedern besungen, gelang. Nur mit 1500 Mann brach er auf, erstürmte am 29. Mai Halberstadt, verweilte drei Tage in seinem verlorenen Stammsitze Braunschweig, schlug die Westfalen bei Oelper und gelangte glücklich zur See.



Reiterstandbild des Erzherzogs Karl von Oesterreich.

Sein Corps wurde größtentheils der englisch-deutschen Legion einverleibt, mit der es ruhmvoll in Spanien gegen die Franzosen kämpfte.

Tirol hatte sich zum zweiten Male befreit, als Napoleon seine Truppen von dort zur Schlacht von Aspern berief. Mit Hofer und den schon genannten Anführern zeichnete sich jetzt der Kapuziner Haspinger aus. In seiner braunen Kutte, mit dem langen rothen Bart, den Stab in der einen, das Kruzifix in der andern Hand, schritt er den Alpensöhnen zum Angriff voran, oft auch gebrauchte er selbst als guter Schütze den Stutzen; Sterbenden brachte er Trost; aber jähzornig, wie er war, schlug er wol Feinden, die gar keine Reue zeigten, mit dem Kruzifix in das Gesicht. — Nach dem Waffenstillstande von Znaym marschirten die Oesterreicher aus Tirol ab und die Franzosen und Bayern ein. Am 30. Juli besetzte Lefebvre Innsbruck. Da erhoben sich die Tiroler zum dritten Male mit aller Macht und Begeisterung; in vielen Gefechten siegten sie, und Lefebvre mußte Mitte August das Land wieder räumen. Als aber der Wiener Friede geschlossen war, konnte sich das verlassene Bergvolk nicht mehr halten und unterwarf sich, unter Zusicherung der Amnestie. Nur die Führer waren davon ausgeschlossen; Speckbacher und Haspinger entkamen, Hofer wurde aber verrathen, nach Mantua abgeführt und dort 1810 erschossen.

Der Kaiser Napoleon vergrößerte sein Reich noch immer: der Kirchenstaat, Toscana, welches als Königreich Etrurien noch eine kurze Selbständigkeit geführt hatte, das Königreich Holland, dem sein Bruder entsagte, der nördliche Theil von Westfalen, Oldenburg und die Städte Bremen, Hamburg und Lübeck wurden dazu geschlagen: 130 Departements mit 42 Millionen Einwohnern zählte jetzt das Kaiserreich. Nur ein Sohn fehlte Napoleon noch, dem er dasselbe hinterlassen konnte: darum trennte er sich von seiner Gemahlin Josefine, welche, 6 Jahre älter als er, ihm keinen geboren, und bot der Erzherzogin Marie Louise, Tochter des Kaisers Franz, seine Hand, die nicht ausgeschlagen werden konnte. Durch diese Vermählung mit einer Tochter des Hauses Habsburg mußte der letzte Zweifel, daß er den ältesten und stolzesten Fürstengeschlechtern als Kaiser der Franzosen ebenbürtig sei, verstummen. Am 20. März 1811 wurde ihm auch der ersehnte Sohn geboren, dem er den stolzen Titel „König von Rom" beilegte. Damals leuchtete der Stern des Kaisers am hellsten.

Die englisch-deutsche Legion. England war es, das sich, unerschüttert durch trübe Erfahrungen, mit stets erneuerter Kraft gegen den gewaltthätigen Herrscher des übermächtigen Frankreichs zu jeder Zeit und an allen Orten, wo sich nur irgend für das wackere Inselvolk eine Gelegenheit bot, zu kämpfen bereit zeigte.

Doch auch in Deutschland fühlte manch edles Gemüth auf das Tiefste die nationale Schmach, mit der die fremde Tyrannei die theure Heimat befleckt hatte; nicht Alle folgten, geblendet durch eitlen Kriegsruhm, als napoleonische Landsknechte den kaiserlichen Fahnen; wir sehen vielmehr viele der besten Söhne Deutschlands das so tief gedemüthigte Vaterland verlassen, um in fremden Diensten den gemeinsamen Feind zu bekämpfen und Rache zu nehmen für die erlittene Schmach.

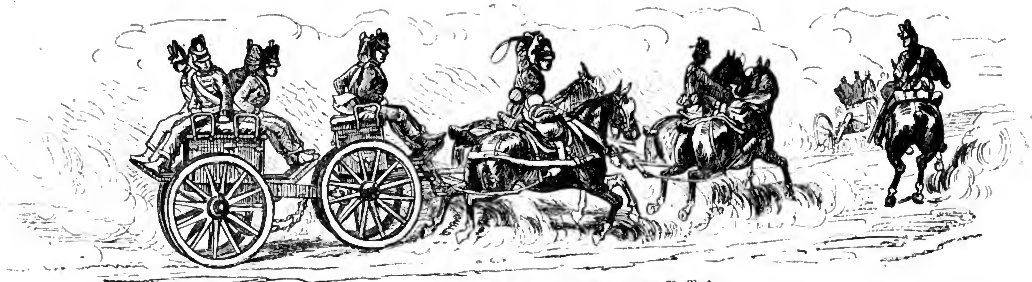
Im Jahre 1813 trafen wieder einige Bataillone von Sizilien bei der englisch-deutschen Legion ein, die nunmehr unter Wellington weiter nordwärts marschirte und noch am 21. Juli bei Vittoria, sowie am 10. April 1814 bei Toulouse, aufs Tapferste kämpfend, ihrem Führer die herrlichsten Siegeslorbeern erwerben half.

Während sich jene vielfach erprobten, unerschrockenen Krieger auf der Pyrenäischen Halbinsel den höchsten Ruhm erwarben, waren beim Vordringen der Russen im Frühjahr 1813 einige Mannschaften auch nach der Elbmündung entsandt worden, wo zwei leichte und zwei Liniencompagnien gebildet wurden, zu denen später noch eine Abtheilung Infanterie und Dragoner, sowie im August ein Husarenregiment und zwei Batterien, stießen.



Oesterreichisches Geschütz mit aufgesessener Mannschaft, aus der Zeit vor 1809. Zeichnung von A. Beck.

Da dieser Theil der Legion an der Seite der Lützower und Russen focht, konnte man hier im Lager Wallmoden's Kalmücken, Kosaken, Schweden, Engländer, Deutsche aus allen Gauen, sowie Spanier, Portugiesen und Italiener in schönster Waffenbrüderschaft antreffen und Abends das „Wer da?", Losung, Parole und Feldgeschrei in den verschiedensten Zungen und Mundarten Europa's hören. Diese Abtheilung der Legion ward zur leider unglücklichen Vertheidigung der Insel Wilhelmsburg und des Ochsenwerders bei Hamburg mit herangezogen und nahm an dem Gefechte gegen das Davoust'sche Corps in Mecklenburg und an der Elbe Theil. Als infolge des Friedens von Kiel Dänemark am 14. Januar 1814 vom französischen Bündnisse abließ, schloß sie sich dem Corps des General Graham in Holland an. Im Feldzuge von 1815 zeichnete sie sich bei Waterloo aus und wurde 1816 aufgelöst.



Englische Fußartillerie im Avanciren. Zeichnung von A. Beck.



Französische Fußartillerie (1814). Zeichnung von A. Beck.

[...] sich mehr gefüllt und dem farblosen, fast
[...]n, welche an antike römische Imperatoren=
[...]ügen dieses Antlitzes eine Festigkeit und
[...]idenschaft erhaben, und doch wie furchtbar
[...] Blick seiner blauen Augen war tief und
[...]sein, aber auch drohend funkeln oder ver=
[...]te Napoleon den Kopf gedankenvoll auf
[...]und die Arme über der Brust zu kreuzen.
[...]heit geworden. Am wenigsten vortheil=
[...]: er war kein guter Reiter, hing schwer=
[...]sogenannten Schlächtertrab, mit langen
[...]nahm. Seine Pferde waren aber meist
[...]r 1813 ritt er zuweilen eine rehfalbe
[...]erließ sie der Kaiser auch im gestreckten
[...] Schlacht Napoleon in seinem bekannten
[...]uniform, die er vorherrschend trug, den
[...] dem Haupte, an der Spitze seines glän=
[...]nten und Ordonnanzoffizieren vor der
[...]irkte seine Erscheinung immer wie ein
[...]: tausendstimmiges „Vive l'Empereur!"

[...]00 Mann verstärkt worden, darunter
[...] wie schon bemerkt, nur Männer von
[...]on 20—25 Feldzüge mitgemacht und
[...]schmückt. Das erste Grenadierregiment
[...]: einmal 1000 solcher Kreuze in seinen
[...] war Unteroffizier in der Linie gewesen,
[...] als Offiziere in die Junge Garde oder
[...]en legte die Garde immer ihre Parade=
[...]zige blaue Röcke mit rothen Kragen und
[...]weiße Hosen mit schwarzen Gamaschen,
[...] und gelber Fangschnur. Den Zopf
[...], wie es in der Kaiserarmee überhaupt
[...]ren mit Nadelritzen und eingeriebenem
[...]menden Granate auch pfeildurchbohrte
[...] alten Schnauzbärte liebten aber nicht
[...]ortable Thierchen: Mancher trug auf
[...]ch eine Katze, natürlich nur auf dem
[...]rde-à-vous!" (Achtung!) kommandirt
[...] sich in der ganzen Armee die lebhafte
[...] Stummel rauchten sie aber nur, wenn

Mit dem Franzosenheere zogen nach Rußland die Hülfscorps von Preußen und Oesterreich (22,000 und 34,000 Mann), die Kontingente des Rheinbundes, von denen mehrere eigene Armeecorps bildeten: im Ganzen 200,000 Deutsche für den fremden Eroberer; außerdem Polen, Italiener, Holländer, Spanier u. s. w., eine wahre gen Osten zurückflutende Völkerwanderung in Waffen.



Ausmarsch der Truppen. Französische Sappeurs an der Seite einer Kolonne. Zeichnung von A. Beck.

Von Galizien aus rückten die Oesterreicher unter Fürst Schwarzenberg, den rechten Flügel bildend, in Rußland ein; über den Niemen gingen drei Armeen, deren Hauptmacht der Kaiser führte, die andern der König von Westfalen und der Vizekönig von Italien; ein Corps unter Macdonald, wobei die Preußen, welche zuerst der alte franzosenfreundliche Grawert, bald aber der eiserne York befehligte, war als linker Flügel nach Kurland hin abgesondert. Diesem gegenüber stand in Livland ein russisches Corps unter Essen; gegen Napoleon's Hauptmacht deckten zwei sogenannte Westarmeen, die erste unter Barclay de Tolly, die zweite unter Bagration, die Grenze,

eine Reservearmee unter Tormassow beobachtete die Oesterreicher. Im Ganzen waren es 187,000 Mann; die Heeresmassen Napoleon's betrugen 446,000 Mann.

Seit den unglücklichen Kriegen, welche Rußland 1805 verbündet mit Oesterreich und in den beiden folgenden Jahren mit Preußen gegen den Kaiser Napoleon geführt hatte, waren im Heerwesen manche Reformen eingetreten, aber nicht durchgreifend genug, theilweise auch nicht einmal als Fortschritte zu bezeichnen. Der alte Feldmarschall Prosorowsky, dem der Kaiser Alexander freie Hand ließ und der sich seinen Schüler, wie er ihn nannte, den sechzigjährigen einäugigen Kutusow, zum Gehülfen nahm, war noch ganz in den Prinzipien Romanzow's und seinen eigenen in den Türkenkriegen gemachten Erfahrungen befangen. Er begriff nicht, daß man nicht gegen alle Feinde, wie gegen die Türken, verfahren könne. So gab er der Armee, die sich gegen die Franzosen einigermaßen davon emanzipirt hatte, wieder die alte Schlachtordnung in wenigen großen Vierecken, zwischen denen die Kavallerie aufgestellt wurde. Diese war im Feldzuge von 1807 fast immer zu defensivem Verhalten, zum Ausharren im verheerendsten feindlichen Feuer verurtheilt gewesen und dadurch gewissermaßen demoralisirt, sodaß es ihr an Kühnheit, dem ersten Erforderniß einer guten Reiterei, fehlte. Im Kriege von 1812 hatte sie dieselbe aber wieder gewonnen. Die Artillerie war trefflich bespannt, daher schnell, und fuhr grundsätzlich zum Feuern immer dicht an den Feind. Bei der Infanterie hatte jede Division zwei Jägerregimenter, die sich aber nur in der Uniform von den andern unterschieden und weder für den leichten Dienst noch für das zerstreute Gefecht durchaus genügend ausgebildet, also keine eigentliche leichte Infanterie waren. Rußland besitzt für den Kriegsdienst ein vortreffliches Material, seine Soldaten sind physisch stark, ausdauernd, an geringe Kost gewöhnt, gehorsam und treu, sehr tapfer, aber es fehlt ihnen an Intelligenz, die nur eine gute Volkserziehung geben kann, am Triebe zu selbständigem Handeln im Gefecht, und die mangelhafte damalige Ausbildung gab ihnen keine Gewandtheit, die sie den Franzosen gegenüber so dringend bedurften. Massen- und Stoßtaktik wie zu Suworow's Zeit!

Die Eintheilung der Armee war in Infanteriecorps zu zwei Divisionen und in ein Reservekavalleriecorps (schwere Reiterei) zu drei Divisionen. Auch wurde im Laufe des Krieges die Reichswehr unter dem alten Namen Drushina aufgeboten, welche im Lande gute Dienste geleistet hat.

Am 24. Juni begann Napoleon's Uebergang über den Niemen; nur eine Kosakenpatrouille zeigte sich, welche schoß und dann in den Wäldern verschwand. Ohne besondern Widerstand zu finden, rückten die Franzosen am 28. Juni in Wilna ein. Die Russen wichen überall der Waffenentscheidung aus; man hat lange geglaubt, mit Absicht und Bewußtsein nach einem vorher überlegten, auf die ungeheure Ausdehnung des Reiches berechneten Kriegsplan; jetzt ist es aber klar bewiesen, daß sie durch eine Reihe von Fehlern fortwährend aus einer Stellung in die andere zurückgegangen. Murat mit einem Theile der Großen Armee folgte Barclay auf seinem Rückzuge nach der Düna, wo ein befestigtes Lager vorbereitet war, in der Meinung, Napoleon werde sich gegen St. Petersburg wenden.

Der König von Westfalen sollte die zweite russische Armee nur beschäftigen, bis Davoust, welchen Napoleon entsendet, ihr in den Rücken gekommen sei und sie von der ersten abgeschnitten habe; Jerôme verstand aber seine Sache schlecht und Bagration entkam auf einem Umwege nach Smolensk. Napoleon, darüber erzürnt, stellte seinen Herrn Bruder unter Davoust's Kommando, was König Jerôme übel nahm und, begleitet von seiner westfälischen Garde du Corps, nach Hause ging, um sich in Kassel angenehmer zu vergnügen, als in dem öden Rußland. Drei Wochen hatte der Kaiser sich in Wilna aufgehalten und Lithauen organisirt, das russische Beutestück aus der Theilung Polens, das er wieder befreit hatte. Mitte Juli brach er wieder auf, schickte Oudinot mit dem 2. Corps gegen den zur Deckung Petersburgs aufgestellten Wittgenstein, und ließ später auch die Bayern (6. Corps, Wrede) dahin nachrücken. Die Sachsen (7. Corps, Reynier) wurden nach dem rechten Flügel entsendet; eine ihrer Brigaden sah sich von Tormassow bei Kobryn eingeschlossen und zur Kapitulation gezwungen. Ihr General hätte sie retten können, wenn er dem französischen Befehl, dort stehen zu bleiben, nicht blind gehorcht, sondern auf seine eigene Verantwortung gehandelt hätte, wie es im Kriege oft so nöthig ist. Die Sachsen vereinigten sich dann mit den Oesterreichern, Beide warfen Tormassow zurück, worauf hier die Waffen fast gänzlich ruhten. Auf dem linken Flügel gab es mehrere Gefechte, Macdonald rückte zur Belagerung von Riga vor und die Preußen schlugen sich, ihrer Soldatenpflicht getreu, tapfer, wenn auch nicht gern, gegen ihre alten Verbündeten. Die Große Armee, nachdem sie die Russen nirgend zur Schlacht hatte bewegen können, bezog eine Zeit lang Erholungsquartiere, denn der Mangel war immer größer geworden, weil die Nachfuhr aus den Magazinen fast unmöglich wurde und die Truppen in den verlassenen Dörfern wenig Lebensmittel fanden. Anfangs August begann aber Napoleon seine Operationen wieder, da die beiden russischen Armeen sich bei Smolensk vereinigt hatten. In den weiten Ebenen marschirte von jetzt an die gesammte Reservekavallerie voran, natürlich in getrennten Corps. Um sich Kunde zu geben, wo sie Nachts lagerten, wurden immer einige Dörfer in Brand gesteckt! Am 14. August erlebte aber Murat, daß eine schwache russische Division bei Krasnoi die Angriffe seiner gesammten vier Reitercorps, 120 Schwadronen, abwies. Daran war seine eigene blinde Hitze Schuld, indem er, ohne vorher die russischen Carrés von seiner Artillerie zusammenschießen zu lassen, seine Kavallerie einzeln, wie die Schwadronen aus einem Engwege herauskamen, attakiren ließ. Es entstand dadurch eine so greuliche Unordnung, daß die Obersten und Generale, man möchte sagen händeringend, umherritten und Keiner seine Truppen mehr im Kommando hatte. Die Russen kamen mit einem blauen Auge davon, bei den Franzosen wurde Appell (Sammeln) geblasen und mühsam wieder rangirt.

Smolensk wurde von den Russen am 17. August hartnäckig vertheidigt und erst in der Nacht, nach großem Blutvergießen, geräumt; auch am 19. August fanden mörderische Gefechte Statt; sie setzten ihren Rückzug auf der Moskauer Straße fort. Jetzt bekam Kutusow den Oberbefehl; die allgemeine Volksstimmung

Das Volk steht auf, der Sturm bricht los!

12. Die Zeit der Befreiungskriege.

Napoleon's Rückzug aus Rußland. Endlich konnte sich der Kaiser nicht mehr verblenden. Rußland wollte keinen Frieden, sondern die Fortsetzung des Krieges, das bewies der Ueberfall auf Murat, der mit der Avantgarde gegen Kutusow stand. So gab denn Napoleon den Befehl zum Aufbruch am 19. Oktober; er wollte seinen Rückzug auf einer andern Straße bewerkstelligen, weil die Gegend an der großen durch den Hermarsch verwüstet war. Doch hatte ihm Kutusow den Weg verlegt und warf ihn durch das Treffen bei Malo-Jaroslawez am 24. Oktober auf die alte verheerte Smolensker Straße zurück. Recht anbeißen wollte Kutusow aber nicht, sein Widerwille gegen kräftiges Handeln trat immer deutlicher hervor. Bis zu den gemeinen Kosaken herab war darüber allgemeine Entrüstung; einer äußerte in Gegenwart des englischen General Wilson, als sie die Straße weithin mit französischen Flüchtlingen in hülflosem Zustande bedeckt sahen: „Ist es nicht eine Schande, daß der Feldmarschall diesen Gespenstern erlaubt, sich ruhig von ihren Gräbern wegzuschleichen?" Das Rachegeschrei „Moskau! Moskau!" ging durch die ganze Armee, Kutusow blieb taub dafür. Mehrmals bot sich noch Gelegenheit, das in gedrängter Marschordnung, zwar mit einer starken Nachhut, aber auch mit

ohne Gefecht: „Die Mannschaft mit hängenden Köpfen, bleich und abgezehrt, schmutzig und abgerissen, auf kaum noch Pferden ähnlichen Gerippen.“ General Brandt und mit ihm viele verständige und höhere Offiziere, welche den Krieg in Rußland mitgemacht haben, schreiben das Unglück auf dem Rückzuge hauptsächlich dem beispiellosen Mangel an Disziplin zu, der nicht erst in Moskau, sondern schon seit Eröffnung des Feldzuges, seit dem Uebergange über den Niemen, in der französischen Armee eingerissen. Immer noch werden Aufzeichnungen und Tagebücher von Veteranen oder deren Hinterbliebenen veröffentlicht, welche das Elend jenes Rückzuges in neuen erschütternden Szenen schildern. Alles aber, was die Phantasie an gräßlichen Bildern sich ausmalen kann, ist durch die Wirklichkeit beim Uebergange über die Beresina am 26. bis 29. November weit übertroffen worden.

Die russische Moldauarmee unter Tschitschagow, durch den kürzlich geschlossenen Frieden mit den Türken verfügbar geworden, hatte schon die Oesterreicher zum Rückzuge genöthigt und wollte nun an der Beresina den Kaiser Napoleon abschneiden, während Wittgenstein ihn in der Flanke angreifen und Kutusow ihn drängen sollte. Dieser zögerte aber, Wittgenstein blieb ganz aus und Tschitschagow, der schon den Uebergang bei Borissow besetzt hatte, ließ sich überfallen und trotz seiner dreifachen Uebermacht zurückwerfen. So konnten am 26. November zwei

Brücken über die Beresina geschlagen und der Uebergang der noch geschlossenen Corps, zusammen kaum 30,000 Mann, begonnen worden. Aber zugleich drängte sich die aufgelöste Masse, Fußgänger und Reiter, Frauen mit Kindern, Fuhrwerk u. s. w., auf die Brücken und es entstand die grauenhafteste Verwirrung. Dicht zusammengekeilt suchte Alles nur die eigene Rettung, jedes kameradschaftliche oder menschliche Gefühl war erstickt; Viele wurden niedergetreten oder in das Wasser gestoßen; Andere suchten auf dem Treibeise oder durch Schwimmen hinüber zu kommen



Russische irreguläre Reiterei.

Kalmück. Tatar. Kosak. Offizier der Kosaken.

und fanden, nach Hülfe schreiend, den Tod; dreimal brachen die Bretter des Brückenbelags und mußten erst hergestellt werden, ehe die entsetzlichen Scenen sich wiederholen konnten — zuweilen waren die Brücken ganz leer, während vor= und nachher Tausende sich auf ihnen drängten. Marschall Victor deckte während des ganzen 28. November den Uebergang gegen die fünfmal stärkeren Russen, deren Artillerie aber die Brücken beschoß und die Schrecken vermehrte. Abends gegen 9 Uhr im

Dunkeln begann Victor seinen Abzug, wozu durch die Menschenmasse, die gestürzten Pferde und in einander gefahrenen Wagen, welche die Brücken verstopften, förmlich ein Durchgang gehauen werden mußte. Dann wurden die Brücken zerstört, auf welche sich, während sie brannten, noch Hunderte stürzten. Mit wildem Geschrei sprengten bald die Kosaken heran, nahmen viele Tausende gefangen und machten eine unermeßliche Beute.

Auf dem Rückzuge waren den Franzosen seit Moskau schon die donischen Kosaken unter ihrem Hetman Platow unermüdlich auf den Fersen gewesen und hatten ihnen bedeutenden Abbruch gethan, sich auch so gefürchtet gemacht, daß der bloße Ruf „Die Kosaken!" oft einen panischen Schrecken verbreitete, namentlich bei den aufgelösten Massen. Geschlossenen Abtheilungen thaten sie keinen Schaden, da sie feuerscheu waren. Außer den Kosaken rückten aber nun auch andere irreguläre Reiterscharen an: berittene Bauern der Reichswehr, in Deutschland später auch Bauerkosaken genannt, obgleich sie gar keine Kosaken waren, Nomadenvölker, wie Baschkiren, durch kegelförmige Mützen erkennbar, Kalmücken, Kirgisen und andere Stämme, alle noch mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, krimsche und nogaische Tataren u. s. w. Wenn sie auch für ein regelmäßiges Gefecht unbrauchbar waren, so zeichneten sich die Kosaken doch im Sicherheits- und Kundschaftsdienst aus, wobei diesen Natursöhnen die Schärfe ihrer Sinne und eine in den Steppen ausgebildete Orientirungsgabe zu Hülfe kommen. Sie hießen darum „die Augen und Ohren" der Armee und betrachteten es als eine Ehrensache, für die Sicherheit der andern Truppen zu sorgen. Noch jetzt sind diese originellen Krieger die Lieblinge des ganzen russischen Volkes. Die wilden Steppenvölker wirkten aber durch die Schrecken asiatischer Grausamkeit.

Es traten ferner besondere Parteigänger auf, welche mit ihren Streifcorps auf selbständige Unternehmungen, um dem Feinde allen möglichen Abbruch zu thun und auch für sich Beute zu machen, ausgingen. Nach russischem Militärgesetz brauchten nämlich selbst eroberte feindliche Kriegskassen nicht abgeliefert zu werden, sondern gehörten denen, die sie genommen hatten. Unter diesen Parteigängern ist zu nennen der spätere General von Löwenstern, der interessante Denkwürdigkeiten herausgegeben hat, Tettenborn, Tschernyschew, Geismar und als besonders gefürchtet Fügner, weil er alle französische Gefangene tödten ließ, nicht aus Bosheit, sondern infolge eines Gelübdes, das er gethan, als er 1812 in einer russischen Kirche Franzosen getroffen, welche dieselbe in scheußlicher Weise geschändet und die größte Brutalität gegen Frauen und Mädchen geübt, die sich in das Heiligthum geflüchtet hatten. Sein Grimm kehrte sich aber nur gegen die Franzosen, alle übrigen Nationalitäten in Napoleon's Heer schonte er. Noch in Schlesien 1813 ließ er vier Offiziere und 150 Mann Gefangene hinter der Kolonne umbringen. Auch das russische Landvolk betheiligte sich an der Vertilgung der Franzosen auf ihrem Rückzuge. Die einzigen Kriege im Innern Rußlands, deren Andenken die Tradition unter dem Volke in allgemeinen Zügen erhalten hatte, waren die Einfälle der Mongolen und Polen: Verwüstungskriege im eigentlichen Sinne des Wortes.



Alte und junge Garde Napoleons 1813.

Jäger zu Pferde. Füsilier. Karabinier. Husar. Dragoner. Grenadier zu Pferde.

Das russische Volk hat keine andere Vorstellung vom Kriege, darum floh der Bürger und Bauer mit Weib und Kind vor den Franzosen, wie seine Väter vor den sengenden und mordenden Mongolen geflohen waren, darum nahm der Krieg 1812 von russischer Seite den Charakter eines Volkskrieges an.

Der Kaiser Napoleon konnte sich über die immer näher rückende Gefahr der Vernichtung nicht verblenden.

Am 3. Dezember erließ er, welcher die Welt bisher durch lügenhafte Berichte (Bulletins) getäuscht hatte, das berühmte 29., das die ganze schreckliche Wahrheit eingestand; dann übergab er am 5. dem Könige von Neapel den Oberbefehl über die nun völlig in Auflösung gerathene Armee und eilte nach Paris voraus. Die sogenannte „heilige Schar" (escadron sacré), zuletzt aus Offizieren für die persönliche Sicherheit des Kaisers errichtet, war nun ihres Dienstes enthoben. Am 14. Dezember überschritten die letzten Trümmer der Großen Armee den Niemen: nur etwa 1000 Mann noch sollen in taktischer Ordnung gewesen sein.

Bei den Seitencorps war in letzter Zeit nicht viel Wichtiges vorgefallen. Die Bayern hatten vor Polozk sich rühmlich geschlagen, aber ungeheure Verluste gehabt, Polozk ist das „Bayerngrab" genannt worden. Der Rückzug der Großen Armee machte auch den der Seitencorps nöthig. Die Oesterreicher und Sachsen zogen sich nach ihren Grenzen, Macdonald nach dem Niemen zurück. Dabei geschah es denn, daß York, der preußische Feldherr, auf eigene Verantwortung jenen entscheidenden Schritt that, welcher in Preußen den ersten Anstoß zu der großartigen Erhebung für die Befreiung des Vaterlandes gab.

Ehe wir diese schildern, müssen wir einen Rückblick thun. Gar traurig sah es im deutschen Vaterlande unter Napoleon's Herrschaft aus. Kein Fürst der einst mächtigsten Nation war seines Besitzes sicher, nur unbedingte Hingebung an Napoleon's Interessen schützte ihn; noch entsetzlicher lastete die Fremdherrschaft auf dem Volke. Jede freiere Regung oder nur Abneigung gegen das Joch wurde von französischen Spionen oder nichtswürdigen Deutschen, die sich dazu hergaben, überwacht. Die Erpressungen der französischen Generale und Offiziere, die schamlose Raubgier der fremden Kommissare, Beamten und Lieferanten überstieg alles Maß; was sie Deutschland abgezwungen haben, läßt sich gar nicht berechnen. Außer den Kriegskontributionen und Lieferungen giebt eine französische Nachricht allein für Norddeutschland auf 1600 Millionen Thaler Kriegskosten an. Der französische Generalintendant Daru, welcher bei den Durchmärschen der Armee Preußen bis aufs Mark aussog, äußerte vergnügt: „Es ist unglaublich, was ein Land Alles aushalten kann!" Von allen deutschen Ländern hatte keines so viel wie Preußen gelitten, kein Volk war so tief gedemüthigt worden, wie das preußische, darum lebte auch in diesem der Grimm und Haß gegen die Franzosen am mächtigsten. In Königsberg bildete sich 1808 ein Verein von Patrioten, der Tugendbund, angeblich zu sittlich-wissenschaftlichen Zwecken, in der That aber, um gegen die Fremdherrschaft das Feuer unter der Asche zu schüren. Er verzweigte sich bald über ganz Deutschland. Das Königreich Westfalen sollte der Ausgangspunkt für eine allgemeine Erhebung werden.

Um diese zu bewirken, unternahm Schill seinen bekannten Zug. Er war, seitdem wir ihn in Colberg gesehen, Major und Kommandeur eines Husarenregiments geworden; mit diesem marschirte er auf eigne Hand am 28. April 1809 aus Berlin, es hieß zu einer Felddienstübung. Kein Offizier hatte eine Ahnung von seinem Vorhaben; als er es ihnen aber beim ersten Halt erklärte, folgten sie ihm freudig. Es ging über Wittenberg; in Bernburg erfuhr Schill aber die schlimme Wendung, welche der österreichische Krieg genommen, und beschloß nun, sich nach Stralsund zu wenden, das er bis zur Einschiffung nach England vertheidigen wollte. Eine Abtheilung Westfalen, die aus Magdeburg gegen ihn anrückte, schlug er bei Dodendorf, nachdem seine Aufforderung, zu ihm als deutsche Brüder überzutreten, mit Schüssen beantwortet worden war. Eben so vergeblich blieb eine Proklamation an die Einwohner: es regte sich nichts! Dagegen stieß ein Theil des leichten Bataillons Schill, das ihm nachmarschirt war, zu ihm er überrumpelte die kleine mecklenburgische Festung Dömitz, siegte noch einmal bei Damgarten und bemächtigte sich dann Stralsunds. Hier wurde er am 31. Mai von Holländern und Dänen mit Uebermacht angegriffen, er fiel im Straßenkampfe, Leutnant von Brünnow schlug sich mit der Kavallerie durch, die Infanterie mußte sich ergeben. Napoleon hatte Schill schon für einen „Brigand" und sein Corps für eine „Räuberbande" erklärt; 11 gefangene Offiziere wurden in Wesel erschossen, die Mannschaften auf die Galeeren geschickt. Hier schmachteten sie bis 1814.

In Preußen hatte unterdessen die Verjüngung des Staates durch Reformen im Innern und im Heerwesen begonnen. Jene leitete der Freiherr von Stein, bis Napoleon den ihm gefährlichen Mann erkannte und dieser den Abschied nehmen mußte. Hardenberg setzte sein Werk fort. Das Kriegswesen wurde besonders durch Scharnhorst umgestaltet, der aus hannoverschem Dienst schon 1801 in preußischen getreten war und sich durch seine kriegswissenschaftlichen Leistungen große Verdienste erworben hatte. Er war jetzt Generaladjutant des Königs und Direktor des allgemeinen Kriegsdepartements. Die allgemeine Wehrpflicht wurde eingeführt und die Werbung aufgehoben, wodurch das Heer ein rein nationales wurde; das Avancement bis zu den höchsten Stellen war fortan nicht blos dem Adel, sondern jedem Soldaten, der dazu befähigt war, eröffnet. Neue Reglements beseitigten die veraltete Taktik, das Militärbildungswesen wurde neu organisirt. Die wichtigste Maßregel war aber, im Volke eine große waffentüchtige Reserve für den künftigen Befreiungskampf zu schaffen. Die Stärke von 42,000 Mann, im Tilsiter Frieden festgestellt, durfte nicht überschritten werden; Scharnhorst ersann also den Ausweg, von den altgedienten Soldaten eine Zahl zu entlassen und für dieselben Rekruten einzustellen, nach deren Ausbildung (in kürzerer Zeit als sonst) wieder ältere Leute entlassen und Rekruten eingestellt wurden und so fort. Die Franzosen, trotz ihrer Agenten und Spione, merkten nichts daran, weil sich kein gewesener Soldat — das gereicht der Armee zur Ehre! — ihnen als Angeber verkaufte. Scharnhorst's System wurde mit dem wunderlichen Namen Krümpersystem belegt, was zuerst nur ein Witz gewesen sein soll, weil zufällig einmal viele Tuchmachergesellen sich dabei

zusammengefunden. Gneisenau, der Vertheidiger von Colberg, jetzt Mitglied des Staatsrathes, unterstützte Scharnhorst bei seinen Reformen, bis dieser, um den Franzosen nicht Verdacht zu geben, 1810 aus seiner Stellung zurücktrat und 1812, als Preußen sich mit Napoleon gegen Rußland verbünden mußte, ganz den Abschied nahm.

Vorbereitet war Alles aufs Beste, als York, beim Rückzuge außer Verbindung mit Macdonald gekommen und von den Russen mit dringenden Vorstellungen bestürmt, jenen großen Entschluß faßte, der zwar im Widerspruch mit dem Kriegsgesetz, mit seiner Unterthanenpflicht, mit seinem eigenen strengen Soldatengefühl stand, aber nach seiner Ueberzeugung muthig gefaßt werden mußte. Er schloß auf der Poscherungen'schen Mühle bei Tauroggen mit dem russischen General von Diebitsch eine Konvention, wonach sein Corps bis zur Entscheidung des Königs neutral bleiben sollte, und sandte die Meldung seiner That an den König ab. Darin stellte er die Gründe vor, welche ihn geleitet hatten, und legte dem Monarchen willig seinen Kopf zu Füßen, wenn er gefehlt haben sollte. „In dem Ausspruche Eurer Majestät liegt das Schicksal der Welt!" sagte er in einem zweiten Schreiben.

Als König mißbilligte Friedrich Wilhelm Anfangs die Eigenmächtigkeit seines Generals, öffentlich und gegen Napoleon konnte er auch nicht anders, da Berlin noch von den Franzosen besetzt und er in seiner Residenz Potsdam bedroht war, gefangen fortgeführt zu werden. Darum verlegte er auch seinen Sitz Ende Januar nach Breslau. Hierher wurden Scharnhorst, Blücher und Gneisenau berufen. Ein Flügeladjutant war nach Lithauen abgereist, offiziell, um York abzusetzen, vertraulich aber, um dem Kaiser Alexander ein Schutz- und Trutzbündniß anzubieten, was dieser auch annahm; die Russen ließen natürlich den Adjutanten nicht zu York durch und dieser blieb im Kommando, bis der König öffentlich seinen Schritt gut heißen konnte. In den Provinzen wurden die Reserven einberufen und neue Bataillone daraus gebildet; Krieg! Krieg! war die Losung im ganzen Lande, wenn sie auch noch nicht in ein lautes Feldgeschrei ausbrechen durfte.

Die Erhebung. Da erließ der König am 3. Februar den Aufruf zur Bildung freiwilliger Jägerabtheilungen — gegen welchen Feind, das war darin noch nicht gesagt, aber das Volk wußte nur von Einem Feinde. Ein Gedicht von Stägemann, dem Staatsrath, gab jenem Bewußtsein Ausdruck:

„Noch ist nicht das rechte Wort gesprochen,
Doch der Adern heftig Pochen,
Deutet nur auf Dich, Franzos!"

Und Körner's Lied:

„Das Volk steht auf, der Sturm bricht los!
Wer legt noch die Hände feig in den Schooß?
Pfui über Dich Buben, hinter dem Ofen u. s. w."

bezeichnet die Stimmung, in welcher die Freiwilligen, die Blüte der preußischen Jugend, einzeln oder in Trupps den Sammelplätzen, die ihnen bestimmt waren, zueilten. Sie konnten sich das Regiment wählen, dem sie sich anschließen wollten,

bestimmt war für sie dunkelgrüne Uniform, Schnitt und Abzeichen nach der Truppengattung, also Leibröcke bei der Infanterie, Dolmans mit Schnüren bei den Husaren, Collets bei der anderen Kavallerie. In Ostpreußen, das die Franzosen schon geräumt hatten, war der Landtag durch den Landhofmeister von Auerswald berufen worden, patriotische Männer, wie Graf Dohna, Präsident von Schön und Andere, setzten unter Mitwirkung York's als Militärgouverneur die Landesbewaffnung durch, für welche der alte deutsche Name Landwehr gewählt wurde. Ein Bericht darüber ging an den König in Breslau zur Bestätigung. Auch Scharnhorst hatte einen umfassenden Plan für die Errichtung einer Landwehr im ganzen Staate ausgearbeitet, er verschmolz denselben mit dem ostpreußischen Entwurfe, welcher ja auch seine ursprünglichen Ideen enthielt, da er von Clausewitz, seinem frühern Adjutanten, bearbeitet war. Nur der Moment zur That war noch zu erwarten.

Die französischen Streitkräfte in Deutschland standen unter dem Vizekönig von Italien, der sein Hauptquartier in Frankfurt a. d. O. hatte. Berlin war von etwa 10,000 Mann unter Augereau besetzt. Da erschien plötzlich Tschernyschew mit 3000 Kosaken, unter ihm Dörnberg und Tettenborn; Letzterer drang am 18. Februar durch drei Thore in die Stadt und richtete heillose Verwirrung an. In allen Stadttheilen wurde Generalmarsch geschlagen; die Kavallerie, welche beim Schloß im Lustgarten bivuakirte, sattelte schleunigst, geschlossene Kolonnen rückten bald in den Hauptstraßen vor und Geschütze wurden aufgefahren. Natürlich konnten die Kosaken Berlin nicht nehmen, aber mehrere Schwärme sprengten durch die ganze Stadt und zum Brandenburger Thor, wo eine ganze Voltigeur-Compagnie auf Wache stand, wieder hinaus.

Nicht dies Ereigniß, das nur wie eine zischende Rakete aufgeblitzt war, wol aber der Uebergang des Wittgenstein'schen Corps über die Oder bewog den Vizekönig, sich bis hinter die Elbe zurückzuziehen. Bis zu diesem Fluß war Deutschland nun frei und der Herzog von Mecklenburg-Strelitz gab den deutschen Fürsten ein Beispiel, indem er zuerst sich vom Rheinbunde lossagte.

Die Schritte für das große Werk der Befreiung folgten sich jetzt rasch. Am 27. Februar war das Bündniß mit Rußland zu Kalisch abgeschlossen worden, am 10. März, dem Geburtstage der unvergeßlichen Königin Luise, welche diese herrliche Zeit nicht mehr erlebt hatte, stiftete der König das eiserne Kreuz für Tapferkeit im Kriege, von welchem Schenkendorf so schön sang:

„Denn nur Eisen kann uns retten,
Uns erlösen kann nur Blut!"

„Blut und Eisen!" die in jüngster Zeit viel besprochenen Worte des Grafen Bismarck.

Am 16. März erfolgte die Kriegserklärung Preußens an Frankreich und am 17. der Aufruf: „An Mein Volk!" Der Entwurf dazu ist vom Könige selbst verfaßt, auf das leere Blatt eines Hardenberg'schen Berichts eigenhändig geschrieben: dasselbe ist noch vorhanden. Ausgearbeitet in kernhaft würdiger Sprache hat diesen Aufruf der Staatsrath Hippel.

Damit war der Volksgeist seiner letzten Zurückhaltung erledigt, im ganzen Lande nur Ein Gefühl, welchem Arndt Worte lieh, indem er damals schrieb: „Krieg schallte es von den Karpathen bis zur Ostsee, vom Niemen bis zur Elbe; Krieg rief der Edelmann und der Landbewohner, der verarmt war; Krieg der Bauer, der sein letztes Pferd unter Vorspannfuhren todt trieb; Krieg der Bürger, den die Einquartirungen und Abgaben erschöpften; Krieg der Tagelöhner, der keine Arbeit mehr finden konnte; Krieg die Wittwe, die ihren einzigen Sohn ins Feld schickte; Krieg die Braut, die den Bräutigam mit Thränen des Stolzes und der Freude entließ!" Aus allen Ständen und Schichten des Volkes drängten sich Freiwillige in die Reihen der Vaterlandskämpfer, in gleichem Rock stand der Hochgeborne neben dem schlichten Handwerksmann, der Gebildete neben dem Bauer, der Reiche neben dem armen Tagelöhner, der greise Lehrer, der Beamte neben dem Jüngling, der kaum den Knabenjahren entwachsen war. Die Gaben der allgemeinen Opferfreudigkeit für den Nationalkrieg flossen in nie geahnter Fülle. „Meine Sache ist die Sache meines Volkes!" hatte Friedrich Wilhelm bei der Verordnung für die Landwehr gesagt. Und wahrlich, für die spätesten Geschlechter wurde ein leuchtendes Vorbild und Ehrengedächtniß aufgestellt, was ein Volk, ob auch an Zahl geschwächt und von fremder Gewalt ausgesogen, zu leisten vermag, wenn es sich mit seiner ganzen Kraft am Kriege für seine eigenen höchsten Güter betheiligt. Geld war es nicht allein, was gespendet wurde, das hatten Viele nicht, aber sie brachten, was sie an Geldeswerth besaßen, die Vermögenden ihre Schmucksachen und ihr Silbergeschirr, die Grundbesitzer Getreide, Schlacht- und Zugvieh, die Kaufleute Tuch, Leder, Leinwand u. s. w., Jeder nach seinen Kräften, arme Dienstmädchen ihre ersparten Groschen, die 15jährige Tochter eines verabschiedeten Offiziers, Ferdinande von Schmettau (sie lebt noch), gab ihr wunderschönes blondes Haar hin, aus welchem ein Freund, unter Bekanntmachung ihrer That, allerlei kleine Schmucksachen fertigen ließ und 250 Thaler gelöst wurden.

Um den Riesenkampf mit dem Kaiser der Franzosen, der in Paris ein neues gewaltiges Heer organisirte und alle seine Vasallen zur wiederholten Truppenstellung entbot, zu bestehen, war der schöpferische Geist des edlen Scharnhorst, die Feuerseele Gneisenau's, waren die Heerführer mit der Formation der neuen Truppentheile unausgesetzt thätig. Das Linienheer wuchs durch die freiwilligen Jäger (etwa 10,000), die 52 Reservebataillone und die von Preußen, Pommern und Schlesien gestellten drei National-Kavallerieregimenter auf 110,000 Mann. Für den Parteigängerkrieg, welcher im Rücken des Feindes die Volkserhebung in ganz Deutschland erwecken sollte, wurden Freicorps gebildet. Dem Lützow'schen strömten besonders viel Freiwillige zu; Schwarz statt Grün trug „Lützow's wilde verwegene Jagd", deren Gedächtniß Theodor Körner, der begeisterte Sänger der Freiheitskriege, durch seine Lieder und seinen Heldentod unsterblich gemacht hat. Jahn, der Altvater der Turner, führte ihm viele seiner Freunde und Genossen zu. Die bedeutendste Vermehrung der Kriegsmacht war die Landwehr, welche zwar beim Ausbruch der Feindseligkeiten noch nicht in ihrer Formation fertig war, dann aber

120,000 Mann betrug. Stellt man Alles zusammen, was Preußen, in seinem beraubten Zustande, ein Staat von kaum 5 Millionen Einwohnern, der nach dem angenommenen heutigen Prozentsatz von 1—1½ nur etwa 75,000 unter den



Der Marschall Vorwärts.

Waffen halten konnte, in dem Ehrenjahre 1813 aufgebracht hat, so ergiebt sich die riesenhafte Zahl von 250,000 Streitern — 5 Prozent der Bevölkerung! Welches Volk der alten und neuern Zeit kann sich einer gleichen Kraftanstrengung rühmen!

Die verbündeten Monarchen hofften auf eine gleiche Erhebung in ganz Deutschland, darum erließen sie einen Aufruf an die Deutschen. Aber wie mächtig auch viele Herzen davon bewegt wurden, die Völker harrten doch vergebens auf das Zeichen ihrer Fürsten und diese glaubten noch nicht, daß Napoleon den Preußen und Russen erliegen könne. Sie waren die Bundesgenossen des Kaisers, von ihm, wenigstens die Könige, bevorzugt worden, ihre Truppen hatten siegreiche Kriege unter ihm geführt und schienen (die Sachsen ausgenommen, deren Vaterland am meisten litt) wie mit demantenen Ketten an die französischen Adler geschmiedet. Ein Volksaufstand aber, der nicht an vaterländischen Truppen einen festen Kern und Halt findet, ist immer eine verlorene Sache.

Napoleon war unterdessen nicht müßig gewesen, er hatte bereits eine neue Armee geschaffen. Die Rheinbundsfürsten und Italien rüsteten für ihn, sein Schwager Murat, der eigenmächtig aus Polen nach Hause gegangen war, um seine Krone aus dem sinkenden Schiff zu retten, hatte sich von Davoust sagen lassen müssen: „Die Herrscher von Oesterreich und Preußen sind es von Gottes Gnaden, Sie aber nur König von Napoleon's Gnaden!" und war jetzt, wo die Aussichten wieder besser schienen, um so eifriger mit Rüstungen bemüht. Auch glaubte Napoleon, daß sein Schwiegervater, der Kaiser von Oesterreich, nicht mit ihm brechen werde. Er ließ daher die Kriegserklärung Preußens im Moniteur mit den stolzen Worten bekannt machen: „Und wenn die Russen und Preußen auf dem Montmartre ständen, so wird Frankreich nicht ein Dorf von seinen Eroberungen herausgeben!" Wie immer wollte er den Feinden zuvorkommen, das Mainthal von Frankfurt aufwärts bestimmte er zur Aufstellung seiner Armee, der sich hier die Rheinbundstruppen anschließen sollten. Die noch in Polen, Preußen und dem übrigen Deutschland mit wenigstens 60,000 Mann besetzten Festungen mußten ihm die Wiedereroberung der verlornen Länder erleichtern. Vor der Hand trat er mit etwa 120,000 Mann auf, denen die Verbündeten nach Abzug der zur Einschließung der Festungen bestimmten Truppen wenig über 100,000 Mann entgegensetzen konnten. Das in Schlesien gebildete preußische Heer befehligte Blücher, Tormasow an des erkrankten Kutusow Stelle die Russen; in der Mark war Wittgenstein eingerückt, unter welchem auch die preußischen Corps von York, Bülow und Borstell standen. Die Kosaken streiften ungehindert längs der Elbe und ein Corps derselben unter Tettenborn brach frisch in die deutschen Departements des „weltgefräßigen Adlers" ein, wie Förster das Kaiserreich nannte.

Hamburg wurde übereilt von den Franzosen am 12. März geräumt und Tettenborn hielt am 18. seinen Einzug, feierlich eingeholt von berittenen Bürgern unter dem Geläute aller Glocken, empfangen von Abgeordneten des Senats mit den Schlüsseln der Stadt, von weißgekleideten Mädchen unter Blumenregen, Kränzespenden und dem freudigsten Jubel des Volkes.

Auch Lübeck und Lüneburg folgten dem Beispiele Hamburgs, rissen die französischen Adler ab und erklärten sich frei. In Bremen aber verhinderte Vandamme die Bewegung.

Aus Schlesien und der Mark brachen nun die Armeen auf. In Sachsen, wo die Stimmung den Franzosen schon abgeneigt war, wollten diese Dresden vertheidigen, darum sprengte Davoust am 19. März die Elbbrücke, „Dresden's Triumphbogen", wie sie Jean Paul genannt, dann auch die bei Meißen, und zog hierauf, mit Zurücklassung von 4000 Mann, nach der Niederelbe, um auf Napoleon's Befehl die rebellischen Landestheile wieder zu unterwerfen. Auch jene schwache Garnison verließ Dresden bei der Annäherung der feindlichen Armee, und diese rückte in die sächsische Hauptstadt ein, welche der König verlassen hatte.

Dies weitere Vordringen zu hemmen, unternahm der Vizekönig von Italien von Magdeburg aus eine Bewegung gegen Berlin, wie auch von Bremen aus, um die weitere Verbreitung des Aufstandes zu unterdrücken, ein Corps unter Morand, meist Sachsen, gegen Lüneburg marschirte. Dies wurde am 2. April von Dörnberg, der jetzt als russischer General ein aus den kleineren Streifscharen zusammengesetztes Corps befehligte, angegriffen. Hier fiel der erste Kanonenschuß, welcher den Befreiungskrieg eröffnete. An dem Straßenkampfe nahmen auch die Bürger Theil, und ein muthiges Dienstmädchen trug mitten im Kugelregen den Streitern, welchen die Munition ausging, von einem umgestürzten Pulverwagen Patronen zu. Sie hieß Johanna Steger und verheirathete sich später nach Berlin. Morand verließ Lüneburg und wurde draußen gezwungen, die Waffen zu strecken. Auch ein preußisches Bataillon hatte an diesem ersten und siegreichen Gefechte Theil genommen.

Drei Tage später wurde der Vizekönig bei Möckern in einem blutigen Treffen geschlagen und mußte nach seiner Elbfestung umkehren, von wo er dann mit seiner Hauptmacht gegen Halle aufbrach, um sich mit der des Kaisers nach Umständen vereinigen zu können. Diesem meldete er, von der Tapferkeit seiner Feinde bei Möckern betroffen, daß er nicht mehr die Preußen von 1806 vor sich habe! Besonders die lithauischen Dragoner, aus einem Volksstamm, der von Kindheit an auf den Pferden gleichsam aufwächst, hatten sich unter dem „tollen" Platen ausgezeichnet.

Der Sieg von Möckern erfüllte alle Herzen, welche für Deutschlands Befreiung schlugen, mit der freudigsten Zuversicht. Aber in den Operationen der Hauptarmee, welche durch Sachsen nach Thüringen vorrückte, trat ein Stillstand ein, welcher den ganzen April hindurch dauerte, weil Unterhandlungen mit Oesterreich und Sachsen wegen ihres Beitritts gepflogen wurden. Eine kostbare Zeit verging, welche Napoleon zu Gute kam. Blücher bot seinen Kopf zum Pfande, daß er die Franzosen aus Deutschland jagen werde, wenn man ihm nur 30,000 Mann gebe, die er führen dürfe, wie er wolle. Vergebens! Das Oberkommando erhielt Wittgenstein, weil der alte Kutusow dem Tode nahe war, wie er auch bald in Bunzlau starb, und nun wurden endlich Anstalten getroffen, Napoleon, der mit seiner neuen Armee im Anmarsch war, auf den Hals zu fallen.

Napoleon war schon in Weißenfels. „Ich werde diesen Feldzug wie der General Bonaparte, nicht als Kaiser führen!" hatte er in Weimar zu seinen Marschällen gesagt. Sein Heer war sehr stark, aber dem alten nicht entfernt zu vergleichen:

auffahren und drängte die Gegner, welche jeden Fuß breit tapfer vertheidigten, bis Großgörschen zurück, das sie aber behaupteten. Die einbrechende Dunkelheit machte dem mörderischen Kampfe ein Ende. Da, als schon die Bivuaks bezogen waren, ließ Blücher noch 9 Escadrons Kürassiere, denen sich eine Husaren- und eine freiwillige Jägerescadron anschlossen, einen Ueberfall machen. Bei der Alten Garde, hinter welcher Napoleon's Hauptquartier, wie immer, kenntlich an den sehr großen Wachtfeuern, aufgeschlagen war, hörte man plötzlich den nahenden Hufschlag einer Reitermasse. — „Der Feind! Zu den Waffen!" schrie Alles, ergriff die Gewehre, formirte ohne Kommando Carrés. Trompetensignale — im Galopp brausten sie heran, noch 200 Schritt und der Kaiser wäre mit seiner ganzen Umgebung gefangen worden!

Die Vierecke der Alten Garde schossen in lebhaftem Rottenfeuer in die dunkle heransprengende Masse; ein paar Geschütze, rasch in die Zwischenräume gebracht, feuerten mit Kartätschen hinein und die Schwadronen, wild durcheinander, prallten vor den feuersprühenden Carrés zur Seite, warfen sich herum und verschwanden endlich in der Nacht. Wie aber, wenn Graf Wittgenstein diesen Reiterangriff, welcher so tief in die feindliche Stellung einbrach, durch Infanterie und Geschütz nachdrücklich unterstützt hätte?

Die Fortsetzung der Schlacht am andern Tage wurde erwartet, aber der Kaiser Alexander kam in der Nacht vor das Bett Friedrich Wilhelm's und stellte ihm die

Nothwendigkeit des Rückzuges vor; der König sah dieselbe zwar nicht ein, mußte sich aber fügen. So marschirten die Verbündeten ab, gingen bei Dresden wieder über die Elbe und stellten sich erst bei Bautzen zu einer zweiten Schlacht auf.

Sachsen war nun abermals in Napoleon's Gewalt; der König mußte nach Dresden zurückkommen, seine Truppen zu den Franzosen stoßen lassen und seine Festung Torgau ihnen einräumen. General von Thielmann, welcher bisher den fremden Durchzug verweigert hatte, legte sein Kommando nieder und trat in russischen Dienst.

Schlacht bei Bautzen. Bei Bautzen kam es hierauf am 20. Mai zur Schlacht. Napoleon hatte Ney mit drei Corps gegen die Mark entsendet, jetzt beorderte er ihn [illegible] ...iren. Diese [illegible]

[illegible]

Schweden der Allianz bei, schloß England Subsidienverträge und konnte nun die erdrückendste Uebermacht aufgestellt werden.

Hamburg aber, die unglückliche Stadt, war am 30. Mai in Davoust's erbarmenlose Hände gefallen. Die Vertheidigungsanstalten waren bei der Engherzigkeit der Reichen und der Lauheit des Senats noch nicht so weit gediehen, um Widerstand leisten zu können; der Kronprinz von Schweden, Napoleon's ehemaliger

Marschall Bernadotte, kam der Stadt nicht zu Hülfe und Tettenborn mit seinen 1500 Kosaken mußte abziehen, als Davoust nahte. Da blieb nichts als Unterwerfung übrig und eine Deputation bat Davoust um Schonung der Person und des Eigenthums. „Eigenthum?" schnaubte sie der Marschall an. „Ihr habt kein Eigenthum, Rebellen! Euer Fell sogar gehört dem Kaiser." An der Spitze von 30 Bataillonen hielt er darauf seinen Einzug in Hamburg, das er bis nach dem Sturze Napoleon's mit grausamer Strenge behauptete. Er legte den Einwohnern sogleich 12 Millionen Thaler Geldbuße auf, nahm später die Bank in Beschlag, trieb gegen Ende des Jahres mehr als 30,000 Menschen aus der Stadt und ließ die Wohnungen von 8000 niederbrennen!



Fouragierende Lützower in der Campagne.

Gleich im Anfange des Krieges hatten sich mehrere Freicorps unter kühnen Parteigängern gebildet. Dieselben waren in ihrem Wesen sehr verschieden von den späteren Freischaren, einer Erscheinung der neuesten Zeit. Sie wurden von bewährten Offizieren, immer mit Erlaubniß und Autorisation des Kriegsfürsten, errichtet, was bei den Freischaren nicht immer der Fall gewesen, ja oft gegen den Willen der Regierung geschehen ist (Garibaldi). Von den Freischaren haben wir später zu reden. Die Freicorps bestanden entweder ganz aus Freiwilligen, wie das berühmte Lützow'sche Freicorps, oder zum Theil auch aus gedienten und disziplinirten Mannschaften, welche dazu von den Truppen abgegeben wurden, wie das Colomb'sche. Ihre Bestimmung war, dem Feinde in Flanke und Rücken zu gehen,

seine Verbindungen zu unterbrechen, Munitions- und andere Transporte, Kriegskassen u. s. w. wegzunehmen, Couriere mit Depeschen aufzufangen, Magazine zu zerstören, Gefangene zu befreien, kurz, ihm den möglichsten Schaden zuzufügen. Sie führten den Parteigängerkrieg, den ein bewährter taktischer Schriftsteller, Pönitz, die Blüte des Kleinen Krieges genannt hat. Meist bestanden sie aus leichter Reiterei, welche dazu am besten geeignet ist, doch waren größere Corps, wie das Lützow'sche, auch aus Infanterie und Kavallerie zusammengesetzt. Bei solchen Streifcorps ist die strengste Disziplin nothwendig, sie erfordern dazu aber eine besondere und passende Behandlung, besonders diejenigen, welche nur aus Freiwilligen bestehen; bei diesen muß das Ehrgefühl in Anspruch genommen werden, nicht die Furcht vor Strafe. Das Element des Parteigängers ist Bewegung, in ihr findet er zugleich seine Sicherheit. Selten verweilt er lange in einer Gegend, er muß dem „Ueberall und Nirgends" des alten Märchens gleichen, der plötzlich erscheint, wo ihn Niemand vermuthet hat. Seine Märsche geschehen schnell und heimlich, seine Rasten nimmt er in gut gewählten Schlupfwinkeln, die er durch Posten und Patrouillen sichert; nur im befreundeten Lande, wo ihn die Einwohner mit Nachrichten versehen und vor Gefahr warnen, kann er in abgelegenen Orten wohl Nachtquartier nehmen. Seine Gefechte sind meist Ueberraschungsgefechte, also Ueberfälle und Angriffe aus Verstecken oder Hinterhalten. Einen der glänzendsten Ueberfälle führte der Rittmeister von Colomb aus, der mit 90 Husaren und freiwilligen Jägern bei Zwickau einen französischen Transport von 24 Geschützen mit 36 gefüllten Munitionswagen und 398 Pferden nahm und 6 Offiziere und 300 Mann zu Gefangenen machte.

Die Freicorps, welche im Rücken der Franzosen schwärmten, sollten nach den Bedingungen des Waffenstillstandes bis zum 12. Juni über die Elbe zurückkehren. Lützow, der, ohne Nachricht gelassen, sich verspätet hatte, wurde bei Kitzen, in der Gegend von Leipzig, am 17. Juni Abends in seinem arglosen Marsche, den er durch einen sächsischen Kommissar sicher geleitet wähnte, auf Befehl des französischen Generals Fournier von den Württembergern unter Normann plötzlich überfallen, gleichzeitig von den Franzosen in der Front attakirt und seine Reiterei größtentheils im wilden nächtlichen Einzelnkampfe zusammengehauen; 300 edle deutsche Kämpfer. Theodor Körner, Lützow's Adjutant, schwer verwundet, entging der Gefangenschaft und wurde in Leipzig wieder geheilt. Ueber die That und die französische Hinterlist, mit welcher sie ausgeführt worden, ging ein Schrei des Entsetzens und Zornes durch ganz Deutschland, was halfen aber hinterher die Reklamationen, die Erklärungen und Beschönigungen!

Von beiden Seiten waren die großartigsten Rüstungen zur Fortsetzung des Kampfes geschehen, der Kongreß zu Prag hatte den Frieden wegen der übertriebenen Forderungen Napoleon's nicht herbeigeführt. Die französische Armee war wieder ergänzt, aber viele Rekruten hatten noch kein Gewehr abschießen gelernt, der größte Theil war auch zu jung, um den Anstrengungen des Krieges gewachsen zu sein. „Das schmilzt wie Schnee!" sagte Napoleon unmuthig. Und dennoch lebte



Auf dem Sammelplatz. Oesterreichische Soldaten, 1813.

Deutsche Infanterie. Ung. Grenadiere. Grenzer-Offizier. Fuhrwesen. Dragoner. Jäger.

auch in diesen jungen Menschen der kriegerische Geist, den das französische Volk sein Erbtheil nennt, und sie schlugen sich vortrefflich. Die deutschen Kontingente thaten als brave Soldaten ihre Schuldigkeit, das wurde aber von Napoleon und seinen Generalen niemals anerkannt, sondern vielmehr jeder Unglücksfall, den sie gar nicht verschuldet, ihnen zur Last gelegt. Bei den Russen war für den deutschen Krieg, nachdem ihr eigenes Land befreit war, kein Interesse, dennoch kämpften sie mit bewundernswürdiger Tapferkeit. Die höchste Begeisterung herrschte aber bei den Preußen, seit die Fortsetzung des Nationalkrieges außer Zweifel stand. Die neugeschaffene Landwehr hatte zwar keine Kriegserfahrung, aber sie brachte die volle Energie des Volkshasses, den besten Willen und die Körperkraft des Mannesalters mit. Anfangs von der Linie nicht als rechte Soldaten angesehen, wußte sie sich doch bald Achtung zu verschaffen, und bald trat die schönste Waffenbrüderschaft zwischen beiden ein. Wer aber waren überall Diejenigen, die sie zum Siege führten? Seien wir gerecht, es waren die vielgeschmähten Junker, denen aus Unkenntniß der Thatsachen oft genug noch heute die Schmach von 1806 Schuld gegeben wird! Hören wir, was ein entschieden liberaler Schriftsteller darüber sagt: „Das so viel geschmähte Heer von 1806 hat dem von 1813 den Kern geliefert. Blücher, York, Gneisenau, Scharnhorst und außer ihnen fast alle die Männer, die 1813—1815 die Truppen zum Siege geführt, hatten 1806 in der Armee schon eine Stelle."

Das österreichische Heer war durch Manneszucht und Ausbildung vortrefflich; es wäre noch stärker gewesen, wenn an höchster Stelle auf die Vorstellungen Radetzky's, welcher Chef des Generalstabes war, gehört worden wäre. Die Politik hemmte auch später die Kriegsführung und lächelte zu Radetzky's freimüthiger Denkschrift, in welcher er sagte: „Böte Oesterreich zu irgend einer Ausgleichung die Hand, wodurch Napoleon seinen Einfluß in Deutschland behielte, so unterschriebe es sein Todesurtheil."

Fortsetzung des Krieges. Drei große Heere wurden von den Verbündeten aufgestellt: in Böhmen die Hauptarmee unter Fürst Schwarzenberg, der zugleich Oberbefehlshaber aller verbündeten Heere war, in Schlesien eine Armee unter Blücher, in der Mark die Nordarmee unter dem Kronprinzen von Schweden. Außerdem stand ein Corps gegen die Bayern am Inn, eine Armee in Italien gegen den Vizekönig, welchen Napoleon dorthin geschickt hatte. Im Ganzen kann man die Streitkräfte der Verbündeten auf 493,000 Mann annehmen. Die österreichischen Truppen waren bei der Hauptarmee zusammengehalten, die Russen und Preußen aber vertheilt. Von letzteren standen die Garden und ein Corps (Kleist) in Böhmen, ein Corps (York) unter Blücher und zwei Corps (Bülow und Tauentzien) unter Bernadotte. Der Kriegsplan hatte eine Grundidee ziemlich effektsuchend also ausgesprochen: „Alle alliirten Heere ergreifen die Offensive und ihr Vereinigungspunkt ist das feindliche Lager." Aber die Vorsicht hintertrieb dies trotzige Programm sehr bald, man überließ Napoleon die Offensive: diejenige Armee, gegen welche er seinen Hauptstoß richtete, sollte ausweichen, damit die andern ihm in Flanke und Rücken operiren sollten. Es kam indessen anders, und zwar durch Blücher.

Napoleon hatte ungefähr 450,000 Mann auf dem Kriegsschauplatze, 14 Armeecorps mit den Garden, die wieder auf 40,000 Mann gebracht waren (allerdings jetzt durch Rekruten) und 5 Kavalleriecorps, zu deren Führung er wieder König Murat aus Neapel zu sich entboten hatte. Preußen war sein gefährlichster Feind, darum schickte er eine Armee unter Oudinot gegen Berlin, er selbst marschirte mit den Garden nach Schlesien, wo schon seine Hauptmacht unter Ney gegen Blücher stand, die böhmische Armee ließ er nur am Gebirge beobachten.

Oudinot rückte mit seiner Armee, bei welcher fast zur Hälfte Deutsche waren, gegen die Wasserlinie von kleinen Flüssen, Seen und Sumpfland vor, welche südlich von Berlin die Vertheidigung der Mark erleichtert. Durch eine Reihe von Gefechten nahm er die Uebergänge, und der Kronprinz von Schweden, welcher keinen rechten Ernst gegen die Franzosen machte, wollte Berlin preis geben und sich hinter die Spree zurückziehen. Seine imposante Persönlichkeit mit dem hohen, schlanken Wuchs, dem ausdrucksvollen Gesicht und den feurigen Augen unter dichten, breiten Brauen, seine große Beredsamkeit, die oft bis zur Leidenschaft stieg, verbunden mit Gewandtheit und Höflichkeit, verfehlte selten ihren Eindruck. Hier aber, als er den versammelten Generalen seinen Entschluß mittheilte, erklärte ihm Bülow mit Bestimmtheit, daß er ihm nicht über die Spree folgen werde, bevor nicht zum Schutze der Residenz Berlin eine Schlacht geschlagen sei. Bernadotte lenkte nun ein und nahm am 22. August eine Aufstellung, 2 Meilen vor Berlin, die Russen auf dem rechten, die Preußen auf dem linken Flügel, die Schweden im Centrum. Oudinot rückte mit seinen 3 Corps in Staffeln vor, das 4. voraus gegen Blankenfelde, wo Tauentzien mit seinem Corps, fast lauter Landwehr, stand, das 7. auf Großbeeren, das von einem Vorpostendetachement Bülow's besetzt war, das 12. und das Kavalleriecorps weiter links noch zurück.

Großbeeren. Am 23. August begann die Schlacht bei Großbeeren mit einem Gefecht bei Blankenfelde, das gegen 2 Uhr von den Franzosen abgebrochen wurde. Das 7. Corps unter Reynier, bestehend aus 2 sächsischen und einer französischen Division, kam später bei Großbeeren an, vertrieb das preußische Detachement und bezog die Bivuaks. Es regnete in Strömen.

Nur eine halbe Meile entfernt lagerte das Bülow'sche Corps. Der Kronprinz hatte nun wirklich den Rückzug hinter Berlin befohlen — „Was ist Berlin? Eine Stadt!" hatte er geringschätzig gesagt. Bülow beschloß aber sein Wort zu halten und marschirte aus seinem Lager zum Angriff, eine zahlreiche Artillerie voraus.

Es war gegen 6 Uhr Abends. Bülow im einfachen grauen Ueberrock, einen Kantschu, wie es damals beliebt war, über die Schulter gehangen, sprengte auf seinem kleinen Rothschimmel vor und befahl, das Feuer zu eröffnen. Der erste Kanonenschuß fiel und allarmirte den Feind, welcher die Annäherung bei dem Regen, der die ganze Aussicht verdunkelte, gar nicht bemerkt hatte. Schnell ließ Reynier Artillerie vorfahren, von beiden Seiten kamen neue Batterien ins Feuer, sodaß zuletzt 76 Geschütze Bülow's gegen 60 feindliche donnerten. Dann griff die preußische Infanterie Großbeeren, den Windmühlenberg und das Gehölz neben

dem Dorfe an. Die Sachsen vertheidigten die Position tapfer, bis sie der Uebermacht weichen mußten; aber die französische Division, welche sie unterstützen sollte, ergriff die Flucht und wurde von der preußischen Kavallerie, die aus dem brennenden Dorfe hervorbrach, zum Theil niedergehauen. Reynier ordnete daher den Rückzug an. Als es schon halb dunkel war, traf plötzlich noch eine französische Reitermasse ein, die nächsten preußischen Regimenter stürzten sich auf dieselbe, Alles gerieth wirr durch einander und der ganze Schwarm, 2000 Pferde im vollen Lauf, brauste mitten durch die preußische Infanterie, wobei mancher Stabsoffizier vor seinem Bataillon umgeritten wurde. Endlich ließ die Verfolgung nach.

Berlin war durch diese Schlacht gerettet, der Kronprinz von Schweden maßte sich den Ruhm an, obgleich er sie weder gewollt, noch geleitet, und Bülow's Entgegnung wurde, aus übergroßer Rücksicht gegen den hohen Alliirten, nicht einmal in die Berliner Zeitung aufgenommen. Bernadotte benutzte den Sieg gar nicht — in seiner Seele beherrschte der Franzose den Feldherrn.

Die Operation Oudinot's hatte durch Davoust von Hamburg und Girard von Magdeburg aus unterstützt werden sollen, aber Ersterer blieb aus und Letzterer wurde bei Hagelsberg am 27. August von Hirschfeld vernichtet. Dies Treffen ist fast nur von Landwehr geliefert worden, im Dorfe entstand dabei ein wüthender Kolbenkampf, in welchem mehrere französische Bataillone buchstäblich todtgeschlagen wurden.

Napoleon war unterdessen mit den Garden nach Schlesien marschirt, wo Blücher schon vor dem Ablauf des Waffenstillstandes vorgerückt war, weil die Franzosen in dem neutralen Gebiete zwischen den Armeen fouragirt hatten. Der Kaiser ordnete sogleich den Angriff aller Corps gegen Blücher's Stellung bei Löwenberg an, aber dieser wich einer Schlacht aus und Napoleon wurde bald durch die Meldung, daß die feindliche Hauptarmee über das Gebirge gegen Dresden anrücke, aus Schlesien abgerufen. Er ließ unter Macdonald 3 Corps mit einem Kavalleriecorps zurück, und eilte Dresden, seinem Hauptstützpunkte, zu Hülfe. Der alte Husar merkte gleich an dem Nachlassen des Eifers bei den Franzosen, daß Napoleon nicht mehr da sein konnte, und ordnete den erneuten Vormarsch an, um mit der ganzen Armee am 26. August wieder über die Katzbach zu gehen. An demselben Tage setzte auch Macdonald sein Heer in Marsch, um ebenfalls den Fluß zu überschreiten; Beide stießen daher auf einander.

Die Schlacht an der Katzbach. Blücher's linker Flügel, das russische Corps Langeron, wurde zuerst angegriffen. Dieser hatte sich Kenntniß von der Instruktion, einer Schlacht auszuweichen, verschafft und sein Geschütz bereits abfahren lassen, weil er den geheimen Zusatz nicht kannte, welcher Blücher, wenn er entschiedenen Vortheil sehe, dennoch zum Schlagen ermächtigte. Als nun Blücher gegen Mittag den allgemeinen Angriff befahl, nachdem auf seinem rechten Flügel, beim russischen Corps Sacken, ebenfalls Kanonendonner zu hören war und York's Corps auf der Hochebene in die Mitte einrückte, verweigerte Langeron geradezu den Gehorsam. Desto freudiger gehorchte Sacken, er ließ dem Oberfeldherrn nur zurück-

sagen: „Hurrah!" York und Sacken gingen zum Angriff, 100 Geschütze leiteten ihn ein. Sie drangen überall vor, der Feind wich. Im Regen versagten viele Gewehre, es wurde meist mit Bajonnet und Kolben gekämpft und die Landwehr nahm rühmlich Theil daran. Gefährlich war's, als plötzlich die französische Kavallerie vorbrach bis mitten in die Zwischenräume der preußischen Brigaden hinein; aber die Reiterei der Verbündeten griff sie gleich an und warf sie, nach einem großartigen Gefechte, zurück. Die Franzosen wurden endlich ganz von der Hochebene verdrängt und in grauenhafter Verwirrung in die Flußthäler und in die hochangeschwollenen Fluten der Katzbach und wüthenden Neiße hinabgestürzt. 18,000 Gefangene und 103 Kanonen waren die Trophäen des Sieges und einer fünftägigen Verfolgung, welche erst am Queiß Halt machte.



Flucht der Franzosen über die Katzbach.

Dresden und Kulm. Bei Dresden hatte aber Napoleon über die Hauptarmee gesiegt. Fürst Schwarzenberg, der über 200,000 Mann verfügte, war nur zögernd vorgerückt, noch am 25. hätte der Angriff auf Dresden, das nur von 30,000 Mann besetzt war, glücken müssen. Weil aber der Kaiser Alexander dagegen war, fügte sich Schwarzenberg. Im Heerlager der Verbündeten war Moreau erschienen, der von Napoleon verbannte, republikanisch gesinnte General, der seit zwölf Jahren in Amerika gelebt hatte und vom Kaiser Alexander eingeladen worden war, um ihn durch seinen Feldherrnrath zu unterstützen. Ob er den Rath gegeben, Dresden nicht anzugreifen? Am 26. wußte Schwarzenberg den Kaiser wenigstens zu einem Versuche mit 40,000 Mann zu stimmen, doch wurde auch dieser erst zum Nachmittag befohlen. Warum so spät? In vier Angriffskolonnen gingen die Truppen Schlag vier Uhr, wie bestimmt, nach kurzer Kanonade zum Sturm; Napoleon war jedoch schon in Dresden eingetroffen, brach gegen 6 Uhr mit drei starken Massen zwischen den Verschanzungen vor und zwang die Verbündeten, in ihre erste

Stellung zurückzugehen. Die Fortsetzung der Schlacht, die keine Aussicht auf Erfolg mehr bot, war von den Verbündeten ein Fehler; Napoleon ging am 27. mit seiner ganzen Macht zum Angriff über. In der Mitte blieb der Kampf zwar im Gleichgewicht, aber auf dem rechten Flügel verloren die Russen und Preußen immer mehr Boden und der linke Flügel der Oesterreicher wurde durch Murat mit zwei Kavaleriecorps umgangen und, da er durch den tiefen Grund der Weiseritz vom Centrum getrennt war, überwältigt, sodaß 10,000 Mann die Waffen strecken mußten. Mit diesen Gefangenen konnte Napoleon im Triumph nach Dresden zurückkehren, dessen geängstigte Bewohner schon verhofft hatten, ihn niemals wiederzusehen.

Moreau war gegen Mittag auf der Höhe von Räcknitz an der Seite Alexander's durch eine Kanonenkugel tödtlich verwundet worden. Während seines Exils unbekannt geworden mit der Zeit, der Stimmung und dem Verlangen der Völker Europa's, hatte er als Ziel seines Hierseins die Wiederherstellung der französischen Republik geträumt und dabei gewähnt, wenn man ihn mit 40,000 französischen Gefangenen an der Küste von Frankreich landen ließe, werde sich das ganze Volk gegen den Tyrannen erheben! Sein Tod machte diesen Träumen ein Ende.

Die Verbündeten traten ihren Rückzug in der Nacht an, aber die gerade Straße war ihnen durch das Corps von Vandamme verlegt, das Napoleon auf seinem Hermarsche aus Schlesien gleich bei Königstein hatte über die Elbe gehen lassen, um die Verbindung des Feindes mit Böhmen zu bedrohen. Sie theilten sich also und das Glück wollte es, daß gerade der größte Theil ihrer Streitkräfte bei Kulm zusammentraf, um Vandamme hier in der Schlacht am 29. und 30. aufzuhalten, und daß Kleist mit seinem preußischen Corps wegen schwierigen Fortkommens von einem Paß auf dem Kamme des Gebirges nach einem andern Passe marschirte, zufällig Vandamme gerade in den Rücken. Dieser wurde dann zuletzt mit 10,000 Mann gefangen und, da er sich durch Härte und Erpressungen hervorgethan, nach der Grenze von Sibirien geschafft.

Napoleon hatte nicht entfernt eine Gefahr für Vandamme geahnt, sonst würde er mit seiner Macht ihm nachmarschirt, dadurch seinerseits Kleist in den Rücken gekommen und so die verbündete Hauptarmee verloren gewesen sein. Er wandte sich aber wieder gegen Blücher, der aus Schlesien in die Lausitz vorgerückt war, und schickte Ney, unter dessen Kommando er ziemlich schroff Oudinot wegen seiner Niederlage bei Großbeeren stellte, gegen Berlin.

Blücher wich jedem ernstlichen Zusammenstoß mit der Uebermacht des Kaisers aus und dieser war wüthend auf den „versoffenen Husaren", wie er ihn nannte, „der nichts als ein guter Säbler" sei und in dem er doch seinen bösen Dämon ahnte.

Von der Mark war endlich auch der Kronprinz von Schweden in Sachsen eingerückt — endlich! In der Verfolgung eines geschlagenen Feindes Tag für Tag eine einzige Meile — wahrlich, die Franzosen konnten mit ihrem Landsmanne, der gegen sie nicht unangenehm werden wollte, zufrieden sein. Das Lützow'sche Corps, das wieder verstärkt und nach dem Waffenstillstande der Nordarmee zugetheilt worden, war jetzt zum Walmoden'schen Corps gewiesen, das an der untern Elbe

gegen Davoust stand. In einem unbedeutenden Gefechte bei Gadebusch am 26. August war hier Theodor Körner erschossen worden, nachdem er eine Stunde vorher sein letztes Lied, „das Schwertlied", gedichtet. Bei seiner Bestattung hatten die Kameraden sein ergreifendes Gebet vor der Schlacht: „Vater, ich rufe Dich!" gesungen und kein Auge war trocken geblieben.



Schwedische Nachzügler 1813.
Leibgardisten zu Fuß. Leibgardisten zu Pferde.

Dennewitz. Marschall Ney, der im Heere „der Bravste der Braven" hieß, marschirte mit derselben Armee, die bei Großbeeren geschlagen worden war, von Wittenberg ab, wieder in Staffeln, das 4. Corps voraus, ohne die Nähe des Feindes zu ahnen. Am 6. September traf er bei Jüterbogk auf das Tauentzien'sche Corps und die Schlacht, die nach dem Dorfe Dennewitz genannt worden ist, begann. Vier Stunden hielt sich Tauentzien gegen die Uebermacht; als er aber zu weichen anfing, erschien Bülow in der linken Flanke der Franzosen. Ihm warf Ney das eben ankommende 7. Corps (die Sachsen) entgegen und es entspann sich hier ein heftiger Kampf. Tauentzien ließ nun seine ganze Kavallerie durch die Infanterie vorbrechen und attakiren, mehrere Carrés wurden gesprengt, andere übergeritten — es war, bis auf 2 Dragonerescadrons, lauter Landwehr, welche diesen bedeutenden Erfolg gewann. Um Gölsdorf und Dennewitz wurde unterdessen mit großer Erbitterung gekämpft, wiederum Deutsche gegen Deutsche. Dennewitz mußten die Württemberger räumen, wobei 5 ihrer Bataillone, trotz aller Tapferkeit, vernichtet wurden;

nur 3 Compagnien entkamen. Der Sieg der Preußen auf dem rechten Flügel war nicht mehr zweifelhaft. Der linke Flügel hatte aber noch einen harten Stand, die Sachsen erhielten Unterstützung durch das eintreffende 12. französische Corps unter Oudinot, sodaß jetzt 47 Bataillone gegen 11 preußische standen. Zwar kam zu letztern noch die Brigade Borstell, aber doch wäre die Schlacht hier verloren worden, wenn Ney, der sich auf dem rechten Flügel aufhielt, nicht Oudinot mit seinem Corps dorthin berufen hätte. Die Sachsen, wieder einmal im Stich gelassen, mußten jetzt unterliegen. Beide Flügel der Preußen gingen hierauf zur Entscheidung vor, und da sie fast im rechten Winkel zu einander standen, so wurde der Feind von zwei Seiten zusammengepreßt und löste sich allmälig zur Flucht auf. Nur die Sachsen und eine bayerische Division zogen sich in Ordnung zurück. Als die Schlacht schon beendigt war, rückte der Kronprinz mit seinen Schweden und Russen in pompöser Linie vor, verweigerte aber seine Kavallerie, 50 frische Escadrons, zur Verfolgung und überließ auch diese noch den Preußen. Der Feind verlor 20,000 Mann, wovon die Hälfte Gefangene, und 80 Kanonen; Ney berichtete ehrlich an seinen Kaiser: „Ich bin total geschlagen!" Für den Sieg erhielt General Bülow den Beinamen von Dennewitz und wurde deshalb von Tauentzien, der denselben für sich in Anspruch nahm, auf Pistolen gefordert. Es kostete viele Mühe, das Duell zwischen den beiden alten Herren zu verhindern.

Jetzt trat ein Stillstand in den großen Unternehmungen ein, welcher den ganzen September hindurch dauerte; die Verbündeten warteten auf die russische Reservearmee unter Bennigsen. Unterdessen wurde aber der kleine Krieg in Thüringen, also im Rücken Napoleons, lebhaft geführt. Die Streifcorps von Thielmann, Colomb und dem österreichischen Obersten Grafen Mensdorff waren von Böhmen links ab durch das Voigtland dorthin gegangen, auch der Hetmann Platow mit seinen Kosaken. Sie thaten dem Feinde empfindlichen Schaden. Thielmann nahm Weißenfels, Merseburg und mehrere große Transporte, einen bedeutenden bei Kösen, Mensdorff befreite in Lützen österreichische und russische Gefangene, Colomb hob sächsische Depots auf. Der Kaiser Napoleon sandte daher aus Sachsen den General Lefebvre-Desnouettes mit einer Kavalleriedivision der Garde und badenscher Infanterie nach Thüringen, um jene Parteigänger zu vertreiben. Dieser schlug auch am 24. September Thielmann und Mensdorff zwischen Zeitz und Altenburg, aber sie vereinigten sich mit Platow und erkämpften am 28. September, obgleich Lefebvre-Desnouettes nicht unbedeutende Verstärkungen, auch drei leichte Batterien, erhalten hatte, bei Altenburg einen vollständigen Sieg, sodaß das französische Corps, das viele Gefangene verloren hatte, in völliger Auflösung sich nach Merseburg zurückziehen mußte.

Auch an der untern Elbe hatte der Krieg nicht geruht. Das Wallmoden'sche Corps, das ziemlich bunt aus Tettenborn's leichten Truppen, der russisch-deutschen Legion, dem Lützow'schen Freicorps, einer schwedischen Division, mecklenburgischen Truppen, dem Corps des Generals von Dörnberg (Hanseaten und neuformirte Hannoveraner) und 3500 Engländern zusammengesetzt war, stand hier gegen

Davoust, der seine Vortheile nicht wahrnahm, und die Dänen. Es fielen mehrere Gefechte vor, von denen das bei der Göhrde am 16. September das blutigste war. Lützow wurde schwer verwundet. Besonders die Kavallerie der russisch-deutschen Legion zeichnete sich hier aus, die unter Mitwirkung ihrer Artillerie mehrere französische Vierecke sprengte. Die Division Pecheux wurde dabei fast ganz aufgerieben. Tettenborn mit seinen leichten Reitern und der Lützow'schen Infanterie nahm dann im Oktober Bremen und behauptete es. Im November nahte der Kronprinz von Schweden, der sich nach der Schlacht von Leipzig mit der Nordarmee, das Bülow'sche Corps ausgenommen, von seinen Verbündeten getrennt hatte, und Davoust zog sich allmälig ganz nach Hamburg hinein. Kehren wir nun auf den Hauptschauplatz des Krieges zurück.



Russische Truppen zwischen 1813—1815.
Paukenschläger und Trompeter der Kürassiere. Garde-Grenadiere. Linien-Infanterist. Infanterie-Offizier. Scharfschütz.

Als die russische Reservearmee, hinter Blücher vom Feinde unbemerkt anmarschirend, in Böhmen angekommen war, setzten sich die drei Heere in Bewegung, um Napoleon von allen Seiten zu umgehen und ihn zu zwingen, Dresden aufzugeben. Die Hauptarmee marschirte links ab, über das Erzgebirge gegen Leipzig; Napoleon entsandte Murat mit einigen Corps, um sie in der Ebene aufzuhalten, was aber nicht gelang. Blücher wandte sich rechts, verbarg seine Bewegung sehr geschickt und

erzwang sich am 3. Oktober den Elbübergang durch das Treffen bei Wartenburg, wovon York seinen Beinamen erhielt. Hier bedeckte sich besonders das 2. Bataillon des Leibregimentes mit Ruhm, sodaß der alte Isegrimm, wie York genannt wurde, beim Vorbeimarsch nach dem Gefecht vor dem Bataillon den Hut abnahm und sammt seinem ganzen Gefolge mit entblößtem Kopfe hielt, bis der letzte Zug vorüber war. Die Nordarmee wurde nun durch Blücher's Beispiel auch gezwungen, die Elbe zu überschreiten, was bei Roßla geschah. Alles bewegte sich schon gegen Napoleon's Rücken und er mußte sich endlich entschließen, Dresden zu verlassen. Da er aber die Verbündeten in einer Hauptschlacht zu besiegen hoffte, so ließ er noch eine starke Besatzung in Dresden zurück, die er bei Leipzig hätte besser brauchen können. Der König von Sachsen, sein treuester Bundesgenosse, mußte ihm folgen.

Bayern hingegen machte Frieden mit den Verbündeten unter der Bedingung, daß ihm sein gegenwärtiger Besitz verbürgt werde, was im Vertrage von Ried am 8. Oktober geschah. Der König von Westfalen, Napoleon's Bruder, hatte vor Tschernyschew, der plötzlich mit 2300 Pferden nach einem Gewaltmarsche von 30 Meilen in 5 Tagen vor Kassel erschien, die Flucht ergriffen; er kehrte indessen, als die Kosaken wieder abgezogen waren, von diesem „Flankenmarsche", wie die Flucht von seinen Schmeichlern als ein taktisches Kunststück dargestellt wurde, noch einmal zurück, gerade an dem Tage, 14. Oktober, wo bei Leipzig, als Vorspiel der Völkerschlacht, das große Reitergefecht tobte.

Als Napoleon die Elbe aufgab, soll er befohlen haben, die verlassenen Gegenden auf dem rechten Ufer in eine Wüste zu verwandeln, alles Vieh mitzuschleppen, alle Fruchtbäume umzuhauen und alle Nahrungsquellen zu zerstören. Dieser Befehl, wenn er überhaupt gegeben worden wäre, war aber nur ein Schreckschuß. Jetzt wandte sich der Kaiser gegen Blücher, um diesen über die Elbe zurückzuwerfen; dieser wich ihm aus, aber nicht rückwärts, sondern vorwärts! Er ging über die Saale und hielt dadurch auch den Kronprinzen fest, der sich aber nun, als er von Schwarzenberg, dem Höchstkommandirenden, den bestimmten Befehl zum Marsch auf Leipzig bekam, wenigstens hinter Blücher setzte. Er war eben, wie er in Stralsund zu Moreau bei dessen Ankunft gesagt, „vor Allem Franzose."

Napoleon rückte bis Düben vor. In quälender Ungewißheit über Blücher blieb er hier drei Tage. Man sah ihn, dem sonst jede Minute zur Arbeit kostbar war, ganz unbeschäftigt an seinem Tische sitzen, wo er einen leeren Papierbogen mit Schnörkeln und großen Buchstaben füllte oder seinen Stuhl mit einem Federmesser zerschnitt. Aus dieser drückenden Stimmung riß ihn die Meldung, daß Murat vor der großen Armee der Verbündeten nach Leipzig zurückgewichen und Blücher über die Saale gegangen sei. Sofort gab er jetzt seinen Corps Befehl zum Marsche auf Leipzig und eilte ihnen mit einer Eskorte seiner Alten Garde voraus.

Schon am frühen Morgen des 14. Oktober hatte das große Reitergefecht bei Liebertwolkwitz begonnen, in welchem König Murat selbst in Gefahr gerieth, von einem preußischen Dragoneroffizier, v. d. Lippe, gefangen oder getödtet zu werden.

Ein Reiter, welcher Lippe vom Pferde stach, rettete den König. Das Treffen aber, in welchem von jeder Seite an 50 Eskadrons, wol 10,000 Pferde, stundenlang in wechselnden Attaken gegen einander kämpften, endigte mit dem Siege der Verbündeten.

Napoleon war um Mittag schon in Leipzig angekommen, hatte sich aber nicht auf den Kampfplatz, sondern an die Eilenburger Straße begeben, wo er den Gang des Treffens nach den ihm zugehenden Meldungen beurtheilte und dann den ankommenden König von Sachsen mit seiner Gemahlin und Tochter empfing, welche tief erschüttert waren über Alles, was ihnen schon vor Augen trat.

Der 15. verging ruhig, von beiden Seiten waren die Truppenmassen noch im Anmarsch und rückten nach und nach in die ihnen für die Schlacht angewiesenen Stellungen ein. Napoleon hielt am Nachmittage Heerschau über die Corps des Königs von Neapel, wobei drei Regimenter, die er noch nicht gesehen, die Adler erhielten. Sie bildeten dazu jedes für sich mit drei Bataillonskolonnen ein offenes Viereck, die Offiziere vor der Front. Der Kaiser hielt dabei ganz allein vor seinem zahlreichen Gefolge; Caulaincourt, der Großstallmeister, stieg ab, ließ den noch unhüllten Adler unter fortwährendem Trommelwirbel enthüllen und übergab ihn dann Berthier, dem Generalstabschef des Kaisers und der Armee, welcher sich damit vor die Mitte des Offiziercorps stellte. Eine kurze Anrede des Kaisers forderte die Truppen zum Schwur auf, Frankreich nie einen Schimpf anthun zu lassen und den Tod der Schande vorzuziehen — seine Stimme, seine echte Soldatensprache wirkte wie immer, sie schworen den Fahneneid mit Begeisterung.

Als es ganz dunkel geworden war, um 8 Uhr Abends, stiegen aus der Richtung von Pegau drei weiße Raketen auf, welchen bald drei rothe von der Straße nach Halle folgten, Blücher's Antwort, daß er bereit sei.

Die Völkerschlacht bei Leipzig. In einer weiten, gesegneten, fast baumlosen Ebene, die von vielen kleinen Gewässern in sanften Einsenkungen durchschnitten und mit zahlreichen Dörfern bedeckt ist, liegt Leipzig. Westlich der Stadt bilden die Weiße Elster und die Pleiße ein Gewirr von vielfach verschlungenen Flußarmen auf meilenlange Ausdehnung, das von Leipzig aus nur auf dem Damme der hohen Straße nach Lützen von einer Stunde Länge zu überschreiten ist. Das war die einzige Rückzugsstraße der Franzosen. Oestlich von Leipzig auf der Ebene, durch die zur Pleiße fließende Parthe in zwei Abschnitte getheilt, lag das Hauptschlachtfeld.

Napoleon hatte seine Macht zusammen gehalten, Front nach drei Seiten. Das Centrum stand bei Wachau nach Süden gegen die feindliche Hauptarmee; der rechte Flügel unter Poniatowski, der gestern zum Marschall ernannt worden war, gegen Connewitz zurückgebogen; zwei Corps Front waren jenseit der Parthe, Front nach Norden aufgestellt, von wo Blücher kommen mußte, und ein Corps (Bertrand) am Ausgange des obenerwähnten Dammes bei Lindenau, Front nach Westen, weil hier ebenfalls Oesterreicher anrückten.

Fürst Schwarzenberg wollte mit einer Armeeabtheilung den rechten Flügel der Franzosen angreifen, sich dort den Uebergang durch das schwierige Terrain

erkämpfen, mit einem andern Corps die Rückzugslinie der Franzosen besetzen und gegen die Hauptstellung mit seiner noch übrigen Macht vorgehen. Jenes Terrain, das er nicht kannte, war aber so ungangbar, daß es weder freie Bewegung noch Entwicklung solcher Massen gestattete, deren Entsendung überdies die Streitkraft bei Wachau gegen Napoleon schwächte.

Die dreitägige Riesenschlacht einer halben Million Menschen, auf so engem Raume zusammengedrängt, wo mehr als 2000 Feuerschlünde spielten, daß ihr Donner zwanzig Meilen weit gehört wurde, können wir nur in großen, allgemeinen Zügen schildern; ihre Bilder auszumalen, hat in andern Werken schon ganze Bände gefüllt.

Am 16. Oktober trat die Hauptmacht Schwarzenberg's in vier Kolonnen unter Klenau, Gortschakow, dem Prinzen von Württemberg und Kleist ihren Vormarsch gegen die ihnen bestimmten Angriffspunkte an, zwischen der 2. und 3. Kolonne hielt Pahlen mit 3000 Pferden die Verbindung. Bei Wachau eröffneten 48 russische Geschütze des Prinzen von Württemberg die Schlacht. Die Franzosen fuhren dagegen auf dem Höhenzuge zwischen Wachau und Liebertwolkwitz ganz plötzlich 100 Geschütze auf, deren Feuer verheerend wirkte. Doch behaupteten die Russen trotz ungeheurer Verluste ihre Stellung, um den Reserven Zeit zu geben, heranzukommen. Um Wachau und Markkleeberg, wo Kleist angriff, etwas später um Liebertwolkwitz, wurde nun heftig gekämpft und die Schlacht war schon auf allen Punkten entbrannt, als Napoleon eintraf. Bald nachher erschienen gegenüber auch die drei verbündeten Monarchen auf dem Wachberge. Napoleon verstärkte seinen rechten Flügel und zog die Garden, die in Reserve standen, näher heran. Dann vereinigte er eine große Kavalleriemasse von 8000 Pferden, mit welcher Murat die Mitte des Feindes durchbrechen sollte; gleichzeitig ließ er ein Corps gegen dessen rechten Flügel vorgehen, das auch dort den Kolmberg erstürmte. Auf dem andern Flügel machten jedoch die österreichischen Kürassiere eine glänzende Attake. Murat's Massenangriff war Anfangs erfolgreich, er brach durch die gelichteten Bataillone, eine große Batterie wurde genommen, die russische Gardekavallerie geworfen — gegen den Wachberg stürmte der Lauf. Die Monarchen, welche sich dort mit großem Gefolge befanden, stiegen zu Pferde, um die Höhe zu verlassen, während sich Orlow-Denissow mit den Gardekosaken der feindlichen Masse, die kaum noch 800 Schritt entfernt war, in die Flanke warf. Zwei reitende Batterien überschütteten sie mit Kartätschen, und mehrere Kavallerie-Regimenter eilten herbei, um sie von allen Seiten anzugreifen. So wurden die Franzosen aufeinander gestürzt und bis an ihre Batterien zurückgetrieben, wo die Gardeartillerie auf Feind und Freund schoß und der Verfolgung ein Ende machte.

Napoleon hatte den Sieg voreilig schon an den König von Sachsen gemeldet und in Leipzig die Glocken läuten lassen. Nun war sein Angriff gescheitert, die Reserven der Verbündeten, 20—30,000 Mann frische Truppen, kamen an und der Kampf wurde ohne größere Erfolge noch bis zur Dunkelheit fortgesetzt.

Nördlich von Leipzig, ganz auf sich angewiesen, hatte Blücher gegen Mittag Mar-

mont angegriffen. Um das Dorf Möckern entstand ein langer, mörderischer Kampf, in welchen immer neue Truppen gezogen wurden. Zuletzt war es ein schonungsloses Gemetzel, alle Ordnung hörte auf, Trupps von 30, 40 Mann, Landwehr und Linie bunt durcheinander, stürmten die einzelnen Gehöfte. York drang mit seiner Hauptmacht neben dem Dorfe gegen die französische Stellung vor, es kam zu einer wahren Kolbenschlacht, aber Marmont führte alle seine Kräfte in den Kampf, und der Sieg schien sich auf seine Seite zu neigen.



Poniatowski führt die Polen im Gefecht an der Pleiße.

Da sprengte York zu der nächsten Kavallerie, 2 Schwadronen, und die freiwilligen Jäger des brandenburgischen Husarenregiments, unter dem Major von Sohr. „Lassen Sie einhauen!" rief der Feldherr. „Wenn jetzt die Kavallerie nicht Etwas thut, ist die Schlacht verloren."

Sohr ersah den rechten Moment, stürzte sich auf zwei französische Bataillone und zersprengte sie; andere Regimenter, auch die Reservekavallerie, von York persönlich angeführt, attakirten, und die französische Schlachtordnung wurde durchbrochen. Mehrere Bataillone warfen sich nieder und die Gewehre weg, sie erhielten Pardon, sprangen aber hinter den weiter jagenden Reitern auf und schossen auf sie, welche Hinterlist dann von den lithauischen Dragonern, die über sie herstürzten, in einem grauenhaften Blutbade bestraft wurde. Marmont's Corps zog sich, zum Theil in

voller Flucht, auf Leipzig zurück und stellte sich auf einer andern Front bei Schönefeld wieder auf.

Am 17. Oktober ruhten die Waffen. Napoleon schickte den gefangenen General Meerveldt an seinen Schwiegervater, um Unterhandlungen anzuknüpfen, und versäumte dabei, vergeblich auf Antwort harrend, den nöthig gewordenen Rückzug, während bei den Verbündeten die russische Reservearmee ankam und die Nordarmee im Anmarsche war. In der Dunkelheit ließ Napoleon die Truppen südlich von Leipzig sich näher an die Stadt ziehen, sodaß der rechte Flügel sich von Connewitz bis Dölitz an die Pleiße lehnte, die Mitte bei Probstheida einen ausspringenden Winkel bildete und der linke Flügel unter Ney, Front nach Norden, zwischen Paunsdorf und Gohlis stand.

Der 18. Oktober wurde der eigentliche Schlachttag von Leipzig. Schwarzenberg hatte jetzt alle Truppen, welche zwischen Elster und Pleiße nutzlos gekämpft, auf das rechte Ufer gezogen und griff die neue französische Stellung in 3 großen Kolonnen an. Der Kreis um Leipzig wurde dadurch immer enger. Die linke Flügelkolonne, unter dem Erbprinzen von Hessen-Homburg, lauter Oesterreicher, hatte heiße Kämpfe bei Dölitz und Dösen zu bestehen, wozu nun auch Gyulai's Corps, das bisher bei Lindenau gefochten, herangezogen und dadurch die französische Rückzugslinie frei gegeben wurde. Das war jedenfalls ein großer militärischer Fehler, mag er auch aus Gründen der höheren Politik absichtlich entstanden sein, um Napoleon entkommen zu lassen. Nördlich von Leipzig rückte das russische Corps von Langeron gegen die Parthe, wo Ney Schönefeld stark besetzt hatte. Hier gingen die Sachsen, welche schon lange mit Widerwillen an der Seite der Franzosen gekämpft hatten, unter Ryssel und Brause zu den Verbündeten über, fast gleichzeitig die württembergische Kavallerie unter Normann, der vielleicht seinen Ueberfall bei Kitzen sühnen wollte. Die entstandene Lücke wurde aber schnell durch einen Theil der Garde ausgefüllt, und es ist ein Unsinn, wenn die Franzosen diesem Abfall einen Einfluß auf die ungünstige Wendung der Schlacht zuschreiben: 3—4000 Mann konnten einen solchen nicht haben. Jetzt traf endlich — es war gegen 3 Uhr — auch die Nordarmee ein und das Bülow'sche Corps nahm noch ruhmvollen Theil an der Schlacht. Die Franzosen vertheidigten alle Dörfer mit größter Tapferkeit, Schönefeld konnte nur mit einem Verluste von 4000 Mann, Probstheida, der wichtigste Punkt, wo Napoleon selbst Alles leitete, trotz wiederholter Stürme, gar nicht genommen werden. Doch vereitelte wenigstens eine furchtbare Artilleriemasse, auf Befehl der Monarchen zusammengebracht, mit konzentrischem Feuer alle Versuche Napoleon's, bei Probstheida offensiv vorzubrechen. Das Einrücken der Nordarmee hatte nun die kreisförmige Einschließung der Franzosen vollendet und der Kaiser Napoleon ließ beim Anbruch der Dunkelheit den Rückzug, den er schon Mittags befohlen, auf der einzigen noch freien Straße antreten. Nur die Corps, welche denselben durch Vertheidigung der Vorstädte von Leipzig decken sollten, blieben zurück; es waren Rheinbundstruppen und Polen, welche sich für die Rettung der Franzosen opfern mußten!

Am 19. Oktober, als der Abmarsch des Feindes bekannt geworden, gaben die Monarchen ungesäumt Befehl zum Vorrücken sowie zum Angriff auf Leipzig. Zwischen acht und zehn Uhr wurden die Vorstädte erstürmt; blutig war bereits der Kampf am Grimmaischen Thor, noch blutiger aber die Eroberung der Hallischen Vorstadt.



Major von Friccius führt die ostpreußische Landwehr zum Sturm auf das Grimmaische Thor.
(Tod des Hauptmanns v. Motherby.)

Das Königsberger Landwehrbataillon unter Friccius, späterm General-Auditeur der Armee, soll zuerst eingedrungen sein — doch haben in neuester Zeit Mitkämpfer diese Ehre für andere Truppentheile in Anspruch genommen — gleichviel, Preußen vom Bülow'schen Corps gebührt sie immer. Napoleon nahm unterdessen vom Könige von Sachsen Abschied; er spiegelte ihm noch jetzt vor, daß Alles gut stehe! Dann mußte er sich mühsam durch das Gewühl seiner Soldaten, auf einem Umwege,

zuletzt durch Klingenhiebe seiner Eskorte, Bahn zum Thore brechen. Die Verbündeten drangen schon von allen Seiten in die Stadt, wo der Kampf noch eine Weile fortgesetzt wurde. Als endlich Napoleon's Arrièregarde abziehen wollte, wurde die Elsterbrücke, welche unterminirt war und hinter den letzten Truppen in die Luft gesprengt werden sollte, von einem Korporal zu früh gesprengt, sodaß ein großer Theil abgeschnitten und gefangen wurde oder im Fluße ertrank. Macdonald schwamm mit dem Pferde hindurch, Poniatowski jedoch fand seinen Tod in den vom Regen hoch angeschwollenen Wellen. Erst am 24. Oktober wurde seine Leiche gefunden, am 26. mit allen Ehren beigesetzt und dann nach Warschau in die Familiengruft geführt, wo auch sein Oheim, der letzte König von Polen, ruht. Gegen 1 Uhr hielten die Monarchen ihren Einzug in Leipzig; der König von Sachsen wurde unter Kosakeneskorte als Kriegsgefangener nach Berlin geführt.

Der Verlust der Franzosen in der Schlacht ist auf 68,000 Mann (darunter 30,000 Gefangene) geschätzt worden, der der Verbündeten auf 48,000 Mann, nämlich 20,000 Oesterreicher, 14,000 Russen, 14,000 Preußen — die 300 Schweden ungerechnet. Bernadotte war sehr ungnädig, daß sie überhaupt am Sturme Theil genommen. Vierzehn Tage gehörten dazu, um die Menschen und Pferde zu begraben und alle Trümmer fortzuschaffen.

Die Benutzung des Sieges aber, die Verfolgung? 80,000 Pferde standen zu Gebote und vergebens drängte Blücher dazu! Im hohen Rathe glaubte man, Napoleon werde sich nochmals zu einer Schlacht stellen und folgte daher vorsichtig. Der Kaiser, Anfangs tief gebeugt, weich und trostbedürftig sogar, erhob bald wieder stolz das Haupt und setzte seinen Rückzug ohne weitern erheblichen Verlust durch Thüringen fort.

Bayern hatte sich, wie schon berichtet, der deutschen Sache bereits vor der Schlacht bei Leipzig angeschlossen; seine Armee, die unter Wrede am Inn gestanden hatte, rückte jetzt, durch ein österreichisches Corps verstärkt, von dort über Landshut, Würzburg nach Hanau, wo sie sich am 30. Oktober quer über die Rückzugsstraße Napoleon's stellte. Hier kam es zur Schlacht, 60 Geschütze bestrichen den Ausgang des Lambaiwaldes, um die Franzosen am Debouchiren zu hindern; diese brachen vor, wurden aber mehrmals zurückgeworfen, bis auch der Kaiser eine Artilleriemasse vorbringen konnte, deren Feuer Wrede zum Rückzuge nöthigte. Am 31. wurde der Kampf noch bei und um Hanau fortgesetzt, doch blieb der Sieg den Franzosen und sie konnten nun ungehindert ihren Rückzug bis über den Rhein ausführen.

König Jerôme in Kassel erfuhr erst sechs Tage nach der Schlacht bei Leipzig die Niederlage seines Bruders — kaum 30 Meilen von Leipzig entfernt! Noch am 19. hatte ihm General Bertrand die freche Lüge geschrieben: „Wir haben den Feind auf allen Punkten geschlagen." Am 24. hielt Jerôme Revue über alle in Kassel anwesenden Truppen, Abends war große Cour bei Hofe. Ein Augenzeuge erzählt: „Jeder, der nur irgend hoffähig, war erschienen und zwar in größter Gala, mit unaussprechlicher Devotion. Das war ein Drängen, um vom Könige bemerkt zu werden; das war eine Zuversicht für den Sieg der guten Sache, wie man die Sache

Napoleon's nannte!" In der Nacht erhielt der König aber sichere Kunde von dem Unglück seines Bruders, und am 26. reiste er auf Niewiederkehr ab. Seine Gemahlin, Katharina von Württemberg, die bisher in keiner glücklichen Ehe mit ihm gelebt hatte, theilte später sein Exil und lehnte das Anerbieten ihres Vaters, des Königs Friedrich, ihre Ehe zu trennen, mit deutscher Treue ab. Sie hat ihrem Gemahl, der ihr jetzt erst seine Zuneigung zuwandte, auch noch Kinder geboren, von denen zwei, der Prinz Napoleon und die Prinzessin Mathilde, noch in Frankreich leben.



Württemberger Reiterei und Kosaken 1813.

In allen Provinzen, aus denen das zusammengestürzte Königreich Westfalen bestand, konnte sich nun der lange niedergehaltene Volksgeist in Begeisterung erheben. Schon nach wenigen Wochen stand ein hessisches Corps von 18,000 Mann unter dem Kurprinzen schlagfertig und wurde dem Blücher'schen Heere zugetheilt, hannoversche Truppen wurden unter dem Herzoge von Cumberland formirt, die Braunschweiger empfingen ihren zurückgekehrten Landesherrn mit 2000 Mann in Waffen und konnten bald mit 8000 Mann ins Feld rücken. In den ehemaligen preußischen Landestheilen, die wieder in Besitz genommen wurden, eilte das Volk freudig den Fahnen zu. Auch der Herzog von Oldenburg kehrte in sein Land zurück, und die Fürsten des Rheinbundes machten, einer nach dem andern, Frieden mit den Alliirten, sodaß jener Bund, Deutschlands Schmach, sich thatsächlich auflöste!

Ihr Landbesitz und die Souveränetät, welche ihnen Napoleon verliehen hatte, wurde ihnen garantirt. Nur vier blieben von dem Frieden ausgeschlossen: der König von Sachsen, der bei Deutschlands Feinde bis zuletzt ausgehalten, der Großfürst von Frankfurt, Fürst-Primas des Rheinbundes (vorher Kurfürst von Mainz, der letzte!), welcher freiwillig entsagte, und die Fürsten von Ysenburg und von der Leyen, welche mediatisirt wurden, wie so viele reichsunmittelbare Fürsten, Grafen und Herren schon 1806 auf Napoleon's Gebot mediatisirt worden waren. Die gegenwärtig „herrenlosen Länder" (Sachsen, Frankfurt, Berg u. s. w.) wurden bis zur allgemeinen Ausgleichung einer Centralverwaltung untergeordnet, an deren Spitze der Freiherr von Stein stand. Auch die deutsche Wehrkraft wurde neu organisirt, um den Kampf gegen den Unterdrücker Deutschlands, in Verbindung mit den vier Großmächten und Schweden, zur Entscheidung zu bringen. Der preußische Oberst Rühle von Lilienstern, ein ausgezeichneter Offizier, der auch durch militärische und gelehrte Schriften bekannt geworden und 1847 als General-Inspekteur des Militärbildungswesens gestorben ist, wurde Stein zur Organisation der Streitkräfte beigeordnet. Danach wurden 8 deutsche Armeecorps aufgestellt: Bayern; Hannover, Braunschweig, Oldenburg, Mecklenburg-Schwerin und die Hansestädte; Sachsen, Anhalt, Weimar, Gotha und Schwarzburg; Kurhessen; Berg, Waldeck, Lippe, Nassau, Koburg, Meiningen, Hildburghausen und Mecklenburg-Strelitz; Würzburg, Darmstadt, Frankfurt, Ysenburg, Reuß; Württemberg; Baden, Hohenzollern und Liechtenstein. So stand denn das ganze deutsche Volk in Waffen gegen den gemeinsamen Feind, wenn auch mancher Rheinbundfürst nur ungern sich der Sache des Vaterlandes angeschlossen hatte. Man weiß, daß ein süddeutscher König selbst noch während des Krieges von 1814 mit Napoleon in Briefwechsel blieb, ihn seiner unerschütterlichen Ergebenheit versicherte und seine besten Wünsche für einen glücklichen Erfolg der französischen Waffen aussprach; also gegen Deutschland, ja gegen seine eigenen Truppen, die sich in Frankreich unter ihrem Kronprinzen vortrefflich schlugen! Dieser König, wie sein westlicher Nachbar, waren bereit, sowie das Glück sich wendete, wieder auf Napoleon's Seite zu treten! Zu ihrem eigenen Glück ist ihnen das aber erspart geblieben.

Bis zum Rheine war Deutschland nun befreit; aber jenseits dieses Stromes lagen noch weite Strecken deutschen Bodens, welche Frankreich früher an sich gerissen hatte: Ludwig's XIV. Raubstädte, der Elsaß und Straßburg, Lothringen, das durch Familienschacher an Frankreich gekommen war, ohne das Recht des deutschen Reiches zu achten, und die anderen Gebiete auf dem linken Rheinufer. Die Ehre schien es zu fordern, diese Lande wieder mit Deutschland zu vereinigen.

In den ersten Novembertagen kam die böhmische Armee in Frankfurt an und bald darauf trafen auch die drei Monarchen ein. Sie gaben sogleich Befehl, Höchst und Kassel, das die Franzosen noch besetzt hielten, zu nehmen, was auch geschah. Blücher war im Marsche auf Köln, um hier den Rhein zu überschreiten; er sandte Gneisenau, dessen Feuerseele den Krieg gleich von Anbeginn in der großartigsten Weise betrieben haben wollte, nach Frankfurt, um seine Ansicht über energische

Fortsetzung des Krieges zur Geltung zu bringen. Danach wollte er von Köln über Aachen und Brüssel gegen Paris vordringen, während die große Armee über den Rhein gehen und gleichfalls auf das gemeinsame Ziel vordringen sollte. Zu Frankfurt, in der Umgebung der Monarchen, gab es aber eine Friedenspartei, zu der Hardenberg, Knesebeck und fast alle russischen Generale und Staatsmänner gehörten, und der österreichische Staatskanzler, Fürst Metternich, sprach offen aus: „Man habe ja bereits, was man haben wolle!" So blieb der Kriegsrath, bei dem es ziemlich stürmisch zuging, ohne Resultat und die Diplomatie bemächtigte sich der Frage.



Rheinübergang bayerischer Truppen.

Blücher erhielt Befehl, seine Operationen einzustellen und die Blockade von Mainz, sowie die Besetzung des rechten Rheinufers bis Köln zu übernehmen: er wüthete, mußte aber gehorchen. Die große Armee bezog Kantonnirungen am Oberrhein, die Nordarmee hatte sich getrennt. Der Kronprinz von Schweden war mit seinen Schweden und dem ihm beigegebenen russischen Corps gegen Davoust und die Dänen aufgebrochen, Tauentzien zur Einschließung der Elbfestungen zurückgeblieben und Bülow gegen Holland im Marsch, zu dessen Befreiung er sich geschickt die Erlaubniß ausgewirkt hatte. Sein Zug war glücklich, schon am 30. November konnte der Erbstatthalter, Wilhelm VI. von Oranien, nach Holland zurückkehren.

Dem besiegten Kaiser der Franzosen wurde jetzt von Metternich der Friede angetragen: er sollte das linke Rheinufer behalten und nur auf das rechte, auf Holland, Spanien und Italien verzichten!! Zum Glück hinderten Stolz und ungebrochener Uebermuth Napoleon, diese günstigen Friedensbedingungen anzunehmen, er gab ausweichende Antworten und suchte durch die Unterhandlungen nur Zeit zu den großartigen Rüstungen zu gewinnen, die er in Frankreich betrieb. Die Monarchen sahen das endlich ein, zum Glück kam auch Stein in Frankfurt an, der mit dem ganzen Ungestüm seines Charakters auf Fortsetzung des Krieges drang. Da wurden denn wieder Operationspläne besprochen, am seltsamsten lautete der des Kronprinzen von Schweden. Dieser widerrieth den Rheinübergang auf das Allerdringendste, weil ganz Frankreich sich wie Ein Mann erheben würde. Um die Nationalehre Frankreichs zu schonen, müsse man nicht als Sieger zu ihm sprechen, sondern den Frieden von ihm — erbitten! Würde es aber nöthig, den bedenklichen Krieg wieder aufzunehmen, dann müsse man in einer Proklamation laut verkünden, daß man nicht gegen die französische Nation Krieg führe, sondern nur gegen Napoleon. Er sprach dann davon, wie populär er in Frankreich sei, und erinnerte naiv genug an seine Kriegführung, die ihn in Deutschland zum Gespött gemacht hatte, sodaß man von ihm sagte: „Er zählt die Häupter seiner Lieben und sieh! es fehlen ihm nur sieben!“ Bernadotte machte sich selbst, wie behauptet wurde, Hoffnungen auf den französischen Thron und als er, nachdem er im Frieden von Kiel von Dänemark die Abtretung von Norwegen erzwungen hatte, nach Frankreich eilte und in Compiègne mit Bülow zusammentraf, konnte es dieser nicht lassen, ihm sarkastisch zu sagen: „Sie kommen zu spät, gnädiger Herr; Ludwig XVIII. ist zum Könige von Frankreich ausgerufen“, was auf den Kronprinzen einen sichtlichen Eindruck machte.

Seine Denkschrift ist nicht bekannt geworden, Toll hat sie aber selbst in Händen gehabt. Von einer Annahme derselben konnte keine Rede sein, aber auch Blücher drang mit seinem so richtigen Operationsplane nicht durch, vielmehr wurde Schwarzenberg's, von Langenau verfaßter Entwurf gut geheißen, wonach die große Armee durch die Schweiz in Frankreich einrücken und ihre Verbindung mit der schlesischen, welche den Mittelrhein überschreiten werde, auf der Hochebene von Langres bewirken solle, der man, in veralteter, methodischer Kriegstheorie befangen, eine das Kriegstheater beherrschende strategische Wichtigkeit beilegte, welche ein geographischer Punkt an sich bei einer kräftigen Kriegführung niemals haben kann. Die Heere wurden dadurch so weit getrennt, daß ihre Verbindung vor der Hand ganz verloren ging und man Gefahr lief, von Napoleon mit konzentrirter Macht einzeln geschlagen zu werden.

Die große Armee, welche das preußische Corps Kleist abgegeben hatte, dagegen durch 4 deutsche Armeecorps, darunter die Bayern und Württemberger, verstärkt worden war, marschirte nach einigen Verhandlungen in die Schweiz ein; ein Theil überschritt den Rhein am 21. Dezember bei Basel, worauf die Division Bubna nach Genf, um gegen Lyon vorzurücken, Wrede mit den Bayern nach dem Elsaß entsandt wurde, um die Verbindung mit Blücher's Armee wieder zu suchen.

Blücher, umgeben von Spionen und lauernden Franzosenfreunden, traf scheinbar Anstalten, als werde er am Rhein bleibende Winterquartiere beziehen. Er verlegte am ersten Weihnachtsfeiertage sein Hauptquartier nach Frankfurt und äußerte gegen die Frankfurter, die ihn freundlich empfingen: „Wenn er doch einmal den Winter über zur Unthätigkeit verurtheilt sei, so wolle er ihn am liebsten bei ihnen zubringen.“ Niemand ahnte die Absichten des Feldherrn, der gleichwol schon Tags darauf geheime Befehle an seine drei Corps ergehen ließ, sich so zu konzentriren, daß die Armee in der Neujahrsnacht bei Mannheim, Caub und Koblenz über den Rhein gehen könne.

Napoleon hatte unterdessen seine Rüstungen mit Eifer fortgesetzt, indessen fehlte es in dem erschöpften Frankreich an Material zur Ausrüstung der Truppen, an Geld und Waffen und, was das Schlimmste war, auch an Muth und gutem Willen. Er selbst schrieb Ende November an Marmont: „Wir sind in diesem Augenblicke noch zu Nichts in der gehörigen Verfassung.“ Drei französische Corps waren längs des Rheines aufgestellt: Victor am Oberrhein, Marmont am Mittelrhein bis Koblenz, Macdonald von da bis Nymwegen. Als der Einbruch der Verbündeten in die Schweiz bekannt wurde, erwartete Napoleon von Südosten her den Angriff und beorderte Anfang Januar Marmont rheinaufwärts, um bei Colmar auch eine Division des Victor'schen Corps und 2 Kavalleriecorps an sich zu ziehen. Mortier mit der Alten Garde und 2 Divisionen sollte nach Troyes gehen. Auf einen Angriff vom Mittelrheine scheint Napoleon damals gar nicht gerechnet zu haben.

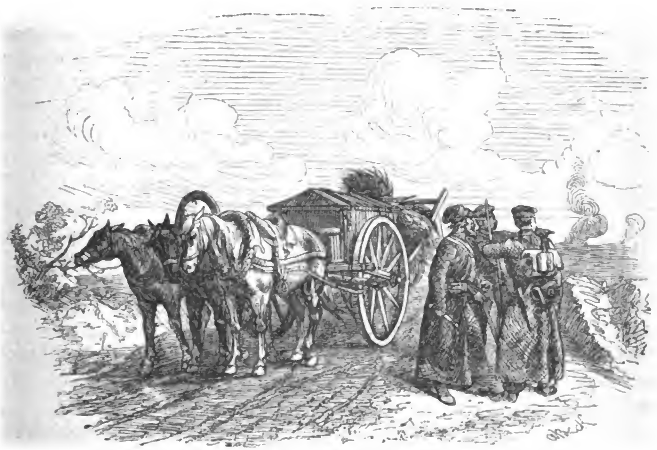
Blücher hatte aber seine Maßregeln dazu schon getroffen, wodurch jener Befehl an Marmont nicht zur Ausführung kam. Das York'sche und das russische Corps Langeron sollten bei Caub übergehen. Es war eine sehr schwierige Stelle, welche der Feldmarschall dazu ausgewählt hatte; eine einzige Straße, welche durch einen Engpaß führt, konnte zum Anmarsch benutzt werden und war vom Feinde mit Geschützen zu bestreichen; auch führten am linken Rheinufer, wenn dasselbe erreicht war, nur steile Fußpfade in Schluchten zum Thalrande empor, sodaß es an Raum zu größern Truppenaufstellungen fehlte. Dennoch hatte der Feldherr gerade diesen Punkt gewählt, weil der Feind hier wol keinen Uebergang vermuthete, das linke Ufer nur schwach besetzt und keine hinlängliche Streitmasse zum ernstlichen Widerstande in der Nähe war.

Das Städtchen Caub liegt am rechten Ufer; ihr gegenüber, mitten im Strome auf einer Insel, der Leyenfels genannt, ragt eine kleine, wunderlich gebaute Burg mit Schießscharten und spitzen Mauerthürmchen empor, über welche sich noch ein Kuppelthurm, von einer eben solchen Spitze gekrönt, erhebt. Sie heißt die Pfalz oder der Pfalzgrafenstein und soll der Sage nach den Pfalzgräfinnen bei Rhein zum Orte ihrer Entbindung gedient haben. Hier war der Punkt zum Rheinübergang ersehen. Kurz vor Mitternacht, am 31. Dezember 1813, rückten die Truppen in möglichster Stille am Rheinufer in der Stadt und dem oben erwähnten Engwege zusammen, Alles in dicht aufgeschlossenen Marschkolonnen.

Es lag viel Schnee, die Nacht war kalt und sternklar, im Rheinthale war es aber weniger hell, sodaß die Bewegungen von jenseits nicht wohl bemerkt werden konnten. Dort lag ein Zollhaus, in welchem Licht brannte, doch blieb drüben Alles still. Erst nach Mitternacht langten die mit Ungeduld erwarteten Pontons an, und sogleich begann unter eifriger Beihülfe der Rheinschiffer der Bau der Brücke, welche in der Richtung auf die Pfalz geführt wurde. Bis drei Uhr waren die Anordnungen so weit gediehen, daß der Feldmarschall den Befehl zur Eröffnung des Rheinüberganges geben konnte. Der Major Graf Brandenburg (der spätere Ministerpräsident von 1848—1850) fuhr zuerst mit 200 Füsilieren über, welche sich am jenseitigen Ufer zur Deckung des Ueberganges der übrigen Truppen festsetzen sollten. Die Ueberfahrt dauerte etwa eine Viertelstunde, sie wurde nicht bemerkt, kein Anruf erscholl, kein Schuß fiel, als die ersten Nachen an das Land stießen. Die Füsiliere aber, in ihrer Aufregung, meldeten sich selbst, indem sie, das Verbot vergessend, das linke Rheinufer mit einem donnernden Hurrah begrüßten. Da fielen aus dem Zollhause ein paar Schüsse; die französische Wache wartete aber den Angriff nicht ab, sondern entfloh. Unterdessen ging das Ueberschiffen der Bataillone der Avantgarde unausgesetzt vor sich, während für die Kavallerie und Artillerie und das Gros des Corps an der Brücke eifrig fortgearbeitet wurde. Blücher mit Gneisenau und Einigen seiner nächsten Umgebung fuhr nach der Pfalz hinüber, um die Arbeit zu fördern.

Am linken Ufer entspann sich jetzt ein Tirailleurgefecht mit einem herbeigeeilten französischen Piket, das aber eiligst floh, als es Büchsenfeuer von der Pfalz, wo Jäger postirt waren, empfing. Die Füsiliere verfolgten und nahmen dabei einen Postillon gefangen, welcher Depeschen von Marmont an den Kommandanten von Koblenz bei sich hatte. Blücher erhielt dadurch wichtige Aufklärungen über den Feind, die er später benutzte. Bei Tagesanbruch war die Avantgarde größtentheils übergesetzt, als eine feindliche Kolonne mit einem Geschütz erschien, welche aber bald vertrieben wurde. Blücher ließ nun, weil die Brücke erst bis zur Pfalz vollendet war, noch eine Brigade auf Kähnen, später noch eine, und 2 Eskadrons schwarzer Husaren nebst 2 reitenden Geschützen auf Fähren zur Unterstützung der Avantgarde auf das linke Ufer bringen. Bei der Ueberbrückung des breiteren Stromarmes jenseits der Pfalz warf aber die Gewalt des Wassers die vorderen Pontons, deren Anker nachließen, herum, sodaß der Bau verzögert wurde und erst am 2. Januar Morgens 9 Uhr fertig wurde. Den ganzen Tag und die folgende Nacht dauerte der Uebergang der noch übrigen Truppen des York'schen Corps, worauf das Langeron'sche unmittelbar folgte. Das andere russische Corps, Sacken, hatte auch in der Neujahrsnacht seinen Uebergang bei Mannheim bewerkstelligt, wobei russische Jäger unter den Augen des Königs von Preußen eine feindliche Schanze erstürmten und die Besatzung gefangen nahmen. Das auch unter Blücher's Befehl gestellte russische detachirte Corps St. Priest ging zu gleicher Zeit unterhalb Oberlahnstein und bei Ehrenbreitstein über den Rhein und fand in Koblenz reiche Kriegsvorräthe.

So war nun die ganze schlesische Arme auf dem linken Rheinufer und Blücher konnte seinen kühnen Vormarsch beginnen. Die ehemals deutschen Landesgebiete jenseits des Rheines wurden, mit Ausnahme der Festungen, ohne Schwertstreich genommen; die geringe Truppenzahl, welche Napoleon Anfangs den Verbündeten entgegenzustellen hatte, reichte nicht zur Vertheidigung der weiten Grenzen hin und die Marschälle wichen überall zurück. Am 17. Januar rückte Blücher in Nancy, der Hauptstadt von Lothringen, ein und sprach gegen die Herren vom Rathe, die ihn empfingen, im Sinne der Wiedereinverleibung, indem er sie an die glückliche Zeit ihrer Herzöge erinnerte, als sie noch zum deutschen Reiche gehörten. Er ging dann über die Mosel und Marne und beschloß, sich mit seinen Truppen an die Spitze der allzu langsam vorrückenden Hauptarmee zu stellen, um „gleichsam als Vorspann und Lokomotive", wie in Toll's Denkwürdigkeiten gesagt ist, jene hinter sich her zu schleppen.



Russischer Infanterie-Munitions-Karren.

Diese hatte auch keinen Widerstand gefunden und war in den Besitz der ersehnten Hochfläche von Langres gelangt, wo man großen Ereignissen entgegengesehen und zu seinem eigenen Erstaunen kaum eine Scheinvertheidigung der Stadt gefunden hatte. Hier aber wollte man nun stehen bleiben und den Angriff Napoleon's abwarten, wenn die bald zu eröffnenden Friedensunterhandlungen in Chatillon zu Nichts führen sollten. Wie Schwarzenberg dachte, ergiebt sich aus einem Briefe an seine Gemahlin, in welchem er schrieb: „Wir müssen Frieden schließen. Das ist mein Rath. Unser Kaiser, auch Stadion, Metternich, selbst Castlereagh sind vollkommen dieser Meinung. Aber der Kaiser Alexander!" Preis Ihm dafür, daß er erklärte, nöthigen Falls den Krieg allein fortsetzen zu wollen; Dank auch dem

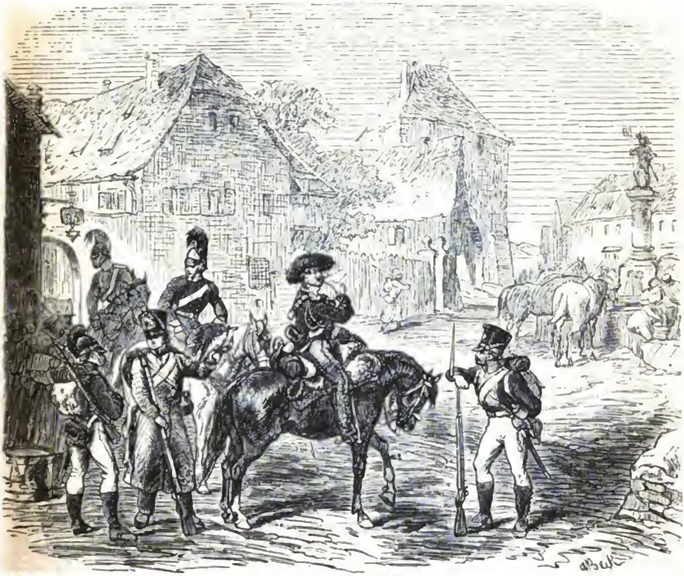
König von Preußen, der sich, wie sehr ihm auch die Friedensmänner seiner Umgebung in den Ohren lagen, dem russischen Kaiser anschloß.

Am 24. Januar hatten Truppen der großen Armee bei Bar sur Aube gegen Mortier's Garden ein Gefecht, in welchem Prinz Wilhelm, der jetzige König von Preußen, zuerst in das Feuer kam und sich das eiserne Kreuz erwarb. Blücher langte zwei Tage darauf mit einem Theile seiner Armee bei Brienne an und war nur noch 5 Stunden von Schwarzenberg entfernt.

Napoleon verließ am 25. Paris, nachdem er von der Kaiserin und seinem Sohne Abschied genommen hatte, nicht ahnend, daß es auf immer sei. Er hatte seine Macht bei Chalons gesammelt, es waren aber nur 71,000 Mann, darunter 16,000 Reiter, die er den 162,000 Mann der Verbündeten entgegenführen konnte. Doch hoffte er, diese einzeln zu schlagen, und wandte sich wieder zuerst gegen seinen gefährlichsten Feind, Blücher. Diesen griff er am 29. Januar bei Brienne an; das Gefecht dauerte unentschieden bis zum Abend, wo Napoleon einen ernstlichen Angriff auf die Stadt anordnete; eine seiner Divisionen jedoch, welche ohne Kavallerie in der Ebene vorging, von der gesammelten Reiterei Blücher's in der linken Flanke angegriffen und zersprengt wurde. Der Kampf schien glücklich beendigt; Blücher und Gneisenau wollten vom Schlosse aus vor einbrechender Dunkelheit nochmals die Gegend übersehen und wären dabei fast in Gefangenschaft gerathen, denn französische Infanterie hatte die Stadt umgangen und ein unbesetztes Thor gefunden, durch welches sie bis in das Schloß gekommen war. Auch französische Kavallerie sprengte schon durch die Straßen und General Sacken gerieth in dieselbe Gefahr, wie Blücher. Beide wurden aber zum Glück nicht erkannt. Der Feldherr ließ noch einen Versuch machen, das Schloß wieder zu nehmen, dasselbe mußte aber nach langem Kampfe aufgegeben werden, und Blücher ging nach Mitternacht auf die Höhen von Trannes zurück, hälftewegs nach Bar, wo die große Armee stand. In Brienne war der Kaiser Napoleon vor einigen zwanzig Jahren auf der Militärschule gewesen; hier eröffnete er jetzt den Krieg von 1814, der ihm den Thron kosten sollte.

Einem neuen überlegenen Angriffe hätte Blücher nicht Widerstand leisten können; er wollte also vor einem solchen nach Bar zurückgehen. Dem Kronprinzen von Württemberg (als König Wilhelm im Jahre 1864 gestorben) gebührt das Verdienst, durch sein selbständiges Erbieten, ihm mit seinem Corps die rechte Flanke zu decken, Blücher zum Festhalten seiner Stellung bewogen zu haben. Ein Theil der Hauptarmee wurde nun unter seine Befehle gestellt — Clausewitz sagt treffend: „um dem andern Theile das Schauspiel einer Schlacht zu geben!" — Wäre die ganze Streitmacht, nachdem die noch entfernten Heerestheile eingetroffen waren, dazu verwendet worden, so hätte Napoleon's Armee, die nur 40,000 Mann stark war, wohl vernichtet werden können. Aber Blücher erhielt nur die Corps von Gyulai, Colloredo, Wrede, Kronprinz von Württemberg und Wittgenstein, und zur Reserve die Garden — die übrigen behielt Schwarzenberg zu seiner eigenen Verfügung.

Napoleon war Blücher gefolgt und hatte beim Dorfe La Rothière Stellung genommen, gedeckt durch mehrere Dörfer und den vorliegenden Wald von Eclance. Blücher erhielt Befehl zum Angriff; so entspann sich am 1. Februar die Schlacht bei La Rothière.



Süddeutsche Truppen (1814—1815).

Württemb. Infanterie. Württembergische Jäger. Badische Dragoner. Hessen-Darmstädter Infanterie.

Der Kronprinz von Württemberg erstürmte den Wald von Eclance und nahm auch La Gibrie, während Sacken La Rothière, Gyulai Dienville auf dem rechten, und Wrede Morvilliers auf dem linken französischen Flügel angriff. Es hatte gefroren, doch war der Boden nicht fest genug für die Artillerie; General Nikitin ließ also die Hälfte seiner russischen Geschütze stehen und ihre Bespannung der andern Hälfte vorlegen, sodaß er mit 36 Geschützen der Infanterie weit vorauseilte und gegen La Rothière das Feuer eröffnete. Ohne Schutz durch andere Truppen, wurden dieselben von 3 französischen Reiterdivisionen angegriffen, wiesen sie aber ganz allein durch ihr mörderisches Kartätschenfeuer ab, bis die Infanterie Sacken's herankam. Der Kampf um La Rothière, in welchen Napoleon persönlich eingriff, war besonders blutig; Schneetreiben und Nebel verdunkelten die Luft und erlaubten Blücher nicht, günstige Momente zu benutzen. La Gibrie konnte erst behauptet

werden, als Morvilliers genommen war; La Rothière fiel den Russen erst gegen 11 Uhr Abends bleibend in die Hände. Um Mitternacht trat Napoleon den Rückzug auf Troyes an, sein Heer war in großer Auflösung. Von Blücher's Truppen waren die Corps von Colloredo und Wittgenstein, sowie die Garden und Grenadiere, gar nicht ins Gefecht gekommen.

Die beiden Armeen der Verbündeten trennten sich nun wieder, was schon vor der Schlacht im großen Hauptquartier insgeheim beschlossen war, theils der für solche Heeresmassen schwierigen Verpflegung wegen, theils auch, um von Blücher und Gneisenau los zu kommen, die unaufhörlich zum Marsche auf Paris drängten. Schwarzenberg nannte das in einem Briefe an seine Gemahlin „eine kindische Wuth, wobei sie vorgeschlagene Vorwärtsbewegung, alle Regeln der Kriegskunst mit Füßen träten!" Ohne Blücher wäre man aber nie nach Paris gekommen.

Die Gesandten der verbündeten Mächte, welche sich am 2. Februar zum Kongreß in Chatillon einfanden, brachten die Nachricht von der Schlacht bei La Rothière, und Caulaincourt, Napoleon's Abgeordneter, bat seinen Herrn dringend um Verhaltungsbefehle. Dieser antwortete aber im Geist der alten Lügenhaftigkeit seiner Bulletins: „Der Bericht des Fürsten Schwarzenberg ist eine Narrheit, bei La Rothière hat gar keine Schlacht stattgefunden." Als er aber das Vordringen des schlesischen Heeres längs der Marne erfuhr, gab er Caulaincourt unbeschränkte Vollmacht, jeden Frieden sofort zu schließen. Er verstärkte unterdessen seine Armee wieder durch Truppen von Soult's Heere, welches Spanien vor Wellington schon im November hatte gänzlich räumen müssen, und durch neu gebildete Abtheilungen, so daß er, mit Mortier bei Troyes vereinigt, wol wieder 70,000 Mann beisammen hatte. Er beschloß also, das Kriegsglück von Neuem zu versuchen und die Trennung der Verbündeten zu entscheidenden Schlägen zu benutzen. So wandte er sich denn zuerst wieder gegen Blücher, dessen Armee in getrennten Kolonnen marschirte. Es ist gesagt worden, daß man im Hauptquartier des Marschall Vorwärts etwas sorglos geworden sei, wir lassen das dahin gestellt, aber die Erfolge Napoleon's entsprachen seinen Hoffnungen. Er warf sich am 10. Februar auf die Kolonne von Olsuwiew und erdrückte sie bei Champeaubert, dann griff er am 11. Sacken bei Montmirail an, der das Treffen annahm, obgleich er ihm hätte ausweichen können; er hatte aber York aufgefordert, ihn zu unterstützen. Dieser sandte ihm auch die Brigade Pirch, welche ihn vor völliger Vernichtung rettete. Denn schon hatte Sacken alle seine Truppen in das Gefecht gezogen und Napoleon, der die Garde in seine Flanke schickte, nichts mehr entgegenzusetzen, als Pirch erschien, Napoleon seinerseits in der Flanke angriff und so den Rückzug möglich machte. Um die Artillerie in dem vom Regen erweichten Boden fortzubringen, wurden vor ein Geschütz oft 20—30 Husarenpferde gespannt, welche freilich nicht recht ziehen wollten. Vor der Schlacht hatte Napoleon gegen seine Marschälle geäußert: „Wenn wir morgen einen Sieg erfechten, so gehen die Verbündeten schneller, als sie gekommen sind, über den Rhein zurück und ich bin wieder an der Weichsel!" Diese Verblendung über seine Lage beherrschte ihn; eben in der Hoffnung, seine Feinde wieder in

Deutschland zu bekämpfen und niederzuwerfen, hatte er so viele Streitkräfte, die er jetzt hätte besser brauchen können, in den deutschen und polnischen Festungen zurückgelassen, deren Eroberung durch die Verbündeten doch nur eine Frage der Zeit war.

York nahm Sacken auf, und Beide gingen mit großem Verlust bis Chateau-Thierry zurück, wo sie am 12. die Marne überschritten und die Brücken abwarfen. Blücher rückte, nachdem er die Meldung des Treffens bei Montmirail erhalten hatte, mit allen ihm noch zur Verfügung stehenden Truppen, den Corps von Kleist und Kapzewitsch, etwa 17,000 Mann, am 13. Februar gegen Marmont vor, der bei Etoges ihm gegenüber stand und vor ihm zurückwich. Jetzt kam aber Napoleon an und war Blücher überlegen, wenn auch nicht an Infanterie, doch um so bedeutender an Reiterei — 8000 Pferde gegen 1200. Diese gebrauchte er, um am 14. beide Flügel des Feindes zu umgehen, während die Infanterie auf der großen Straße vorrückte. Die preußische Avantgarde erlag bei Vauxchamps; Blücher's Hauptmacht, welche bei Joinvilliers Stellung genommen hatte, mußte vor der Ueberflügelung den Rückzug antreten, der Anfangs, wenig gedrängt, um der Kavallerie Zeit zur Umgehung zu lassen, gut von Statten ging, bis Grouchy's Reiterei den Verbündeten in den Rücken gekommen war und ihnen den Weg zum Walde von Etoges verlegt hatte, zum Glück ohne Artillerie, die in dem aufgeweichten Boden nicht hatte folgen können. Die acht preußischen Bataillone bildeten nun eine aufgeschlossene Masse, welche tambour battant, was sonst bei Rückzügen nicht geschieht, sich freien Weg erzwangen; von allen Seiten umfaßt, schlugen sie die Angriffe der feindlichen Reiterei mit großem Verluste ab und erreichten glücklich den schützenden Wald. Zuletzt schlug sich noch das ostpreußische Kürassierregiment unter Wrangel (dem spätern Feldmarschall) entschlossen durch. Den Russen war der Rückzug leichter geworden. Die Reihe von Gefechten seit dem 11. hatte der Schlesischen Armee 16,000 Mann und 60 Geschütze gekostet. Blücher zog sich nun am 15. nach Chalons zurück, wo die Corps von York und Sacken sich wieder mit ihm vereinigten.

Hatte denn aber die Hauptarmee gar nichts gethan, um Blücher bei seinem kühnen Vordringen zu unterstützen? Unablässig drängte der Kaiser Alexander den Fürsten Schwarzenberg zu thätigem Handeln, aber diesem, wenn auch seine Ansichten über Kriegführung dem entsprochen hätten, waren die Hände durch die Politik seines Kabinets gebunden. Ein dornenvoller Heerbefehl, den er übernommen hatte! Und er trug in edler Selbstverleugnung schweigend alle Vorwürfe, die er von dem Kaiser Alexander und dem Könige von Preußen erdulden mußte, die Geringschätzung, mit der er als Feldherr von Vielen angesehen wurde, ohne sich zu rechtfertigen; er nahm Alles auf sich, um das österreichische Kabinet nicht vor seinen Verbündeten zu kompromittiren. Nicht selten sah man ihn bleich und, von innerer Pein entstellt, von einer Unterredung mit dem Könige von Preußen zurückkommen! Und er entschuldigte sich niemals mit den höhern Weisungen, die er doch hatte. Sein Kaiser hatte ihm in einem Reskript den geheimen Befehl ertheilt, die Seine mit der Hauptmacht nicht zu überschreiten! Auch über die russischen und preußischen Truppen, welche bei der Großen Armee standen, hatte er dadurch eigenmächtig verfügt.

Oesterreichische Schriftsteller haben dies Reskript geleugnet, es ist aber dem Kaiser Alexander zugegangen, wie er ausdrücklich erklärt hat. So mußte denn Schwarzenberg, um den Anforderungen der Verbündeten zu genügen, wenigstens einige Bewegungen ausführen, eine Scheinthätigkeit, die ihn jedoch nicht vorwärts brachte.

Die Armee war langsam gegen die Seine fortgezogen. Ein Theil, Wrede und Wittgenstein, hatte bei Nogent den Uebergang über die Seine erzwungen und wandte sich auf Nangis, wohin Victor und Oudinot wichen, welche Napoleon gegen Schwarzenberg zurückgelassen hatte, als er gegen Blücher zog. Der Kronprinz von Württemberg marschirte gegen Montereau an der Yonne. Hierher wollte Schwarzenberg am 15. sein Hauptquartier verlegen, er gedachte Fontainebleau zum Operationsobjekt zu wählen. Von Blücher war man ohne Nachrichten, doch verbreitete sich ein Gerücht, Napoleon sei von ihm geschlagen worden und ziehe sich nach Paris zurück, wo er eine Hauptschlacht liefern wolle.

Napoleon aber, von der Schlesischen Armee ablassend, die er geschwächt im Rückzuge nach dem Rheine glaubte, eilte nun, auch die große Armee zu schlagen, statt die erste ganz zu zertrümmern. Er ließ Marmont zu ihrer Beobachtung zurück und führte seine übrigen Truppen gegen die Hauptarmee. Mit den hier zurückgelassenen Corps betrug seine Streitmacht wol 70,000 Mann. Am 17. Februar griff er Wittgenstein's Avantgarde unter Pahlen bei Nangis an, welche vollständig zersprengt wurde; bei Villeneuve wurden die Bayern von Victor zurückgedrängt. Napoleon nahm an diesem Tage schon die seinem Gesandten Caulaincourt gegebene Vollmacht zurück. Er schrieb ihm ganz im alten Stile: „Ich habe 30—40,000 Gefangene gemacht. Ich habe 200 Kanonen genommen und eine große Menge von Generalen, und mehrere Armeen fast ohne Schwertstreich vernichtet." Man kann in Uebertreibung wirklich nicht mehr leisten!

Der Kronprinz von Württemberg hatte gemessenen Befehl erhalten, den Uebergang bei Montereau wenigstens noch zwei Tage zu behaupten. Das ungünstige Terrain zwang ihn, sich vor der Brücke, statt dahinter, aufzustellen, weil das diesseitige Ufer vom jenseitigen überhöht ist. Hier wurde er am 18. Februar angegriffen und zurückgeworfen, so daß er die Hälfte seiner Truppen verlor. Nach diesen Unfällen ging die Hauptarmee bis Troyes zurück, um sich wieder zu konzentriren und, wenn Blücher herankäme, eine Schlacht zu liefern.

Napoleon steigerte nun seine Forderungen auf dem Kongreß zu Chatillon, wo die Verbündeten verlangt hatten, Frankreich auf seine alten Grenzen zurückzuführen, er aber bestand nun auf den ihm zu Frankfurt gebotenen Bedingungen: den Rhein und die Alpen zur Grenze. „Die Leute vergessen, daß ich jetzt wieder näher an München bin, als sie an Paris!" rief er aus.

Unterdessen hatte Blücher auf Schwarzenberg's erste Anfrage geantwortet, er werde am 21. mit 53,000 Mann und 300 Kanonen bei Méry zur Schlacht bereit stehen und den Marsch dahin schon am 19. antreten. Auch Schwarzenberg schien zum Kampfe entschlossen, er schrieb wenigstens in einem Privatbriefe: „So will ich denn, auf den Beistand des Allmächtigen hoffend, eine Schlacht annehmen."



Uebergang der großen Armee über die Aube.

Er hatte allerdings, mit Blücher vereinigt, 150,000 Mann und war Napoleon um das Doppelte überlegen. Doch wurde der Schlachtenmuth nur zu bald wieder abgekühlt, als Nachrichten aus dem Süden das Vordringen Augereau's gegen Bubna meldeten. Die Ansicht, daß der ganze Winterfeldzug nach Frankreich eine Verwegenheit gewesen, welche die Armee in dieselbe Lage bringen könne, wie die Franzosen in Rußland, gewann wieder die Oberhand, und so wurde der weitere Rückzug auf die Hochebene von Langres beschlossen. Vergebens erbot sich Blücher, der wirklich bei Méry ankam und hier einen ganzen Tag auf entscheidende Befehle wartete, die Schlacht allein zu liefern, wenn die große Armee ihm nur, in Schlachtordnung aufgestellt, zur Reserve dienen wolle. Jetzt wurde durch den Obersten von Grolman (später kommandirender General in Posen) der Gedanke angeregt und als bestimmter Vorschlag auch dem Feldherrn und seinen Vertrauten vorgetragen, daß die Schlesische Armee sich von der des Fürsten Schwarzenberg und dem Rückzuge losmache, und rasch auf Paris losgehe. Blücher und Gneisenau machten diesen kühnen Plan sogleich zu dem ihrigen. Der Feldmarschall verlangte nur Corps von Bülow und Winzingerode aus den Niederlanden, und die Monarchen genehmigten sein erneutes Vordringen. Am 23. Februar brach die Schlesische Armee auf und trieb Marmont vor sich her, der sich mit Mortier zu vereinigen eilte; am 27. wurde der Marneübergang bei La Ferté sous Jouarre genommen und die Verfolgung der Marschälle gegen Meaux fortgesetzt.

Napoleon hatte Schwarzenberg schon bis Bar sur Aube zurückgedrängt, jetzt ließ er ab von ihm und nur drei Corps zurück, welche nicht ernsthaft verfolgten; er wandte sich wieder gegen Blücher und erließ zugleich ein Dekret für ein Aufgebot in Masse zum Volkskriege, das aber nicht die erwünschte Wirkung hatte. Die große Armee hielt, da sie nicht gedrängt wurde, in ihrem Rückzuge an und ging sogar, von Alexander und Friedrich Wilhelm bewogen, wieder vor, siegte am 27. Februar bei Bar sur Aube, wobei sich besonders die Bayern auszeichneten, und gelangte, den weichenden Marschällen folgend, bis zum 9. März ungefähr wieder dahin, wo sie vor vier Wochen an der Seine und Yonne gestanden. Hier aber stellte sie vor der Hand ihre Bewegungen ein. Die Verbündeten hatten schon am 1. März zu Chaumont einen neuen Vertrag geschlossen, der jeden Separatfrieden untersagte und jede der vier Mächte, England, Rußland, Oesterreich und Preußen, auf zwanzig Jahre hinaus verpflichtete. Dieser wichtige Vertrag wurde, charakteristisch genug für die leichtfertige Behandlung desselben durch die Diplomatie, bei — einer Whistpartie zwischen Metternich, Castlereagh, Nesselrode und Hardenberg unterzeichnet!

Als Blücher Nachricht vom Anmarsche Napoleon's erhielt, gab er die Verfolgung der Marschälle auf und ging über die Aisne zurück, um Verbindung mit Bülow und Winzingerode zu suchen. Diese kamen heran, erstürmten am 2. März Soissons und vereinigten sich am 4. mit der Schlesischen Armee. Der Feldherr wollte einen Schlag führen, ehe Napoleon mit den Marschällen zusammengestoßen war, und nahm daher gegen diese auf der Hochebene von Craonne am 7. ein Gefecht an, das keinen Erfolg hatte und von Sacken unnütz unterhalten wurde. Darauf setzte Blücher den Rückzug nach Laon fort. Am 9. rückte Napoleon in zwei Kolonnen an und es kam zur Schlacht. Der Angriff geschah nirgends ernsthaft. Blücher glaubte daher, es solle nur eine Rekognoszirung für den morgenden, zur eigentlichen Schlacht bestimmten Tag sein. Er ging also gegen das Centrum der Franzosen vor und machte eine Demonstration, deren linken Flügel zu umgehen; sein Angriff sollte aber auf den rechten (Marmont) durch die preußischen Corps von York und Kleist geschehen und diese durch die russischen von Langeron und Sacken unterstützt werden. Das hinhaltende Gefecht dauerte bis zur einbrechenden Dunkelheit und hörte dann auf; Marmont's Truppen wollten eben die Bivuaks beziehen, als sie plötzlich von den Preußen, die sich durch keinen Schuß verrathen hatten, überraschend angegriffen und von der Kavallerie in Flanke und Rücken genommen wurden. Die Franzosen ergriffen fast ohne Widerstand in panischem Schrecken die Flucht; es wurden so viele Gefangene gemacht, daß sie nicht zu bewachen waren und zum Theil wieder fortliefen; am Morgen zählte man deren noch etwa 2000, 50 Kanonen waren erobert.

Zum Unglück für die Benutzung des Sieges erkrankte Blücher in der Nacht. Napoleon stand am 10. mit seinem, dem stärksten Theile des Heeres noch fest und schien sogar angreifen zu wollen; es war aber nur, um seinen Rückzug zu decken, auf welchem er das Corps von St. Priest in Rheims, wo es alle Sicherheitsmaßregeln vernachlässigt hatte, am 13. überfiel. St. Priest, ein französischer Emigrant, fand

dabei seinen Tod; die Franzosen sagten, durch eine Kugel aus derselben Batterie, welche bei Dresden Moreau, den abtrünnigen Franzosen, getödtet hatte. Marmont mußte sein Corps sofort wieder gegen Blücher aufstellen; Napoleon wollte sein Heil zum zweiten Male gegen Schwarzenberg versuchen, der sein Heer bei Arcis sur Aube zusammengezogen hatte. Am 20. März griff der Kaiser an; die Schlacht dauerte unentschieden bis zum Abend, auf einigen Punkten sogar bis Mitternacht. Besonders wüthete der Kampf um das Dorf Torcy, welches fünf Mal erobert und wieder verloren wurde. Am andern Morgen stand das Heer der Verbündeten frühzeitig in Schlachtordnung, als der Abmarsch der Franzosen bemerkt wurde. Oudinot deckte denselben, indem er sich bis zum 22. an den Ufern der Aube hielt. Die Verfolgung war ohne Nachdruck, Schwarzenberg konnte nicht ahnen, welchen verzweifelten Plan Napoleon gefaßt hatte. Dieser wollte nämlich zwischen den beiden feindlichen Armeen hindurch gegen den Rhein marschiren, um sie von Paris abzuziehen und in ihrem Rücken eine Volkserhebung zu organisiren. Die Kosaken fingen aber einen Courier mit Briefen an die Kaiserin auf, welche ihr sein Vorhaben mittheilten. Sofort hielten die Verbündeten Kriegsrath, was zu thun sei, und beschlossen, Napoleon nicht zu folgen, sondern mit ganzer Heeresmacht nach Paris zu marschiren und dort den Krieg zu beendigen. Nur Winzingerode mit 8000 leichten Reitern sollte dem Kaiser folgen, und in der Meinung erhalten, daß er der Vortrab des verbündeten Heeres sei, welches Auftrages er sich auf geschickte Weise erledigte.

Die beiden Armeen setzten sich nun in Bewegung, um sich bei Paris zu vereinigen. Marmont und Mortier, die vor ihnen zurückgingen, hatten am 25. März bei Fère Champenoise ein Gefecht gegen feindliche Reiterei, die dem Fußvolk vorausgeeilt war und bis zum Abend auf 10,000 Pferde anwuchs. Die später eintreffenden Divisionen Pacthod und Anery wurden unter den Augen der Monarchen vollständig vernichtet, sodaß kein Mann dem Tode oder der Gefangenschaft entging. Der Gesammtverlust der verschiedenen französischen Abtheilungen betrug nach eigenen Angaben 10,000 Mann und 60 Geschütze. Die Marschälle zogen sich darauf (unverfolgt!) nach Paris zurück; zwei Tage wußte man in Schwarzenberg's Hauptquartier gar nicht, wo sie geblieben waren.

In Paris herrschte die größte Aufregung; die Kaiserin mit ihrem Sohne reiste auf strengen Befehl Napoleon's nach der Loire ab; Josef, der gewesene König von Spanien, dem die Statthalterschaft übertragen war, traf alle Anstalten zur Vertheidigung der Hauptstadt. Es waren aber dazu, Alles gerechnet, kaum 30,000 Mann verfügbar, denen die Verbündeten, welche am 29. März vor Paris erschienen, um das Vierfache überlegen waren. Die Schlacht wurde gleich für den folgenden Tag beschlossen: die Schlesische Armee sollte den Montmartre, einen schmalen Höhenzug nördlich der Stadt, die große Armee die östlich gelegenen Höhen von Romainville und Belleville stürmen.

Der Herzog Eugen von Württemberg erkannte Romainville als den Schlüssel der feindlichen Stellung; er bemerkte, daß es vom Feinde nicht besetzt war, und kam mit dem 2. russischen Corps Marmont zuvor, der seinen Fehler wieder gut

machen wollte. So begann die Schlacht bei Paris am 30. März seltsamer Weise mit einem Angriff der Franzosen, des schwächern Theiles, auf das genannte Dorf. Marmont vertheidigte die östliche, Mortier die nördliche Linie, wo 30 Geschütze auf dem Montmartre aufgestellt waren. Die Russen unter Barclay de Tolly wurden bei ihrem Angriff durch Marmont aufgehalten und unter heftigem Kampfe bis hinter Pantin zurückgetrieben, wo die preußischen Garden ein blutiges Gefecht bestanden. Gegen 10 Uhr erstürmte aber Barclay de Tolly Pantin und drang, die preußischen Garden an der Spitze, bis an die Barrièren von Paris vor, während Wittgenstein Montreuil auf Marmont's rechtem Flügel genommen hatte. Blücher konnte erst gegen 11 Uhr seine vollen Streitkräfte dem Montmartre gegenüber entwickeln. Josef Bonaparte zweifelte jetzt an der Rettung der Hauptstadt und verließ nach einem auf dem Montmartre gehaltenen Kriegsrathe Paris, um der Kaiserin nachzueilen; die Marschälle wurden ermächtigt, unter den möglichst günstigen Bedingungen für Paris zu kapituliren. Doch wurde die Schlacht noch lange fortgekämpft, erst nach 3 Uhr entschloß sich Marmont, als auch Mortier durch Blücher's Angriff in verzweifelte Lage gekommen war, einen Waffenstillstand nachzusuchen, der ihm unter der Bedingung bewilligt wurde, sich hinter die Barrièren von Paris zurückzuziehen. Mortier, spät davon benachrichtigt, wurde vom Kaiser Alexander, weil Langeron seine Stellung mit 10 russischen Jägerregimentern umgangen hatte, zur Ergebung aufgefordert, was er natürlich zurückwies. Während der Unterhandlung wurde überall die Einstellung des Kampfes befohlen; die stürmenden Russen ließen sich aber nicht halten und nahmen noch den Montmartre. Gegen Abend begaben sich Abgeordnete der Monarchen in die Stadt, am 31. März früh 2 Uhr wurde die Kapitulation abgeschlossen und Paris der Großmuth der Monarchen empfohlen. Die französischen Truppen erhielten freien Abzug und marschirten, kaum noch 16,000 Mann stark, ab, um den Kaiser aufzusuchen. Am 31. hielten die Monarchen mit 36,000 Mann ihren Einzug, vom Pöbel mit Freudengeschrei, von der großen Masse der Bevölkerung in ruhiger Haltung empfangen. Einige elegante Pariserinnen, welche das militärische Schauspiel gern betrachten wollten, nahmen jedoch von Offizieren der Suite die Einladung an, sich zu ihnen auf die Pferde zu schwingen, was namentlich den Kaiser Alexander sehr amüsirte. Die Truppen lagerten darauf in den Champs Elysées, wo sie von den Parisern viel Besuch erhielten. Schon am 2. April wurde unter Talleyrand eine provisorische Regierung errichtet, welche Napoleon des Thrones verlustig und wenige Tage später Ludwig XVIII. zum Könige von Frankreich erklärte.

Napoleon hatte am 26. März die Nachricht erhalten, daß die Unterhandlungen zu Chatillon abgebrochen seien; bald gewann er durch einen energischen Angriff auf die ihm folgenden leichten Reiter die furchtbare Gewißheit, daß hinter denselben keine Armee vorhanden sei. Er kehrte also schleunigst zur Rettung seiner Hauptstadt um, kam aber zu spät und begab sich nach Fontainebleau, wo auch sein Heer, dem er vorausgeeilt war, am 2. April eintraf. An der Spitze der 60,000 Mann, die er noch hatte, wollte er siegen oder sterben, aber der Abfall seiner Marschälle,

die für eine verlorene Sache nicht mehr kämpfen wollten, bewog ihn am 11. April, zu entsagen und sich den ihm von den Verbündeten gebotenen Bedingungen zu fügen. Wir können die Vorfälle in Fontainebleau wol als bekannt annehmen. Nach einem ergreifenden Abschiede von seiner Alten Garde begab er sich in das ihm angewiesene Exil nach der Insel Elba, mit dem leeren Titel eines Kaisers, aber mit der Hoffnung, den Adler, den er bei der Trennung von seinen treuen Kriegern geküßt hatte, bald wieder siegreich nach der Kathedrale von Paris zu führen.



Napoleon am Morgen des 11. März. Nach H. Vernet.

Diese Hoffnung täuschte ihn nicht. In Wien versammelte sich ein Kongreß von Fürsten und Staatsmännern, um über die Neugestaltung Europa's zu berathen. Für die Geschichte dieses Kongresses und seiner Verhandlungen, welche Deutschlands Interessen so traurig schädigten, verweisen wir auf das treffliche Werk von Königer über den Krieg von 1815, dessen Verfasser, großherzoglich hessischer Hauptmann, 1866 gefallen ist. Nur daran wollen wir erinnern, daß die Kongreßmächte über die bestrittenen Länder, Sachsen und Polen, in Zerwürfnisse geriethen, welche leicht zu einem Kriege unter einander hätten führen können, wenn Napoleon's Abreise von Elba und Landung in Frankreich sie nicht schnell wieder geeinigt hätte.

Napoleon hatte von Allem, was in Wien und Paris vorging, zuverlässige Nachrichten. Dort waren die Verbündeten unter sich in Streit, hier wuchs die Unzufriedenheit mit der bourbonischen Regierung und der Reaktion ihres Anhanges mit jedem Tage. Er erfuhr davon durch seine Stieftochter Hortense, die gewesene Königin von Holland, Mutter des jetzigen Kaisers der Franzosen, welche in Paris ein glänzendes Haus machte, ferner durch seine Mutter und seine Geschwister, von denen ihn die „Madame mère“ und seine Lieblingsschwester, Pauline Borghese, auf Elba besuchten; Letztere war auch viel in Neapel bei ihrer Schwester, deren Gemahl, König Murat, jetzt bitter bereute, im Kriege von 1814, um sich die Krone zu retten, Napoleon abtrünnig geworden zu sein und undankbar gegen ihn gekämpft zu haben. Er fürchtete nun doch, auf dem Wiener Kongresse sein Land zu verlieren, und hielt daher wieder zu seinem Schwager.

Dieser fand endlich den Zeitpunkt zum Handeln gekommen; er schiffte sich am 26. Februar mit 600 Mann seiner Alten Garde, die mit ihm gegangen, 100 Polen und 400 andern Soldaten, welche ihm gelassen waren, von Elba ein und gelangte bei der vollkommenen Sorglosigkeit der englischen Schiffe glücklich an die französische Küste, wo er am 1. März bei Cannes landete. Sofort trat er mit der kleinen Schar den Marsch nach Paris an; alle gegen ihn gesandten Truppen, von der alten Begeisterung für ihn erfaßt, gingen zu ihm über; der Graf von Artois (Bruder des Königs, später Karl X.) und Macdonald hofften ihn in Lyon aufzuhalten, mußten aber vor der Wuth ihrer eigenen Soldaten fliehen; zuletzt führte auch Ney, der dem Könige versprochen hatte, ihm den Tiger gefesselt zu bringen, seine Truppen Napoleon zu. Ludwig XVIII. floh am 20. März aus Paris und ging nach Gent in Belgien; an demselben Tage hielt Napoleon unter dem Jauchzen des Volkes seinen Einzug in die Hauptstadt und proklamirte feierlich, daß er den Thron wieder besteige, weil ihm die Verträge von Fontainebleau nicht gehalten worden seien. Man hat die Zeit seiner wiedergewonnenen Herrschaft die hundert Tage genannt; so lange dauerte sie nur.





Blücher und Wellington bei Waterloo.

13. Die hundert Tage und der Krieg von 1815. Waterloo.

In Wien hatte die Nachricht der Entweichung Napoleon's von Elba zuerst, wie Augenzeugen berichten, große Bestürzung erregt; doch gewann man bald wieder Vertrauen, da man nicht an die Gefahr glaubte, besonders da Talleyrand und Wellington behaupteten, Napoleon werde in kurzer Zeit vernichtet werden. Die verbündeten Mächte erließen am 13. März die Erklärung, daß Napoleon sich selbst von aller bürgerlichen und gesellschaftlichen Ordnung losgesagt und als Feind und Störer der Ruhe der Welt der öffentlichen Strafe überliefert habe. Von den acht Mächten unterzeichnet, welche den Pariser Frieden abgeschlossen hatten, war diese Schrift eine förmliche Achtserklärung Europa's gegen Napoleon.

Dieser wollte den Frieden, denn er wußte wohl, daß er im Kriege unterliegen müsse. Seine Anträge konnten jedoch keinen Erfolg haben, vielmehr wurden zu

seinem Sturze die umfassendsten Rüstungen gemacht. Vor der Hand standen aber an der ganzen französischen Grenze nur eine preußische Armee von 60,000 Mann unter Kleist von Nollendorf, welcher 14,000 Sachsen unter Thielmann beigegeben waren, in Rheinpreußen, und ein englisch-hannoversches Corps von 25,000 Mann unter dem Prinzen von Oranien, dem Sohne des neuen Königs der Niederlande, in Belgien. Napoleon hatte dagegen 155,000 Mann auf dem Kriegsfuße, welche Ludwig XVIII. zu dem österreichisch-englischen Bündniß gegen Rußland und Preußen mobil gemacht, und 40,000 Ersatztruppen vorgefunden: er konnte einen entscheidenden Schlag thun, welcher bei den Friedensverhandlungen in die Wagschale fallen mußte. Er wollte aber nicht eher, als bis ihm kein anderer Ausweg mehr blieb, ganz Europa zum Kampfe herausfordern; er rechnete noch immer auf die alte Hydra der Zwietracht unter den Verbündeten. Diese gewannen also Zeit, zwei Heere im Laufe des April und Mai in Belgien aufzustellen; auf dem rechten Flügel 106,000 Mann mit 196 Geschützen unter Wellington (Engländer, Holländer, Belgier, Hannoveraner, die britisch-deutsche Legion, Nassauer und Braunschweiger), auf dem linken Flügel 116,000 Preußen mit 312 Geschützen unter Blücher — von den Sachsen kamen infolge des traurigen Aufruhrs zu Lüttich nur wenige zum Kampfe. Zwischen Lahn und Sieg bildete sich unter Kleist ein Norddeutsches Bundescorps von 25,000 Mann. Preußen stellte aber außerdem noch eine mächtige Reserve auf, so daß von seiner Bevölkerung $2^1/_2$ Prozent unter die Waffen gerufen wurden, nach zwei blutigen Feldzügen gewiß der beste Beweis für die Wehrkraft des Volkes, welche sich auch im Kriege von 1866 wieder als unerschöpflich bewiesen hat. Man kann die Gesammtzahl, welche Norddeutschland 1815 ins Feld stellte, auf 300,000 Mann annehmen. Oesterreich und die süddeutschen Staaten brachten 254,000 Mann auf, die russische Armee zählte 167,000 Mann und in Sardinien sammelten sich 50,000 Oesterreicher und Sardinier. Doch wurde die Entscheidung des Krieges nur von den beiden erstgenannten Armeen in Belgien gewonnen.

Vorzeitig hatte der König Murat lange vorher, schon im April, losgeschlagen. Er war aber am 2. und 3. Mai von dem österreichischen Feldherrn Bianchi bei Tolentino vollständig geschlagen worden und hatte am 20. Neapel in Verkleidung als Flüchtling verlassen müssen. Er floh nach Frankreich, seine Gemahlin reiste auf einem englischen Kriegsschiffe ab, um in Oesterreich eine Zuflucht zu suchen.

Napoleon machte unterdessen die größten Anstrengungen, seine Kriegsmacht zu verstärken: die Zahlen, die er selbst angegeben, sind nicht zuverlässig; er hatte im Anfang des Juni eine Linienarmee für das Feld von 277,000 Mann, wovon aber noch 36,000 Mann in der Formation begriffen, und eine andere für die Besatzungen und die innere Vertheidigung von 210,000 Mann gebildet, doch war von letzterer die Hälfte ohne Ausrüstung, ein Drittel ohne Waffen. So konnte er gegen die 720,000 Mann, welche rings gegen ihn anrückten, nur 198,000 Mann verwenden, von denen die Hauptarmee, 128,000 Mann mit 344 Geschützen, gegen Belgien aufgestellt wurde. Von dem Kriegsplan der Verbündeten reden wir nicht, weil doch Alles anders kam.

Der Kaiser der Franzosen hatte die Wahl, entweder den Angriff der Verbündeten, in der Hoffnung auf deren Zwietracht und im Vertrauen auf sein Volk, zu erwarten, oder dem Angriff zuvorzukommen. Bei Napoleon konnte es nicht zweifelhaft sein, daß er das Letztere wählte. Wiederum wollte er zuerst gegen Blücher einen Schlag führen, der ihn für längere Zeit kampfunfähig machte, dann erst Wellington angreifen.

Dieser hatte sein Hauptquartier in Brüssel; Blücher, 15 Stunden davon entfernt, in Namur; die Feldherren hatten sich zwar über den Kriegsplan besprochen, doch keine rechte Verabredung getroffen, Napoleon vereint zu bekämpfen. Als die ersten Nachrichten von der Ansammlung größerer feindlicher Massen in der Gegend von Maubeuge kamen, zog Blücher seine Armee in der Stellung bei Sombreffe zusammen; nur das Bülow'sche Corps, das zu entfernt gestanden, konnte nicht mehr herankommen.

Am 15. Juni griff Napoleon die preußische Avantgarde (Zieten) bei Charleroi an und zwang sie zum Rückzuge; bei Frasnes fand ein Gefecht gegen Theile der Wellington'schen Armee statt. Auch Wellington suchte nun auf die Nachricht von diesen Kämpfen sein Heer zu vereinigen, was jedoch nicht sogleich gelang. Napoleon ließ ihn am 16. Juni durch Ney bei Quatrebras angreifen, um ihn von der Vereinigung mit Blücher abzuhalten, gegen welchen er selbst zum Angriff überging.

Ligny. Die Schlacht bei Ligny begann um $3^1/_2$ Uhr Nachmittags, der Angriff war um fünf Stunden verzögert worden: Napoleon zeigte zum ersten Male einen Mangel an Entschlossenheit. Es kam zu hartnäckigen Dorfgefechten um St. Amand und Ligny, in welche nach und nach fast alle Streitkräfte der Preußen verwickelt wurden. Besonders das vortheilhaft gebaute Ligny wurde von ihnen so tapfer vertheidigt, daß Napoleon gegen 5 Uhr seine Garden auf das Dorf anrücken ließ. Blücher hatte eben von hier seine Reserven zur Unterstützung gegen St. Amand gezogen, die Preußen mußten also dem Hauptangriffe weichen, und Ligny ging verloren. Milhaud's Kürassiere mit reitender Artillerie gingen durch das eroberte Dorf vor, die Stellung der Preußen war in der Mitte durchbrochen. Blücher sammelte noch Alles zum letzten Widerstande und setzte sich selbst an die Spitze einiger Schwadronen, sein Pferd stürzte aber verwundet nieder und der Feldmarschall blieb unter ihm liegen; sein Adjutant, Graf Nostitz, sprang ab, um ihm aufzuhelfen, als schon die französischen Kürassiere ganz nahe waren. Sie achteten aber nicht auf den Gefallenen, sondern sprengten vorüber — so wurde Blücher vor der Gefangenschaft gerettet. Die Schlacht war verloren; Gneisenau hatte schon während derselben den entscheidenden Beschluß gefaßt, sich nicht nach dem Rhein, auf der natürlichen Rückzugslinie, zu ziehen, sondern, diese preisgebend, seitwärts nach Wavre, zur Verbindung mit Wellington. Dieser großartige Entschluß bewirkte am 18. den Sieg bei Waterloo.

Napoleon hatte sich durch seinen verspäteten Angriff der Zeit beraubt, das preußische Heer vollständig zu zertrümmern, er ließ es nach dem Siege nicht einmal energisch verfolgen. Er war in diesem Feldzuge überhaupt nicht mehr der Alte.

Von Niemand ist er für 1815 so scharf und schonungslos verurtheilt worden, als neuerdings von Franzosen selbst, besonders von Charras und später von Quinet. Ersterer hat der Wahrheit eine Gasse durch die französische Geschichtsfälschung gebrochen; Letzterer, ein Verbannter wie Charras, hat seine Muße in Belgien, „wo das Schlachtfeld von Waterloo sein einziger Horizont war", benutzt, um mit großem Scharfsinn Zweifel über manche Frage aus dem Kriege von 1815 zu lösen und die Thatsachen wahrheitsgetreu zu ermitteln. So weist er nach, daß Napoleon erst um Mittag am 17. Juni Grouchy den Befehl ertheilt, Blücher zu verfolgen, daß er diesem dadurch 12—15 Stunden Vorsprung vergönnt und seine Spur ganz verloren habe. Grouchy wurde durch diesen Auftrag so erschreckt, daß er den Kaiser fußfällig bat, doch lieber Ney zu schicken. Ney hatte sich aber am vorigen Tage bei Quatrebras Napoleon's Unzufriedenheit zugezogen, sehr ohne seine Schuld. Er erhielt erst am 15. Abends 5 Uhr den Befehl, mit 3 Corps gegen Wellington zu marschiren, konnte also unmöglich schon am 16. um 10 Uhr Quatrebras genommen haben, worüber ihn Napoleon getadelt. Er war überdem ohne bestimmte Instruktion, und doch hatte ihm der Kaiser geschrieben: „Das Schicksal Frankreichs liegt in Ihrer Hand!" Ja, Napoleon rief sogar das Erlon'sche Corps von Ney ab, um es nach Ligny zu dirigiren, wo aber von ihm kein Gebrauch gemacht wurde, sodaß es mit Zurücklassung eines Theiles wieder zu Ney marschirte und wegen dieses Hin- und Herziehens natürlich weder hier noch dort ins Gefecht kam. Ney war in Verzweiflung, als ihm so viele Truppen entzogen wurden; er wünschte sich den Tod. Doch erreichte er immerhin, daß die Armee Wellington's bei Quatrebras festgehalten wurde und Napoleon Blücher schlagen konnte, ja hätte vernichten können, wenn er den Sieg in seiner alten Weise benutzt hätte. Bei Quatrebras wurde von beiden Theilen tapfer und Anfangs glücklich für die Franzosen gekämpft; einen Sieg konnte aber Ney nicht erfechten, da ihm ein Corps genommen war und beim Feinde immer neue Verstärkungen eintrafen. Der Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig, welcher 1809 mit seinen Schwarzen den berühmten Zug gemacht hatte, starb hier den Heldentod. Während er bei seinem zurückgedrängten Leibbataillon die Ordnung wieder herstellen wollte, traf ihn eine tödliche Kugel. Er sank vom Pferde, seine Soldaten trugen ihn zurück; ehe aber ein Arzt gefunden werden konnte, war er bereits verschieden. Noch einmal, gegen Abend, lächelte Ney das Glück: Kellermann's Kürassiere machten einen erfolgreichen Angriff; mehrere Carrés wurden gesprengt, auch die Infanterie drang wieder vor. Doch empfingen 18 eben eingetroffene feindliche Geschütze die Kürassiere mit einem verheerenden Feuer, vor welchem sie auseinander stoben; Wellington ergriff die Offensive und Ney mußte den Rückzug anordnen. Dieser geschah, durch seine zahlreiche Kavallerie gedeckt, in großer Ordnung; die erschöpften Sieger konnten nur langsam folgen und das Treffen endigte bei einbrechender Dunkelheit ungefähr da, wo es begonnen hatte.

In Blücher's Armee war am 17., da sie nicht verfolgt wurde, die taktische Ordnung und Kampffähigkeit bald wieder hergestellt, sie etzte ihren Marsch auf den

vom Regen erweichten Straßen fort; auch Bülow's Corps war näher gekommen. Um 12 Uhr erhielt der Feldmarschall aus dem Hauptquartier Wellington's ein Schreiben, in welchem dessen genommene Stellung bei Mont St. Jean gemeldet und bei dem zu erwartenden Angriff dringend um die Mitwirkung der Preußen gebeten wurde. Blücher sagte sie unbedingt zu. Wellington wurde dadurch bestärkt, die Schlacht anzunehmen.



Heldentod des Herzogs Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Oels in der Schlacht bei Quatrebras.

Der Kaiser Napoleon hatte am 17., statt gegen Wellington aufzubrechen, seine Truppen auf dem eroberten Schlachtfelde besichtigt und Grouchy, wie gesagt, erst um Mittag zur Verfolgung der Preußen abgeschickt — wo doch das Schicksal Frankreichs an Stunden hing! Den Werth der Zeit im Kriege wußte sonst kein Feldherr so zu würdigen als er! Doch war er eben nicht mehr der alte Napoleon, wie Vandamme offen zu seinen Offizieren sagte. Endlich Nachmittags setzte er seine Armee in Marsch auf der Straße nach Brüssel. Blücher glaubte er im unschlagfertigsten Rückzuge nach dem Rhein, darum kümmerte er sich auch gar nicht um Grouchy, der ihn verfolgen sollte; dieser hatte, trotz Napoleon's Behauptung, keine Instruktion erhalten; er erhielt in der Nacht zum 18. keinen einzigen Befehl, keine Depesche, kein Wort, obgleich Napoleon zwei Offiziere an ihn abgeschickt haben will. Bei Wavre traf er am 18. Juni auf das preußische Corps von Thielmann, das Blücher bei seinem Marsche zur Unterstützung hier zurückgelassen hatte, um Wavre bis zum Ausgange der Schlacht zu behaupten. Grouchy griff an und das Gefecht

war im vollen Gange, als der Kanonendonner von Waterloo sich hören ließ; seine Untergenerale beschworen ihn, den Kampf abzubrechen und dorthin zu marschiren; er glaubte sich aber an Napoleon's ersten Befehl halten zu müssen, wäre auch jedenfalls zu spät auf das Schlachtfeld von Waterloo gekommen. Bei Wavre kämpfte er siegreich, Thielmann zog sich fechtend am 19. zurück, da seine Stellung unhaltbar geworden war und er den Sieg bei Waterloo erfahren hatte. Auch Grouchy war die Niederlage seines Kaisers bekannt geworden, er folgte Thielmann daher nicht, sondern ging auf Namur.

Die Schlacht bei Waterloo, Mont St. Jean oder Belle-Alliance. Als Napoleon, der sich wieder mit Ney vereinigt hatte, den Feind, den er auf dem Rückzuge nach Brüssel glaubte, in der Stellung vor sich fand, beschloß er die Schlacht. Während der Regennacht zum 18. Juni lagerten beide Armeen einander gegenüber, durch einen flachen Thalgrund getrennt. Wellington's Hauptquartier war in Waterloo. Seine versammelte Armee zählte 67,700 Mann mit 150 Geschützen; Napoleon hatte 72,000 Mann; seine detachirten Corps, die 33,000 Mann von Grouchy und 2500 Mann bei St. Amand zurückgelassen, konnten zur Schlacht nicht mehr herankommen und Blücher war mit 3 Corps gegen ihn im Anmarsch, das von Bülow, welches bei Ligny nicht mit gefochten hatte, an der Spitze. Bülow war ein glücklicher Feldherr, nie hat er eine Schlacht verloren, nie auch nur in einer solchen, die verloren gegangen, während seiner ganzen Dienstzeit mitgekämpft — welcher Soldat, der Kriege mitgemacht, kann sich dessen rühmen!

Der 18. Juni war ein Sonntag. Schon gegen 7 Uhr nahm Wellington's Heer seine Stellungen in Schlachtordnung ein. Die Mitte, unter dem Prinzen von Oranien, 3 englische und 2 niederländische Divisionen, stand vor Mont St. Jean und hatte das leichte Bataillon Baring von der deutschen Legion in die in der Thalsenkung an der Straße nach Charleroi liegende Meierei La Haye Sainte vorgeschoben. Der rechte Flügel unter Lord Hill, 2 englische Divisionen und die Braunschweiger, lehnte sich an die Straße von Nivelles und hielt das auf einem steilen Hügel vorliegende Schloß Goumont (Hougoumont) mit seinen Gärten und Gehölzen mit 4 leichten Gardecompagnien, 200 Hannoveranern und einem nassauischen Bataillon besetzt. Der linke Flügel unter Picton dehnte sich bis zum Hofe La Haye aus. Die Kavallerie stand hinter der Infanterie.

Erst um 9 Uhr ließ Napoleon seine Armee unter das Gewehr treten und es vergingen noch $2^1/_2$ Stunden, ehe er den Befehl zum Angriff gab! Seine Schlachtordnung war in 3 Treffen: die Corps von Erlon und Reille, Reiterei auf den Flügeln, bildete das erste, das Lobau'sche Corps, links davon Kellermann's Kürassiere, rechts die leichte Kavallerie, noch weiter rechts Milhaud's Kürassiere, das zweite, die Garden das dritte Treffen. Der Angriff sollte von Reille, um den Feind zu täuschen, auf das Schloß Goumont eröffnet werden, der Hauptangriff aber, wenn er genugsam vorbereitet, sich gegen die Mitte und den linken Flügel des Feindes richten. Napoleon gab endlich den Befehl zum Vorgehen; 35 Minuten nach 11 Uhr fiel der erste Kanonenschuß.

Die verbündeten Truppen hatten eben abgekocht und aßen, als vom jenseitigen Höhenrande ein vieltausendstimmiges Geschrei, begleitet von Trommelwirbel, Trompetengeschmetter und rauschender Feldmusik, erscholl. Rasch eilte die Infanterie an die Gewehre, die Kavallerie an die Pferde. Eine Division von Reille griff mit vorgeschickten Tirailleurschwärmen das Schloß von Goumont an, das tapfer vertheidigt wurde. Der Kampf um dasselbe dauerte zu lange, um den Hauptangriff noch zu verzögern, welchen Ney führen sollte. Da bemerkte Napoleon mit dem Fernrohr in seiner rechten Flanke eine Truppenabtheilung; er sandte eine Kavalleriepatrouille dahin ab, diese brachte die Meldung, daß es Preußen seien.



Wellington in der Schlacht bei Waterloo.

Bald nachher wurde ihm ein gefangener preußischer Husar vorgeführt, welcher aussagte, daß es die Spitze des Bülow'schen Corps gewesen, die er gesehen habe, und daß die ganze preußische Armee demselben folge. Er wollte das aber nicht glauben, weil diese Gewißheit zu furchtbar war. Nur die leichte Kavallerie aus dem zweiten Treffen schickte er ab, um den neuen Feind zu beobachten, und ließ Lobau's Corps rechts von der Straße eine Stellung nehmen, wo er ihn nöthigen Falls aufnehmen konnte.

Um 1 Uhr Mittags leiteten 78 Geschütze, beim Pachthof Belle-Alliance am Abhange aufgefahren, den Hauptangriff ein; die englische Artillerie, an Zahl geringer, hielt standhaft aus. Eine halbe Stunde später gab Napoleon der Infanterie Befehl zum Vorrücken. Es waren die 4 Divisionen des Erlon'schen Corps, jede in

eine einzige große Masse formirt; 8 Bataillone, in Linie aufgeschlossen, hinter einander! Diese im feindlichen Feuer ungeheuerliche Formation ist neuerdings einem Mißverständnisse zugeschrieben worden, der Befehl habe gelautet: en colonne par divisions, womit aber reglementsmäßig die Bataillonsdivisionen zu 2 Compagnien gemeint gewesen. Die Generale haben es aber auf Armeedivisionen bezogen; kaum glaublich!

Mit einem donnernden „Vive l'Empereur!", als sie vom Thalrande den Feind auf den jenseitigen Höhen erblickten, stiegen die vier großen Massen, Tirailleurschwärme voran, in den Grund hinab. Eine derselben griff die hier gelegene Meierei La Haye Sainte an, die andern drei erstiegen mühsam, im aufgeweichten Lehmboden, den jenseitigen Thalrand. Sie wurden mit einem mörderischen Feuer empfangen und nach schwerem Verluste zurückgeworfen, ebenso die Kürassiere, welche zur Unterstützung gefolgt waren. 16 englische Escadrons verfolgten sie im wilden, unlenksamen Strom siegestrunken über den Grund bis auf die Höhen, wurden aber hier von französischer Reiterei umfassend angegriffen und verloren die Hälfte ihrer Mannschaft.

Der Kaiser sah die Engländer zum ersten Male in der Schlacht, an einen solchen Widerstand hatte er nicht geglaubt. Seine Infanterie des ersten Treffens war erschöpft, das Corps aus dem zweiten hatte er rechts gegen die Preußen abrücken lassen, es blieben ihm nur noch die 24 Bataillone der Garde, die er als Reserve zurückhalten wollte. Daher beschloß er einen Massenangriff der Kavallerie, welcher die feindliche Mitte durchbrechen sollte; die gesammte Reiterei erhielt Befehl, sich dazu vorzubereiten: es war 4 Uhr. Zum ersten Angriff bestimmte Ney die 8 Kürassierregimenter Milhaud's und die leichte Gardekavallerie (2 Chasseur- und 1 Lancierregiment) unter Lefebvre-Desnouettes, über 5000 Pferde. Ein furchtbares Geschützfeuer, das bis zum letzten Augenblicke unterhalten wurde, sollte ihnen den Weg bahnen. Sie gingen im Trabe über den Grund; die englischen Carrés, nur viergliedrig, mit großem innern Raume, ließen die Harnischreiter, ohne zu schießen, bis auf 60 Schritt herankommen und gaben ihnen dann erst die vollen Salven. Das Tagebuch eines englischen Offiziers sagt darüber: „Der Erfolg war wie ein Zauber. Durch den Pulverdampf sahen wir Helme fallen, Reiter im Sattel krampfhaft emporzucken, Pferde stürzen, bäumen, seitwärts springen, Leute zu Fuß zurückeilen, Andere ihre Pferde zum Sprung auf unsere Bajonette spornen!" Umsonst! Von allen Vierecken abprallend, ohne ein einziges zu sprengen, drangen die Reiter durch alle Zwischenräume der beiden britischen vordern Treffen bis in das dritte und erneuerten mit unvergleichlicher Tapferkeit immer wieder ihre Angriffe, bis die Erschöpfung der Pferde und ihre großen Verluste sie zwangen, davon abzustehen. Von der englischen Kavallerie hitzig verfolgt, gingen sie wieder zurück und wurden von der leichten Gardekavallerie, welche, den Erfolg abwartend, Halt gemacht hatte, aufgenommen. Die Infanterie kämpfte unterdessen um die vorliegenden festen Punkte, besonders Goumont und La Haye Sainte, ohne sie nehmen zu können. Jetzt trat eine kurze Pause ein. In der rechten Flanke Napoleon's fielen

schon die ersten Kanonenschüsse der Preußen: um halb fünf Uhr brach Bülow aus dem Walde von Soignes hervor. Der Kaiser hielt jedoch die Selbsttäuschung beharrlich fest, daß es nur ein detachirtes Corps sei, welches Lobau wol aufhalten werde, und ließ um 5 Uhr einen zweiten großen Reiterangriff ausführen, zu welchem auch noch Kellermann's Kürassiere und die Gardedragoner vorgezogen wurden, im Ganzen nun 8000 Pferde. Was noch von Infanterie gefechtsfähig war, mußte auf der ganzen Schlachtlinie sich anschließen und der Kampf aller drei Waffen in stets wiederholten Angriffen tobte über eine Stunde lang; Wellington hat die 10—12 Reiterangriffe der Franzosen das großartigste Schauspiel genannt, das er im Kriege je gesehen. Endlich mußten die erschöpften Schwadronen Napoleon's den Kampf aufgeben, die Infanterie hatte sich auch weder auf der Höhe behaupten noch Goumont nehmen können, nur La Haye Sainte war endlich nach der heldenmüthigsten Vertheidigung durch Baring, weil seinen Jägern die Munition fehlte, in französische Hände gefallen. Vergebens bat Ney, nachdem die Kavallerieangriffe gescheitert waren, um Infanterie; den Kaiser mochte nun schon die Verblendung über seine Lage verlassen haben, denn er erwiederte dem an ihn abgeschickten Generalstabschef heftig: „Infanterie! Woher soll ich sie nehmen? Kann ich sie machen?"

Er schickte dann, da Bülow immer größere Fortschritte machte und seine Rückzugslinie bedrohte, die Junge Garde, 8 Bataillone, unter Duhesme nach Planchenoit, um welches Dorf nun heftig gekämpft wurde. Noch wäre für Napoleon der Rückzug möglich gewesen, Blücher war noch nicht herangekommen und Wellington zu erschöpft; die Alte Garde, welche noch nicht gebraucht war, konnte den Rückzug decken, morgen Grouchy wieder zum Heere stoßen. Aber Napoleon glaubte noch immer an den Sieg und führte gegen 7 Uhr mit Aufbietung aller seiner Kräfte einen letzten Hauptangriff aus. Als die Alte Garde, von Ney selbst geführt, an dem Kaiser vorüberzog, der auf seinem persischen Schimmel bis an den Thalrand vorgeritten war, zeigte er stumm nach der feindlichen Aufstellung und hörte noch einmal, zum letzten Male, das „Vive l'Empereur!" seiner treuesten Krieger. Nur das erste Grenadierregiment der Garde war auf der Höhe bei der Meierei La Belle-Alliance zurückgeblieben. Wellington gerieth in die allerbedenklichste Lage: „Ich wollte, es wäre Nacht oder Blücher käme!" sagte er. Der Angriff der Franzosen wurde mit dem höchsten Ungestüm ausgeführt; schon wichen die Truppen des Prinzen von Oranien, in der Mitte drangen die französischen Garden gegen die englischen, die sich niedergelegt hatten. Da rief Wellington, der herbeigeeilt war: „Auf, Garden, und zielt gut!"

Vor den Sturmkolonnen erhob sich plötzlich die lange Linie der Scharlachröcke und empfing sie mit mörderischem Feuer; Ney stürzte mit dem Pferde, zwei andere Generale fielen; die Kolonnen wollten deployiren, um das Feuer zu erwiedern, da wurden sie von beiden Seiten umfaßt und die Alte Garde wich, in Ordnung zwar, aber sie wich in den Grund zurück, vom Feinde heftig verfolgt. Hier kam es noch zu einigen Wechselfällen im Kampfe, der aber mit dem vollständigen Rückzuge der Franzosen endigte.

Jetzt traf auch Blücher's rechter Flügel, das Zieten'sche Corps, zur Schlacht ein. Wie ein Lauffeuer ging durch Wellington's Linien der belebende Ruf: „Der alte Blücher kommt!" und der Herzog, diesen Impuls benutzend, gab seinem ganzen Heere, geschwächt wie es war, bis auf die Hälfte geschmolzen, und noch kurz vorher am Rande einer Niederlage, den Befehl zum allgemeinen Vorrücken gegen die wirren, im Rückzuge sich drängenden französischen Bataillone.



Napoleon inmitten seiner Alten-Garde.

Wenige Momente später erstürmten Bülow's Truppen das Dorf Planchenoit, halb schon im Rücken des Feindes; Batterien fuhren auf, denselben in der Flanke zu beschießen; Prinz Wilhelm, der Bruder des Königs, brach mit der Kavallerie durch die Intervallen der Infanterie zur Verfolgung vor. Alles vom rechten französischen Flügel stürzte nun in wilder Flucht nach der Mitte bei Belle-Alliance. Nur vier Gardebataillone standen noch fest; Napoleon, so berichten französische Schriftsteller, ritt in eines ihrer Carrés und wollte mit ihnen sterben, aber Soult ergriff den Zügel seines Pferdes und riß ihn gewaltsam mit sich fort. Der Führer Napoleon's, ein belgischer Landmann, de Coster, hat aber beglaubigt ausgesagt, daß er mit den Worten: „Jetzt ist es zu Ende, retten wir uns!" sein Pferd zur Flucht gewendet

habe. Auch das letzte Carré der Alten Garde erlag. Ob bei der Aufforderung das berühmte Wort: „Die Alte Garde stirbt, aber sie ergiebt sich nicht!" gesprochen wurde, steht dahin; General Cambronne, dem es in den Mund gelegt, hat es aber gewiß nicht gesagt, denn er ergab sich dem hannoverschen General Halkett. Nachher wollte er ihm wieder fortlaufen, Halkett hielt ihn aber an seinen Achselschnüren fest.



Hurrah! die Preußen kommen.

Die Verwirrung unter den fliehenden Franzosen war grenzenlos; keine Abtheilung blieb geschlossen, Infanterie, Kavallerie, Geschütz und Gepäck mischten sich in wüsten Haufen. Gegen 9 Uhr trafen sich Blücher und Wellington auf der Höhe Belle-Alliance. Der britische Feldherr hat diesen Moment aber nur zu sehr vergessen, als er in seinem Nationalstolz später leugnete, daß er den Sieg von Waterloo nur Blücher verdanke.

Gneisenau setzte sich an die Spitze der Verfolgung, welche, nach seinem Bericht, „mit dem letzten Hauche von Menschen und Pferden" geführt, in der Kriegsgeschichte unerreicht dasteht. Diese rastlose Verfolgung hinderte Napoleon, wie er gehofft, zu Genappe die Flüchtigen wieder zu sammeln: sie vollendete sein Verderben, seine

Armee war vernichtet, sein Thron stürzte in Trümmer. Die Franzosen verloren auf dem Schlachtfelde 24,000 Todte und Verwundete, 7000 Gefangene auf der Flucht und alles Geschütz und Gepäck. Der Verlust Wellington's wird auf 15,000, Blücher's auf 7000 Mann angegeben. Eine reiche Beute fiel den Verfolgern in die Hände, dem Füsilierbataillon vom 15. Regiment Napoleon's Reisewagen, in welchem sich, außer seinem historisch gewordenen Hut und einem Degen, viele Schätze vorfanden, darunter die Brillanten, der ganze Schmuck seiner Schwester Pauline, den sie ihm zur Führung des Krieges geopfert hatte. Das Bataillon schenkte einen Theil davon dem Könige. „Ihr dummen Deubels!" sagte Blücher, als er davon hörte. Aus dem kaiserlichen Küchenwagen, der ebenfalls erbeutet worden war, stellte das Offiziercorps des 25. Regiments ein reiches silbernes Tafelgeschirr für die Prinzessin Charlotte, die nachmalige Kaiserin von Rußland, zusammen.

Die siegreichen Heere lagerten auf dem Schlachtfelde. Bei den Preußen erklang unter Musikbegleitung das alte fromme Lied, von ihren Vätern schon bei manchem frühern Siege gesungen: „Nun danket Alle Gott!" und darauf: „Heil Dir im Siegerkranz!" Als Briten und Schotten die wohlbekannte Melodie hörten, die auch die ihrer Nationalhymne: „God save the king!" ist, jubelten sie laut und fielen mit Gesang ein. Dann spielte die Musik lustige Tänze, und bis tief in die Nacht tanzten Preußen und Briten, bunt gemischt, zusammen, besonders leidenschaftlich die Bergschotten in ihren gewürfelten Kilts über den nackten Beinen.

Die Sieger traten nun den Marsch nach Paris an, auf welchem sie noch einige Gefechte hatten. Nur einen Erfolg noch errangen die Franzosen, indem Excelmans den Oberstleutnant von Sohr, der mit 2 Husarenregimentern (mit einer Schwadron als Parteigänger wäre richtiger gewesen) zu einem weiten Streifzuge entsendet war, am 1. Juli mit großer Uebermacht bei Versailles überfiel und zersprengte. Dabei fand Heinrich von York, der älteste Sohn des Feldmarschalls, den Tod; Sohr wurde schwer verwundet und gefangen. Napoleon war in seiner Hauptstadt angekommen, in der Hoffnung, noch einmal alle Kräfte des Landes zum äußersten Widerstande anspannen zu können, er fand aber den alten Gehorsam nicht mehr in den Kammern, es wurde mit rauschendem Beifall Lafayette's Mahnung, sich um das Banner von 1789 zu scharen, und sein Antrag, daß die Kammer sich als permanent erkläre und alle Gewalt an sich nehme, angenommen, und Napoleon dankte am 22. Juni zum zweiten Male ab zu Gunsten seines Sohnes. Am 25. verließ er Paris, um es nie wieder zu sehen; am 29. erschienen die Preußen vor den Barrièren, nachdem die Unterhandlungen der Deputationen, welche die neu eingesetzte Regierungskommission von 5 Mitgliedern an Blücher und Wellington geschickt, vergeblich gewesen waren. Davoust hatte, nachdem Grouchy wieder zu der gesammelten Armee gestoßen war, etwa 58,000 Mann zusammen, doch konnte er nicht hoffen, Paris gegen die doppelte Ueberzahl zu halten. Er schloß daher eine Kapitulation ab, nach welcher das Heer über die Loire zurückging. Am 7. Juli rückten die Verbündeten in Paris ein, am 9. hielt Ludwig XVIII. seinen Einzug.